
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00289289 1

SITZUNGSBERICHTE

DER

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHEN CLASSE

DER KAISERLICHEN

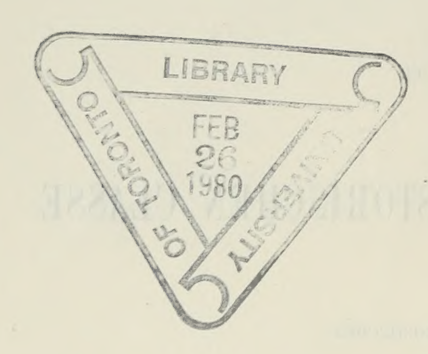
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

HUNDERTDRITTER BAND.

WIEN, 1883.

IN COMMISSION BEI CARL GEROLD'S SOHN

BUCHHÄNDLER DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.



Druck von Adolf Holzhausen,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker in Wien.

INHALT.

I. SITZUNG VOM 3. JÄNNER 1883.

Herr Regierungsrath Dr. C. Ritter von Wurzbach erstattet den Dank für die dem 46. Theil des ‚Biographischen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich' bewilligte Subvention.

Der Ausschuss der akademischen Lesehalle in Lemberg übersendet den Rechenschaftsbericht für das Studienjahr 1881/2.

Von dem Director des k. bayr. Reichsarchivs zu München, Herrn Geheimrath Dr. von Löher, wird der VII. Band der ‚Archivalischen Zeitschrift' für die akademische Bibliothek eingesendet.

Das c. M. Herr Regierungsrath Dr. Beda Dudík, Capitularpriester des Benedictiner-Stiftes Raigern, legt: ‚Auszüge aus dem Rathsprotokolle des k. k. Tribunals in Mähren vom Jahre 1683' zur Veröffentlichung in den akademischen Schriften vor.

Von dem c. M. Herrn Professor Dr. Hugo Schuchardt in Graz wird eine Abhandlung unter dem Titel: ‚Kreolische Studien III. Ueber das Indoportugiesische von Diu' für die Sitzungsberichte überreicht.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique: Bulletin. 50e année, 3e série, Tome II, Nos. 9 et 10. Bruxelles, 1881; 8⁰. 51e année, 3e série Tome III, No. 6. Bruxelles, 1882; 8⁰. — 51e année, 3e série, Tome IV, No. 11. Bruxelles, 1882; 8⁰.

Akademie der Wissenschaften, königliche: Öfversigt af Förhandlingar. 39: de Årg. Nr. 5 o. 6. Stockholm, 1882; 8⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Ausweise über den auswärtigen Handel der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1881. ‚Waareneinfuhr in das allgemeine österreichisch-ungarische Zollgebiet'. II. Abtheilung, XLII. Jahrgang. Wien, 1882; gr. 4⁰.

— zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. VIII. Band, 3. und 4. Heft. Wien, 1882; gr. 4⁰.

Gesellschaft, kroatisch-archäologische: Viestnik. Godina IV, Br. 2—4. U Zagrebu, 1882; 8⁰.

— geschichts- und alterthumsforschende des Osterlandes: Mittheilungen. VIII. Band, 2.—4. Heft. Altenburg, 1879—1882; 8⁰. — IX. Band, 1. Heft. Altenburg, 1882; 8⁰.

Handels- und Gewerbekammer in Linz: Statistischer Bericht über die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse Oberösterreichs in den Jahren 1876—1880. Linz, 1882; 8⁰.

Heidelberg, Universität: Akademische Schriften pro 1881—1882; 21 Stücke 8⁰ und 4⁰.

Johns Hopkins University: Seventh annual Report. Baltimore, 1882; 8⁰.

— University Circulars. No. 3. Baltimore, 1880; 4⁰. Vol. II, Nr. 19. Baltimore, 1882; 4⁰.

Journal the American of Philology. Vol. III, No. 11. Baltimore, 1882; 8⁰.

Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt von Dr. A. Petermann. XXVIII. Band, 1882, XII. Gotha, 1882; 4⁰.

Müller, F. Max: The sacred books of the East. Vols. XIV et XVIII. Oxford, 1882; 8⁰.

Society, the royal geographical: Proceedings and monthly Record of Geographie. Vol. IV, Nr. 12. December 1882. London; 8⁰.

Verein für Landeskunde von Niederösterreich: Topographie von Niederösterreich. II. Band, 10. Heft. Wien, 1882; 4⁰.

Wissenschaftlicher Club in Wien: Monatsblätter. IV. Jahrgang, Nr. 3. Wien, 1882; 4⁰.

Kreolische Studien.

Von

Hugo Schuchardt,

corr. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften.

III.

Ueber das Indoportugiesische von Diu.

Julien Vinson im Dictionnaire des sciences anthropologiques Art. Créoles (Linguistique) S. 335 f. bemerkt, dass das Indoportugiesische nicht bloss auf Ceylon, sondern auch in dem ganzen dravidischen Land, d. h. auf der Südspitze Indiens gesprochen werde. Nach der Mittheilung Sr. Hochwürden des apostolischen Vicars von Pondichéry, Herrn F. X. Corbet, wäre das Indoportugiesische von Pondichéry und überhaupt von der Ostküste ausgeschlossen. Anderseits kommt es auch im Norden vor, wie mir bezüglich Thaná's, Bassein's und der Nachbarschaft ein berühmter Bombayer Gelehrter versichert, der aber wiederum meint, dass in den portugiesischen Besitzungen, nämlich Diu, Damão und Goa, ausschliesslich das reine Portugiesisch herrsche. Diese Behauptung wird mir nur bezüglich Goa's von Herrn Advocaten Antonio Felix Pereira in Nova Goa bestätigt, und ich selbst bin im Stande sie gerade mit Hinsicht auf den nördlichsten der angegebenen Punkte zu widerlegen.

S. Excellenz der Gouverneur von Diu, Herr **Pedro Francisco d'O. Perry da Camara,** ist meinem Wunsche nach Proben des dort volksthümlichen Portugiesisch mit besonderer Liebenswürdigkeit nachgekommen, als Einer von denen, welche den Denkmälern und Erinnerungen, die ihre Vorfahren an den

africanischen und indischen Gestaden zurückgelassen haben, ein warmes und förderndes Interesse entgegenbringen;

‚Que hum ergue Dio, outro o defende erguido.'

Die Proben, welche er mir geliefert hat, stammen aus einer doppelten Quelle und damit hängt ihr verschiedener Sprachcharakter zusammen. Die zuerst gesandten Materialien (*B*), besonders die Gespräche, sind gewiss aus dem Volksmunde geschöpft; aber theils scheinen die Personen selbst, denen sie abgehört wurden, in verschiedenen Graden das eigentliche Kreolisch mit dem Portugiesischen gemischt zu haben, theils ist die Aufzeichnung für das Befremdliche und Mannichfaltige verantwortlich zu machen. Indem ich die etwas veraltete Ansicht hege, dass die Uebersetzung eines Bibelcapitels, z. B. des Gleichnisses vom verlorenen Sohn, auf einem gewissen Standpunkt sprachlichen Studiums einen Vortheil gewährt, der anderswie kaum zu erreichen ist, bemühte ich mich einen solchen Beitrag aus Diu zu erhalten und erhielt ihn in der That. In diesem Texte (*A*) herrscht eine fast vollkommene Consequenz; der, welcher ihn niedergeschrieben hat, beantwortet auch einzelne von mir an *B* angeknüpfte Fragen und es ergibt sich, dass ihm hier Ein und das Andere fremd ist. In der Schreibung habe ich Nichts geändert was irgendwie von Wichtigkeit sein könnte.[1]

---

[1] Ich glaube, dass auch der folgende Brief eines dortigen Eingeborenen die Oeffentlichkeit verdient; Phonetisches ist daraus mit Sicherheit nicht zu entnehmen (vgl. *fager* = *fazer*, *jagado* = *zangado*). Ueberhaupt lehrreich ist das regelmässige *-o* für das weibliche *-a* (*siletismo* = *excellentissima?*, *familho*, *vido*, *disfeito* u. s. w.) und daneben *sua* für *seu* (s. Kreolische Studien II, S. 812), und als tiefeingewurzelt zeigt sich das *para* bei directem und indirectem Object, dem vielleicht sogar das kapholländische *voor* entstammt (obwohl sich in der Lingua franca und im Rumänischen ein entsprechendes *per* und *pre* finden).

Illmo Snr 1º Sargente

istamareio a bom saude de VG' e do siletismo a familho deus deis vido saude par VG' e par familho que a VG' perdoi par sua Pobre Criado não leve disfeito do pobre Criado vaa mador esta resebo que não VG' ficá jagado heu ficá do falar para a VG' que par heu fager o serviso com Arvorado tei a hevige a tudo soldo anda fazendo a meu quixos par madar desnomiar ellos dormo ate no sentinello vai meio

Diese Proben werden ausdrücklich als solche des *portuguez crioulo* oder *castiço* von Diu bezeichnet. Das Wort castiço scheint hier eine Bedeutung zu haben, welche mit seiner ursprünglichen im Widerspruch steht. Nach den portugiesischen Wörterbüchern ist ein castiço ein in Indien von portugiesischen Eltern Geborener; an die Stelle des Gegensatzes zum Eingeborenen trat wohl schon früh der Gegensatz zu dem europäischen Portugiesen, dem reinol; s. J. Long The Portuguese in North India, Calcutta Review V, 255 (June 1846). Ob dieser Ausdruck noch weiter im Werth gesunken ist und etwa, wie sonst in Indien der Name topaz, sich auf einen Mischling oder gar einen portugiesirten Indier bezieht, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist das portuguez castiço weit davon entfernt, vorzugsweise die Sprache der Leute von rein portugiesischem Blute zu sein.

Das Kreolische von Diu unterscheidet sich, wie ich später im Einzelnen zeigen werde, weit mehr von dem von Ceylon als das von Cochim. Zur Vergleichung setze ich die bewusste Parabel auch im Ceylonportugiesischen (O Novo Testamento, Londres 1826) her.

A.

Kreolisch von Ceylon.	Kreolisch von Diu.
A Parabola de o filho prodigo.	***Parab d'um filh estravagant.***
11. *Per hum certo homem tinha dous filhos:*	*Um homm tinh doiz filh:*
12. *E o mais moço d'elles ja falla per o pai, Pai, da par mi a quinhaõ de a fazenda que par mi te compete. E elle ja reparti per ellotros seus bens.*	*Já fallou par su pai aquêl mais piquin, que da-cá*[1] *su quião que ta pertencê a êll. E êll já repartiu por tud doiz filh tud quant tinh.*

horras lises recoi as 5 horras i dipois quando façá micrico a dianto Sr. furiher que ello ficou para madar disnomiar a sua pobre Criado Govinde Pungia.

[1] Vgl. Cuervo Leng. Bogot.[3] S. 143.

13. *E naõ muitos dias despois o filho mais moço ajuntando tudo, ja parti per huã terra longe, e ali ja desperdiça sua fazenda vivendo dissolutamente.*

Depois de passá algum temp fêz um imbrui de tud su fat aquêll rapaz piquin e já foi ficá n'um terr bastant lonj e estranh e ali já deu cab de tud, fazend munt estragação.

14. *E quando d'elle tinha gastado tudo, huã grande fomé ja sucede n'aquella terra; e elle ja começa pera padeçe necessidade.*

E depois de ter dad cab de tud, sucedeu vi n' aquêll terr grand caristi e êll prinspiou ter pricizão.

15. *E elle ja foi e ja ajunta si mesmo per hum de os cidadiaõs d' aquella terra; e elle ja manda per elle per seus varzes pera pastia os porcos.*

Já sahiu d' ali e já ficou com um homm d' aquêll terr. Mais est já mandou par aquêll par um quintal d' êll par tomá cuidad de su criação de porc porc.

16. *E elle tinha desejado pera enchi seu barriga de os mondaduras que os porcas ja comé: e ninguem nunca ja da per elle.*

Nest lugar tinh buscá êll inchê su barrig com comêr d'aquêll porc porc, mais ninguem nã tinh dá.

17. *E tornando em si mesmo, elle ja falla, Quantas jornaleiros de meu pai tem abundançia de paõ, e eu te pereçe de fome!*

Até qui já pensou e já fallou: na caz de mim pai tê bastant criad qui tê munt comêr e eu aqui tá morrê fom!

18. *Eu lo irgue e lo anda per meu pai, e per elle lo falla, Pai, eu ja pecca contra ceos, e diante de ti,*

Eu had lavantá e had vai buscá par mim pai e had fallá: Pai, eu já pecou contr Céo e diant de ós.

19. *E mais naõ tem digno pera ser chomado teu filho: faze par mi como hum de teus jornaleiros.*

Já nã ta mercê nom de su filh: fazê de mim como de ós criad criad.

20. *E elle irguindo, ja foi per seu pai. E quando ainda elle tinha de longe, seu pai ja olha par elle, e ja senti*

Ell já levantou e já foi buscá su pai. E quand tinh ind lonj, su pai olhou par êll e já ficou com pen qui já correu e bu-

grande compaixão, e correndo, ja cahi sobre seu pescoço, e já beija per elle.

tou mão na su gargant par abraçá e já bijou.

21. *E o filho ja falla per elle, Pai, eu ja pecca contra ceos, e diante de ti, e mais naõ tem digno pera ser chomado teu filho.*

E su filh já fallou: Pai, eu já pecou contr Céo e diant de ós, ja nã tá mercê nom de ós filh.

22. *Mas o pai ja falla per sèus servidors, Trize aqui o melhor vestido, e vesti per elle; e bota hum anela em sua maõ, e sapatos em os pés;*

Então já fallou su pai par su criad: Tirá de press su melhor rôp e dá visti par êll e butá um anel na su dêd e sapat na su pé.

23. *E trize aqui o vaccinha gourda, e mata; e comémos, e alegramos nos:*

Trasê tamêm um vaquinh bem gord e matá par nós comê e par nós regalá:

24. *Videque este meu filho tinha morto, e torna tem vida; elle tinha perdido, e tem achado. E ellotros ja começa pera alegra.*

Parqui est mim filh er môrt e agor já ficou viv: tinh perdid e já achou. E tud já começou fasê banquêt.

25. *E seu filho o mais velho tinha ne o varze: e como que elle ja vi e ja chega per a casa, elle ja ouvi o musico e as danças.*

E su filh mais grand tinh andad na camp e quand vêo e chegou pert de su caz, já ouvio muzic e cant.

26. *E chomando huma de os servidors, elle ja enculca que tinha isto?*

E já chamou um criad e já perguntou qui couz er aquêll.

27. *E elle ja falla per elle, vosso irmaõ ja vi tem; e vosso pai ja mata a vaccinha gourda, videque elle ja recebe per elle em bom saude.*

E criad já fallou: Já vêo ós irmão, e ós pai já mandou matá um vaquinh parqui êll já chegou com saud.

28. *E elle tinha irado e nada entra: Videaquel seu pai ja sahi, e ja roga com elle pera entra.*

Ell então já ficou zangad e não queri entrá. Mais su pai já sahiu e já rogou par êll par entrá.

29. *E elle repostando ja falla per seu pai, Olha, estes tantos annos eu ja servi per ti, nem eu nehum tempo nunca traspassa teu mandamento: e ainda nehum tempo tu nunca ja da par mi até hum cabrito, que eu pode alegra com meus amizades:*

Mais êll já deu est repost par su pai: Já passou bastant ann que eu ta servi sem nunc deixá de respetá ós mandament e ós nunc par mim na deu um cabrit par eu regalá com mim amig;

30. *Mas este teu filho quem ja desperdiça tua fazenda com mudanas quando ja vi, tu ja mata por elle o vaccinha gourda.*

Mais log que vêo est ós filh que já gastou tud quant tinh com mulher mulher de má vid, log já mandou matá cabrit gord.

31. *E elle ja falla per elle, Filho, vosse sempre tem com mi, e todas minhas cousas tem vossas.*

Então su pai já fallou: Filh, ós sempr tem junt de mim e tud de mim é de ós:

32. *Tinha competido que nos ja fica alegrados, e ja folga: videque este vosso irmaõ tinha morto, e torna tem vida; e tinha perdido, e tem achado.*

Er preciz fazê banquet e função parqui est ós irmão tinh morrid e agor já ficou viv: tinh perdid e achou.

B.

I.

Portugiesisch.	Kreolisch von Diu.
Frage. Como está seu papá, menina?	Antwort. *Meu pay tem quebrad, seu corp não prest.*
A senhora conceda licença para eu me retirar, porque tenho doente meu filho.	*A senhara dá par mim licença par vai casa, porque minh filh tá corpo não prest.*
Gasta-se muito dinheiro nas guarnições d'um vestido.	*Muito dinheir gastá quand butá puty*[1] *e fitinh no vestids.*

[1] A bemerkt: ‚Es giebt Nichts, was *puty* heisst'. Hind. *paṭṭī*, ‚Band'?

Na viagem que fiz de Gôa para aqui, corri muito risco.	*Quando vêu de Gôa par qui, minh vid puligava.*
Muito me assustei na viagem.	*Muito sust tomá meu corp na viaz.*
Eu vim para aqui n'um vapor.	*Eu vêu par qui nú vum vapor.*
Morreu o infeliz Custodio sem nada legar á familia.	*Murrê vû infelix Custod, não deixá nem busurucam par sú famil.*
A senhora comprou hoje o peixe?	*A senhára já mercá di de hoj pamirá*[1]*?*
Participo a V. Sr.ª que pelas nove horas de noite minha mulher teve o seu feliz successo dando á luz uma menina.	*Particip Voss Senhori que honte nor vor noiti minh mulher já tem parid, e dá par luz vuma bahy-chocory.*[2]
A senhora visinha sabe preparar o doce bibinca?	*Senhára visinh sabê prepará vû docê bibinc*[3]*?*
Frage. A senhora para onde vai?	Antwort. *Eu ôu fazê minh vid.*
Frage. As discipulas de V. Ex.ª aprendem bem?	Antwort. *Duvás tem cabeç brut, voutras nad prend, eu minh cust gast tud, dá par éllotres, mas não prend.*
Jantei e vim para aqui.	*Eu agora mesmo jantá, e vêu par qui.*
A senhora dê por mim um beijinho ao menino.	*A senhára dá vûm boccó*[4] *a sû babasinh*[5]*, ham?*
O meu coração não supporta mais desgostos.	*Meu corção tá madurecid, com disgost já não tá meché.*
As crianças fazem travessuras e desordens.	*As crians tá fazê datanação*[6] *e estão gerreand.*

---

[1] *A*: ‚*pambirá* ist ein Fisch, welcher der *mugem* ähnelt'. Unter den Namen von über 60 gewöhnlichen Fischen bei D. Forbes Dict. Engl. Hind. S. 108ᵇ finde ich keinen ähnlichen. Nach Herrn Professor G. Bühler würde es der in Indien viel gegessene *pámelo* (*bamelo*) sein.

[2] Hind. *bachī* (*ch* = *tš*) ‚weibl. Kind', *chhokrī* ‚Mädchen'.

[3] *Bibinca*, s. Kreolische Studien II, S. 806.

[4] *A*: *um bôc*; vgl. deutsch ‚Mäulchen' für ‚Kuss'.

[5] Deminutiv von *babá* (unten IV, 2), hind. *bābā*, *bābū* ‚Kind'.

[6] Nach *A* muss es heissen *danação* (*damn.*).

Ellas mutuamente se descompõem.	*Estam dand rundad*[1] *vum para votro.*
A mim me bateu.	*Par mim já tá dá.*
O cavallo deu um couce que acertou no beiço do meu filho.	*Vôu cavall já tá dá vum ponpé que acertá no' bossó du minh filh.*
O seu filho Domingos é muito travesso.	*Vû sû filh Domingui stá muit traquin.*
Eu vou para a egreja e deixo ficar com a senhora a minha filha Paschôa.	*Eu vai egrej e deixá ficar junto se minh filh Pasquin.*
Ao apear-me do cavallo dei uma quéda que magou-me um braço.	*Quand eu disembarc du cavall, cahiu e dovôu minh braç.*
O cavallo tem bom passo.	*O cavall fáz bom pass.*
Não deixe ahi a criança, que lhe pode maguar no assento alguma formiga.	*Não deixá alá a babesinh, que macurá podê ruví culat.*[2]
Não empresto o berço do meu filho, porque estragam-no.	*Ná tá dá doldol*[3] *du minh filh, porque levá e estragá.*
A visinha comeu hoje peixe guisado?	*Visinh cumê di d' hoje baffi du peix*[4]*?*
É facil arranjar-se este prato, é por-lhe azeite, alhos, e açafrão.	*Não vé nad par fazê, butá picinh azeit, picinh alh, picinh safrão.*
Assim preparado torna-se magnifico.	*Assi fazend ficá vum prat que não ta podê largá du bocc.*
Visinha, saiba que eu estou muito sentida com aquella nossa visinha, olha que tem coração duro, e lingoa que nem o Christo poupa.	*Visinh, sabê que tá sentid muit com aquelle outr visinh de corção dur, aquella sû lingu dur não quebr porque está curnund, nem par Christ poupá.*
Senhor, eu vou hoje para Muchuvará, volto amanhã e co-	*Senhor, eu tá vai hoje par Muchuvará, aminhã ad vi, de-*

[1] = *ruindade.*

[2] = *culatra* für *cú.*

[3] Kinderausdruck = *dorme-dorme*; s. unten IV, 2, 1.

[4] *A*: ‚*bafid de peix* ‚gesottener Fisch‘. Wie Herr Professor G. Bühler mir gütigst mittheilt, von gudsch. *bâph* ‚Dampf‘.

meço com o serviço dos concertos da caza de Malála.	*pois Malála vai, tud concert fasê.*
Meu filho está incommodado, apresentou-se-lhe um queixal.	*Mê filh tá incommod, porque vêu no sû bocc vûm preg.*
Estaphanca mude-se para este lugar.	*Estaphand d' aquelle mand*[1] *mude.*
Meu papa foi hoje para a horta Dangravaddy.	*Mê pay tá foi di de hoj par hort Dangravary.*
Dê-me um pedaço d'aquelle objecto.	*Dá par mim um picinh d' aquel coiz.*
Estou augmentando com o sustento da minha filha familia, tenho alem de pagar os operarios que trabalhão cá em casa.	*Sobre minh cabeç tá cahi sustent du tud minh famil, tem eu de pagá tambem os opéres que trabalhão casa.*
Quanta é a terra que aqui existe?	*Quant mate tem aqui?*

II.

1. Papágai verd
Com bicc du lacre,
Levai est cart
Aquell ingrat.

Coro:

Oh! bahy cur-cú-ry
Pentiá cabel pela manh cêd.

2. Amarai chendó[2] grand
Com ping du azeite,
Se não tem azeite,
Butá sangue do meu peit.

---

[1] Wohl für *mão*.

[2] *A* erklärt: ‚*amarrai a trança* (das senhoras) em fórma semi-espherica em ponto grande por traz da cabeça‘. Man könnte an franz. *chignon* denken; aber das Wort ist ein einheimisches; R. Drummond Illustrations of the grammatical part of the Guzerattee, Mahratta and English languages (Bombay 1808) im unpaginirten Glossar: ‚*Chotlo* Guz: and *Shenda*

3. Noibo com noibinh,
Galinh com pentinh
Baix de janell
Já trucá annel.

4. Debaix du ramad
Já naceu luvar,
Lá vê su noibo
De chapé armad.

5. Cumêm arec betle,
Não cuspi nú cham,
Cuspi nú mé peit,
Regai mé corção.

III.

Raminh, raminh,
Pegá na mão,
Se querê amor,
Largá nu chão.

Coro:

Oh! rê manhã,
Oh! rê manhã,
Rê manhâ.
Com vidrinh
Mandá panhá
Vuruvalh du manhã.

IV. Kinderverse.

1.

Oh! boiá,[1] oh! boiá,
Oh! boiá, que é de leit?

Mah: the hair tied in a bunch on the back of the head by Indian women, and some young beaux. — It gives a comeliness to the face and therefore the widows, who are forbidden to look on men, cut it off.‘

[1] Nach *A*: ‚Fuhrmann‘. Vgl. Drummond a. a. O. ‚*Bhoee* or *Bhooee* (Guz.) Bearing on the Shoulder, Palankeen *boy*, Chairman‘.

Não vá leit,
Não vá leit,
Vacc fugi oiteir.

2.

1. Dol, babá, dol,
Babá querê col,
Ni-nim, babá, ni-nim,
Babá piquinin.

2. Amblá-indó,
Amblá-indó,
Babá porque chor?
Mamã, papá querê babá,
A mã butá fôr.

V. Negerlieder.

1.

Capitão formá companhia,
Marche Go-go-lá,
Go-go-lá, Go-go-lá,
Marche Go-go-lá,
Gogo-lá, Go-go-lá.

2.

Sam Paulo, já baté cino,
Meia noite, já nacê minino,
Meia noite, já nacê minino.

3.

Aventolla já pedi vento
Para nosso casamento,
Casamento dû senhara,
Dû senhara D. Ritta.

VI. Sprichwort.

Vo calão vai qui vai par puçu qui vum di dá mergulh.

VII. Anfang des Glaubensbekenntnisses.

Crêu meu Deu firmamento qui sêu un sua Deu dû tudo mé corção u. s. w.

Ob das Hindustani und das Gudscherati das Indoportugiesische von Diu — abgesehen vom Lexikalischen — irgendwie beeinflusst haben, vermag ich noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Das Verhalten des *v*, das vor labialem Vocal[1] bald entsteht (*vum*, *vuma*, *vu*, *vou*, *vo*, *vor*, *voutras*, *votro* *B* I, 11. 12. 18. 20. 22. 27. 32. 38. 39. 41. 43. 62. 75. VI, *dovou* *B* I, 49), bald schwindet (*ós* *A* 18. 19. 21. 27. 29. 30. 31. 32, *ôu* *B* I, 24) macht durchaus den Eindruck, als ob es aus einheimischer Spracheigenheit stamme. Mit den neuarischen Sprachen Indiens stimmt unser Kreolisch in der Vorliebe für consonantischen Auslaut überein (vgl. Beames, Comp. gramm. I, 181). *A* zufolge fällt jeder unbetonte auslautende Vocal (in mehrsilbigen Wörtern) ab; offenbar drückt *B* denselben Sprachzustand aus, gleitet nur vielfach in die portugiesische Schreibung hinüber, so dass manche Wörter in doppelter Form erscheinen (*corpo corp*, *muito muit*, *para par*). *E* für *a*, *o* (*aquelle*, *mate*) weist indirect ebendahin. Man könnte glauben, dass in *senhára* (*B*) das *a* lautbar ist; eher aber beruht wohl der Unterschied von *senhor* auf dem ersten *a* allein, das sich aus regressiver Assimilation erklärt (auch capverd. *sinhára*, abgekürzt *nhâ*). Selbst nach Muta cum liquida fehlt der Vocal, so *contr* (*A* 18. 21), *sempr* (*A* 31), *outr* (*B* I, 65), *quebr* (*B* I, 67); vgl. *ellotres* (*B* I, 28) mit *voutras* (*B* I, 27). Beispiele vom Schwund der Nasalvocale: *homm*[2]

[1] Auch nach einem solchen: *luvar* *B* II, 4.

[2] Das *mm* deutet nur an, dass hier keine Nasalirung des Vocals stattfindet.

(*A* 11. 15), *viaz* (*B* I, 10). Zwei unbetonte Vocale sind abgeworfen in *Custod* (*B* I, 12), *famil* (*B* I, 14. 83), *parab* (*A* Tit.), welches wohl zunächst für *paraboa* steht (altport. *paravoa* = *palavra*). Aber *lingu* *B* I, 66. Von den sonstigen Lauterscheinungen ist keine besonders charakteristisch: Uebergang von *lh*, *nh* in *i* (*imbrui*, *quião*), Schwund vortoniger Vocale (*prinspiou*, *mercê*, *corção*), *a* für *e* vor *a* (*lavantá*, vgl. curaz. *lamantá*), *i* für *a* vor *n* (*aminhã*[1], vgl. *caringuejo* Kreolische Studien II, S. 801), *u*, *o* für *e*, *ei* nach labialem Consonanten (*puligava*, *bossó*), Nasalirung des Vocals nach Nasal (*curnund*, *cumêm*) u. s. w. Manches davon ist aus dem Mutterland herübergebracht worden.

Da im Auslaut die Vocale schwinden, so lautet z. B. *filha* und *filho* im Kreolischen gleich: *filh*. Ob im Nothfall das verschiedene Geschlecht hier wie anderswo (s. Kreolische Studien I, S. 904) durch Zusammensetzung wiedergegeben wird, weiss ich nicht; meine Texte bieten mir kein Beispiel dafür.

Ausdrücklich bezeugt *A*, dass der Plural der Substantiva durch Wiederholung gebildet wird: *cão cão* ‚Hunde'. Dasselbe ist im Macaistischen der Fall. Aber nur wo auf Hervorhebung des Plurals etwas ankommt und derselbe nicht auf andere Weise sich kennzeichnet, wird dieses Mittel in Anwendung gebracht, so *porc porc* *A* 15. 16, *criad criad* *A* 19, *mulher mulher* A 30. Hingegen *doiz filh* *A* 12, *bastant criad* *A* 17, *sapat na su pé* *A* 22, *com mim amig* *A* 29. *B* gewährt keinen Beleg für pluralische Verdoppelung; wo Bezeichnung nothwendig erscheint, dient derselben das flexivische *-s*, entweder an dem das Substantiv begleitenden Artikel (oder sonstigen attributiven Form) allein (s. Kreolische Studien II, S. 814): *as crians* I, 36 (wenn nicht etwa hier *crians* lautlich dem *crianças* entspricht), oder am Substantiv: *no vestids* I, 7, oder an beiden: *os opéres* I, 84. Ebenso an substantivischen Pronominen: *duvas*, *voutras* I, 26 f.

Die Personalpronomina bieten nichts Bemerkenswerthes dar; in der 2. P. S. wird *ós*, in der 2. P. Pl. *ósoutr*, in der 3. P. Pl. *êlloutr* gebraucht. *Junto se* (= *vossê?*) ‚bei Ihnen' *B* I, 46. Die port. Possessivpronomina dauern fort: *ós* (*vosso*, *-a*), *su* (*seu*, *sua*). Wie aber dies *su* auf die weibliche Form *sua*

---

[1] *B* II, 1 *manh* für *manhã* befremdet.

zurückgeht (vgl. Kreolische Studien II, S. 813 und oben S. 4), so scheint auch für die 1. P. S. *minha* zu Grunde zu liegen; *minh* finden wir in *B* (neben dem rein portugiesischen *mêu; mê* I, 74. 78, *mé* II, 5. VII), aber *A* hat dafür *mim*, so dass hier das Possessivpronomen sich an das Personalpronomen angeglichen haben würde, wie beide in *ós* lautlich zusammengefallen sind. Was *duvás* ‚die Einen‘ (*B* I, 26) anlangt, meint *A*, so sage man in Diu nicht. Man bemerke den Gebrauch von *aquel* im Sinne des Artikels *A* 12; im spanischen Jargon der Philippinen ist derselbe ganz gewöhnlich. Der portugiesische Artikel tritt in *A* nirgends auf, wohl aber in *B* und zwar sehr häufig, auch vor dem Possessivpronomen und sogar in Fällen, wo er ganz unportugiesisch ist, so I, 57. 83 (zu letzterem vgl. *du senhara* V, 3). *Na* gilt in *A* für *em*; *B* scheint dem männlichen *no, nu* den Vorzug zu geben (*nu vum* = *n' um* I, 11).

In Bezug auf die Umschreibung der Zeitformen unterscheidet sich das Kreolische von Diu in höchst beachtenswerther Weise von dem von Ceylon und Cochim. Ich folge zunächst der klaren Darstellung von *A*.

Dem Präsens dient hier nicht *te*, sondern *ta* (auch capverd. *tâ*): *eu tá vai, eu tá murrê, eu tá matá.* Von einigen Verben hat sich die 3. P. S. Ind. Präs. und zwar in der zeitlichen Function erhalten; so *eu pód, eu sab,* natürlich auch *eu tá* für sich. Vor Allem *tê,* ‚hat‘ und ‚ist‘ (Beides 17); die Form *tem* 31 unterscheidet sich davon wohl nur graphisch (vgl. *na* 29, *B* I 55 neben *não, nã*). Ist *é* 31 echt kreolisch?

Das Imperfectum wird mit *tinh* gebildet: *tinh buscá, tinh dá* 16. Neben dem präsentischen *ta* hätte man hier *tav* erwarten sollen, welches aber nur selbständig vorkommt, wie übrigens auch *tinh* (‚hatte‘ 11. 30; ‚war‘ 20. 24). Andere organische Imperfectformen: *er* (24. 26. 32), *queri* (28), *podie* d. i. *podia*. Aber *tinh sabê.*

Im Präteritum verbindet sich *já* nicht mit der aus dem Infinitiv abgeleiteten in den andern Zeiten verwandten Form, sondern mit dem portugiesischen Perfectum: *eu já comeu, eu já fêz.* Im Texte fehlt das *já* nicht selten (13. 14. 20. 25. 29); ob unter besondern Bedingungen (z. B. neben der Negation: *na deu*), vermag ich nicht zu ergründen. *Achou* 32 = *já achou*

24. Als Präteritum von *sabê* wird mir *sôb* angeführt (vielleicht ist die Weglassung des *já* hier zufällig). Haben wir nun hier eine Vermischung zwischen dem portugiesischen Perfectum und dem rein kreolischen: *comeu* + *já comê?* Oder hat man in Diu das Letztere früher nie (s. unten) gebraucht und ist also das *já* von Anfang an pleonastisch, nur verstärkend gewesen?

Das portugiesische Plusquamperfectum hat sich auch hier erhalten: *eu tinh andad, eu tinh sabid, eu tinh podid.*

Für das Futurum wird nicht *lo* verwandt, sondern *had* (capverd. *al*): *eu had vai, eu had sabê, eu had podê, eu had vi* (estarei). Schon im Portugiesischen hat *ha-de* grossentheils rein futuralen Sinn angenommen. Im Süden ist diese Form nur in Verschmelzung mit der Negation (*nade*) geblieben; s. Kreolische Studien II, S. 812.

In *B* (wo im Folgenden keine römische Ziffer steht, ist I gemeint) herrscht im Ausdruck der Zeiten grosse Verwirrung. Das Präsens mit *tá* findet sich 35. 36. 55. 82; ebenso oft steht der blosse Infinitiv: 6. 45. 56. 62. Statt *sabe : sabê* 22; statt *pód : podê* 53 und sogar *ta podê* 63. Anderseits *particip* 17, *gast* 28 = *gastá* 6, *prend* 27 (*apr.*), *faz* 51, *quebr* 67. Ja *eu ôu* 24 neben *eu vai* 45, *eu tá vai* 70. Von organischen Imperfectformen: *puligava* 9. Das Perfectum erscheint zuweilen in seiner portugiesischen Gestalt: *vêu* 8. 11, *cahiu, dovôu* 49; öfter bloss durch die Hauptform wiedergegeben, z. B. *tomá* 10, *murrê* 12. Seltener mit *já*: *já mercá* 15, *já tem* 19. Sehr befremdlich ist *já tá dá* 40. 41, wo wir *já dá* erwarteten; ebenso *tá foi* 78. *Disembarc* (desembarquei) 48; man beachte nebenbei hier einen von den Seemannsausdrücken, wie sie in allen kreolischen Mundarten, mit erweiterter Bedeutung, sich finden. Futurum: *ad vi* 71; daneben *vai, fasê.* Eigenthümlich ist *vé*, ‚es gibt‘ 59; vgl. *vá* IV, 1. Nicht wenig rein portugiesische Formen, wie *estão, trabalhão, munde, levai, regai,* haben sich eingeschmuggelt.

Mais für *mas* (wie altport.) *A* 15. 16. 28. 29. 30.

Die Wortstellung weicht nicht selten von der in den kreolischen Mundarten gewöhnlichen ab; nicht nur, dass das Subject dem Verbum nachsteht, wie *A* 12, es steht auch das Object dem Verbum voran, so *B* I, 10. 28. 35. 68. 72 (*depois Malála vai*‘, ‚dann werde ich nach Malála gehen‘), selbst der

Infinitiv vor dem ihn regierenden Verbum (*macurá podê ruví culat*, ‚weh thun kann eine Ameise dem H.‘ *B* I, 53). Im Hindostani ist die Stellung des Objects (und auch des abhängigen Infinitivs) vor dem Verbum die durchaus regelmässige, während das Subject an der Spitze des Satzes zu stehen pflegt (J. Platts, A grammar of the Hindūstānī, S. 228), so dass man z. B. so ordnen würde: ‚Die Leute grosse Steine in das Boot zu werfen begannen‘.

II. SITZUNG VOM 10. JÄNNER 1883.

Die Leitung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich übermittelt ein Prachtexemplar der von dem genannten Vereine in Verbindung mit dem Alterthums-Vereine, dem heraldisch-genealogischen Vereine ‚Adler' und der numismatischen Gesellschaft herausgegebenen Festschrift zur sechshundertjährigen Gedenkfeier der Belehnung des Hauses Habsburg mit Oesterreich.

Das c. M. Herr Director Dr. Conze in Berlin stellt schriftlich einen die Nachlese zu der Sammlung der attischen Grabreliefs betreffenden Antrag.

Von dem c. M. Herrn Professor Dr. Hugo Schuchardt in Graz wird eine Abhandlung: ‚Ueber die Benguelasprache' mit dem Ersuchen um ihre Aufnahme in die Sitzungsberichte übersendet.

Die Kirchenväter-Commission legt zur Aufnahme in die Sitzungsberichte eine Abhandlung des Herrn Professor Dr. Weihrich in Wien vor, welche den Titel führt: ‚Das Speculum des heiligen Augustinus und seine handschriftliche Ueberlieferung'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres de Toulouse: Mémoires. 8e série, Tome II. — 1er semestre. Toulouse, 1880; 8⁰. Tome III. — 1er semestre. Toulouse, 1881; 8⁰. — Table alphabétique des matières contenues dans les dix volumes de la septième série (1869—1878). Toulouse, 1880; 8⁰.

Académie royale de Copenhague: Oversigt over Forhandlinger og dets Medlemmers Arbejder i Aaret 1882. Nr. 2. Kjøbenhavn; 8⁰.

Akademie der Wissenschaften, k. bayr. zu München: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe 1882. Band II, Heft II. München, 1882; 8⁰.

Biblioteca e Museo comunale di Trento: Archivio Trentino. Anno I. Fascicolo 1⁰. Trento, 1882; 8⁰.

Bonn, Universität: Akademische Schriften pro 1881. 50 Stücke 4⁰ und 8⁰.

Commission, Wilnaer archäographische: Buch der Wirthschaft in Grodno. I. und II. Theil. Wilna, 1881 und 1882; 4⁰. — Beschreibung der Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Wilna, von F. Dobrjansky. Wilna, 1882; 8⁰.

Societas regia scientiarum danica: Regesta diplomatica historiae danicae. Series secunda, Tomus prior. II. Ab anno 1349 ad annum 1419. Kjöbenhavn, 1882; 4⁰.

Ueber die Benguelasprache.

Von

Hugo Schuchardt,

correspondirendem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Auf Kreolisches fahndend, erhielt ich von Herrn **Constancio de Almada Guerra** in Benguela Mittheilungen über die Benguelasprache, für welche ich ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank sage. Sie beziehen sich auf das reine Benguela, wie es im Hinterland (port. *sertão,* afr. *nano*) gesprochen wird, nicht auf das durch die Berührung mit dem Portugiesischen und mit anderen afrikanischen Idiomen ziemlich stark modificirte, wie es in der Stadt Benguela üblich ist. Zwei Individuen, welche jenes vollständig mächtig sind, haben als Autoritäten gedient.

Nach Cannecattim (Obs. gramm. sobre a Lingua Bunda S. XV) ist das Benguela vom Bundu [1] so verschieden, dass es Personen, denen das letztere Muttersprache ist, nur mit Mühe lernen; seine Herrschaft reicht bis zum Quanza, indem es sich über die Quisama erstreckt, während deren östliche Nachbarn, die Libolo, eine Bundu-Mundart reden. So viel ich sehen kann, hält das Benguela zwischen dem Bundu und dem Hereró etwa die Mitte; am allernächsten verwandt scheint es mit dem Rondu und dem Vanda zu sein, aus denen Hahn in seiner ‚Grammatik des Hereró‘ eine Reihe von Substantivformen mittheilt.

Bleek sammelte ein Vocabular und einige Gesänge in der Benguelasprache, und zwar der Nano-Varietät (A comp. gramm. §. 41. 496). Er konnte eine ziemlich lange Reihe von Sub-

[1] Mein Gewährsmann nennt zwar das Idiom, über welches er mich unterrichtet, *hambundo*; es ist aber zu bedenken, dass dieser Ausdruck ursprünglich eine sehr weite Bedeutung hat; im Angolensischen oder Bundu heisst *omu-bundu* ‚der Neger‘.

stantivformen aufstellen, von denen er meint, dass sie im Wesentlichen mit den Nano-Wörtern in Rath's Handschrift der Grey Library übereinstimmen. Sein und mein Material lassen nur in wenigen Punkten eine Vergleichung zu, wobei einige Verschiedenheit wahrnehmbar ist.

Bei meiner nur oberflächlichen Kenntniss von den Bantusprachen und meinen äusserst dürftigen Hilfsmitteln sind meine Versuche, das Dunkle aufzuhellen, mit Nachsicht zu betrachten; gerade auf diesem Gebiete würde die Heranziehung von räumlich sehr Entferntem öfters besonderen Nutzen gewähren. Ich halte es für angezeigt, die portugiesische Uebersetzung, die eingestandener- und offenkundigermassen eine wenig wörtliche ist, unverändert wiederzugeben.[1]

Gespräche.

Uaripó?	Estás bom?
Si. Uatunda pi?	Estou sim. D'onde vens?
Co nano.	Venho do nano (sertão).
Co onghira ocassi tchiuá?	O caminho está bom?
Si, ungana, ocassi tchiuá.	Sim, senhor, está bom.
Endemdi buapitare?	As chuvas já passaram?
Date, ungana, capitare; molui baiucare andi.	Não, senhor, não passaram; os rios ainda vão cheios.
Umbere uiroca andi?	Ainda cae chuva?
Si, ungana, opassi yatcho passelena enéne.	Sim, senhor, o chão ainda tem muita lama.
Uambatere onhé?	O que trazes tu?
Diambata[2] *epungo, cuenda ecupa, cuenda omassa.*	Trago milho e ginguba e mossamballa [Felderzeugnisse].
Po oculandissa?	Isso é para vender?
Si.	Sim.
Diangola oculanda.	Quero eu comprar.
Ulanda ya.	Então compra já.
Epungo tchingana?	O milho custa muito caro?
Diangolo [-*a*?] *ouanga.*	Eu quero fazenda.

[1] Dass die Niederschrift der Benguelatexte nach portugiesischen Principien erfolgt ist, muss überall, besonders bei einigen Inconsequenzen im Auge behalten werden. *O* und *a* sind in der Hds. oft nicht zu unterscheiden.

[2] Bu. *cu-ambáta* ‚trazer' Cann.

Oango onhé? obrin, oangola, ocanjenga, onhé obe uangola?	Que fazenda? algodão, pano da costa, lenços, canjinga ou o que queres tu?
Diangola obrin.	Quero algodão.
Utchingana obiti?	Quantos bitis [ein Längenmass] queres?
Bitano.	Cinco.
Tchitiué; si-angola.	É caro; não quero.
Tchicare, ungana; diende c'olo-tchindere. Tchindere ufeta [1] *tchiuá.*	Pois deixe, senhor; vou ter com o branco. O branco paga bem.
Cuende.	Vai-te d'aqui.
Saripó, ungana.	Adeus, senhor.
Saripó.	Adeus.

Liedchen.

Umbi, umbi yangue *Yerera tuende* *Caquere catchimbombo* *Ososserá possi.*	Os meus passarinhos fugiram, pousaram alem no chão, lá estão a dançar.

Eti mitissi ungande, eti mitissi ungande:	Um certo sujeito perguntou:
Uende pi? Diende cotchipa lango.	Onde vais? Vou falar á minha amante.
Uringa onhé? Ocutenda oloango.	Dizer o que? Vou conversar.
Oango onhé? Oango tchicola omuenho.	Qual conversa? Dizer tolices (causas más).
Otchi andi pulare:	Replicou então o sujeito:
Oti oculalare co amen.	Vem antes estar commigo.

Caombo queto ocumola cosema,	Os nossos cabritos veem a farinha,
Ocuende carire posula;	Desejam ir para o pé do pilão:
Ocuenje eto ocumola c'uacayno,	Os nossos rapazes veem as raparigas,
Ocuende carir angola.	Desejam ir para junto d'ellas.

---

[1] He. *ocu-suta,* Bu. *cu-futa,* Congo *cu-futa, cu-fita* Cann. ‚zahlen'. Nach Bleek §. 143 würde, wie im Hereró, so auch im Nano *f* fehlen; dies wird jedoch durch Formen, die er selbst citirt (*o-gu-fa* S. 188, *o-fela* S. 219), widerlegt.

Einzelne Sätze.

Tulangareco catchicaebare co muno. Da umue uacupula, urimbica.	Fallemos baixinho (ou em segredo) para que ninguem perceba. Se alguem te perguntar, dize-lhe outra (mente-lhe).
Amen saquerépo, amen dapumba.	Ausentei-me, e então perdi.
Dacuiangola uiangola, caté dacuquáta.	Tanto quiz que consegui.
Datchisanda sanda, caté datchimola.	Tanto procurei que achei.
Ungande tuocupula uatchirumba.	Aquelle individuo (ou certo individuo) está descontente.

Folgende Belege für die einzelnen Classen der Substantiva stehen mir zu Gebote:

I. *o-*, Bl. *omu-, u-* (He. Bu. *omu-*, Ro. *u-*, Va. *o-*):	II. *uá-*, Bl. *ova-, oma-* (He. *ova-*, Bu. *oa-*, Ro. *a-*):
o-cayu ‚die Frau‘ (He. *omu-caze[ndu]*, Bu. *omu-cagi*, Ro. *u-caya*).	*uá-cayu* ‚die Frauen‘.
o-lume ‚der Mann‘, Bl. *u-lome* (He. *omu-rume[ndu]*, Ro. *u-lume[n]*, Va. *o-lume*).	*uá-lume* ‚die Männer‘, Bl. *ova-lome*.
o-cuenje ‚der Jüngling‘, 50 (das Deminutiv nach der XIII. Cl. *o-ga-cuendye* Bl.).	
	uá-quemba ‚die Lüge‘ (Lügen?); vgl. *uembi* ‚lügenhaft‘.
	uá-cayno ‚die Mädchen‘ 50 (He. *ova-cazona*, Bayeiye *ba-cana*).
III. *o-*, Bl. *omu-*, *u-* (He. Bu. Ro. *omu-*):	IV. *obi-*, Bl. *omi-, ovi-* (He. Bu. *omi-*, Ro. *ovi-*):
o-muine ‚der Finger‘ (He. *omu-nue*, Ro. *omu-ene*).	*obi-muine* ‚die Finger‘.

Hier ist das Singularpräfix ganz mit dem Substantiv verwachsen (vgl. Kreolische Studien I, S. 29, Anm. 1).

	obi-ti ‚die Ellen‘ 25 (He. *omiti*, Bu. *omi-xi* ‚Hölzer, Bäume‘). Die Portugiesen haben wie es scheint die häufiger vorkom-

mende Pluralform adoptirt (*biti*), so wie wir *der Basuto, der Betschuane* sagen.

obi-pando ‚die Ruder‘.

V. *e-, a-,* Bl. *e-, i-* (He. *e-,* Bu. *ori-,* Ro. *e-*):

VI. *o-, obá-* Bl. *ova-, ov-* (He. Bu. *oma-,* Ro. *o-, ova-*):

e-pepe ‚die Schulter‘ (Sindonga *e-pepé,* He. *e-vambi,* Congo *e-vembo* Bastian II, 314).

o-pepe ‚die Schultern‘ (Congo *ma-bembua* Cann., Loango *ma-vembo* Bastian II, 272).

e-cupa ‚die Ginguba‘ 13.

e-pungo ‚die Hirse‘ 13. 19 (auch Bl. ‚Mais‘; Sindonga *oma-pungu* ‚Mais‘).

a-io ‚der Zahn‘, Bl. *e-yo* (He. Ro. *e-yo,* Bu. *ori-ju*).

obá-io ‚die Zähne‘, Bl. *ova-yo* (Ro. *ova-yo*).

VII. *(o)tchi-,* Bl. *otyi-* (He. Va. Ro. *otyi-,* Bu. *oqui-*):

tchi-ndere ‚der Weisse‘ 30. Bl. *otyi-ntere* (Bu. *omu-ndele*).

ovi-ntere Bl.

IX. *o(n)-, u(n)-* (He. Bu. Ro. Va. *o[n]-*):

X. *olo(n)-,* Bl. *ozo(n)-* [1] (He. *ozo[n]-,* Bu. *oji[n]-,* Ro. *olo[n]-,* Va. *ozi[n]-*):

om-bua ‚der Hund‘ (He. *om-bua,* Bu. *oim-bua*).

um-bere ‚der Regen‘ 9, Bl. *om-bela* (He. *om-bura,* Bu. *on-vula,* Ro. *om-bera*).

on-ghira ‚der Weg‘ 4 = Bl. *on-dyilla* (He. *on-dyira,* Bu. *on-gilla*)?

on-gombe ‚der Ochse‘ (He. Bu. Ro. Va. *on-gombe*).

olon-gombe ‚die Ochsen‘.

un-gana ‚der Herr‘ 7. 10. 33 (Bu. *on-gana*).

---

[1] Es ist hier, wie im Hereró, mit *z* die gelispelte, d. h. interdentale Fricativa gemeint, für welche Bleek θ’ schreibt. Er sagt §. 150: ‚The softer sound θ’ which is also found in the Nano language, sounds sometimes much like *l*.‘

o-sangue ‚das Huhn' (Bu. *o-sangi*, Va. *o-santye*). *olo-sangue* ‚die Hühner'.

o-massa ‚Mossamballa' 14 (Bu. *o-massa* ‚die Hirse').

Dahin gehören wohl auch *o-angola*, *o-brin* u. s. w.

XIII. *(o)ca-*, *oco-?* Bl. *oca-*, *oga-* (He. Bu. *oca-*):

ca-ombo ‚das Zicklein' 48. Das Wort für ‚Ziege' lautet sonst consonantisch an: He. *on-gombo*, Bu. Ro. *o-χombo*, Va. *om-bondyo*.

oco-njo ‚das Haus' = Bl. *oca-ndyu* ‚das kleine Haus?' (He. Ro. Va. *on-dyuo*, Bu. *on-zo* ‚das Haus').

XVI. Bleek sagt (§. 531), das Vorkommen des Praefixes *pa-* im Nano sei unsicher. Vielleicht haben wir einen Beleg dafür in

opa-ssi ‚der Boden' 10, welches doch sicher mit Tette *pa-nsi*, Indu *pansi* ‚Erde, Land' identisch ist. Ob hier der gleiche Stamm vorliegt, wie im gleichbed. Fern. *e-tchi* XIII, Nika *tsi* IX, Pokomo *n-si*, Kamba *n-di*, Suaheli *n-ti*, Bu. *o-chi*, He. *ocu-ti* u. s. w., muss ich dahingestellt lassen.

Es ist indessen nicht unmöglich, dass im Nano *pa* durchaus mit dem Stamm verwachsen und das Wort der IX. Classe zuzuzählen ist; Kele *pĕndshe* ‚Erde, Land' gehört zu dieser (Plur. *ma-pĕndshe*).

Eine Reihe von Substantivformen weiss ich nicht zu bestimmen, so *sonde* ‚Blut', *aturi* ‚Blutegel'. *Co-pianga* ‚Raub', s. S. 31. Sind *endemdi* ‚die Regengüsse' 6, *molui* ‚die Flüsse' 7, *umbi* ‚die Vöglein' 35 wirklich Plurale? Bleek hat *o-rui* ‚der Fluss' (Ro. Va. *o-lui*), Plur. *ozo-rui*. Sollte in *mo-lui* das XVIII. nur im Hereró nachgewiesene Präfix *mo-* stecken? Vgl. übrigens Loango *cu-lle* ‚Fluss', Plur. *ma-llu* Bastian II, 273.

Die Geschlechter werden, wo dies erforderlich ist, durch Beifügung der Wörter für ‚Mann' und ‚Frau' unterschieden, z. B. *om-bua o-lume* ‚der Hund', *om-bua o-cay* ‚die Hündin'; *on-gombe o-lume* ‚der Ochs', *on-gombe o-cay* ‚die Kuh'.

Adjectivische Präfixe kann ich nicht mit Sicherheit nachweisen; man bemerke [*passelena*] *e-nene* (V) 11 (*onene* wird mit ‚Grosses' übersetzt; He. *nene*, Bu. *honêne* ‚gross').

Ein Numeralpräfix liegt vor in [*obi-ti*] *bi-tano* (IV) 25. 27 (He. *vi-tano*).

Wenigstens einen besondern Comparativ kennt das Benguela: *bare* ‚mehr' zu *maene* ‚viel' (Loango *buēla* zu *bäne* Bastian II, 294. 304).

Demonstrativ-, Frage- und unbestimmte Pronomina sind: *u* ‚dieser', *iú* ‚der dort', *aiú* ‚jener', *étch* ‚dies' (He. *otyi*, Loango *atchi*, *otcho* Bastian II, 298. 300), *erié?* ‚wer?' *o-nhé?* ‚was?' *ungande* oder *umue* ‚Jemand' *muno* ‚Niemand'.

Die absoluten Personalpronomina lauten:

Sing. 1. *amen*[1] (He. *ami*, Bu. *emme*),
2. *obe* (He. *ove*, Bu. *eiê*),
3. *eie* I. (He. *eye*, Bu. *muêne*),
Plur. 1. *eto* (He. *ete*, Bu. *êtu*),
2. *eno* (He. *ene*, Bu. *ênu*),
3. *obo* II. (He. *ovo*, Bu. *êne*).

Eine Nebenform von *amen*, nämlich *angue*, wird im Genitivverhältniss verwendet: *tchi-angue* oder *tchi-ang* ‚mein'. Für *tchi-eie* ‚sein' finde ich angegeben *tch-ay*.

Die Possessivpronomina werden natürlich durch die Personalpronomina mit Genitivpräfixen dargestellt; ich kann nur wenige Belege geben. Ich weiss nicht, weshalb man das der VII. Classe so bevorzugt. Wie Cannecattim ‚mein' mit *quiami*

[1] Das auslautende *n* erklärt sich aus der Wirkung des vorausgehenden *m*, ganz wie das zweite *m* in port. *mim*.

übersetzt, so mein Gewährsmann mit *tchiangue,* und er nimmt da wo das Possessivum anders anlautet, eine euphonische Veränderung an, so in *conjo i-obe* ,dein Haus'; vgl. He. *on-dyuo y-a-ve,* Bu. *on-zo i-ê.* Ein anderes Beispiel von vermeintlichem *i-* für *tchi-: cambar y-angue* (die Uebersetzung ist nicht beigefügt). *Ca-ombo qu-eto* 48, XIII. Classe.

Die pronominalen Verbalpräfixe subjectiver Function sind diese:

Sing. 1. *di* (He. *dyi,* Bu. *nghi*),
2. *u* (He. *u,* Bu. *u*),
3. *u* I. (He. *u,* Bu. *u*),
Plur. 1. *tu* (He. *tu,* Bu. *tu*),
2. *mu*[1] (He. *mu,* Bu. *nu*),
3. *ba* II. (He. *ve,* Bu. *a*).

Präfixe anderer Classen als der beiden ersten kann ich mit Sicherheit nicht nachweisen. Statt *u-iroca* 9 erwartete ich *y-aroca* (He. *ocu-roca,* Bu. *cu-noca* ,regnen'), da das vorhergehende *um-bere* der IX. Classe angehört; vgl. [*opassi*] *y-atcho* 10.

Die Grundform des Verbums liegt vor im Imperativ, z. B. *landa* oder nachdrücklich *landa iobe* ,kaufe' (He. *randa*); hier vermag ich das *i* vor dem Personalpronomen nicht zu erklären. Eine indicativische (oder conjunctivische) Form an Stelle einer imperativischen: *u-landa* 18, *u-rimbica* 55 (vgl. He. *ocu-rimbica* ,den Athem an sich halten').

Das Präsens wird gebildet durch die einfache Verbindung der Subjectspraefixa mit der Grundform:

amen di-landa ,ich kaufe',
obe u-landa,
eie u-landa,
eto tu-landa,
eno mu-landa,
obo ba-landa.

Die vollen Pronomina werden hier, wie überhaupt, nur selten angewandt; ja sogar die Präfixe fehlen öfter, z. B. *tchingana* 19, welches so viel heissen muss wie ,du verlangst'?; vgl. *u-tchingana* 25.

Das Präteritum wird auf dreifache Weise gebildet:

[1] *Mu* für *nu* in Folge der labialen Wirkung des *u.*

1. ein imperfectisches Präfix *a-* und ein perfectisches Suffix *-re*, welche in anderen Bantusprachen eine getrennte Anwendung finden (s. Fr. Müller, Grundriss I, II, S. 259), wirken hier gemeinsam:

amen d-a-landa-re ‚ich kaufte‘,
obe u-a-landa-re,
eie u-a-landa-re,
eto tu-a-landa-re,
eno mu-a-landa-re,
obo bu-a-landa-re.

Man bemerke *bu-a*, während man erwarten sollte *b-a* (He. *v-a*, Bu. *a*) = *ba* + *a*: es hat wohl die Analogie der 1. und 2. P. Plur. sich geltend gemacht. Aber *b-a-iuca-re* 8 (vgl. He. *ocu-yuca* ‚auswerfen und ausstossen‘?). Das Hereró und Bundu unterscheiden sich noch darin vom Benguela, dass das *a*, mit welchem die Grundform schliesst, vor *-re* (*-le*) regelmässig zu *e* oder *i* wird (z. B. He. *tu-a-rande-re*), während dies im Benguela nur bei einigen Verben zu geschehen scheint (s. unten).

Diese Form ist gewissermassen die Hauptform; alle Verba können sie bilden, manche bilden nur sie. Am häufigsten gebraucht wird jedoch

2. diejenige, in welcher das *a* der unveränderten Grundform präfigirt ist (im Hereró: imperfectes Präsens):

amen d-a-possuca ‚ich wachte auf‘[1],
obe u-a-possuca,
eie u-a-possuca,
eto tu-a-possuca,
eno mu-a-possuca,
obo bu-a-possuca.

3. endlich tritt, und dieses Mittel scheint verhältnissmässig jung zu sein, neben das *a* ein *tchi*, welches dem *tyi* des Hereró (*arire* ‚es geschah‘ + *tyi* + imperf. Präs. = Präteritum, Hahn §. 204) und dem *qui* des Bundu (*qui* + Pronominalpräf. + Grundform = Conj. Fut. 2 nach Cann.; Prono-

---

[1] Ich glaube das port. *acordar*, welches dies Verbum übersetzt, in der intransitiven, nicht in der transitiven Bedeutung nehmen zu müssen; das Suffix *-uca* pflegt Intransitiva abzuleiten (s. Hahn §. 163).

minalpräf.. + *qui* + Grundform = Ind. und Conj. Fut. 1 und 2 nach SA.; Pronominalpräf. + *a* + *qui* + Perfectform auf *-le* = Conj. Prät. nach SA.) entspricht:

amen d-a-tchi-sanda ‚ich trachtete‘,
obe u-a-tchi-sanda,
eie u-a-tchi-sanda,
eto tu-a-tchi-sanda,
eno mu-a-tchi-sanda,
obo bu-a-tchi-sanda.

Das Futurum enthält in seiner zweiten Hälfte den Infinitiv; die erste *areca* muss daher ein Verbum mit einer Bedeutung wie ‚wollen‘, ‚wünschen‘, ‚gehen‘ sein (vgl. He. *hara,* womit ein Optativ gebildet wird: *b-a-hara ocu-aruca* ‚ich wünsche heimzugehen‘ Hahn §. 213):

amen d-areca ocu-landa ‚ich werde kaufen‘,
obe u-areca ocu-landa,
eie u-areca ocu-landa,
eto tu-areca ocu-landa,
eno mu-areca ocu-landa,
obo bu-areca ocu-landa.

Im Conditionalis bemerken wir vor dem Infinitiv das von den beiden Partikeln *da* und *a* eingeschlossene Pronominalpräfix. *Da* wird eine hypothetische Partikel sein (*da* ‚wenn‘ 54) vielleicht identisch mit dem verbalen *nda* des Hereró (‚während‘, ‚indem‘; *nda-cuzu*, ebenso wie *tya-cuzu,* ‚wenn‘ Hahn §. 291); *a* kann hier nicht präterital, sondern nur futural sein, Abkürzung von *ya* ‚gehen‘:

amen da-nd-a ocu-landa ‚ich würde kaufen‘,
obe da-u-a ocu-landa,
eie da-u-a ocu-landa
eto da-tu-a ocu-landa,
eno da-mu-a ocu-landa
obo da-bu-a ocu-landa.

Der Infinitiv besteht, wie im Hereró, Bundu u. s. w., aus der Grundform mit dem Nominalpräfix der XV. Classe: *ocu-landa, ocu-possuca, ocu-nhana* ‚rauben‘, *ocu-tapura* ‚rudern‘.

Es zeigen sich bei einzelnen Verben Unregelmässigkeiten. Statt des Infinitivpräfixes *ocu-* findet sich blos *o-*, so in *o-cassi* ‚sein‘ (estar, ser), Präs. *di-cassi, o-tunda* ‚sich entfernen‘, Imp.

tunda. Daher kann es geschehen, dass das *-cu-* von *ocu-* als stammhaft betrachtet wird (vgl. oben *o-muine* = *omu-ine*): *o-cu-pula* = *ocu-pula* (He. *ocu-pura*, Bu. *cuibula*), Imp. 2. Pl. *cupula eno*, Prät. *d-a-cupulare* (vgl. *u-a-cupula* 54, das der Form, nicht der Bedeutung nach ein Prät. der 2. Bildung ist). Doch scheint auch *pula* als Grundform verwandt zu werden. Auch *pulissa* wird angegeben in der Bed. ‚frage', obwohl mit dem Suffix *-issa* Causativa gebildet werden (so *ocu-landa* 17 ‚kaufen', *ocu-landissa* 15 ‚verkaufen'); umgekehrt *pulare* 46 ‚antwortete'. *Cuende* ‚geh' enthält infinitivisches *cu-*; vgl. He. *ocu-enda* (für *ocu-yenda*), Bu. *cu-enda* ‚gehen'. Im Loango *minu yendi* und *minu cuenda* ‚ich gehe' Bastian II, 288. 297; *cuenda* und *yendu* ‚geh' ebenda 303. Mit *o-* für *ocu-* ist identisch *u* in *u-afa* ‚sterben' (nach Bleek im Nano *o-gu-fa* S. 188 Anm., wo die Formen der verwandten Sprachen, meist *-fa* oder *-fua*, verzeichnet sind; statt Congo *cu-fua* hat Cann. *cu-affúa.*), Präs. *di-afa*, Prät. *d-a-fare* (für *d-a-afare*). Manche Infinitive finde ich ohne jedes Präfix, so *tambula* ‚nehmen' (He. *ocu-cambura*, Bu. *cu-tambula*), *capa* ‚setzen', Präs. *di-tambula*, *di-capa*. Bei *tuara* ‚bringen' ist es schwer, die Grundform zu ermitteln: Präs. *duara*, Prät. *duarere*, Cond. *da-ndara* (wo zu erwarten gewesen wäre: *da-nd-a tuara*). — Das Präteritum geht zuweilen statt auf *-are* auf *-ere* oder *-ire* (dies nach *i* und *u* in der vorhergehenden Silbe) aus, wie das regelmässig geschieht im Hereró und Bundu (hier *-ele*, *-ile*); so das eben erwähnte *duarere*, *u-a-mbatere* 12 (vgl. *di-a-mbata* 13, Präteritum der 2. Bildungsweise) und *d-a-tundire* zu *tunda*. Merkwürdige Erweiterungen der Präteritalendung zeigen sich in *d-a-tunderiare* neben *d-a-tundire* und in *d-a-tchicapaebare* zu *capa*. Von der Grundform weicht im Stamme ab *d-a-marare* zu *ocu-mola* ‚sehen' (He. *ocu-mona*, Bu. *cu-mona*). Zu *o-cassi* ‚sein' lautet das Präteritum: *d-a-carere* (He. *ocu-cara*, Bu. *cu-cala*, Loango *käle*, *käre* Bastian II, 279, ‚sein', eig. ‚sitzen').

Die verbale Negation erscheint in Gestalt von *ca* (dies ist das gewöhnliche Wort in den Bantusprachen) neben dem Perfectum: *ca-pitare* 7 (vgl. *bu-a-pitare* 6; He. *ocu-pita* ‚herausgehen', Bu. *ocu-biia* ‚hinübergehen'); neben dem Präsens als *si* in *si-angola* 28 (vgl. *saquerépo* 57?); *si*...*co* mit häufig unterdrücktem *si* verneint im Loango (Bastian II, 275. 290). Haben

wir dieses *co* (auch im He. *ca . . . co*) in *tu-langareco* 53 wiederzufinden?

Den äussern Anschein einer verbalen Partikel hat *-po* in *u-aripó* 1, *saripó* 33. 34 (übt hier *s-* optative Function?), *saquerépo* 57; aber in Bezug auf den Sinn weichen diese drei Fälle untereinander und die beiden letzten wenigstens vom fragenden *po* des Hereró ab.

Was die Adverbien anlangt, so erscheinen sie im Hereró und Bundu vielfach mit dem Präfix *tyi-*, (bez. *qui-;* aber es ist das kein speciell adverbiales, sondern das Präfix der VII. Cl., welches viele substantivirte Adjectiva (bes. mit neutralem Sinne) tragen und sogar einige abhängige Adjectiva, indem sie sich von dem Substantiv, zu dem sie gehören, emancipiren. Im Benguela wird in entsprechender Weise *tchi-* verwandt: *tch-etito* heisst ‚Kleines' und ‚wenig'. Wenn für ‚Kleines' auch *etito* angeführt wird, so ist das wohl die Form des eigentlichen Adjectivs (vgl. He. *oka-titi* ‚klein'). Adverbium ist *tchi-uá* ‚gut' 4. 5. 31 (He. *ua* ‚gut'), wohl auch *tchi-tiué* 28. Von Ortsadverbien kann ich anführen: *papa* ‚hier' (Bu. *boba*, Congo *bava* Cann., Loango *ava* Bastian II, 302), *upapa* ‚von hier', *upopo* ‚von dort' (d'alli; Loango *ovo* ‚dort' Bastian a. a. O.), *oco* ‚dort' (acolá), *pi?* ‚wo?' (He. *pi?* Bu. *hebi?*). Von sonstigen: *date* ‚nein' 7; *andi* ‚noch' 8. 9, vgl. 46 (Bu. *hangi*). Ist *otchi* 46 = He. *otyi* ‚so'? *Si* 2. 10. 16 (Bu. *chim*), ‚ja' ist Lehnwort = port. *sim;* ebenso *ya* 18.

Präpositionen sind: *co* ‚von' (He. Bu. *cu*), *po* ‚für' (He. *pu*, Bu. *bu*), *la* ‚mit' (He. *na*, Bu. *ni*, Sotho *le*).

Wie schon erwähnt, behauptet mein Gewährsmann, dass zur Vermeidung von Hiatus und Kakophonie mancherlei Veränderungen vorgenommen würden. Wenn das z. B. einleuchtet bei *danda 'carere* oder *dand'ocarere* für *danda ocarere* und bei *da 'ndare* oder *d'endare* für *da-endare* (diesen Worten ist keine Uebersetzung beigegeben, s. ähnliche Formen auf der vorhergehenden Seite), so vermag ich eine solche Wirkung nicht zu erkennen in: *cotchipa lango* für *otchipa ango*, noch in: *ocutenda oloango* für *ocutenda ango*.

Das Speculum des h. Augustinus und seine handschriftliche Ueberlieferung.

Von

Prof. Dr. **F. Weihrich.**

I.

1. Augustinus beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Abfassung des Speculums und hinterliess die Schrift in unvollendetem Zustande. In der kritischen Revue, welche er um 426—427 über die bis dahin veröffentlichten Werke schrieb, ist das Speculum nicht angeführt, aber der Bischof Possidius von Calama, der innige Freund und Biograph des grossen Mannes, erwähnt in der *Vita* nach Besprechung jenes Werkes *de recensione librorum* und unmittelbar vor dem Berichte über die kriegerischen Ereignisse des Jahres 428 die genannte Schrift als das bemerkenswertheste derjenigen Werke, die in Folge von des Verfassers vorzeitigem Ableben nicht mehr vollendet wurden. Possidius bemerkt dabei, Augustinus habe als ein Mann, der bemüht war, Allen in jeder Beziehung zu nützen, seine schriftstellerische Thätigkeit auch darauf ausgedehnt, dass er zu dem Zwecke, den Leser zu sittlicher Selbsterkenntniss zu führen, aus dem Alten und Neuen Testamente Sittengesetze auszog und zu einem Buche vereinigte, eine Vorrede voranschickte und die Bezeichnung ‚*Speculum*' als Titel bestimmte.[1] Es wird zwar in dieser Bemerkung des

[1] Possidius *de vita S. Augustini* c. 28: *Imperfecta etiam quaedam suorum librorum praeuentus morte dereliquit. Quique prodesse omnibus uolens, et ualentibus multa librorum legere et non ualentibus, ex utroque diuino testamento, uetere et nouo, praemissa praefatione praecepta diuina seu uetita ad uitae regulam pertinentia excerpsit atque ex his unum*

Biographen eine Andeutung über die Art und den Umfang der Unvollkommenheiten dieser Schrift vermisst, so dass man in dieser Frage ausschliesslich auf den überlieferten Zustand und Inhalt der Schrift selbst angewiesen ist. Die Arbeit muss aber zu einem solchen Abschluss gediehen sein, dass sie veröffentlicht und von Possidius in dem Verzeichnisse der Schriften noch aufgeführt zu werden verdiente. Um die Wende des fünften und sechsten Jahrhunderts erfreute sich das Werk der besonderen Anerkennung von Seiten des gelehrten Staatsmannes Cassiodorus Senator, der es als eine Art Moralphilosophie bezeichnete und der aufmerksamen Lectüre nachdrücklich empfahl.[1]

Diese beiden Zeugnisse über die Entstehung und Verbreitung der Schrift stimmen in der Angabe des Inhalts, den sie bot, und in der Bezeichnung des Zweckes, dem sie diente, vollkommen überein; es ist aber ein Moment von nicht unerheblicher Bedeutung, wenn Possidius noch die äussere Eigenschaft hervorhebt, dass sie eine *praefatio* besessen habe, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass auf Composition und Formgebung Cassiodorus hindeuten will, wenn er sie einen *liber quasi philosophiae moralis* nennt.

2. Das überlieferte handschriftliche Material bietet uns zwei Werke, welche Stoff und Zweck im Allgemeinen miteinander gemein haben, aber durch die Auswahl der Bibelstellen und den Wortlaut des Textes, durch Anlage und Gliederung

---

codicem fecit, ut qui uellet legeret atque in eo uel quam oboediens Deo inoboediensue esset agnosceret, et hoc opus uoluit speculum appellari. Der durch *quique* angedeutete Zusammenhang zwischen beiden Sätzen ist ein solcher, dass der zweite nur ein specielles Beispiel von dem anführt, was im ersten allgemein durch *imperfecta quaedam suorum librorum* bezeichnet ist: ‚und so hat er auch — — Sittengesetze ausgezogen'. In *uoluit* liegt nicht die Bedeutung der blossen Absicht, sondern das Verbum hat den in der amtlichen Sprache des römischen Curialstiles geläufigen Sinn von *bestimmen, festsetzen,* so dass *appellari uoluit* so viel heisst als *inscripsit.*

[1] Cassiodorus *de instit. diu. script.* c. 16: *Liber eiusdem Augustini quasi philosophiae moralis, quem pro moribus instituendis atque corrigendis ex diuina auctoritate collegit speculumque nominauit, magna intentione legendus est.*

sich wesentlich von einander unterscheiden.[1] Beide Schriften sind eine Sammlung von ausgewählten Bibelstellen, die geeignet sind, den Menschen durch das unvermittelte göttliche Wort zur Selbsterkenntniss und Selbstbeurtheilung zu führen; die eine aber, ‚*Quis ignorat*', besteht in einer einfachen Aneinanderreihung der Stellen in der Folge der biblischen Bücher nach dem hieronymianischen Texte und besitzt eine Vorrede, die andere, ‚*Audi Israhel*', fasst die Sittengebote unter höheren Gesichtspunkten in Capiteln zusammen, die mit entsprechenden Ueberschriften versehen sind, sie folgt dem Texte einer älteren und zwar afrikanischen Bibelübersetzung und entbehrt der Vorrede.

3. Alle Ausgaben, sowohl die der gesammten Werke von der Baseler[2] aus dem Jahre 1506 bis zu der der Benedictiner von St. Maur, als auch die römische Sonderausgabe von 1679,[3] brachten nur das Speculum ‚*Quis ignorat*' zum Druck, während die andere Redaction bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts unbeachtet blieb. Im Jahre 1654 veröffentlichte Hieronymus Vignier, Priester des Oratoriums zu Paris, das Speculum ‚*Audi*

[1] Die Unechtheit der beiden kleineren Schriften, die gleichfalls den Titel *Speculum S. Augustini* führen, ist so unzweifelhaft, dass dieselben von aller Discussion ausgeschlossen sind. Das eine: ‚*Adesto mihi*' (Migne 40, 967—984) ist betitelt *Speculum* oder *Manuale* oder *Libellus catholicae fidei* und enthält selbst Excerpte aus Alcuins Schriften; das zweite: ‚*Quoniam, carissime, in uia huius saeculi fugientis sumus*' (Migne 40, 983—992), in der Regel *Speculum Peccatoris* betitelt, kann nicht vor dem zehnten Jahrhundert abgefasst sein. Dieselben werden hier nur erwähnt, weil Montfaucon (Biblioth. bibl. II, 728—729 und Palaeogr. gr. 326) die Mittheilung macht, dass sich in einem Pariser Codex des Nicetas Choniates Acominatus ein griechisches Fragment fände ἐκ τῆς διόπτρας τοῦ μακαρίου αὐγουστίνου. Dieses Fragment entstammt nämlich dem erstgenannten Speculum ‚*Adesto mihi*' und ist die griech. Uebertragung von Cap. 17 und des Anfangs von Cap. 18 bei Migne 40, 976. Die Handschrift, der Codex Parisinus gr. 1234, saec. XIV., von Ioannes Scutariotes geschrieben, 394 Blätter in Folio, enthält *Nicetae Choniatae Acominati Panoplia dogmatica* und bietet das Fragment auf Fol. 5 in der Mitte. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, dasselbe in seinem ganzen Umfang in dem Excurse folgen zu lassen.

[2] D. Augustini opera. Basileae apud Joannem Amerbachium. 1506.

[3] Diui Aurelii Augustini episcopi Hipponensis Speculum. Romae. Ex typographia Josephi Vanaccii. 1679. (Ed. J. M. Thomasius.)

Israhel', das er in der aus der Bibliothek der Herren de Mesmes stammenden und jetzt in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrten Theodulfbibel entdeckte.[1] Es war jedoch ein eigenes Missgeschick, dass der Herausgeber nur aus demjenigen Manuscripte schöpfen konnte, in welchem der Text unter Beibehaltung der wesentlichen Eigenschaft der Capiteleintheilung in den Wortlaut der Vulgata umgesetzt erscheint und dass er bei der Herstellung des Druckes mit einem Ungeschick und einer Sorglosigkeit verfuhr, die nach heutiger Anschauung allen Tadel verdiente. Die Benedictiner zollten der neuen Erscheinung so wenig Anerkennung, dass sie in ihrer Gesammtausgabe von 1679—1700 das Werk nicht einmal unter die unechten Schriften aufnahmen. In unserem Jahrhunderte ward die Aufmerksamkeit von Neuem auf diese Schrift gelenkt. In der Bibliothek des Cistercienserklosters von Sta Croce di Gerusalemme zu Rom fand sich der Codex Sessorianus, in welchem das neue Speculum in einer ursprünglicheren Gestalt erschien. Der Cardinal Wiseman benützte die Handschrift und entnahm ihr 1832 das vielbesprochene Citat für seine Erörterungen über das Comma Johanneum,[2] und der Cardinal Angelo Mai gab Aufschluss über den Umfang und die Bedeutung des Manuscriptes[3] und liess 1852 das Speculum daraus vollständig abdrucken.[4] Durch die neue Form des Bibeltextes, sowie durch eine Reihe sprachlicher Erscheinungen erweckte die Publication Mai's das Interesse der biblischen Exegese und der historischen Sprachwissenschaft; einer kritischen Untersuchung aber, deren sie dringend bedarf, ward sie bisher nicht unterzogen.

4. In der Praefatio des Speculum ‚*Quis ignorat*' spricht sich der Verfasser über den Zweck seiner Schrift in einer Weise aus, dass in diesem Punkte mit Possidius' Angaben

---

[1] S. Aurelii Augustini Hipponensis episcopi operum omnium ante annum M. DC. XIV. editorum supplementum Hieronymus Vignier ex codicibus mss. eruit. t. I. Parisiis, Sim. Piget, 1654. Fol., p. 515—546.

[2] Wiseman, Two letters on some parts of the controversy concerning I. Joh. 5, 7: Catholic Magazin, 1832 und 1833. Essays on various subjects. London 1853. I, 24. Abhandlungen über verschiedene Gegenstände. A. d. Engl. Regensburg, 1854. I, 11—36.

[3] Mai, Spicilegium Romanum. t. IX. p. II, 1—88.

[4] Nova Patrum Bibliotheca. Romae 1852. vol. I, part. II, p. 1—117.

vollste Uebereinstimmung herrscht,[1] und er stellt noch die Abfassung eines die Schwierigkeiten in den Gegensätzen einzelner Sittengebote commentirenden zweiten Theiles in Aussicht, der nicht mehr zu Stande kam,[2] so dass wir hieraus zunächst verstehen, weshalb Possidius die Schrift als Beispiel der *quaedam imperfecta* anführt. Auch der Umstand, dass die Bibelcitate dieses Speculums dem hieronymianischen Texte folgen, stimmt vollkommen zu der Thatsache, dass Augustinus um die Zeit, in welche die Abfassung des Speculums fallen muss (426 – 427), den neuen Text adoptirt hatte und der Verbreitung desselben Vorschub leistete. Gegen das Jahr 426 sieht er sich nämlich zu der Erklärung veranlasst, dass er jetzt der Uebersetzung des Hieronymus folge.[3] Es musste ihm die Annahme der neuen Vulgata auch leicht fallen, da ihr seine ‚Itala' näher stand als die älteren afrikanischen Texte. Dieses Speculum war ferner von der Anerkennung des sechsten Jahrhunderts getragen; denn der Abt Eugippius benützte es für seine Augustinus-Excerpte und entnahm aus der Vorrede die einleitenden Worte: *‚Quis ignorat'* bis *‚aperta fastidiunt'*.[4] Die Eintheilung des Ganzen der vier Evangelien in einen activen (Matthäus, Marcus und Lucas) und einen contemplativen (Johannes) Theil[5] entspricht genau

[1] Migne 34, 889: *nos autem in hoc opere nec infidelem uel adducimus uel aedificamus ad fidem, nec exercemus quibusdam salubribus difficultatibus ingenium intentionemque discentium, sed eum qui iam credens oboedire Deo uoluerit, ut hic se inspiciat, admonemus, quantumque in bonis moribus operibusque profecerit et quantum sibi desit, attendat.*

[2] Ibid. — *in his autem omnibus quae inspicienda ponere institui quaecumque inter se uidebuntur esse contraria, postea propositis quaestionibus exponenda atque soluenda sunt. Sane supplicia male factorum et praemia recte factorum, quamuis nonnulla commemoranda existimauerim, tamen in nouo testamento dissimilia ueteribus esse quis nesciat?*

[3] August. de doctr. christ. 4, 7 in Bezug auf eine Stelle aus Amos (7, 14. 15): *Non autem secundum septuaginta interpretes — — —, sed sicut ex hebraeo in latinum eloquium, presbytero Hieronymo utriusque linguae perito interpretante, translata sunt.*

[4] Eugippius Exc., c. 322: *Ex Speculo Sancti Augustini. Quis ignorat — — — aperta fastidiunt.*

[5] August. Specul., Migne 34, 993: *ubi intellegi potest, tres euangelistas, Matthaeum scilicet et Marcum et Lucam, ideo nobis plura dedisse praecepta uiuendi, quia eam maxime secuti sunt partem, quae actiua dicitur: quia uero Iohannes contemplatiuam magis tenuit — — —, multo pauciora tamen in eo morum praecepta comperimus.*

den Erörterungen, in denen Augustinus schon um 400 diese Scheidung vornahm und näher begründete.[1]

5. Die Benedictiner hatten sich also von einem richtigen Gesichtspunkte leiten lassen, indem sie mit den früheren Herausgebern übereinstimmend Augustinus für den Verfasser dieser Schrift hielten. Als sie aber das Speculum ‚*Audi Israhel*‘ aus inneren Gründen zu verwerfen unternahmen, so war das ihnen vorliegende Material der Ueberlieferung nicht geeignet, ihnen einen Blick in die Fundstätten derjenigen Argumente zu ermöglichen, deren eine erfolgreiche Beweisführung bedurfte und mit denen wir heute die Zweifel an der Echtheit dieser Schrift zu begründen vermögen. Es erregte ihnen die Meinung Bedenken, dass nicht alle Capitel ethischen Inhaltes seien, was man doch nach der von Possidius gegebenen Charakteristik der Schrift zu erwarten berechtigt ist,[2] eine Erwägung, die von Tillemont mit grösserer Schärfe wiederholt wurde.[3] Einige

---

[1] de consensu euangelistarum I, 5, §. 8: *Proinde cum duae uirtutes propositae sint animae humanae, una actiua, altera contemplatiua: — — illa est in praeceptis exercendae uitae huius temporalis, ista in doctrina uitae illius sempiternae. — — — Ex quo intellegi datur, si diligenter aduertas, tres euangelistas temporalia facta domini et dicta quae ad informandos mores uitae praesentis maxime ualerent, copiosius persecutos, circa illam actiuam uirtutem fuisse uersatos: Iohannem uero facta domini multo pauciora narrantem, dicta uero eius, ea praesertim quae trinitatis unitatem et uitae aeternae felicitatem insinuarent, diligentius et uberius conscribentem, in uirtute contemplatiua commendanda suam intentionem praedicationemque tenuisse.*

[2] *Aliud non ita pridem Hieronymi Vignerii cura prodiit speculum sub Augustini nomine, in quo sententiae scripturarum reuocantur ad certa quaedam capita instituta uariis de rebus sacram doctrinam spectantibus, adeo ut non tam uitae instituendae consilio, quam erudiendi animi causa comparatam esse uideatur. Quocirca istud minus cum eo conuenit speculo, quod et Possidii uerbis et Augustini praefatione describitur: planeque oportet sicuti nostrum hoc genuinum, ita Vignerianum illud spurium habeamus.*

[3] Tillemont, Lenain de, Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles. t. XIII. Venise, Pitteri, 1732. Art. 336, p. 896: *Le Père Vignier nous a donné un recueil des passages de l'Ecriture fait par matières et sans préface. Il l'attribue aussi à S. Augustin et luy donne le mesme titre de Miroir. — Ce recueil est sur toutes les matières de la religion* (eine Uebertreibung), *aussi bien sur la foy que sur les mœurs. Ainsi ce n'est pas celui qui est promis dans la préface que nous*

Capitel erscheinen nämlich in der That, wenn man nur aus den Ueberschriften auf den Inhalt derselben schliesst, theils dogmatischen, theils exegetischen Charakters. Allein bei näherer Betrachtung findet man, dass sie nur solche Belehrungen enthalten, die der Moral zur Grundlage dienen und ethische Zwecke verfolgen. Die dogmatischen Capitel handeln von der Wesenheit und Persönlichkeit Gottes als der höchsten Auctorität der Sittengebote und als der Quelle der Rechtfertigung und Gnade (Cap. 1, 2, 3, 104, 134, 144), von der Allgegenwart, Allwissenheit, Allmacht der strafenden und lohnenden Gerechtigkeit, (8, 9, 54, 56, 57, 131, 132); die exegetischen citiren die mystischen und allegorischen Bezeichnungen der Menschen in ihren Beziehungen zu dem Reiche Gottes an den Stellen, in denen sie einzeln und in der Gemeinschaft der Kirche bezüglich ihrer fruchtbringenden Werke mit Erscheinungen oder Gegenständen der Natur verglichen werden, und in denen gezeigt wird, wie die Bösen Unheil stiften und die Guten Nutzen bringen, wie die Bösen Schaden leiden und untergehen, die Guten zu Ehren kommen und im Glanze des Lichtes erscheinen (112, 113, 114, 116, 117, 121, 124, 135, 138). Die moralische Bedeutung dieser Abschnitte ist offenbar. Sie erwecken in dem Leser Furcht und Vertrauen und mahnen ihn an seine hohe Berufung, so dass sie unter den schlichten Geboten eine erhebende und erbauende Abwechslung bieten. Die so gesichtete und geordnete Auswahl der Bibelstellen ist uns so wenig ein Beweisgrund der Unechtheit, dass sie vielmehr als das Werk eines denkenden und wohlunterrichteten Mannes erscheint.[1]

---

avons à la teste du Miroir qui est dans le troisième tome de S. Augustin. Or cette préface a un tel raport avec ce que dit Posside qu'on ne peut douter qu'elle ne soit de S. Augustin. Ainsi si le Miroir du P. Vignier en estoit aussi, il faudroit que S. Augustin dans les deux années qu'il a vécu depuis ses Retractations, eust fait deux recueils differens de l'Ecriture, qu'il leur eust donné à tous deux le mesme titre, et un titre assez extraordinaire, et que Posside en parlant de l'un avec assez d'étendue eust negligé de parler de l'autre, qui est et plus ample et plus travaillé. C'est ce qui n'a aucune apparence: et ainsi il ne faut point hésiter à dire que ce Miroir donné par le P. Vignier n'est point de S. Augustin.

[1] Schon in der Verwendung der Stelle *Gen.* 1, 6—7 und 1, 26—27 für die Trinitätslehre lässt der Verfasser eine tiefe Auffassung des Bibeltextes und eine grosse Gewandtheit in der Exegese erkennen.

Eine systematische Anlage aber durch Zusammenfassung der ausgehobenen Stellen unter einheitliche Gesichtspunkte ist eher eines Geistes wie Augustinus würdig, und man ist leicht versucht, zu glauben, dass ein Werk von solcher Eigenschaft es gewesen sein müsse, welches Cassiodor eine Art Moralphilosophie nannte.[1] Auffallend ist es freilich, dass zusammengehörige und nahe verwandte Capitel weit auseinander liegen, während ganz heterogene bunt aufeinander folgen. Man vermisst in der Anordnung noch die letzte Hand, und der vorliegende Zustand macht den Eindruck, als ob der Verfasser bei dieser Thätigkeit der Sichtung unterbrochen worden wäre. Es ist dies eine Eigenschaft, durch welche auch dieses Speculum in besonderer Weise zu der Angabe des Possidius stimmt, dass dem fraglichen Werke die Vollendung gemangelt habe.

Unter diesen Umständen ist es verzeihlich, dass die gelehrten Cardinäle Wiseman und Mai strenger Rücksicht auf die von den Benedictinern geltend gemachten Bedenken sich entschlagen zu dürfen glaubten, als sie für die Echtheit des Speculum Sessorianum eintraten. Beide Eminenzen aber verfügten bei ihren mit Scharfsinn entwickelten Ausführungen in Betreff der Urheberschaft des Werkes über kein zwingendes Argument, so dass die von ihnen vorgetragene Meinung auch nicht zur Reife wissenschaftlicher Ueberzeugung gedeihen konnte.[2] Wiseman sah sich vielmehr, da er die besonderen Eigenschaften dieses Werkes nur aus mündlichen Mittheilungen kannte, auf Combinationen allgemeiner Natur angewiesen und nahm zu der

---

[1] Vgl. Miller, E., Journal des Savants. Année 1853, p. 574: *Si l'on compare ce Speculum avec celui qui se trouve dans l'édition des Bénédictins, on voit que le premier s'accorde bien mieux avec la définition que Cassiodore nous en donne, en appelant cet ouvrage un recueil de philosophie morale.*

[2] Mai, Praef. XI, p. VI: *Sed iam hanc comparationem non prosequar, primo quidem quia multis temporis angustiis premor; deinde quia uix spero rem mihi ex sententia successuram. Nam — — Verumtamen, ut semel iterumque dixi, nullam ego mordicus opinionem circa Speculi huius naturam defendendam suscepi.* Ferner p. III: *Igitur hoc nostrum Speculum siue Augustinum auctorem habeat siue alium, sed certe antiquum neque sexto saeculo inferiorem, ad ueterem quidem bibliorum textum quod attinet, perinde est.* Wiseman, a. a. O., S. 31: *wenn wir auch annehmen, ein minder berühmter Schriftsteller sei der Verfasser.*

äussersten Annahme seine Zuflucht, dass Augustinus in diesem Speculum der afrikanischen Uebersetzung gefolgt sei, während er allerdings in den übrigen Schriften den italischen Bibeltext verwendet habe. Angelo Mai konnte bei seiner vielseitigen Thätigkeit sich der zeitraubenden Mühe nicht unterziehen, die von ihm nur berührte Methode der Vergleichung der Citate durchzuführen und so einen Weg völlig zu durchwandern, auf welchem die Gewähr für die richtige Erkenntniss in der vorliegenden Frage sich gefunden hätte. Das hohe Interesse, welches die aufgefundene Handschrift erregt haben musste, und die günstige Aussicht auf die neue Stütze, welche die Auctorität des grossen Kirchenlehrers dem Comma Johanneum (I, Joh. 5, 7) gewähren konnte, mochten wohl die Zuversicht bewirkt haben, mit welcher Se. Eminenz in der für die Edition gewählten Titelüberschrift die Urheberschaft des heiligen Augustinus wie eine sichere Thatsache zum Ausdrucke brachten.

Einem unbefangenen Blicke ergibt sich vielmehr, dass die in Rede stehende Schrift aus dem Grunde nicht von Augustinus herrühren könne, da ein unausgleichbarer Unterschied besteht zwischen der Bibel, aus welcher die Stellen des Speculum Sessorianum excerpirt sind, und derjenigen Bibel, die als das ‚Itala' bezeichnete Exemplar des Augustinus vorausgesetzt werden muss. Dies beweisen zunächst die vielen allzu bedeutenden und allzu umfangreichen Abweichungen des Textes von den Anführungen der gleichen Stellen in den übrigen Schriften, eine Erscheinung, auf die der verdienstvolle Italaforscher Herr Leo Ziegler in München hingewiesen hat. Es genügt eine Vergleichung nur folgender Stellen:

2 Paralip. 15, 2, Septuag. (Tischendorf 1, 549):
κύριος μεθ᾽ ὑμῶν ἐν τῷ εἶναι ὑμᾶς μετ᾽ αὐτοῦ · καὶ ἐὰν ἐκζητήσητε αὐτόν, εὑρεθήσεται ὑμῖν · καὶ ἐὰν ἐγκαταλείπητε αὐτόν, ἐγκαταλείψει ὑμᾶς.

Speculum cap. 29 (Mai p. 43):
dominus deus uester uobiscum est, quamdiu uos estis cum eo. quodsi dereliqueritis eum, derelinquet uos. [1]

---

[1] Eine Aberratio, die wohl schon im griechischen Texte vorkam und jedenfalls auch in der von Cyprian benützten Uebersetzung vorlag. Cyprian. ad Fortunat. 8 (Hartel 1, 329): *dominus uobiscum est, quamdiu estis uos cum ipso. si autem dereliqueritis eum, derelinquet uos.* Vgl. testim. 3, 27 (H. 1, 142). Sabat. 1, 664. Ziegler, Die lat. Bibelübersetzungen vor

August. de grat. et lib. arb. 11 (Migne 44, 888):
dominus uobiscum, cum uos estis cum eo, et si quaesieritis eum, inuenietis: si autem reliqueritis eum, derelinquet uos.

Mich. 6, 8, Septuag. (Tischendorf 2, 233):
εἰ ἀνηγγέλη σοι ἄνθρωπε τί καλόν; ἢ τί κύριος ἐκζητεῖ παρὰ σοῦ ἀλλ᾽ ἢ τοῦ ποιεῖν κρίμα καὶ ἀγαπᾶν ἔλεον καὶ ἕτοιμον εἶναι τοῦ πορεύεσθαι μετὰ κυρίου θεοῦ σου;

Speculum c. 5 (Mai p. 13):
adnuntiatum est tibi, homo, quid sit bonum, aut quid quaerat a te aliud dominus nisi ut facias aequitatem et diligas miserationem et paratus sis ut eas cum domino deo tuo.[1]

August. de ciuit. dei 10, 5 (Dombart 1, 409):
si adnuntiatum est tibi, homo, bonum? aut quid dominus exquirat a te nisi facere iudicium et diligere misericordiam et paratum esse ire cum domino deo tuo.[2]

1 Timoth. 6, 7—10:
οὐδὲν γὰρ εἰσηνέγκαμεν εἰς τὸν κόσμον· δῆλον ὅτι οὐδὲ ἐξενεγκεῖν τι δυνάμεθα· ἔχοντες δὲ διατροφὰς καὶ σκεπάσματα τούτοις ἀρκεσθησόμεθα. οἱ δὲ βουλόμενοι πλουτεῖν ἐμπίπτουσιν εἰς πειρασμὸν καὶ παγίδα καὶ ἐπιθυμίας πολλὰς ἀνοήτους καὶ βλαβεράς, αἵτινες βυθίζουσι τοὺς ἀνθρώπους εἰς ὄλεθρον καὶ ἀπώλειαν. ῥίζα γὰρ πάντων τῶν κακῶν ἐστὶν ἡ φιλαργυρία, ἧς τινὲς ὀρεγόμενοι ἀπεπλανήθησαν ἀπὸ τῆς πίστεως καὶ ἑαυτοὺς περιέπειραν ὀδύναις πολλαῖς.

Speculum c. 98 (Mai p. 92):
nihil intulimus in hunc mundum: uerum quia nec auferre possumus. habentes autem uictum et uestitum his contenti simus. nam qui uolunt diuites fieri incidunt in temptationem et laqueum diabuli et desideria multa quae nihil prosunt[3] *et nocent, quae demergunt hominem in interitum et perditionem.*[4] *radix enim omnium malorum est cupiditas. quam quidam appetentes naufragauerunt a fide et inseruerunt se doloribus multis.*[5]

Hieronymus und die Itala des Augustinus. München, 1879. S. 41. Italafragmente. Marburg, 1876. S. 7.

[1] Cyprian. testim. 3, 20 (H. 1, 137): *renuntiatum est tibi, homo, quod bonum, aut quid dominus exquirat aliud nisi ut facias iudicium et iustitiam et diligas misericordiam et paratus sis ut eas cum domino deo tuo.*

[2] Sabat. 2, 951.

[3] ἀνονήτους.

[4] cf. Salvian. ad eccles. 2, 61, 59 (Pauly 264).

[5] Cyprian. de domin. orat. 19 (H. 1, 281): *nihil intulimus in hunc mundum: uerum nec auferre possumus. habentes itaque exhibitionem et tegumentum*

August. de ciu. dei 1, 10 (Dombart 1, 17):
nihil enim intulimus in hunc mundum, sed nec auferre aliquid possumus. habentes autem uictum et tegumentum his contenti sumus. nam qui uolunt diuites fieri incidunt in temptationem et laqueum et desideria multa stulta[1] *et noxia, quae mergunt homines in interitum et perditionem. radix est enim omnium malorum auaritia quam quidam adpetentes a fide pererrauerunt et inseruerunt se doloribus multis.*[2]

2 Timoth. 3, 1—7:
τοῦτο δὲ γίνωσκε, ὅτι ἐν ἐσχάταις ἡμέραις ἐνστήσονται καιροὶ χαλεποί. ἔσονται γὰρ οἱ ἄνθρωποι φίλαυτοι, φιλάργυροι, ἀλαζόνες, ὑπερήφανοι, βλάσφημοι, γονεῦσιν ἀπειθεῖς, ἀχάριστοι, ἀνόσιοι, ἄστοργοι, ἄσπονδοι, διάβολοι, ἀκρατεῖς, ἀνήμεροι, ἀφιλάγαθοι, προδόται, προπετεῖς, τετυφωμένοι, φιλήδονοι μᾶλλον ἢ φιλόθεοι, ἔχοντες μόρφωσιν εὐσεβείας, τὴν δὲ δύναμιν αὐτῆς ἠρνημένοι· καὶ τούτους ἀποτρέπου· ἐκ τούτων γάρ εἰσιν οἱ ἐνδύνοντες εἰς τὰς οἰκίας καὶ αἰχμαλωτίζοντες γυναικάρια σεσωρευμένα ἁμαρτίαις, ἀγόμενα ἐπιθυμίαις ποικίλαις, πάντοτε μανθάνοντα καὶ μηδέποτε εἰς ἐπίγνωσιν ἀληθείας ἐλθεῖν δυνάμενα.

Speculum c. 50 (Mai p. 62):
Hoc autem scito quoniam in nouissimis temporibus aduenient tempora periculosa. erunt homines se ipsos amantes, cupidi, superbi, fastidiosi, blasfemi, parentibus non oboedientes, ingrati, scelesti, infideles, sine affectione, pactum custodientes detractare, incontinentes, inmites, sine benignitate, proditores, proterui, tumidi, uoluntatum amatores magis quam dei, habentes formam pietatis, uirtutem autem eius negantes. et hos deuita. ex his sunt qui penetrant domos et captiuas ducunt mulierculas oneratas peccatis, quae ducuntur uariis desideriis, semper discentes et numquam ad scientiam ueritatis peruenientes.[3]

---

his contenti sumus. qui autem uolunt diuites fieri incidunt in temptationem et muscipulas et desideria multa et nocentia quae mergunt hominem in perditionem et in interitum. radix enim omnium malorum est cupiditas quam quidam adpetentes naufragauerunt a fide et inseruerunt se doloribus multis. Vgl. testim. 3, 61. de op. et eleem. 10 (H. 1, 165. 381). Sabat. 3, 877.

[1] ἀνοήτους.

[2] cf. August. serm. 14, 7. 39, 2 (Migne 38, 114. 242); ferner epist. 130, 6, 12. in psalm. 6, 12. 136, 14 (Migne 33, 498. 36, 96. 37, 1769).

[3] Cyprian. de cathol. eccles. unitate 16 (H. 1, 224): — *in nouissimis diebus aderunt tempora molesta. erunt homines sibi placentes, superbi, tumidi,*

August. epist. 199, 8, 22 (Migne 33, 913):
Hoc autem *s c i t o t e*[1] *quoniam in nouissimis diebus instabunt tempora saeua. erunt enim homines se ipsos amantes, amatores pecuniae,*[2] *elati, superbi, blasphemi, parentibus non oboedientes, ingrati, scelesti, irreligiosi, sine affectione, detractores, incontinentes, inmites, sine benignitate, proditores, procaces,* *c a e c a t i,*[3] *uoluptatum amatores magis quam dei, habentes speciem pietatis, uirtutem autem eius abnegantes. et hos deuita. ex his enim sunt qui penetrant domos et captiuas ducunt mulierculas —*

1 Petr. 3, 1—4:
ὁμοίως αἱ γυναῖκες ὑποτασσόμεναι τοῖς ἰδίοις ἀνδράσιν, ἵνα καὶ εἴ τινες ἀπειθοῦσι τῷ λόγῳ, διὰ τῆς τῶν γυναικῶν ἀναστροφῆς ἄνευ λόγου κερδηθήσωνται,[2] ἐποπτεύσαντες τὴν ἐν φόβῳ ἁγνὴν ἀναστροφὴν ὑμῶν. ὧν ἔστω οὐχ ὁ ἔξωθεν ἐμπλοκῆς τριχῶν καὶ περιθέσεως χρυσίων ἢ ἐνδύσεως ἱματίων κόσμος, ἀλλ' ὁ κρυπτὸς τῆς καρδίας ἄνθρωπος ἐν τῷ ἀφθάρτῳ τοῦ πραέος καὶ ἡσυχίου πνεύματος, ὅ ἐστιν ἐνώπιον τοῦ θεοῦ πολυτελές.

Speculum c. 81 (Mai p. 80):
mulieres subditae estote uiris uestris: ex quibus si qui non credunt huic uerbo, per mulierum suarum conuersationem sine uerbo lucrifiant, considerantes uestram in timore castam conuersationem. quarum sit non extrinsecus capillorum inplicatus, aut auri circumpositio, aut habitus uestimentorum aut ornatus, sed ille absconsus cordis homo incorruptus, mansueti et modesti spiritus, quod est magnificum in conspectu dei.

August. de bon. coniug. 12, 14 (Migne 40, 383):
similiter mulieres obaudientes maritis suis: ut et si qui non credunt uerbo, per mulierum conuersationem sine loquella lucrifieri possint, uidentes timorem et castam conuersationem uestram: ut sint non quae a foris ornantur capillorum incrispationibus aut

---

cupidi, blasphemi, parentibus in dicto non audientes, ingrati, impii, sine adfectu, sine foedere, delatores, incontinentes, inmites, bonum non amantes, proditores, procaces, *s t u p o r e i n f l a t i,* *uoluptates magis quam deum diligentes, habentes deformationem religionis, uirtutem autem eius abnegantes. ex his sunt qui repunt in domos et praedantur mulierculas oneratas peccatis quae ducuntur uariis desideriis, semper discentes et numquam ad scientiam ueritatis peruenientes.*

[1] γινώσκετε.

[2] cf. de ciu. d. 14, 7.

[3] τετυφλωμένοι. cf. in Joh. eu. tract. 123, 5 (Migne 35, 1968): *non intellegant neque quae loquuntur, neque de quibus affirmant sicut caecati.*

circumdatae auro aut ueste decora, sed ille absconditus cordis uestri homo in illa perpetuitate quieti et modesti spiritus, qui et apud dominum locuples est.[1]

Ein weiterer Beweisgrund der Unechtheit der in Rede stehenden Schrift ist die Verwendung des apokryphen Briefes an die Laodicenser, welcher in dem von Augustinus selbst aufgestellten Canon der heiligen Schrift[2] nicht angeführt ist. Endlich spricht noch gegen die Echtheit die in der Bibel dieses Speculums vorauszusetzende Reihenfolge der Schriften, nach welcher beispielsweise die Evangelien in der Reihe Matthäus, Johannes, Lucas, Marcus folgen,[3] während Augustinus sonst den grössten Nachdruck auf die Folge Matthäus, Marcus, Lucas, Johannes legt, indem er die drei ersteren in ein Ganzes fasst und gegen das Evangelium Johannes in entschiedenen Gegensatz bringt.[4]

6. Sicher ist nun, dass der grosse Bischof von Hippo die Idee der Anlegung eines solchen Sammelwerkes hervorbrachte und in der Schrift ‚*Quis ignorat*‘ unter dem Titel ‚*Speculum*‘, einer Bezeichnung, die er sonst auch von der ganzen Bibel gebrauchte, zu verwirklichen unternahm, dass er aber durch den Tod verhindert wurde, dieselbe in dem beabsichtigten Umfange durchzuführen. Andererseits steht auch fest, dass die unter dem gleichen Namen und Titel überlieferte systematische Zusammenstellung nach der mehrfachen Uebereinstimmung des benützten Bibeltextes mit den Citaten bei anderen, besonders afrikanischen Kirchenschriftstellern in Afrika entstanden ist und nach dem Wortlaut der Bibelcitate wie nach der Beschaffenheit des ältesten Codex ein hohes Alter beansprucht, indem sie jedenfalls bis an die Grenze des 5. Jahrhunderts hinanreicht. Es liegt die Vermuthung nahe, dass dieses Werk zwar von unbekannter anderer Hand entworfen ist, doch auf Augustinus indirecten Einfluss zurückgeht. In dieser Combination liegt die Rechtfertigung, wenn in der bevorstehenden Veranstaltung einer kritischen Ausgabe des

[1] cf. Sabat. 3, 950.
[2] August. de doctr. christ. II, 8, 13.
[3] Mai, a. a. O., p. VII (cap. XIII: Aliae laudes huius Speculi).
[4] August. de consensu evang. I, 2, §. 3.

Speculum das Spec. Sess. in die Bearbeitung einbezogen und insbesondere wegen der Bedeutung der vorliegenden Frage bezüglich seiner handschriftlichen Ueberlieferung im Folgenden zunächst besprochen werden soll.

II.

Dem durch die Publication Mai's bekannt gewordenen Codex Sessorianus stehen noch sechs Handschriften zur Seite, die sich sämmtlich in Frankreich befinden. Von diesen sechs ist nur das Speculum in der Pariser Bibel des Theodulf mit dem Vulgatatext durch Vignier's Edition ans Licht gezogen worden, während die anderen fünf mit dem älteren Texte bis jetzt noch nicht ausgebeutet sind. Ich habe dieselben während meines Aufenthaltes in Frankreich alle verglichen und, wo es die Natur der Sache erforderte, abgeschrieben, und es gilt nun, das verwandtschaftliche Verhältniss der sämmtlichen Codices untereinander und den Werth jedes einzelnen für die kritische Gestaltung des Textes zu erforschen. Dieser Untersuchung, welche auf Grund einer Reihe von Beobachtungen über die Beschaffenheit der Handschriften vorzunehmen ist, soll eine kurze beschreibende Uebersicht über die der neuen Textesgestaltung zu Grunde liegenden Handschriften vorangeschickt werden.

1. Codex Sessorianus 58 in Sta Croce *(S)* in Halbuncialen des 8. oder 9. Jahrhunderts, enthält noch Cyprians drei Bücher *(Testimonia) ad Quirinum* und ist aus früheren Beschreibungen bekannt. Ich verdanke der kaiserlichen Akademie eine genaue Abschrift dieses Codex, welche Herr August O. Fr. Lorenz vor mehreren Jahren veranstaltete. Auf dem ersten Blatte stehen von einer Hand des 11. Jahrhunderts zunächst folgende zwei Zeilen:

de testimoniis scripturarũ . aũg.
contra donatistas

worunter eine andere Hand derselben Zeit anfügte:

libri de speculo

[1] Reifferscheid, Aug., Biblioth. patrum lat. ital. I, p. 129. Corpus scr. eccles. lat. vol. III, S. Thasci Caecili Cypriani opera ex recensione G. Hartelii. P. III. Append., p. XXV.

Darauf folgt dann von der zierlichen Hand des 11. Jahrhunderts, die auf Fol. 6^{r} und Fol. 154^{v} das bei Reifferscheid Angegebene schrieb, folgende Bemerkungen:

> Beati augustini . de testimoniis scripturarũ
> primus
> contra donatistas . & idola . hic liber esse dinoscit̃
>
> ceteri tres . qui subter adnexi sunt . de sacram̃to
> x͠pi . cum duabus epistolis . ad quirinum . beati
> cypriani epĩ . ac martiris esse noscuntur.

Auf der folgenden Seite desselben Blattes auf dem oberen Rande von einer Hand des 11. Jahrhunderts:

> hic est liber + + + + + + + + + + + + + + + q̃

mit starker Rasur von zwölf bis fünfzehn Buchstaben. Darauf in grosser rother Schrift:

> IN NOMINE DN͠I N͠I IH͠U XP͠I .
> INC͠P ORDO CAPITULO
> RUM · DE DIUINIS SCRIP
> TURIS · N͠ · CXL · I≡IIı · SIT

Die Zahl ist mit schwarzer Tinte nachgezogen und weil das zweite I des Rubricators in ein Loch kam, noch ein I von der nachziehenden Hand hinzugefügt. Es folgt das Capitelverzeichniss; die Zahlen alle roth:

> I de uno deo

Fol. 6^{r} Zeile 15 und folgende:

15 CXLIIII quod dñs fons uitae sit.
16 Iste est liber unus beati augusti contra donatistas & idola
17 ～～～～～～～～～
18 de testimoniis scripturarum
19 I DE UNO DEO
20
21 IN DEUTERO NOMIO

wo Zeile 16 und 18 von der Hand des 11. Jahrhunderts geschrieben ist, Zeile 17 eine verzierte Trennungslinie von der ersten Hand bildet und Zeile 19 und 21 in grosser rother Schrift der ersten Hand die Ueberschriften enthält, während Zeile 20 blank gelassen ist.

Fol. 154^{v} Zeile 6:

6 uidebimus lumẽ.
7 ～～～～ ～～～～ ～～～～

8 EXPLICIT TESTIMONIORUM
Liber beati augusti cont̄ donatistas · & ydola
9 ~~~~~~ ~~~~~~ ~~~~~~
Itē Liber beati cypriani epì ac martyris · de sacramtis xpi̅ ·
10 INCIPIT AD QUIRINUM

Das zwischen die Zeilen 8 und 9, 9 und 10 Geschriebene von der jüngeren Hand des 11. Jahrhunderts.[1] Zwei gleichzeitige Hände haben das Werk geschrieben: die eine, mit ganz schwarzer Tinte und ziemlich plumpen Buchstaben, geht von Fol. 1v bis 34r incl. und macht von 1v bis 16v inclusive nur 26 Zeilen auf jeder Seite, sodann von 113r bis 128v inclusive mit wieder je 26 Zeilen; die andere, mit braunerer Tinte, schlankeren und zierlicheren Buchstaben, geht von 34v bis 112v, sodann von 129r bis zum Ende und macht stets 29 Zeilen auf jeder Seite.

Ich darf mir schon an dieser Stelle erlauben, eine Anzahl Fehler zu berichtigen, welche der Edition des Cardinals Mai unterlaufen sind und die richtige Beurtheilung der Handschrift beeinträchtigen können. Es musste heissen:
Mai p. 3, 16 *aput,* 3, 20 *misericordiae* ***tuae*** *qui facis omnia,* 8, 5 ***Item*** *de spu̅ sc̅o quod,* 13, 17 *et suscipiet t̄e sicut,* 17, 37 *qui****a*** *amo te,* 18, 33 *hęsdrę λ* 20, 24 *red des ei* ***est enim ei*** *hoc solum* 20, 33 *enutr****ier****etur* 22, 17 *maledices* 23, 3 *du*[p]*plici* corr. m. 1. 24 Anm. b) *pecca****n****tis* 24 Anm. g) *stefanum* 25, 19 *hab*[i]*it* m. 1. 25, 33 *timorem mortis:* ***scito*** *quoniam* 26, 27 *re****fri****gerat* 27 Anm. k) *pos*[ses]*sione* corr. m. 2. 29, 3 *erit* ***et*** *cor* 30, 7 *memores estote* ***ho****rum* 31, 18 *corda uestra et non* 31, 23 *e****ran****t in memoriam* 32, 30 *et non* [..]*relinquas* 37, 25 *exsecrabili*[b]*us* corr. m. 1. 39, 14 *seminatur interitum* 41, 4 *intellec****tos*** 41, 14 *redarg****uit****io ne* 42, 26 *in concilio* ***et*** *in synagogis* 44, 19 *aduersus fratrem* ***t****uum* 47 32 *intel****leg****ens* 52 5 *no****bi*** *esse* 52 10 *non mentium* (in der Ueberschrift zu Cap. 43) 54, 23 *astaroth* 56, 18 *F****i****lioli* 60, 30 *conte****n****tione* (in der Ueberschrift zu Cap. 49) 61 29 ***Deus*** (dſ) *autem pacis conterat* (so haben übereinstimmend mit *S* auch alle französischen Handschriften, so die Vulgata, und

[1] Vgl. Reifferscheid, a. a. O., bei dem *jdola* wohl nur ein Druckfehler ist.

auch im Griechischen heisst es ὁ δὲ θεὸς τῆς εἰρήνης, Rom. 16, 20) 64, Zeile 3 von unten *et tar dus loqui* (Jac. 1, 19), also richtig; 65, 4 (s. Anm. b) *naues quiaetam inmensae sunt* 65 Anm. c) *notum* m. 1 (der Buchstabe *n* ist radirt) 66, 6 *ad corinthios I non auari* 66, 19 (Anm. d) *palphe* | ***bis*** 66, 27 *adsiduus* 67, 12 *grandines niues* (in der Ueberschrift zu Cap. 54) 69 Anm. b) *uidens scito*, also richtig; 71, Zeile 2 von unten *Iuuenis qui cum sc̄o* ***est*** *directa est uia eius* 72, 11 *caput tuum* 74, 18 *in* | *quietę et* ***in*** *uigiliis* 74, 11 *stupebant* 80, Anm. f) *subrios* 81, 21 *gazofilacio* s. Anm. m) 81, 31 und Anm. o) *sacra genta quę* 81, 32 *pedes* 88, 6 *diaboli* 90, 31 und Anm. h) *haec* [de] *dicentes* corr. m. 1 94, 10 *quod autem uiuit uiuit* | *dō̃* (so ganz richtig) 96, 18 *sperare* ***in*** *dn̄o* 97, 26 *ad timotheum quae* 98, 30 *in ęsaia p̄f. Vinea* 136[v] *enim dn̄i saboth. domus est istrahel et homo* |. Das ganze Stück von *Nunc autem* bis *in conculcationem Item illic* hat Mai willkürlich hier eingesetzt: er hat es, ohne ein Wort darüber anzumerken, von Fol. 137[v] aus einer in Verwirrung gerathenen Stelle hergenommen, weil er dort den Zusammenhang nicht verstanden hatte.

99, 29 Schluss der Ueberschrift und Anfang des Cap. 113 *sint uocati Item in ęsaia p̄f; Nunc* | *autem nuntiabo uobis quid faciam uineae* | *meae auferā macheriam eius et erit* | *in direptione et distruam parietem eius et* | *erit* [in] *conculcationē; Itē illic et in nubibus mandabo ne pluant sup eam pluuiā Item in deutero nomio; expectetur sicut pluuia* | u. s. f. *sup faenum; Item in ęsaia p̄f; delec* | *tetur.*

103, 34 *quando ueniat* 105, 31 *in* | *caelum uident faciem* 105, 33 *angelus eius est et legem mandatorum sententiis euacuauit ut* | *duos conderet in semetipso in uno nouo homine:* | *Item in apocalipsi.* Das Wort *et* und die beiden folgenden Zeilen (Zeile 15 und 16 von Fol. 144[v]) gehören allerdings nicht hierher; sie sind von Fol. 145, wo dieselben Worte in Zeile 21 beginnen und in Zeile 23 schliessen (Mai S. 106, Zeile 17; Eph. 2, 15) irrthümlich hieher gerathen; allein es hätte dies angemerkt werden müssen. 107, 17 In psalmo XV̄I 107, 20 In psalmo CXXXV̄ 108, 12 singnaculum 108, 13 paradysi 110, 29 in psalmo tu posuisti (*om*: CVI) 110, Anm. h) padulę 112, 13 aeream suam 113, 3 *adulterium facit Itē illic et qui dimissam* 113, 16 *sendenti illi* 113, 33 *tra-*

dederet eum m. 1 114 10 *nominẽ* (Ueberschrift zu Cap. 142) 114 12 colosenses 114, Zeile 2 von unten *memores esses* 115 5 *qm̃ ue hęc duo* m. 1 115 12 *erit fonns.*

2. Codex Michaelinus *(M)* aus der Benedictinerabtei von *Mont St. Michel au péril de la mer,* seit 1793 in der Stadtbibliothek zu Avranches unter Nr. 87,[1] eine Handschrift des 9. Jahrhunderts von 132 Pergamentblättern in der Grösse von 255 auf 170—175 mm mit 23 Zeilen auf jeder Seite.

Fol. 1:

IN NOMINE DÑI ÑRI
IH̃V XP̃I IN HOC
CORPORE CONTINETUR
SPECULUM SC̃I AGVS
TINI : TAM DE UETUS
QUAM DE NOUO TESTA
MENTUM

I de uno dõ

II de distinctionẽ ꝑſonarũ . patriſ . & filii & ſp̃ſ ſc̃i

Auf dem oberen Rande von moderner Hand: *Ex Monasterio S^ti Michaelis in periculo maris;* auf dem unteren Rande ist ein kleiner Zettel aufgeklebt mit der Aufschrift: *Speculũ S^ti August. super uet' et nouũ testam.* Auf dem äusseren Rande: *n. 54,* und ein Zettel mit: A 8.

Fol. 4:

CXLIIII quod dñſ fonſ uitae eſt.

CXLV (mit dieser Ziffer ist der Schreiber über sein Ziel hinausgerathen).

EXPLICIUNT CAPITULA

Fol. 4':

INCIPIT TEXTUM
Audi Isrł. dñs dš tuus

Fol. 132': in lumine | tuo uidebimuſ lumen.

EXPLICIT IN NOMINE
XP̃I IH̃U DÑI ÑRI
AMEN.

[1] Catalogue général des mss. des bibliothèques publ. des départements. Paris, 1849. I, 467.

Auf dem oberen Rande von Fol. 40′ schrieb eine Hand des 11. Jahrhunderts: *Lib̄ ſc͞i michaeliſ qui furatuſ fuerit* mit der Fortsetzung auf der gegenüberstehenden Seite Fol. 41 *anathema ſit.*

Eine ebenso späte Hand fügte Fol. 132′ unten die Bemerkung bei: *Audite & intelligite tradiccioneſ quaſ dn̄ſ dedit nobiſ* Die fünf ersten Quaternionen sind je auf der letzten Seite unten bezeichnet *Q I* Fol. 8′ bis *Q V* Fol. 40′, jedoch nicht von erster Hand.

Vorne sind drei Papierblätter vorgesetzt, auf deren erstem von moderner Hand die Aufschrift: *Ex monaſterio Sti Michaelis in periculo maris* und darunter die Bemerkung: *Speculum Tom. Primi Supplementi attamen in multis differt ms.,*[1] auf dem dritten:

173

Hic habetur
Speculum S. Augustini tam ueteris
quam noui testamenti diuersum
in aliquibus ab editis.

Die alte Katalognummer 173 steht auch noch auf der Innenseite des vorderen Deckels.

Da die Handschrift nicht versendet wird, so habe ich dieselbe in Avranches collationirt, und ich gedenke mit Dankbarkeit der Liberalität, mit welcher der Conservateur Herr Duprateau mir die Benützung an Tagen und Stunden gestattete, an welchen die Stadtbibliothek für das Publicum geschlossen ist.

Der Codex ist schön geschrieben und gut erhalten. Die richtige Orthographie ist in Fällen wie *caelum maestitia eicio abicio intellego milia cotidie* durchgeführt, während ein Schwanken zu bemerken ist in *paciens patientia iuditium* neben *iudicium mendatium, adulescens* neben *adolescens.* In dem Wechsel von *ae* und *e* herrscht entschiedene Vorliebe für das erstere, so dass der Diphthong meist richtig geschrieben ist und selbst das Gebiet des *e* im Auslaut überwuchert; selten sind Fälle wie: *egrotans plage uite,* dagegen häufiger solche wie die Schreibung der Adverbia *maximae iniquae nimiae iniustae dolosae,* des Vocativs *timotheę* und des neutralen Adjectivs *grauae.* Verhältnissmässig selten ist die Unterdrückung der Aspiration

[1] Es ist hiermit Vignier's Ausgabe gemeint.

wie in *adaesit exortare* und in der Regel treu bewahrt die überlieferte Setzung derselben wie in *danihel misahel.* Im Auslaut findet sich oft unorganisches *m,* besonders vor folgendem *m* wie *omnem malum,* und vereinzelt die dentale Media in *uelud, quotquod reliquid.* In der Vertauschung einzelner Buchstaben verdient der besondere Fall hervorgehoben zu werden, wo *i* und *t* verwechselt sind, so *uicancer (ut cancer), ut deberef (uideberis), delictis (deliciis), ut a (uia), aportamur (aporiamur).* Einzelne Verschreibungen kommen noch vor wie *urũ (uirum) emi (mihi).*

Interessant ist die enge Verbindung zusammengehöriger Satztheile: *insuperbia amalis deore nedeficias offuũ fratrimeo eduxite seoccidit memoresto benefacito itaut quantomagis,* sowie die grösseren Abstände zwischen solchen Verbindungen an Stelle der Interpunction, z. B. Cap. CX *qui indeliciis est apuero seruuserit Nouissime aut̃ | dolebit supsė* (Prov. 29, 21).

3. Codex Lemovicensis *(L),* eine Handschrift des 11. oder 12. Jahrhunderts aus *Saint-Martial de Limoges,* von wo sie nebst den übrigen Manuscripten von St. Martial[1] im Jahre 1730 durch Kauf in die königliche Bibliothek zu Paris gelangte. In dem für die Gelegenheit dieses Ankaufes angefertigten Kataloge[2] ist sie unter Nr. 127 angeführt; gegenwärtig trägt sie in der Pariser Nationalbibliothek die Signatur 2977 A. Es sind 143 Pergamentblätter von 180 auf 120 mm. Auf dem ersten dreier unnummerirten Umschlagblätter von moderner Hand *Sti Augustini Speculum,* das folgende ist leer, auf dem dritten uerso steht *127 du Catalogue imprimé,* unter dieser Notiz ein aufgeklebter Papierzettel mit der Angabe:

Cod. X et XII saeculi
Fragmentum variarum sententiarum et exemplorum
ex Historia Ecclesiastica. Vide
Fol. 5. 8. et 9. Hoc fragmentum
videtur esse scriptum X. saeculo.

---

[1] Delisle, Léop., Le Cabinet des manuscrits (Histoire générale de Paris). Paris 1868. I, 387.

[2] Bibliotheca insignis et regalis ecclesiae Sanctissimi Martialis Lemovicensis. Parisiis, apud fratres Barbou, 1730, p. 18: *127 Sancti Augustini Speculum, in octavo, ann. 600.*

Le Beuf.

Speculum quod dr̃ Sti Augustini
ex variis locis Sacrae Scripturae
XII saeculi. Fol. 68 Lamenta
tiones Jeremiae referuntur aliter
ac in Vulgata.
Ex aliquot lineis pene erasis Fol.
143 liquet hoc volumen datum
fuisse cuidam monasterio a
Regnolfo sacerdote et monacho.
fol. uerso medicina contra dolorem capitis.

Fol. 1 und 2 sind noch Schutzblätter, in welche der Codex ursprünglich gebunden war, und bieten umgedreht ein Fragment von Lucanus;[1] auf dieselben folgen noch Reste von zwei ausgeschnittenen Blättern desselben Lucanus-Codex. Auf der Mitte von Fol. 1 recto ein kleiner Papierzettel aufgeklebt mit der Inhaltsangabe der beiden Bestandtheile der Handschrift:

Elenchus Rerum | Speculum Sancti Augustini.

Der erste Theil erstreckt sich nur über Fol. 3 bis 10 und ist von einer Hand des 10. Jahrhunderts geschrieben.[2] Den Haupttheil bildet das Speculum, das die Fol. 11 bis 143 umfasst.

Fol. 11:

gross roth: INCIPIUNT CAPITVLA LIBRI ·
schwarz: SPECVL̃V SC̃I AGVSTINI YPPO
roth: NEREGENSIS EPISCOPI
I· de uno dõ

In dem folgenden Capitelverzeichniss die Zahlen roth.

Mit diesem Blatt beginnt die Quaternionenzählung. Fol. 11 bis 18 macht Quat. I, 19 bis 26 Quat. II, und so fort bis Quat. XVI, der mit Fol. 138 abgeschlossen ist, worauf noch 5 Blätter folgen.

---

1 Lucan. VI, 661—743.

2 Fol. 3 *Auctor igitur & iudex omnium deus | lic& ab illa paradysi felicita|te genus nostrum iuste repulerit, sue | tamen bonitatis memor . . .* || fol. 5′ *De mulierib; Sc̃s german' ad ge | nouephã int̃ alia. Si inquid scl̃i hui' | ul exiguus decor tuũ superauerit m̃tẽ | . . . deinde ñ & illut con | stat quia nihil ultra permittere poss̃. nisi quantũ sc̃s be | nedictus ad sustendandã nature necessitatẽ permisit* || fol. 6 *Memoriale. Prima damnacio ẽ ut Augustin, dic̃ orrenda profunditas ignorancie . . .* fol. 10′ . . . *& it̃. dispexistis omne c̃siliũ meũ | & uocaui & renuistis. Ego quoq; in inte | ritu ur̃o ridebo. cũ inruerit repentina | calamitas quando uenerit super uos tri | bulacio et angustia. tunc uocabunt me et ñ exaudiã.* ||

Das Capitelverzeichniss schliesst Fol. 14′, wo sich der Text sofort anschliesst. CXLIIII quod dn̄s fons uitae ē.

roth: EXPLICIUNT CAPITULA
roth: INCIP̃ TEXTṼ INDEUTR .
Audi israhel . dn̄s ds̄ tuus

Fol. 143 . . . uidebimus lumen.
EXPLICIT LIBER SPECULUM

†

Regnolfus lic& exiguus se+ in xp̄i no + + + + sacer
dos & monachus . sacro huic loco + + + + + + + + + + + + + ni
monasterio deuotus istum + + didit librum quem
si quis hinc abstulerit uel + + + + uerit anathema sit
S + d + + + + + + + + lector + + + otiens poteris lectione huius
lib + + + + + ando prae + + + + + + + + + + + regnolfi.

Die Handschrift ist sorgfältig geschrieben, nur an wenigen Stellen sind Verbesserungen, manchmal zum Schlimmen, von einer zweiten Hand vorgenommen. Was die Orthographie betrifft, so bietet sie regelmässig die richtigen Schreibungen *caelum paenitentia oboedire neglegere intellegere.* Dagegen findet sich auch die herkömmliche Confusion im Gebrauche der Vocale *e* und *i, o* und *u,* der Consonanten *b* und *u,* in der Setzung und Auslassung der Aspiration im Anlaut.

Der Punkt auf der Linie dient zur kleineren, der Punkt über der Linie zur grösseren Interpunktion; das Fragezeichen ist selten angewendet. Häufig findet sich die Verschlingung des *r* mit *t* und das Zeichen ∻ für *est.*

Es war der gelehrte Jean Le Beuf,[1] der mit eigener Hand die oben mitgetheilte Notiz auf den Zettel schrieb und auf die Bedeutung des in dieser Handschrift gebotenen Bibeltextes hinwies, indem er auf die Differenzen mit der Vulgata aufmerksam machte. Einer öffentlichen Erwähnung dieses Codex begegnen wir erst um die Mitte unseres Jahrhunderts, da E. Miller[2] gelegentlich der Anzeige von Mai's Ausgabe seine

---

[1] Ueber ihn vgl. Mémoires de l'Acad. des inscr., t. 29., und Delisle, Le Cabinet des manuscrits I, 397.

[2] Journal des Savants. Année 1853. Paris, p. 574—576.

Verwandtschaft mit dem Sessorianus nachwies und seine Wichtigkeit für die Constituirung des Textes betonte.[1]

4. Codex Parisinus 15082 aus der Abtei von St. Victor *(V)*, eine Sammelhandschrift von 204 Pergamentblättern in Quart von 240 auf 150 mm aus dem 12. Jahrhundert.[2]

Auf der Innenseite des vorderen Deckels die durch ein aufgeklebtes kleines Pergamentstück[3] zum Theil verdeckte Aufschrift:

CLM
AVGVS
TINI

Fol. 1: Iste lib' ẽ scĩ Victoris Par̃ q^i^c̃q: eũ furat' fuerit ł celauerit ł titulũ istũ deleu'it anathema sit. CC 13. S. Victor 906.
Fol. 1′: Tabulam hic contentorum reperies Folio 204.
Fol. 2: Aristotelis liber de secretis secretorum etc.[4]

Das Speculum beginnt auf Fol. 152 ohne Titelüberschrift mit dem Verzeichniss der Capitel, das gleichfalls keine Ueberschrift trägt.

I de uno dõ
II de distinct^i^one psonar.

Diese Handschrift, von der unten mehr zu sagen ist, nimmt eine eigene Stellung in der Gruppe der französischen Codices ein. An mehr als 100 Stellen sind ganze Citate oder mehrere Citate zusammen ausgelassen; der Text aber geht auf eine sehr alte Quelle zurück. Was der Handschrift aber ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist die Manus secunda, welche nicht blos nach dem in anderen Codices gebotenen Texte und

[1] a. a. O., p. 576: *nous pensons que la comparaison de ce ms. avec l'édition de l'illustre Cardinal ne peut manquer d'être utile et de fournir des éléments nouveaux pour la constitution du texte de l'ancienne version italique.*

[2] Miller, E., a. a. O.

[3] Der Deckel ist an dieser Stelle durchbohrt in Folge der ehemaligen Befestigung eines Hakens. Die Hs. muss ein Codex concatenatus gewesen sein.

[4] Delisle, Inventaire des mss. latins conservés à la Bibliothèque Nationale 3, 71. Biblioth. de l'école des chartes. t. 30, p. 71.

nach der Vulgata corrigirt, sondern vielfach ganz neue Varianten darbietet.

5. Codex Parisinus 256 der *nouv. acqu.* *(C)* aus dem 12. Jahrhundert, 146 Pergamentblätter von 250 180 mm, jede Seite in zwei Columnen zu 30 Zeilen. Diese erst in neuester Zeit von der Nationalbibliothek angekaufte Handschrift bespricht Delisle in seinem neuen Werke,[1] wobei er an die Manuscripte von St. Martial und St. Victor erinnert, und äussert die Vermuthung, dass dieselbe aus einer Cistercienserabtei stamme.

Fol. 1: *De immortalitate animę lib' p^{i}m'* . . . . Auf dem unteren Rande von moderner Hand: *S. Augustini Miscellanea. R. 7004.*[2] Das Speculum beginnt Fol. 58′ col. a.

roth: *In hoc corpore continetur spcl'm s̃ Aug. De uno deo Audi isrl'.*

Fol. 118′ col. a, Zeile 11:

uitę ⁊ in lumine tuo uidebimus lumen

+ + + + + + + + + + + + + + + + + +

Eine starke Rasur, durch welche, wie es scheint, der Name des Klosters getilgt ist. Hierauf blank bis unten, wo die Ueberschrift zu dem auf der folgenden Seite beginnenden Capitelverzeichniss folgt:

roth: *Capl'a libri p̃cedentis*

Fol. 118′ col. b. das Verzeichniss der Capitel ohne Ziffern:

De uno dō

de stinctione psonar̃ pat^{i}s ⁊ f. ⁊ s. s.

[1] Delisle, Léop., Mélanges de paléographie. Paris, Champion, 1880. p. 366–369.

[2] Fol. 8′b *Explic̃* | *lib' sc̃i Augustini de immortalitate aĩe. Incipit p̃fatio de anima & eius origine.* fol. 9b *Explicit prologus. Incipit liber sancti Augustini epĩ ad Vincentiũ Victorẽ de natura & origine anime. Quod mihi* fol. 31′a *Explicit lib' sc̃i Augustini epĩ de natura & origine anime* ‖ b *Incipit liber sancti Augustini episcopi de quantitate anime* fol 58′b *incorporea g^{i}omnis ẽ anima* ‖ Nach dem Speculum folgt: fol. 120 a *Liber Aurelii Augustini de uidendo dõ ad Paulinam* | *Memor debiti* . . . fol. 133′a *Aurelius Augustinus ad Italicã Dñe eximie* . . . fol. 135a *Augustinus ad Fortunatianum commonitoriũ* . . . fol. 139b *Hylarius ad Augustinum ep̃m Dño sc̃o* . . . fol. 139′b *Augustinus episcopus ad Hylarum* . . . fol. 146′b *qd' enĩ hoĩb' impossibil^{e} ẽ ñ ipsis* ‖ Darauf folgten noch drei Blätter, die herausgeschnitten sind.

Fol. 119′ col. a

qd' ds̃ fons uitę est.

Auf den übrigen freien Raum dieser Columne, sowie auf den Anfang von Col. b hat eine spätere Hand zwei Heilungs- und Segnungsformeln notirt.

Die Quaternionen sind rückwärts unten bezeichnet, Fol. 119 ist das vorletzte Blatt von Quat. XV, dessen letztes herausgeschnitten ist. Mit Fol. 120 beginnt eine neue Quaternionenzählung 120 bis 127 Quat. I, 136 bis 143 Quat. III.

6. Codex Aniciensis (α), die Bibel des Bischofs Theodulf von Orléans, die sich in dem Schatz der Kathedrale von Le Puy befindet. Die Handschrift, ein Prachtwerk der Kalligraphie aus der Zeit Karls des Grossen in der Grösse von 335mm auf 230mm, enthält die Bibel in der Eintheilung nach den sechs Ordines und als exegetische Beigaben Isidors Chronographie, Eucherius' *Liber de nominibus hebraicis,* Meliton's *Clavis* und auf Fol. 338 bis 344 in zwei Columnen zu je 62 Zeilen Augustins *Speculum.* Letzteres steht durch den vorhieronymianischen Bibeltext in naher Verwandtschaft zu den erwähnten Manuscripten, unterscheidet sich aber äusserlich dadurch, dass die Bibelstellen entweder nur mit den Anfangs- und Schlussworten citirt sind, indem ein sie verbindendes *usque* die mittleren Worte ersetzt, oder nur mit den ersten Worten angeführt sind, wie die Verse aus den Psalmen und ähnliche kürzere Abschnitte. Es verdient Beachtung, dass auch dieses Speculum keine Ueberschrift besitzt; denn dieser Umstand erinnert an den Mangel der Ueberschrift im Sessorianus von erster Hand und im Speculum von St. Victor, und ihm ist es zuzuschreiben, dass dieser Theil des Codex so lange Zeit unerkannt blieb. Man wusste zwar längst von der Existenz des verborgenen Schatzes in Le Puy,[1] allein das Speculum ward erst in unseren Tagen durch die Vergleichung mit der Schwesterhandschrift in Paris erkannt. Es waren die zwischen die Purpurpergament-

[1] Gallia christ. II, 692: *Circa tempus episcopatus Roricii Theodulfus Aurelianensis episcopus obtulit, ut aiunt, insignem codicem ecclesiae Aniciensi quo continentur uetus et novum testamentum multaque alia. In fronte libri* . . . Haenel, Gust., Catalogi libr. manuscr. Lips. 1830, p. 388. Pitra, J. B., Spicilegium Solesmense, t. II. Paris 1855, p. 547.

blätter zum Schutze der Gold- und Silberschrift eingelegten Gewebe von Seide und Wolle, welche das Interesse der einheimischen Gelehrten erweckten und zu näheren Erörterungen über die Handschrift Anlass gaben.[1] Auf die Aehnlichkeit mit dem Pariser Manuscripte aber, dem schon früher bekannten Codex Mesmianus, welchen bereits Vignier[2] zur Ausgabe des Speculums, Sirmond[3] zur Sammlung von Theodulfs Gedichten und Pitra[4] zur Edition von Meliton's Clavis benützt hatten, machte Bourquelot[5] durch Mittheilung einer aus Le Puy an ihn gelangten Zuschrift aufmerksam. Zu einer gründlichen und umfassenden Analyse des Codex kam es jedoch erst, als in Folge eines glücklichen Umstandes die beiden prächtigen Werke einander nahe gebracht waren und dem competentesten Beurtheiler, Herrn Leopold Delisle,[6] nebeneinander vor Augen lagen. In dem Vortrage, welchen Delisle bei der Weltausstellung in der feierlichen Sitzung des Institut vom 3. Juli 1878 über die beiden im Trocadero ausgestellten Bibeln Theodulfs hielt, ward zum ersten Male die Erkenntniss ausgesprochen, dass der ohne Ueberschrift gelassene Theil der Handschrift von Le Puy, der dem in dem Pariser Manuscripte als Speculum Augustini ausdrücklich bezeichneten Abschnitte entspricht, eine abermalige unter Theodulfs Leitung besorgte Fassung des Speculums sei, und aus der von Delisle mitgetheilten Probe ergab sich einerseits die Verschiedenheit, die zwischen dem Texte der beiden Specula Theodulfs besteht, andererseits die nahe Beziehung des Speculums von Le Puy zu dem Texte des Sessorianus.

---

[1] Annales de la Société d'agriculture, des sciences, arts et commerce du Puy pour 1836. Au Puy, p. 125, 141.

[2] S. oben.

[3] Sirmondi opera varia. t. II. Paris 1696, p. 914—1128. Jetzt ist hierüber zu vergleichen Dümmler, E., Die handschriftl. Ueberlieferung der lat. Dichtungen aus der Zeit der Karolinger. II. Theodulfus von Orleans: Neues Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde. IV, 239—250. Liersch, K., Gedichte Theodulfs. Halle 1880. Poëtae latini aevi Carolini Rec. E. Dümmler. t. I, p. prior.

[4] Pitra, J. B., Spicilegium Solesmense. t. II. Paris 1855, p. XIX, p. 547.

[5] Mémoires de la Société impériale des antiquaires de France. 3e sér., t. IV, 1859, p. 109.

[6] Delisle, Léop., Les bibles de Théodulfe. Paris, Champion, 1879 (= Bibliothèque de l'école des chartes. t. 40. Paris, 1879, p. 5—47).

Wie die Handschrift nach Le Puy kam, ist unbekannt. Eine locale Ueberlieferung, die man in Le Puy nicht leicht aufgibt,[1] meint, dass sie von Theodulf bei einer Wallfahrt nach dem Puy d'Anis, die er in Folge eines während seiner Gefangenschaft in Angers gemachten Gelübdes unternommen habe, der Kirche von Notre-Dame du Puy zum Geschenk gemacht worden sei. Diese von Localhistorikern stets nur mit aller Reserve mitgetheilte Meinung entbehrt der Belege und ist dem ältesten Landeschronisten unbekannt. Da Petrus Rostaing, Miles[2] der Kirche St. Jean in Lyon und Canonicus der Kathedrale von Le Puy, seinen Namen mit der Jahreszahl 1511 auf das letzte Blatt eingetragen hat und seine Versetzung von Lyon nach Le Puy gemäss einer geistreichen Combination des Herrn Augustin Chassaing, Richters am Civiltribunal in Le Puy, dessen Bekanntschaft ich zu machen die Ehre hatte, und dem ich lehrreiche Aufschlüsse verdanke, um eben diese Zeit erfolgt sein muss, so hat die Vermuthung der Herren Chassaing und Delisle[3] hohe Wahrscheinlichkeit, dass eben dieser Rostaing, der aus einflussreicher adeliger Familie entstammt[4] und als Freund von Büchern bekannt ist, das Manuscript ursprünglich besessen und aus Anlass seiner Uebersiedlung nach Le Puy in die dortige Kathedrale gestiftet habe. Ueber die früheren Schicksale des Werkes aber fehlen noch alle Aufschlüsse.

Die eigenartige Gestaltung des Textes liess eine Collation nicht zu, sondern machte eine vollständige Abschrift nothwendig.

7. Codex Mesmianus (μ), jetzt Parisinus 9380, die zweite Bibel des Theodulf, eine Zierde der Nationalbibliothek

---

[1] Gallia christ. II, 692. Histoire littér. de la France. t. IV. Paris 1738, p. 467. Hedde, Phil., Notice sur le Manuscrit de Théodulfe. Avec 2 planches. Annales de la Société d'agriculture du Puy pour 1837—1838. Au Puy 1839, p. 168—224. Echo du Velay, Oct. 1877. Hedde, Isidore, Paléographie des tissus: Bible de Théodulfe. Le Moniteur des soies N. 875. Lyon 1879, p. 5—12. Revue retrospective, p. 13—32.

[2] Guigue, M. C., Obituarium Lugdunensis ecclesiae. Lyon 1867, p. XXVII und XXVIII.

[3] Delisle, a. a. O., p. 9 und 10.

[4] Histoire généalogique et chronologique . . . par le P. Anselme. Paris 1726, t. VIII, p. 940—943. Guithermy, M. de, Inscriptions de la France du Ve au VIIIe siècle. Diocèse de Paris I, p. 468—473.

in Paris. Aus dem gleichen Inhalte zusammengesetzt, in der gleichen fast mikroskopischen Schrift ausgeführt und mit der nämlichen Pracht ausgestattet, ist dieses Werk aus derselben Schreibstube hervorgegangen wie das Manuscript von Le Puy, das ihm nahezu zum Verwechseln ähnlich sieht. Um so auffallender erscheint es, dass unser Speculum zwar nach derselben Art der Behandlung des Textes in der durch Anwendung jenes *usque* verkürzten Gestalt der Citate sich darbietet wie das von Le Puy, aber von allen Manuscripten durch die vollkommen durchgeführte Umwandlung des Textes in den der Vulgata sich unterscheidet und bezüglich seines Umfanges Merkmale besitzt, durch die es sich von allen übrigen französischen Handschriften entfernt und wieder dem Codex Sessorianus nähert.

Im 11. Jahrhundert muss sich diese Handschrift noch im Domschatz zu Orléans befunden haben. Auf Fol. 346 ist nämlich von einer Hand des 11. Jahrhunderts die Abschrift einer Urkunde eingetragen, durch welche der Bischof Odolricus die gegen das Jahr 1025 erfolgte Rückgabe einer von dem Canonicus Azinerius im Besitz gehaltenen Kirche bestätigt. Da Odolricus die Urkunde für seine Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle abfasste, so war eine Abschrift derselben gut angebracht in einem Bibelwerk, das im Gebrauche der Bischöfe war, und Delisle vermuthet daher mit Recht, dass diese Bibel von Theodulf zu eigenem Gebrauch angefertigt und auf seine Nachfolger vererbt worden sei. Im 17. Jahrhunderte war das Manuscript in der Bibliothek der Familie de Mesmes. Aus dieser Epoche datiren die ersten Versuche wissenschaftlicher Behandlung. Der gelehrte Jacob Sirmond[1] ist als der Erste bekannt, der in der Bibliothek der berühmten Familie dieses Bibelwerk studirte und die hohe Bedeutung desselben erkannte. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts nahm der Jesuit Philipp Labbe[2] Einsicht in die Handschrift und verzeichnete sie in seinem bibliographischen Werke. Die Benedictiner sahen sie noch, ohne sie für ihre Arbeiten zu verwerthen, und Vignier veranstaltete daraus die Editio princeps des Speculums im Jahre 1654. Als nach dem Ableben des Parlaments-

[1] Sirmondi opera II, 1046.

[2] Labbe, Ph., Nova bibliotheca manuscriptorum librorum. Paris, 1653, p. 21–22.

präsidenten Jean-Antoine de Mesmes Comte d'Avaux (1723) der Rest der Bibliothek von den Erbinnen an die Pariser Bibliothek abgelassen wurde (1731), ward diese Theodulfbibel noch zurückbehalten und scheint erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Nationalbibliothek einverleibt worden zu sein. Auch sie hat eine würdige Beschreibung und Zergliederung durch Delisle an der angegebenen Stelle erhalten.

Vor mehreren Jahren nahm Herr Rudolf Prinz im Auftrage des Herrn Professor R. von Hartel eine Collation vor, die mir zu Gebote steht und in Paris von mir selbst revidirt wurde.

Indem ich hiermit die Aufzählung und äussere Beschreibung der Handschriften schliesse, drängt es mich, an dieser Stelle dem Generaldirector und Administrator der Nationalbibliothek zu Paris, Herrn Leopold Delisle, für die wesentlich fördernde Unterstützung, deren ich mich von seiner Seite zu erfreuen hatte, sowie dem Bischof von Le Puy, Monseigneur Lebreton, für die Güte, mit der er mir das kostbare Juwel des Domschatzes anvertraute, meinen aufrichtigsten und herzlichsten Dank auszusprechen. Auch der kaiserlichen und königlichen Botschaft in Paris sage ich wärmsten Dank für die wiederholten gütigen Vermittelungen.

(Fortsetzung folgt.)

EXCURS.

(Zu Seite 35, Anmerkung 1).

Fragment einer griechischen Uebersetzung des pseudo-augustinischen Speculum ‚Adesto mihi, uerum lumen'.

Cod. Parisinus gr. N. 1234 saec. XIV. 394 Blätter orient. Pap. in-folio.[1] Fol. 5ª medio.

ἐκ τῆς διόπτρας τοῦ μακαρίου αὐγουστίνου.

[1]ὁμολογῶ σὲ τὸν πατέρα καὶ τὸν υἱὸν καὶ τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον, ἐν προσώποις τριττὸν, ἐν τῇ οὐσία ἕνα, ἀληθῆ θεὸν παντοδύναμον, ὁρατῶν καὶ ἀοράτων | [2]δημιουργὸν, οὐ σῶμα ἢ ἐν σώματι κείμενον, οὐκ ἐκ διαφόρων εἰδῶν ἢ ῥιζῶν ἢ μελῶν συνδέσμοις εἰκονισμένον · ἀλλὰ μιᾶς ἁπλῆς καὶ ἀσωμάτου [3]καὶ ἀοράτου καὶ ἀπεριγράπτου φύσεως. σὲ ὄντως ἀληθινὸν πατέρα ἄκρας ἀγαθότητος καὶ ὅλης τῆς θεότητος ἀρχὴν, ἀπεριγράπτου | [4]καὶ ἀγεννήτου μεγαλειότητος θεόν, ἐξ οὐδέτινος ἄγοντα ἀρχὴν, ἀλλὰ πᾶσιν ἀρχὴν διδόντα, πιστεύω καὶ ὁμολογῶ οὐ σαρκ · · | [5]γεννήσει, οὐκ ἔξωθεν, οὐκ ¦ ἐξ ἀνάγκης οὔτε θελήσεως, ἀλλὰ φύσει τὸν υἱὸν γεννῶντα.

Migne, Patrol. lat. XL, p. 976.

XVII. Confiteor te Patrem et Filium et Spiritum sanctum in personis trinum, in substantia unum, uerum Deum omnipotentem, uisibilium et inuisibilium conditorem, non corpus aut in corpore positum, neque ex diuersis speciebus admixtum, aut membrorum conpaginibus effigiatum, sed unius simplicis et incorporeae, inuisibilis et incircumscriptae naturae. Te quidem uerum Patrem summae bonitatis et totius deitatis principium, incircumscriptae et ingenitae maiestatis Deum, ex nullo ducentem initium, sed omnibus initium dantem, credo et confiteor non corporali progenie neque extrinsecus, non necessitate neque uoluntate, sed natura Filium generantem. Confiteor et uerum te Filium ex Patre sine

[1] Catalogus codd. mss. bibliothecae regiae. II, p. 260. Herr Dr. Anton Kunz war letzten Sommer so gütig, auf meine Bitte das Fragment in Paris zu copiren, wofür ich hier noch besten Dank sage.

ὁμολογῶ καὶ σὲ τὸν ἀληθινὸν ἐκ τοῦ πατρὸς | [6] ἀνάρχως ἀφράστως γεννηθέντα, ἀληθῆ θεὸν μονογενῆ, δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένοντο · ἵνα μήτε αὐτὸς τάξει ἢ δυνάμει δύνῃ | [7] εἶναι κατώτερος · τόσον σε εἶναι ὁμολογῶ τὸν γεννηθέντα, ὅσος ἐστὶν αὐτὸς ὁ γεννήσας · οὐχ ὅτι δὲ λέγω γεννητὸν ἐκ τοῦ πατρὸς τὸν υἱόν, | [8] τῇ θείᾳ καὶ ἀφράστῳ γεννήσει τινὰ χρόνον ἐπιγράφω, ἀλλ' οὔτε τὸν πατέρα λέγω ποτὲ ἄρξασθαι, οὔτε σε τὸν αὐτοῦ υἱόν · ὅτι | [9] ἀεὶ ἦν πατήρ, ἢ γὰρ ἂν οὐδ' ὅλως ἦσθα υἱός; οὐ γὰρ ἄλλως ὁμολογεῖν δυνάμεθα ἀΐδιον τὸν πατέρα, ἐὰν μὴ ὁμολογήσωμεν | [10] καὶ σὲ συναΐδιον τὸν υἱόν · ἀπὸ τοῦ υἱοῦ γὰρ ὁ πατὴρ λέγεται · καὶ ἐπεὶ ἀεὶ ἦν πατήρ, ἀεὶ κεκλῆσθαι υἱὸν ἀναμφίβολόν ἐστι.

σὲ | [11] ὄντως πιστεύω τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον, ἀληθῆ θεόν, οὐ ποιητόν, οὐ κτιστόν, οὔτε γεννητὸν οὔτε ἀγέννητον · ἀλλ' ἐκ πατρὸς υἱοῦ τε ἀνεκδιηγήτως [12] προχωροῦν, καὶ ἐν πατρὶ ἅμα τε υἱῷ οὐσιωδῶς μένον · οὕτω τοίνυν ἐξ ἀμφοῖν προχωρεῖς, ἵνα ἀχωρίστως ἐν ἑκα . . . | [13] μένῃς · καὶ ἵνα οὕτω κατὰ πάντα ᾖς τῷ θεῷ καὶ πατρὶ καὶ υἱῷ ἴσον, συναΐδιον, ὁμοούσιον, ὡς μήτε θελήσει μήτε | [14] δυνάμει μήτε ἀϊδιότητι μήτε οὐσίᾳ διαφέρειν σε δύνασθαι ἀπ' αὐτῶν ἢ ἐκκόπτεσθαι ἀφ' ὧν προχωρεῖς · το . . . | [15] ἀΐδιον τὸν πατέρα ἄνευ γεννήσεως, ὅλον τὸν πατέρα ἐν τῷ υἱῷ καὶ ἐν τῷ

initio ineffabiliter natum, uerum Deum unigenitum, per quem omnia facta sunt, *et uerum Patris Verbum, non factum, non creatum, non adoptatiuum: sed genitum et unius cum Patre substantiae, atque ita per omnia aequalem Deo Patri, ut nec tempore,* nec gradu, nec potestate esse possis inferior. Tantumque te esse confiteor qui genitus es, quantus est ipse qui te genuit. Non autem quia dico genitum a Patre Filium, diuinae et ineffabili generationi aliquod tempus ascribo: sed nec Patrem dico aliquando coepisse, nec te eius Filium. Quia semper fuit Pater, nunquam igitur non fuisti Filius. Non enim aliter confiteri possumus aeternum patrem, nisi confiteamur etiam coaeternum filium. Ex filio enim pater dicitur: et quia semper Pater fuit, semper habuisse Filium dubium non est.

XVIII. Te quoque credo Spiritum sanctum uerum Deum, non factum, nec creatum, nec genitum, neque ingenitum: sed ex Patre Filioque inenarrabiliter procedentem, et in Patre simulque Filio substantialiter permanentem. Sic igitur ab utroque procedis, ut inseparabiliter in utroque maneas: atque ita per omnia Deo Patri et Filio aequalem, coaeternum, consubstantialem, ut neque potestate neque uoluntate neque aeternitate

πνεύματι τῷ ἁγίῳ, ὅλον τὸν υἱὸν ἐν τῷ πατρὶ καὶ ἐν τῷ πνεύματι τῷ . . .
16 ὅλον τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον ἐν τῷ πατρὶ καὶ τῷ υἱῷ διαμένον· τὸν
πατέρα καὶ τὸν υἱὸν καὶ τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον ἕνα θεὸν παντοδύν . . . .
17 μιᾶς ἐξουσίας, μιᾶς βασιλείας, μιᾶς μεγαλειότητος, μιᾶς ἀϊδιότητος,
ἀπὸ τότε καὶ νῦν καὶ ἀεὶ πανταχοῦ βασιλεύοντα 18 πιστεύω, στόματι
ὁμολογῶ καὶ νοὶ ἀγαπῶ.

πρὸς τοῦτον τὸν τῆς πίστεως κανόνα κατευθύνων τὸν σκοπόν μου,
πόσον με δύν . . . . 19. εποίηκας ὁ θεός μου + + +

al: praecedi] neque substantia differri possis ab eis vel *praecidi* a quibus procedis. Igitur aeternum Patrem sine natiuitate, *aeternum Filium cum natiuitate, aeternum Spiritum sanctum cum processione sine natiuitate:* totum Patrem in Filio et Spiritu sancto totum Filium in Patre et Spiritu sancto, totum Spiritum sanctum in Patre et Filio permanentem: et Patrem et Filium et Spiritum sanctum unum Deum omnipotentem, una potestate, unoque regno, una maiestate, una aeternitate, ex tunc et nunc et semper ubique regnantem corde credo, ore confiteor et mente diligo.

Ad hanc fidei regulam dirigens intentionem meam, quantum me posse fecisti deus meus, *quaesiui te et desideraui intellectu uidere quod credidi.*

III. SITZUNG VOM 17. JÄNNER 1883.

Das k. u. k. Ministerium des Aeussern übermittelt die von der königl. niederländischen Regierung der Akademie gewidmeten beiden ersten Lieferungen eines mit Unterstützung des Ministers der Colonien von Professor Dr. Schlegel in Leyden herausgegebenen ‚Nederlandsch-chineesch Woordenboek met de transcriptie der chineesche karakters in het Tsiang-Tsiu dialekt'.

Von dem k. k. militär-geographischen Institute werden weitere siebzehn Blätter der Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie übergeben.

Das w. M. Herr Hofrath Robert Zimmermann legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor, welche den Titel führt: ‚Ueber Hume's Stellung zu Berkeley und Kant'.

Das w. M. Herr Professor Th. Gomperz legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor unter dem Titel: ‚Herodoteische Studien'.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Akademie der Wissenschaften, k. bayr. zu München: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe, 1882. Band II, Heft I. München, 1882; 8⁰.

Archaeological Survey of Southern India. Nr. 3. Notes on the Amarāvata Stūpa, by Jas. Burgess, L. L. D., F. R. G. S., M. R. A. S., etc. Madras, 1882; 4⁰.

Erlangen, Universität: Akademische Schriften vom Jahre 1881; 17 Stücke 8⁰ und 4⁰.

Faculté des lettres de Bordeaux: Annales. 4e année, No. 5. Décembre 1882. Bordeaux, Londres, Berlin, Paris, Toulouse; 8⁰.

Gesellschaft, königl. nordische für Alterthumskunde: Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 1882. 2. und 3. Heft. Kjöbenhavn; 8⁰. — Tillaeg til Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. Aargang 1881. Kjöbenhavn, 1882; 8⁰.

Society the Asiatic of Bengal: Proceedings. Nos. VII et VIII. Juli und August 1882. Calcutta; 8⁰.

Verein, historischer von Oberbayern: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. XL. Band, 1. Heft. München, 1882; 8⁰. — XLII. und XLIII. Jahresbericht für die Jahre 1879 und 1880. München, 1881; 8⁰.

— historischer zu Bamberg: 44. Bericht über Bestand und Wirken im Jahre 1881. Bamberg, 1882; 8⁰.

Ueber Hume's Stellung zu Berkeley und Kant.

Von

Robert Zimmermann,

wirkl. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

An der Geschichte der neueren deutschen Philosophie ist es rühmend hervorgehoben worden, dass dieselbe von Kant bis Hegel, der sich selbst als den Vollender des Kriticismus bezeichnete, eine in sich geschlossene Entwicklungsreihe bilde. Eine ähnliche stellt sowohl die Entwicklung des continentalen Rationalismus von Descartes bis Leibnitz, wie die parallel laufende des englischen Empirismus von Bacon bis Hume dar. Wie aus Kant's Halbidealismus der zuerst als subjectiver, dann als transscendentaler, zuletzt als absoluter sich entwickelnde ganze Idealismus, wie aus Descartes' Dualismus der Gegensatz des Monismus und monadischen Pluralismus, so entwickelte sich aus Bacon's und Locke's Empirismus, aus jenem des ersteren Hobbes' Materialismus, aus jenem des letzteren Berkeley's Idealismus, aus beiden zusammengenommen Hume's Skepticismus. Beide, die continentale und die insulare Strömung, sind dann in Kant zu einer neuen, aus Rationalismus und Empirismus zu gleichen Theilen gemischten Geistesrichtung zusammengeflossen.

Wie der Rationalismus, so dreht der Empirismus in seiner Entwicklung sich um ein bestimmtes Problem, der eine um ein metaphysisches, der andere um ein erkenntniss-theoretisches. Jenes, das Problem der Unio corporis atque animae, hat nach einander die Lösungsversuche durch die assistentia divina, den Occasionalismus, die Identitätslehre und die prästabilirte Harmonie hervorgerufen. Dieses, die Frage nach der Möglichkeit einer Vermittlung zwischen dem erkennenden Subject und dem

zu erkennenden Object, hat von dem ursprünglichen Gegensatz des materialistischen Objects und des spiritualistischen Subjects aus, durch die entgegengesetzten Standpunkte der einerseits materialistischen, andererseits spiritualistischen Identität beider hindurch, sowohl bezüglich des Objects wie des Subjects zum Nihilismus und in Folge dessen zum absoluten Skepticismus geführt.

Letzterer Standpunkt ist in der Geschichte der Philosophie mit Hume's Namen verknüpft, welcher dadurch seinen englischen Vorgängern, insbesondere Berkeley, wie seinem deutschen Nachfolger Kant, der seine Erweckung durch ihn aus dogmatischem Schlummer selbst eingeräumt hat, gegenüber eine zugleich nach rückwärts und vorwärts deutende Janusstellung behauptet. Wie er in rückwärts gekehrtem Sinne als Vollender von Berkeley, so erscheint er in nach vorwärts blickender Richtung durch seinen Zweifel an der Gewissheit aller nicht analytischen oder identischen Urtheile als die Veranlassung, dass Kant, um zugleich die Gewissheit und die synthetische Natur der mathematischen Urtheile zu retten, den Apriorismus der Zeit- und Raumanschauung, die transscendentale Aesthetik und damit die Wurzel der Kritik der reinen Vernunft erfand.

Hume's Einfluss auf Kant steht als von diesem selbst bezeugte Thatsache fest; dagegen ist gegen die Behauptung ernstlich gemeinter Abhängigkeit seiner Lehre von Berkeley's Idealismus oder vielmehr ‚Immaterialismus' von einer Seite her Einspruch erhoben worden, welcher umsomehr Beachtung gebührt, als der Urheber desselben, Thomas Collyns Simon, zu den berufensten Kennern und wärmsten Verehrern des englischen Idealisten gehört, und des letzteren Wiederbelebung im heutigen England beinahe ausschliesslich dessen seit Jahren fortgesetzten ebenso uneigennützigen als erfolgreichen Bemühungen zuzuschreiben ist. Derselbe bildet den Gegenstand einer zuerst in Mamiani's philosophischer Revue ‚La philosophia delle scuole italiane' (XV. Bd., Nr. 1) erschienenen philosophischen Studie ‚über Hume's angebliche Folgerungen aus Berkeley und Kant's vermeintliche Widerlegung derselben', welche der Verfasser in englischer Uebersetzung seiner sorgfältigen Wiederherausgabe von Berkeley's Hauptwerk ‚The principles of human knowledge' (London 1878) als Anhang beigefügt hat. Der Untersuchung

seiner Berechtigung und damit dem Versuche zur Feststellung des Verhältnisses Hume's zu Berkeley und Kant einen Beitrag zu leisten, ist diese Abhandlung gewidmet.

Durch die gesammte rationalistische Strömung der neueren Philosophie, deren Problem, wie oben erwähnt, die Unio corporis atque animae ausmacht, geht stillschweigend oder laut die Voraussetzung hindurch, dass nur Gleiches auf Gleiches wirken, durch die ganze empiristische Strömung, deren Angelpunkt das Erkenntnissproblem bildet, ebenso die Annahme, dass Gleiches nur durch Gleiches erkannt werden könne. Aus dem Axiom, dass die Erkenntniss der Wirkung jene der Ursache einschliesse, dass demnach Ursache und Wirkung etwas gemein haben müssen und folglich dasjenige, was nichts mit einem Anderen gemein habe, auch weder Ursache noch Wirkung dieses Anderen sein könne, ist die Behauptung des Cartesianischen Dualismus von der Unmöglichkeit der Wechselwirkung zwischen Substanzen, die, wie die denkende (Geist) und die ausgedehnte (Materie), nichts mit einander gemein haben, hervorgegangen. Aus dem Axiom, dass dasjenige, durch welches ein Anderes erkannt oder welches durch ein Anderes erkannt werden solle, diesem Anderen dem Wesen nach gleichartig sein müsse, ist sowohl die (materialistische) Behauptung, dass der Geist, um zur Erkenntniss der (materiellen) Körperwelt zu gelangen, selbst körperlicher (materieller), wie die entgegengesetzte (idealistische) Behauptung, dass die Materie (die Körperwelt), um vom Geiste erkannt werden zu können, selbst geistiger (immaterieller) Natur sein müsse, entsprungen.

Weil die Erfahrung durch die Sinne als Quelle der Erkenntniss eine Einwirkung der äusseren (materiellen) auf die innere (Geistes-) Welt bedingt, welche nach der Voraussetzung, dass ungleichartige Substanzen (wie Leib und Seele) auf einander nicht einzuwirken vermögen, unmöglich ist, darum schliesst der Rationalismus von Descartes bis Leibnitz die äussere Erfahrung als Erkenntnissquelle von der strengen Wissenschaft aus. Weil die Erfahrung nur unter Voraussetzung qualitativer Gleichartigkeit des Erfahrenen (Objects) und des Erfahrenden

(Subjects) möglich ist, schliesst der Empirismus von Bacon bis Hume, dessen einzige Erkenntnissquelle die Erfahrung ist, die Folgerung, dass Subject und Object der Erfahrung einander gleichartig, also entweder beide körperlich (materiell) oder beide unkörperlich (immateriell) sein müssen, ein.

Folge des ersteren ist, dass der Rationalismus zum Apriorismus, Folge des letzteren, dass der Empirismus entweder zum Materialismus oder zum (empirischen) Idealismus wird. Jener entsteht, indem der Mangel der Erfahrung durch die selbstschöpferische Kraft der reinen Vernunft ersetzt d. h. der Inhalt der ersteren aus dem Innern der letzteren als selbstgewobenes Gewand herauszuspinnen versucht wird. Diese bestehen darin, dass der eine der beiden Erkenntnissfactoren zum Phänomen des anderen gemacht, also entweder (materialistisch) der Geist zum ‚Phänomen der Materie' herabgesetzt, oder (idealistisch) die Materie als blosses ‚Phänomen des Geistes' begriffen wird. Erstere Consequenz, welche das Ganze der Wissenschaft nach dem Vorbilde der reinen Mathematik vor und unabhängig von aller Erfahrung durch Deduction aus einer oder einigen Grundvoraussetzungen (Grundbegriffen und Grundsätzen) zu deduciren verlangt, haben diejenigen zu mildern gesucht, welche, wie Leibnitz, den Unterschied von nothwendigen und zufälligen Wahrheiten (veritates aeternae und ex contingentia), von welchen die letzteren durch Freiheit (Sittengesetz), die ersteren durch Nothwendigkeit (Naturgesetz) bedingt seien, in die Philosophie einführten und den sogenannten ewigen Wahrheiten das Gebiet alles desjenigen, was weder anders sein, noch anders gedacht werden könne, als es ist, dagegen den sogenannten zufälligen Wahrheiten das Gebiet alles desjenigen zuwiesen, was an sich auch nicht sein oder anders sein könnte, als es ist, und dessen Sein und So-Sein, wie es ist, sein Dasein der Rücksicht auf dadurch zu erreichende Zwecke d. i. einer Wahl aus mehreren an sich gleich Möglichen verdankt. Ersteres als Nothwendiges vermag die Vernunft aus sich, letzteres als Nicht-Nothwendiges, sondern aus mehreren gleich Möglichen Gewähltes vermag die Vernunft nur insofern zu erkennen, als sie den Ausfall der getroffenen Wahl selbst erkennt. Da nun dieser vom wählenden Willen abhängig, dieser als Wille aber nicht selbst nothwendig (dem Naturgesetz),

sondern frei (dem Freiheitsgesetz unterworfen) ist, so vermag die Vernunft das vom Willen Gewählte nur aus der Thatsache zu erkennen, dass dieser so und nicht anders gewählt hat, woraus sich ergibt, dass, da jede Thatsache als solche nicht anders als durch Erfahrung erkannt zu werden vermag, der Gegensatz zwischen sogenannten reinen Vernunft- und Erfahrungswahrheiten und damit die Erfahrung selbst als Erkenntnissquelle, wenn auch in verschämter Weise, in den strengen Rationalismus sich eingeschlichen hat.

Der Consequenz des Materialismus auf der einen, des Idealismus auf der anderen Seite suchen diejenigen Empiristen zu entgehen, welche entweder, wie Bacon, zwar die menschliche Seele (anima) für einen ‚dünnen warmen Körper‘, aber den ‚Geist‘ (spiraculum) für immateriell ansahen, oder, wie Locke, die Natur des Objects der Erkenntniss (des Körpers) in einer Weise aufklärten, dass dieselbe von jener des in der Regel als körperlich Bezeichneten sich entfernt und jener des Unkörperlichen bedenklich nahe kommt, aber dennoch den ‚Geist‘, das Subject derselben, für nicht nothwendiger Weise immateriell erklärten, da ‚Gott auch die Materie mit der Fähigkeit zu denken begabt haben könne‘.

Wie der consequente Materialismus im englischen Empirismus durch den Namen von Hobbes, so ist der consequente Immaterialismus (Idealismus) in demselben durch jenen von Berkeley bezeichnet. Während Bacon demjenigen, was nicht körperlich ist, wie Gott und der menschliche Geist, zwar Erkennbarkeit, aber nicht Existenz abspricht, erklärt Hobbes ausdrücklich alles, was existirt, für körperlich. Von den drei Objecten (Obiectum triplex), welche Bacon der Philosophie zuweist, trifft nur das eine, die Natur, den menschlichen Intellect im directen (directo), dagegen Gott denselben wegen des ungleichartigen Mittels (propter medium inaequale) nur im gebrochenen (refracto), der Mensch im zurückgeworfenen Strahl (reflexo radio). Während der menschliche Intellect als Subject der Erkenntniss der Natur als Object derselben gleichartig, ist er Gott und dem Menschen, insofern dieser ‚Geist‘ d. h. ‚Hauch Gottes‘ (spiraculum) ist, ungleichartig. Insofern der Intellect der Natur gleichartig, also selbst natürlich ist, erkennt er die Natur; insofern Gott und Geist übernatürlich, also dem In-

tellect ungleichartig sind, erkennt dieser beide nicht ihrem Wesen, sondern höchstens ihrer durch die Natur des Intellects als des Mediums bedingten Erscheinung für diesen nach. Vollkommene Erkenntniss des Uebernatürlichen gewährt daher nur eine übernatürliche, dagegen eine blos natürliche Erkenntnissquelle Erkenntniss nur des Natürlichen. Jene weist daher Bacon der Theologie, welche aus der Offenbarung der Schrift, die Erkenntniss der Natur dagegen der Philosophie zu, welche aus der Offenbarung der Sinne schöpft. Die theologische Erkenntniss ist zwar vollkommen, aber nicht Wissen, sondern Glauben, die philosophische zwar Wissen, aber nur in Bezug auf die Natur vollkommenes, in Bezug auf Gott und Geist dagegen unvollkommenes Wissen. Die sogenannte natürliche Theologie d. i. das natürliche oder philosophische Wissen von Gott begründet zwar eine negative, aber keine affirmative Erkenntniss desselben d. h. reicht zwar hin, die Behauptung des Atheismus, dass kein Gott sei, zu widerlegen, nicht aber jene des Theismus, dass und was Gott sei, zu erweisen.

Da sonach die Natur der einzige einer vollkommenen Erkenntniss durch die Philosophie fähige Gegenstand, der einzige Inhalt der Natur aber Körper und ihre Beziehungen auf und unter einander sind, so folgt, da der menschliche Intellect, um zur Erkenntniss der Natur zu gelangen, derselben gleichartig d. h. selbst Natur sein soll, consequent, dass derselbe körperlich, weil natürlich, gedacht werden müsse. Damit stimmt es überein, dass Bacon einerseits die Philosophie, welche als natürliche Wissenschaft von der Natur nichts anderes als Naturphilosophie sein kann, nicht nur, je nachdem sie von dem allen Körpern Gemeinschaftlichen handelt, oder sich auf das einer gewissen Classe von Körpern Eigenthümliche einschränkt, in einen allgemeinen und besonderen Theil, sondern diesen letzteren selbst, je nach der besonderen Gattung der Körper (Naturkörper, Himmelskörper, menschlicher Körper) in weitere Unterabtheilungen (Physik, Astronomie, Anthropologie) sondert, andererseits die menschliche Seele, die Trägerin des Intellects, für einen dünnen, warmen Körper erklärt d. h. selbst unter das Körperliche überhaupt einreiht. Sonach ist alles, was Object einer wirklichen Erkenntniss durch den Intellect werden kann, die Seele selbst eingeschlossen, körperlich, die Philosophie,

soweit ihr Charakter durch jenen ihres Erkenntnissgegenstandes bestimmt wird, durchwegs Materialismus. Dass neben den Körpern eine Welt unkörperlicher Wesen (spiracula) und ein gleichfalls unkörperlicher Gott existire, wird nicht geläugnet, aber die Fähigkeit, dieselben zu erkennen, eben um ihrer Unkörperlichkeit willen der Philosophie ab- und einer anderen Wissenschaft, der Theologie, zugesprochen d. h. die Identität, was das Erkenntnissobject betrifft, des Materialismus mit Philosophie, des Immaterialismus mit Theologie (Nicht- oder Un-Philosophie) behauptet.

Wissenschaft von der körperlichen und solche von einer geistigen Welt, Materialismus und Immaterialismus, Philosophie und Theologie, treten nach Bacon als zwei zwar zusammengehörige, aber von einander abgekehrte Hemisphären auseinander, die sich zum ganzen, Wissen und Glauben umfassenden System der Erkenntniss, zum ‚globus intellectualis', ergänzen. Beide stehen einander gegenüber wie feindliche Brüder, die sich in das Erbe getheilt haben, und von welchen jeder innerhalb des eigenen Gebietes auf seinem Rechte besteht, ohne auf jenes des anderen innerhalb des seinigen eifersüchtig zu sein. Materialismus und Immaterialismus machen, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, keinen Gegensatz innerhalb und auf der philosophischen Halbkugel, sondern sie machen den Gegensatz zwischen dieser selbst und ihrer Antipodin, der theologischen Halbkugel, aus. Der Streit zwischen diesen endet entweder mit dem Siege der Philosophie, durch welche die Theologie, oder mit jenem der letzteren, durch welche die erstere vernichtet wird. Der philosophische Streit zwischen Materialismus und Immaterialismus dagegen beginnt erst dann, wenn diese bisher mit den einander ausschliessenden Gebieten der Philosophie und Theologie zusammengefallenen Gegenpole auf eines derselben, das philosophische, ausschliesslich übertragen und innerhalb dieses letzteren nicht wie bisher als zwei verschiedene Wissenschaften, sondern als verschiedene Auffassungsweisen derselben Wissenschaft ins Feld geführt werden.

Dieser Fall tritt ein, wenn einerseits nicht nur die sogenannte natürliche Wissenschaft (Philosophie) für die einzige wirkliche Wissenschaft erklärt, die sogenannte übernatürliche Wissenschaft (Theologie) aus dem Gebiete der Wissenschaften

ausgeschlossen, sondern zugleich als die einzig wahre Form der natürlichen Wissenschaft der Materialismus anerkannt, andererseits, wenn zwar die übernatürliche Wissenschaft (Theologie) als eine von der natürlichen (Philosophie) wesenhaft verschiedene bestehen gelassen, der Begriff der Philosophie auf die natürliche Wissenschaft eingeschränkt, jedoch der zuvor von der Theologie ausschliesslich eingenommene Standpunkt des Immaterialismus auch als einzig berechtigter in der Philosophie anerkannt wird. Wenn es für ersteren Standpunkt nur einerlei Wissenschaft, die philosophische, und nur eine Philosophie, den Materialismus, so gibt es für letzteren zwar zweierlei Wissenschaften, aber nur eine Philosophie: den Immaterialismus. Repräsentant des ersteren ist Hobbes, des letzteren Berkeley.

Zu der Ausschliessung der Theologie aus dem Umkreise der Wissenschaft hat Bacon insofern selbst die Veranlassung gegeben, als er die Frucht übernatürlicher d. i. aus der göttlichen Offenbarung geschöpfter Erkenntniss als Glauben, jene dagegen der natürlichen d. i. aus der Erfahrung durch die Sinne geschöpften Erkenntniss als Wissen bezeichnet. Wem nur um das letztere d. i. um Wissenschaft, keineswegs um den ersteren, das Dogma, zu thun ist, ist daher vollkommen berechtigt, sich auf die natürliche Erkenntnissquelle (Erfahrung durch die Sinne) zu beschränken, dagegen die übernatürliche Erkenntnissquelle (göttliche Offenbarung) als überhaupt nicht oder doch wenigstens nicht für die Wissenschaft vorhanden anzusehen. Wem aber, einmal auf diesem Standpunkt angelangt, um wirkliches, nicht blos um scheinbares Wissen d. i. um Erkenntniss der zu erkennenden Objecte, wie sie (ihrem Wesen nach) *sind*, nicht blos, wie sie dem erkennenden Subjecte (seinem Wesen nach) *erscheinen* müssen, zu thun ist, der wird nur diejenige Erkenntniss als vollkommene d. i. als Wissen gelten lassen, bei welcher das erkennende Subject dem zu erkennenden Object gleichartig, dagegen diejenige als unvollkommen d. i. als Scheinwissen (Illusion) verwerfen, bei welcher das Subject dem Object ungleichartig ist.

Bacon selbst hat ‚unsern Intellect‘ (nostrum intellectum) als ‚ungleichartiges Mittel‘ (medium inaequale) sowohl der Gottheit als dem Menschen, dessen geistigem Kerne nach, gegenüber bezeichnet. Während das Wissen ‚unseres Intellects‘ von

diesen beiden Erkenntnissobjecten nur ein unvollkommenes sein kann, ist dasselbe ein vollkommenes von der Natur d. i. von der Körperwelt, für welche derselbe ein ‚medium aequale' d. i. als Ausfluss seines Organs, der ‚physischen Seele', dieser und dadurch der Natur selbst wesensverwandt ist. Wird daher alles unvollkommene Wissen als blosses Scheinwissen bei Seite gelassen und der Begriff des Wissens auf das von Bacon als solches anerkannte vollkommene Wissen eingeschränkt, so folgt, dass wirkliches Wissen sich überhaupt nur auf die Natur d. i. auf die Körperwelt, beschränke, und weder ausser noch über derselben ein wirklich Gewusstes existire.

Der Satz des Hobbes, dass ‚für die Philosophie' nur Körper existiren, ist damit gegeben. Denn da es einerseits keine andere Wissenschaft gibt als natürliche und keine andere natürliche Wissenschaft als Philosophie, und da andererseits was nicht auf vollkommenes Wissen sich stützt keine Wissenschaft und das Einzige, von dem ein vollkommenes Wissen möglich ist, die Natur, also der Inbegriff der Körperwelt ist, so folgt, dass die letztere sowohl der ausschliessliche Gegenstand der Philosophie, wie dass diese ausschliesslich Wissenschaft von Körpern sei. An die Stelle des Gegensatzes des Körperlichen (Materiellen) und Unkörperlichen (Immateriellen) tritt jener eines gröberen und feineren Körperlichen. Auf die Seite des letzteren fällt das Subject, auf die Seite des ersteren das Object der Naturerkenntniss; jenes (die Seele) ist nur ein feinerer, dieses (der im engeren Sinn sogenannte Naturkörper) ein gröberer Körper. An die Stelle des Gegensatzes zwischen Vereinigungen von materiellen (körperlichen) Substanzen zu einem körperlichen, und von immateriellen (geistigen) Substanzen zu einem unkörperlichen Ganzen tritt bei Hobbes der Gegensatz zwischen sogenannten natürlichen und künstlichen Körpern. Jene sind solche, welche auf natürlichem d. i. mechanischem, diese dagegen solche, welche auf künstlichem d. i. vom Willen abhängigem Wege hervorgebracht sind. Elemente der ersteren sind willensunfähige, solche der letzteren dagegen mit Willen begabte Körper, also im Gegensatz zu den im engeren Sinne sogenannten seelenlosen Körpern sogenannte ‚Seelen' d. i. beseelte Körper, wie es z. B. die lebenden Menschen sind. Wie die natürlichen Körper aus

kleinsten Körperchen (Korpuskeln), so sind die künstlichen, unter welchen der Staatskörper der vornehmste ist, aus Individualwillen d. i. den kleinsten unter den mit Willen begabten Körpern (der Staatskörper aus Staatsbürgern) zusammengesetzt. Folgerichtig zerfällt die von Körpern handelnde natürliche Wissenschaft (philosophy) in zwei Theile, deren einer (natural philosophy) von den natürlichen, der andere (civil philosophy) von den künstlichen Körpern, der letztere insbesondere von dem wichtigsten derselben, dem Staatskörper, handelt.

Auch für diese Unterordnung der Staats- unter die allgemeine Körperlehre findet sich der Keim schon in Bacon's Eintheilung der Wissenschaften. Was die natürliche Wissenschaft (Philosophie) vom Menschen erkennt, beschränkt sich auf dessen natürliches d. i. nicht geistiges Wesen, da letzteres ebenso wie das Wesen der Gottheit auf natürlichem Wege unerkennbar bleibt. Das natürliche Wesen des Menschen aber sowohl, was dessen Leib, als was dessen ‚Seele' betrifft, ist nach Bacon ‚körperlich', die sogenannte ‚Seele' nur ein ‚dünner, warmer Körper'. Der Mensch als Object der Philosophie ist daher nichts weiter als ein Körper und fällt unter die allgemeine Körperlehre; folgerichtig bildet daher die philosophische Lehre vom Menschen neben der philosophischen Lehre von den Himmelskörpern und jener von den Naturkörpern im engeren Sinne einen Theil der philosophischen Naturlehre überhaupt und hat, wie jede der beiden anderen, sowohl einen speculativen, auf die Erkenntniss, wie einen operativen, auf die Anwendung der die jeweilige Gattung von Körpern beherrschenden Naturgesetze gerichteten Theil. Insofern dieselbe den Menschen d. i. nach Obigem den aus dem körperlichen Leibe und der gleichfalls körperlichen Seele zusammengesetzten beseelten Menschenkörper als Einzelnen betrachtet, ist sie Anthropologie (philosophia humana), je nachdem sie denselben jedoch als Glied einer durch Vereinigung mehrerer seines Gleichen gebildeten Gesellschaft in Betrachtung zieht, aber Politik (philosophia civilis). Erstere fällt, wie man sieht, als Lehre vom Menschen als beseeltem Naturkörper in den Umfang der von Hobbes als Naturphilosophie bezeichneten Lehre von den natürlichen Körpern; letztere aber fällt als Lehre

von der durch Vereinigung Mehrerer entstehenden Menschengesellschaft mit der von Hobbes als civil philosophy bezeichneten Lehre vom künstlichen oder Gesellschaftskörper (Corporation) zusammen.

Bacon's Lehre, soweit sie den Anspruch erhebt, natürliche Wissenschaft d. i. Philosophie zu sein, ist, was das Wesen sowohl des Subjects, wie des Objects der Erkenntniss, den Menschen und die Natur, betrifft, von jener des Hobbes nicht verschieden, da sie das eine ebenso wie das andere gleich dieser für körperlich (materiell) ansieht. Die Möglichkeit der Erkenntniss der Natur durch den Menschen beruht für beide auf der Wesensgleichheit d. i. Körperlichkeit beider, die Wirklichkeit d. i. Wahrheit derselben jedoch für beide auf der Uebereinstimmung des im Object mit dem im Subject der Erkenntniss Vorhandenen d. i. in der treuen Wiedergabe des ersteren durch das letztere (scientia veritatis imago).

Je nachdem bei dieser Bestimmung, dass die Uebereinstimmung des Inhalts des im Subject enthaltenen Bildes mit dem Inhalt des Objects d. h. der in jenem abgebildeten Wirklichkeit Erkenntniss sei, von der Seite des Subjects oder von jener des Objects ausgegangen wird, treten entgegengesetzte Forderungen zu Tage. Geht man von Seite des Subjects aus, so wird verlangt, dass von diesem in den Inhalt des Bildes nichts hineingetragen werde, was nicht im Inhalt des Abzubildenden gelegen ist. Geht man dagegen von der Seite des Objects aus, so wird verlangt, dass alles, was im Inhalt des Abzubildenden gelegen ist, aber auch nur dieses im Inhalt des Bildes wiederzufinden sei. Erstere Forderung geht von der Voraussetzung aus, dass das Subject der Erkenntniss Eigenes, also mehr enthalte als im Objecte, letztere dagegen von der entgegengesetzten Annahme, dass das Object der Erkenntniss weniger enthalte als im Bilde d. i. dass in diesem Fremdes anzutreffen sei.

Erstere Forderung entspricht dem Verlangen Bacon's, dass der menschliche Intellect, um die Natur getreu zu interpretiren, sich solcher Vorstellungen, die nicht aus der Natur der zu erkennenden Objecte, sondern aus seiner eigenen geflossen und daher in Bezug auf jene ‚Idole' (Trugbilder) seien, entledigen müsse. Letzterer Forderung entspricht die Lehre des

Hobbes, dass die sogenannten Empfindungsqualitäten (Farbe Ton u. s. w.) als solche nicht in den Körpern d. i. in den Objecten, sondern nur in dem dieselben empfindenden Wesen d. i. dem Subject der Erkenntniss vorhanden seien. Subject und Object der Erkenntniss, obgleich beide körperlich, verhalten sich doch zu einander wie feinere und gröbere Körperlichkeit. Die Vorgänge im ersteren, die intellectuellen, nehmen an dessen feinerer, dagegen die Eigenschaften des letzteren, die reellen, an dessen gröberer Körperlichkeit Theil: jene können daher im Verhältniss zu diesen ihrer Körperlichkeit unbeschadet als gleichsam unkörperlich, diese müssen im Verhältniss zu jenen, ihrer gröberen Körperlichkeit halber, im verstärkten Grade als materiell bezeichnet werden. Auf diesem Wege entsteht inmitten der allgemeinen Körperlichkeit, sowohl der Vorgänge im Subject wie jener in den Objecten der Erkenntniss, ein neuer Gegensatz zwischen den als unkörperlich in weiterem Sinne vorgestellten Vorgängen im Subject und den als körperlich in engerem Sinne vorgestellten Vorgängen in den Objecten der Erkenntniss, von denen die ersteren als relativ immateriell, die letzteren als gleichsam in zweiter Potenz materiell angesehen werden.

Gelten in Folge dessen alle im menschlichen Intellect sich vollziehenden Vorgänge im Vergleich und im Verhältniss mit den Körpern, ihren Eigenschaften und Bewegungen für ‚relativ immateriell', so lassen sich in dieser ihrer Immaterialität zwei weitere Grade unterscheiden, je nachdem dieselben aus der Natur der Erkenntnissobjecte oder aus jener des Erkenntnisssubjects selbst geflossen sind. Denn da nach dem erkenntniss-theoretischen Grundsatz, welcher durch die ganze Entwicklungsgeschichte des englischen Empirismus hindurchwirkt, das Erkennende dem Erkannten gleichartig sein muss, so muss der intellectuelle Vorgang im Subject, welcher aus der Natur des (materiellen) Objects geflossen ist, eine diesem Ursprung entsprechende Materialität an sich tragen, welche demjenigen intellectuellen Vorgang, welcher ausschliesslich aus der Natur des erkennenden Subjects stammt, nothwendiger Weise abgehen muss. Ersterer mit letzterem verglichen ist daher gleichsam in seiner Immaterialität materieller, letzterer dagegen in vervielfachtem Grade immaterieller Natur, gleich-

sam immateriell in zweiter Potenz. Werden die ersteren, die aus der Natur des Erkenntnissobjects fliessen, mit Bacon Ideen d. i. Abbilder, dagegen die letzteren, weil sie aus der Natur des Erkenntnisssubjects allein stammen, mit demselben Idole d. i. Trugbilder genannt, so verhalten sich beide, auf ihren Erkenntnisswerth hin angesehen, wie wahre und falsche Vorstellungen (Erkenntnisse und Illusionen), dagegen auf ihre physische Natur hin angesehen, insofern beide Vorgänge innerhalb der ‚Seele' d. i. des ‚dünnen warmen Körpers' sind, welchen Bacon mit diesem Namen auszeichnet, wie ‚Hirnbilder' zu blossen ‚Hirngespinnsten', von welchen die ersten als ‚Abdrücke' durch die Dinge selbst im Hirne hervorgebracht, die letzteren dagegen als ‚wunderbare Blasen' vom Hirne selbst ‚aufgeworfen' werden.

Gelten in Folge des Obigen die Körper, ihre Eigenschaften und Vorgänge, verglichen mit den im Intellect sich vollziehenden relativ immateriellen Processen, im verstärkten Grade für ‚materiell', so lassen sich innerhalb der an ihnen haftenden Eigenschaften zwei Gattungen unterscheiden, von welchen die eine ihnen wirklich, dagegen die andere nur scheinbar ihnen zukommt. Zu den ersteren gehören diejenigen, welche den Körpern absolut d. i. ohne Beziehung auf ein denselben gegenüberstehendes und auf ihre Erkenntniss ausgehendes Subject innewohnen. Als letztere werden diejenigen bezeichnet, welche den Körpern nur relativ d. i. in Bezug auf ein denselben gegenüberstehendes wahrnehmendes Subject anhaften oder richtiger gesagt von diesem auf dieselben übergetragen werden. Hobbes betrachtet als solche die Farbe, den Klang u. s. w., welche als solche nur im und vom Subjecte empfunden werden, in und an den Körpern aber nichts weiter als blosse Bewegungen sind. Während die absoluten Eigenschaften wirkliche, sind die relativen denselben nur angedichtete Eigenschaften der Körper, die sich zu jenen innerhalb des Erkenntnissobjects auf dieselbe Weise verhalten wie Idole zu Ideen innerhalb des Erkenntnisssubjects und daher gleichsam innerhalb der Materialität der körperlichen Welt ein Immaterielles, wie die Ideen innerhalb der Immaterialität der intellectuellen Welt das Materielle ausmachen.

Wie Bacon's Erkenntnisstheorie in die immaterielle Gedankenwelt ein materielles, so führt des Hobbes' Körpertheorie

in die materielle Körperwelt ein immaterielles Element ein. Was in der Vorstellung des Körpers nicht aus dessen Einwirkung auf den Intellect selbst entsprungen, sondern von diesem in dieselbe hineingelegt worden ist, ist nach Bacon nicht Erkenntniss, sondern Fiction. Was am Körper nicht diesem an sich, sondern nur in Folge seiner Beziehung auf das empfindende Subject durch dieses zukommt, ist nach Hobbes nicht Eigenschaft des Körpers, sondern des empfindenden Subjects. Wie nach Abzug desjenigen, was in der Vorstellung des Körpers Idee d. i. Erfahrung ist, das hohle Idol, so bleibt vom Körper nach Abzug dessen, was von seinen Eigenschaften Erscheinung d. i. durch dessen Beziehung auf das empfindende Subject in diesem hervorgerufener Schein ist, dessen wirkliches Wesen als Rest zurück. Wie das Idol als solches ‚Hirngespinnst', so ist das Wesen des Körpers als solches ‚Materialität'; wie die Idee als solche ‚Abbild' im Hirne, so ist die Erscheinung als solche, mit dem Wesen verglichen, ‚Immaterialität'. Zu den Ideen gehören alle sinnlichen Empfindungen, welche als solche die Grundlage alles auf sinnlicher Wahrnehmung beruhenden (empirischen) Wissens bilden; zur Erscheinung des Körpers gehören die sogenannten ‚Empfindungsqualitäten', welche als ‚Sinnesphänomene' (Farbe Klang Geruch Geschmack Härte Weichheit u. s. w.) den materiellen Kern der Körperwelt mit dem Illusionen weckenden Schleier der Sinnlichkeit umhüllen. Weil die sinnlichen Empfindungen die einzigen Ideen, wird das auf solche sich gründende Wissen sensualistisch, weil das Wesen des Körpers materiell, wird die von demselben ausgehende Körperlehre materialistisch genannt. Jene Bezeichnung entfiele, wenn es sich herausstellte, dass es noch andere Ideen als ausschliesslich die sinnlichen Empfindungen gebe; auf diese müsste verzichtet werden, wenn es sich herausstellte, dass die Materialität des Wesens des Körpers kein Gegenstand der Erkenntniss sein könne.

Beides zusammengenommen ist Locke's Fall und bezeichnet die Stelle, an welcher dieser sowohl den Sensualismus, wie den Materialismus seiner Vorgänger hinter sich lässt. Ersteren, indem er neben den einfachen Ideen, welche durch den äusseren Sinn (Sensation), auch solche anerkennt, welche durch einen sogenannten inneren Sinn (reflection) hervorgebracht werden;

letzteren, indem er zwar die Annahme eines Subsistirenden (einer Substanz) als Wesen des Körpers und Trägers der körperlichen Eigenschaften für unvermeidlich, das Wesen dieser Substanz selbst (deren Materialität oder Immaterialität) aber nicht nur für unbekannt, sondern für (dem menschlichen Intellect) unerkennbar erklärt. Während nach Bacon alle Vorstellungen, welche nicht aus der Natur des (äusseren) Objects, sondern aus jener (innern) des Subjects stammen, nicht Ideen, sondern blosse ‚Idole' sein sollen, räumt Locke ein, dass alle diejenigen einfachen Vorstellungen, welche nicht durch ‚Sensation', sondern durch ‚Reflection' entstehen, obgleich ihr Object demzufolge kein äusseres (ausserhalb), sondern inneres (innerhalb des erkennenden Subjects selbst gelegenes) ist, demungeachtet nicht ‚Idole', sondern wirklich ‚Ideen' seien. Unter Voraussetzung des erkenntniss-theoretischen Axioms, dass Subject und Object der Erkenntniss einander gleichartig sein müssen, bedeutet diese durch Locke herbeigeführte Erweiterung des Umfangs der ‚Idee' so viel, dass, während nach Bacon die Vorgänge im Subject, um ‚Ideen' heissen zu dürfen, mit der Natur des äusseren (materiellen) Objects wesensverwandt, also selbst ‚materiell' sein mussten, dieselben jetzt, um ‚Ideen' zu sein, auch blos der Natur eines ‚inneren' (d. h. innerhalb des Subjects selbst gelegenen), also der (vergleichsweise ‚immateriellen') Natur dieses letzteren gleichartig sein, also aus dessen, nicht aus der Natur eines von ihm verschiedenen Objects stammen können. Während Bacon's Erkenntnisstheorie nur zweierlei, kennt jene Locke's dreierlei Gattungen von Vorstellungen. Nach jener werden nur solche Vorstellungen unterschieden, welche entweder aus der Natur des Objects (Ideen), oder aus jener des Subjects stammen (Idole). Nach dieser werden Vorstellungen unterschieden, welche entweder ein ausserhalb des Subjects gelegenes Object oder ein innerhalb des Subjects gelegenes Object oder gar kein Object haben. Vorstellungen der beiden erstgenannten Arten werden von Locke ‚Ideen' genannt, gleichviel ob sie aus der Natur eines ausserhalb oder innerhalb des Subjects gelegenen Objects, wenn sie nur überhaupt aus der Natur irgend eines Objects geflossen d. h. durch ein solches gegeben, nicht, wie es bei Vorstellungen ohne alles Object der Fall ist,

(vom Subject) frei d. i. aus seiner eigenen Natur heraus erfunden sind. Locke's erste Gattung von Ideen fällt mit Bacon's Ideen überhaupt, des letzteren Idole fallen mit Locke's objectlosen Vorstellungen (Imaginationen) zusammen. Die zweite Gattung von Ideen, die Locke eigenthümlich ist, umfasst ein Gebiet von Vorstellungen, welche im Sinne der Bacon'schen Erkenntnisstheorie, welche nur äussere Objecte zulässt, subjectiv (Idole), dagegen mit den ‚objectlosen' Vorstellungen verglichen objectiv (Ideen), also zugleich (wenn auch in verschiedener Hinsicht) das eine und das andere, weder, wie Bacon's Ideen, äussere Erfahrungen, noch, wie dessen Idole, blosse ‚Hirngespinnste' (Träume), sondern innere Erfahrungen sind.

Verhalten sich nach der Annahme sowohl des Sensualismus wie des Materialismus Subject und Object der Erkenntniss (intelligente Seele und Körperwelt) wie feinere und gröbere Materialität, oder wie relative Immaterialität und ebensolche Materialität zu einander, so verhalten sich nun auf dem Standpunkte des Empirismus, der nicht Sensualismus, und des Realismus, der nicht Materialismus sein mag, die beiden Gattungen von Ideen, deren eine ausserhalb, die andere innerhalb des Subjects gelegene Objecte hat, obgleich als Vorgänge innerhalb des relativ immateriellen Subjects beide relativ immateriell, doch zu einander selbst, wie mehr und minder immaterielle, beziehungsweise minder und mehr materielle Vorgänge. Denn da die äussere Erfahrung (Sensation) ein äusseres, relativ materielles, die innere Erfahrung (Reflection) ein inneres, relativ immaterielles Object besitzt, jene daher ihrer relativen Immaterialität unbeschadet einem relativ materiellen Object gleichartig sein soll, während die letztere ihrer relativen Immaterialität halber ihrem gleichfalls relativ immateriellen Object von Haus aus wesensverwandt ist, so stellt die erstere als Materialität in der Immaterialität im Verhältniss zur letzteren als in doppelter Hinsicht reiner Immaterialität, gleichsam das gröbere, jene das feinere Element in der Ideenwelt und stellen die beiden Gebiete der durch äussere und der durch innere Wahrnehmung entstandenen Ideen, in welche dieses letztere zerfällt, zwei geschiedene Reiche von Ideen dar, die sich zu einander ähnlich wie innerhalb des Umfangs der Wirklichkeit das Reich des Körperlichen (sinnlich Wahrnehmbaren) zu jenem des Geistigen

(den Sinnen Unzugänglichen) verhalten und daher passend als sinnliche und nichtsinnliche Ideen unterschieden werden können.

Hängen nach Bacon's Erkenntnisstheorie Subjectivität d. i. relative Immaterialität, und Wahrheit der Vorstellung in dem Sinne von einander ab, dass mit der zunehmenden Immaterialität derselben deren Anspruch auf Wahrheit sich vermindert, so zeigt die Erkenntnisstheorie Locke's an der Glaubwürdigkeit der durch innere Erfahrung gegebenen Ideen, dass eine Vorstellung an Subjectivität d. i. Immaterialität (mit der äusseren Erfahrung verglichen) zu wachsen und doch ihren Anspruch auf Wahrheit, gleich dieser, zu behaupten vermag. Lautet dieses Ergebniss, mit jenem der sensualistischen Erkenntnisstheorie verglichen, für die äussere d. i. auf der Gleichartigkeit der Vorstellung mit dem äusseren (materiellen) Object beruhende Erfahrung insofern ungünstig, als es dieselbe des Anspruchs, als ausschliessliche Erkenntnissquelle zu gelten, beraubt, so fällt das Urtheil Locke's über das vermeintliche Recht des Materialismus, den Kern und das Wesen der körperlichen Welt als Materie bezeichnen zu dürfen, nichts weniger als vortheilhaft für diesen aus.

Zwar die Unterscheidung Locke's zwischen secundären und primären Eigenschaften der Körper (secundary and primary qualities), von welchen die ersteren nur in der Seele und nur die letzteren in den Körpern selbst sein sollen, fällt mit der Unterscheidung des Hobbes zwischen relativen, dem Körper nur in Bezug auf das Subject, und absoluten d. i. demselben an sich zukommenden Eigenschaften dem Inhalt nach zusammen. Jene, welche Locke auch abgeleitete nennt, sind Farben Töne u. s. w., diese, die von ihm auch als ursprüngliche (original) oder reale Eigenschaften bezeichnet werden, sind Grösse Gestalt Zahl Lage Bewegung oder Ruhe ihrer dichten (raumerfüllenden) Theile. Die letztgenannten Eigenschaften sind in den Körpern selbst wirklich und von ihnen in jedem Zustande unzertrennlich, die erstgenannten dagegen nicht in ihnen, sondern nur in dem wahrnehmenden Subject wirklich und daher von den Körpern selbst nicht nur abtrennlich, sondern thatsächlich getrennt. Die Farbe der Körper besteht nur insofern sie gesehen, ihr Klang nur insofern sie gehört, ihre Härte oder Weichheit nur insofern sie

getastet werden, und zwar nur für das Auge das Ohr die Hand, welches und welche dieselben sieht hört und tastet. Wird das Vorgestelltwerden der Körper von diesen getrennt, so verschwinden alle Farben Töne Härte- und Weichheitsgrade und es bleibt nichts übrig als eine gewisse Gestalt Grösse, Bewegung und Lage der Körper und Körpertheile.

Wie des Hobbes relative, so sind Locke's secundäre Körpereigenschaften solche, welche dem Körper nicht wirklich, sondern nur dem Scheine nach zukommen, wirklich d. i. nicht blos dem Scheine nach in dem wahrnehmenden Subject d. i. in der Seele sind. Dieselben können demnach, was ihre Natur betrifft, von der Natur des Subjects, in welchem sie sind, nicht wesenhaft verschieden d. h. sie müssen von derselben Natur wie die ‚Seele' sein. Wird dieselbe, wie es von Bacon und Hobbes geschieht, als ein Körper, jedoch als ein solcher von grösserer Feinheit vorgestellt, als die sogenannten eigentlichen Körper (im engeren Sinn des Wortes) sind, so werden auch jene Eigenschaften als körperlich, aber von einer feineren Körperlichkeit, als es die von dem eigentlichen Körper unabtrennlichen, absoluten oder ursprünglichen Eigenschaften derselben sind, gedacht werden müssen. Dieselben gelten sodann zwar für materiell, aber im Verhältniss zu den ursprünglichen Eigenschaften für relativ immateriell d. h. der völligen Unkörperlichkeit bei weitem näher stehend als diese. Wird dagegen die Seele, wie es von Locke geschieht, zwar nicht als immateriell, aber ebenso wenig als materiell vorgestellt d. h. zwar dieselbe als existirend (real) anerkannt, auf eine Erkenntniss ihrer Natur (ihres Quale) aber verzichtet, so gelten dieselben als Wesensverwandte der Seele zwar ebensowenig wie diese für immateriell, aber auch ebensowenig für materiell d. h. sie werden als in der Seele seiend und derselben dem Wesen nach, wie auch dasselbe beschaffen sei, gleichartig anerkannt, aber es wird auf die Erkenntniss ihres Wesens ebenso und aus demselben Grunde wie auf jene des Wesens der Seele Verzicht geleistet.

Während Hobbes mit Bacon die Materialität der Seele für wirklich, hält Locke dieselbe nur für möglich. Während Bacon die Existenz unkörperlicher Wesen auf philosophischem Wege für unerweislich, auf theologischem dagegen für aus-

gemacht, Hobbes für schlechterdings unmöglich, hält Locke dieselbe für möglich. Letzterer steht daher der Anerkennung immaterieller Existenzen als Thatsache insofern näher als Hobbes, als er dieselbe nicht ausschliesst, aber auch näher als Bacon, insofern er nicht wie dieser die ‚Seele' vom ‚Geiste' trennt, also zugibt, dass, wenn sich die Immaterialität des Geistes philosophisch erweisen liesse, damit auch die der Seele erwiesen wäre.

Wie die abgeleiteten Eigenschaften, weil sie in der Seele sind, dieser, so müssen die ursprünglichen, weil sie im Körper sind, diesem wesensverwandt sein. Ist daher dieser, wie Bacon und Hobbes lehren, seinem Wesen nach materiell, so sind es auch dessen ursprüngliche Eigenschaften. Ist dagegen, wie Locke lehrt, der Körper zwar ‚real' d. h. liegt demselben ein Substrat zu Grunde, bleibt aber das Wesen dieses letzteren selbst für den Intellect unzugänglich d. i. unerkennbar, so sind auch die demselben wesensverwandten Eigenschaften zwar, wie das Substrat, real und ihrem Wesen nach dem Wesen desselben verwandt, aber gleich unerkennbar wie dieses. Dieselben werden, wenn das Substrat materiell ist, materiell, wenn es dagegen immateriell sein sollte, selbst gleichfalls immateriell sein, und da Locke die Existenz des Immateriellen ebenso wenig wie jene der Materialität des Existirenden für unmöglich hält, so ist es an sich nicht ausgeschlossen, dass die Materialität der ursprünglichen Eigenschaften blosser Schein d. h. diese selbst Erscheinung eines Immateriellen und als solche den in der möglicher Weise gleichfalls immateriellen Seele seienden secundären Eigenschaften gleichartig, ursprüngliche und abgeleitete Eigenschaften der Körper daher beide immateriell wären.

Wie in Bezug auf die Seele, so in Bezug auf den Körper steht Locke's Realismus, welcher die Realität eines sowohl der einen wie dem andern zu Grunde liegenden Substrates anerkennt, aber die Unerkennbarkeit der Qualität desselben behauptet, dem Immaterialismus d. i. der Behauptung der Immaterialität alles Existirenden um einen Schritt näher als Hobbes mit seiner Behauptung der Unmöglichkeit der Existenz eines Immateriellen. Letztere schliesst mit dessen Möglichkeit von selbst dessen Wirklichkeit aus. Locke lässt

mit der Anerkennung seiner Möglichkeit die Frage von dessen Wirklichkeit offen.

Secundäre und primäre Eigenschaften der Körper nach Locke, wie relative und absolute Eigenschaften derselben nach Hobbes verhalten sich zu einander wie Schein zu Wirklichkeit, Subjectives zu Objectivem, Phänomene zu Realitäten. Dabei wird den letzteren ebenso als Eigenschaften, welche als solche einen Träger, wie jenen als Phänomenen, welche als solche ein Subject erfordern, ein Substrat untergelegt, welches als Träger von Eigenschaften ebensowenig eine blosse Eigenschaft, wie als Träger von Phänomenen selbst blos ein Phänomen sein kann, daher in jenem Fall als Subsistirendes (Substanz d. i. Wesen, das Eigenschaften hat), in diesem als ‚Seele' (Subject d. i. Wesen, das Vorstellungen hat) bezeichnet wird. Wie der Begriff der ‚Substanz' nichts anderes enthält als den Gedanken eines übrigens unbekannten Etwas, welches den Eigenschaften, die wir dem Körper zuschreiben, zu Grunde liege, so bedeutet der Begriff ‚Seele' (Subject) in diesem Zusammenhang nichts anderes als den Gedanken eines übrigens gleichfalls unbekannten Etwas, in welchem die Phänomene, die wir Empfindungsqualitäten nennen (Farbe Klang Härte Weichheit u. s. w.), vor sich gehen. Wie die Annahme der Substanz nur durch die Eigenschaften, so wird jene der Seele nur durch die Phänomene nothwendig gemacht, weil die ersteren, wenn sie vorhanden sind, nicht ohne Träger, die letzteren, wenn sie gegeben sind, nicht ohne Subject gedacht werden können. Wären daher keine Eigenschaften, so fiele die Nothwendigkeit der Annahme einer denselben zu Grunde liegenden Substanz, wären keine Phänomene, die gleiche der Annahme eines Subjects, dessen Scheinwelt sie ausmachten, von selbst hinweg.

Ersterer Fall tritt ein, wenn die sogenannten primären oder ursprünglichen Eigenschaften der Körper, welche als solche real und den sogenannten secundären oder abgeleiteten Eigenschaften derselben, welche blosse ‚Phänomene' sind, entgegengesetzt sein sollen, sich gleichfalls als nicht real d. i., wie die secundären, als blosse Phänomene erweisen sollten. Denn da die secundären Eigenschaften, wie oben erwähnt, nicht in den Körpern, sondern, weil ‚Phänomene', nur in der

Seele, also keine Eigenschaften der Körper sind, so sind, sobald die bisher sogenannten primären d. i. in den Körpern befindlich gedachten Eigenschaften sich gleichfalls als Phänomene d. i. als nur in der Seele befindlich erwiesen haben sollten, überhaupt keine Eigenschaften, die in den Körpern sein könnten, mehr vorhanden, und die Annahme eines Trägers für (nicht mehr vorhandene) Eigenschaften wird überflüssig.

Dieser Fall ist derjenige Berkeley's und wird durch dessen Nachweis, dass die sogenannten primären Eigenschaften (Grösse Gestalt Zahl Lage Bewegung oder Ruhe der raumerfüllenden Theile) ebenso gut wie die secundären (Farbe Klang Härte Weichheit u. s. w.) blosse ‚Phänomene', und als solche nur in, aber nicht ausser der Seele seien, herbeigeführt. Da nach Locke dasjenige, was wir Körper nennen, ein Ganzes ist, welches aus (realen) Eigenschaften und deren (gleichfalls realem) Träger (der Substanz) besteht, welche letztere nur durch die Realität der Eigenschaften nothwendig gemacht wird, ein Ganzes aber imaginär wird, sobald seine Theile imaginär geworden sind, so verwandelt sich durch den Nachweis, dass die Realität der Eigenschaften eine Imagination, die nur um ihrer Realität willen unvermeidliche Annahme einer Substanz somit grundlos sei, der Glaube an die Realität desjenigen, was wir Körper nennen, selbst in eine blosse Imagination, und die vermeintliche Körperwelt stellt sich als blosse Scheinwelt heraus.

Folge davon ist, dass der Körper als ein Ganzes von Eigenschaften, von welchen jede, sie sei nun in der von Locke festgestellten Bedeutung eine ursprüngliche oder eine abgeleitete, blosses ‚Phänomen' ist, als Ganzes von blossen Phänomenen selbst blosses Phänomen und als solches, wie alle die Eigenschaften, aus denen er besteht, nicht ausser, sondern in der ‚Seele' vorhanden sein kann.

Von den beiden Gegensätzen, dem Körper als Object und der Seele als Subject, bleibt sonach, da der Körper sich in ein blosses Phänomen in der Seele aufgelöst hat, nur die ‚Seele' als Realität d. i. Nicht-Phänomen, obgleich Sitz und Schauplatz von Phänomenen, übrig. Indem durch die Verwandlung der vermeintlich realen Eigenschaften der Körper in blosse (subjective) Phänomene die Nöthigung, denselben eine

reale Substanz als Grundlage unterzuschieben, aufhört, verschwindet umsomehr die weitergehende, diese letztere selbst als materielle (körperliche) Substanz zu denken. Realismus d. i. die Lehre, dass der erscheinenden Körperwelt reale Substanzen (mehrere oder eine), ebenso und noch mehr der Materialismus d. i. die Lehre, dass der Erscheinung der Körperwelt materielle (körperliche) Substanzen (mehrere oder eine) zu Grunde lägen, hat seine Berechtigung eingebüsst; an die Stelle des ersteren tritt der Idealismus d. i. die Lehre, dass der Erscheinung der Körperwelt keine reale, an die Stelle des letzteren der Immaterialismus d. i. die Lehre, dass der Erscheinung der Körperwelt, weil überhaupt keine reale, umsomehr keine materielle Substanz zu Grunde liege. Beide Begriffe haben zunächst nur einen negativen, die Behauptungen ihrer beziehungsweisen Gegensätze verneinenden Sinn: der Idealismus, insofern er die Unwahrheit des Realismus, der Immaterialismus, insofern er jene des Materialismus behauptet, keineswegs aber etwas anderes als Wahrheit an dessen Stelle setzt. Letzteres thut erst der ‚Phänomenalismus' d. i. die Lehre, dass die Erscheinung der Körperwelt blosses Phänomen d. i. das Wesen des Körpers Phänomenalität sei. Während der Idealismus das Was der körperlichen Erscheinung negativ durch die Bestimmung definirt, dass ihr eine reale Substanz nicht zu Grunde liege, definirt der Phänomenalismus dasselbe positiv durch die Bestimmung, dass der Körper Phänomen sei. Beides fällt zwar der Sache nach, indem dasjenige, dem nichts Reales zu Grunde liegt, nichts anderes als ‚Phänomen' (Illusion) sein kann, keineswegs aber dem Begriffe nach zusammen. Phänomenalismus und Idealismus in den oben angegebenen Bedeutungen sind Wechselbegriffe, welche als solche zwar denselben Umfang, keineswegs aber denselben Inhalt haben. Ersteres in dem Sinne, dass alles dasjenige, dem kein vom Subject verschiedenes Object als Reales zu Grunde liegt, nur Phänomen im Subject d. h. insofern dasselbe auf ein vom Subject verschiedenes reales Object von jenem bezogen wird, ‚Illusion' sein kann. Letzteres in dem Sinne, dass der Inhalt des einen aus positiven, jener des anderen aus negativen Merkmalen zusammengesetzt ist. Phänomenalismus und Immaterialismus, beide in den oben angegebenen

Bedeutungen genommen, sind dagegen nicht Wechselbegriffe, denn dasjenige, welchem keine vom Subject verschiedene materielle Substanz zu Grunde liegt, muss darum noch keineswegs ‚Illusion‘ d. h. ein ‚Phänomen‘ sein, dem überhaupt kein vom Subject unterschiedenes Object zu Grunde liegt, indem es ja auch ein Phänomen sein könnte, dem eine vom Subject verschiedene aber immaterielle Substanz zu Grunde läge. Beide Begriffe decken einander dem Umfange nach nicht, dagegen ist der Umfang des Begriffs Immaterialismus in dem des Begriffs Idealismus eingeschlossen, denn demjenigen, welchem überhaupt kein reales Object zu Grunde liegt, kann umsoweniger ein materielles Object als Substrat dienen. Daraus folgt, dass der Phänomenalismus immer sowohl Idealismus als Immaterialismus, aber nicht umgekehrt der Immaterialismus immer Phänomenalismus (im obigen Sinne) sein wird, oder, was dasselbe ist, dass es zwei Gattungen des Immaterialismus geben wird, je nachdem den Phänomenen (im Subjecte) entweder überhaupt kein vom Subject verschiedenes, oder nur kein vom Subject verschiedenes materielles Object zu Grunde liegt. Nur die erstere Gattung fällt mit dem Phänomenalismus und dem demselben gleich geltenden Idealismus, insofern dieser das Gegentheil des Realismus ausmacht, zusammen. Die zweite Gattung des Immaterialismus stellt vielmehr eine Art des Realismus, und zwar diejenige dar, nach deren Lehre den Phänomenen (im Subject) zwar kein materielles, aber ein immaterielles, vom Subject verschiedenes Object zu Grunde liegt.

Berkeley's Lehre nun ist, was ihre negative Seite betrifft, Idealismus und Immaterialismus, was ihre positive betrifft, Phänomenalismus. In ersterer Hinsicht bildet sie den vollkommenen Gegensatz sowohl zu Locke's Realismus, wie zu Hobbes' Materialismus, insofern ihr zufolge als Grundlage der körperlichen Welt weder überhaupt eine reale, noch insbesondere eine materielle Substanz (Materie) existirt. In letzterer Hinsicht besteht ihr Kern in der Behauptung, dass die körperliche Welt ‚Phänomen‘ d. i. Vorstellung im vorstellenden Subject sei. Dieselbe hat daher ihr zufolge ausserhalb des vorstellenden Subjects keine, innerhalb desselben eine nur phänomenale Existenz, gerade wie die im Traume gesehene Welt nicht

ausserhalb, sondern innerhalb des Traumes existirt. Ursprüngliche wie abgeleitete Eigenschaften der Körper, deren Grösse Gestalt Lage und Entfernung im Raume Bewegung und Dauer in der Zeit, Farbe Klang Geruch Geschmack Härte und Weichheit u. s. w., sowie die Körper selbst als beharrende oder wechselnde Vereinigungen ursprünglicher und abgeleiteter Eigenschaften sind nur insofern vorhanden, als sie vorgestellt werden, oder was dasselbe ist, sie sind nur als Vorstellungen, deren Inhalt Grössen Gestalten Entfernungen und Bewegungen, Farben Klänge u. s. w. ausmachen, vorhanden. Von einem Verhältniss der im Subject vorhandenen ‚Phänomene' zu einem ausserhalb des Subjects befindlichen realen (materiellen oder immateriellen) Object zu reden, gleichviel ob dasselbe als ein solches der Causalität oder der blossen Congruenz oder Incongruenz des beiderseitigen Inhalts verstanden werde, ist daher unstatthaft, weil es dieser Lehre zufolge ein vom Subject verschiedenes reales (sei es materielles, sei es immaterielles) Object überhaupt nicht gibt, also auch weder von demselben auf das Subject oder umgekehrt von diesem auf jenes eingewirkt, noch dessen Inhalt mit jenem des ‚Phänomens' irgendwie verglichen, also auch weder als diesem entsprechend noch als nicht entsprechend bezeichnet werden kann. Ebensowenig kann von Beziehungen zwischen angeblich ausserhalb des Subjects vorhandenen realen (materiellen oder immateriellen) Objecten zu und unter einander z. B. von einem Causalverhältniss zwischen denselben die Rede sein aus dem gleichen Grunde, weil derartige Objecte nach obigem überhaupt ebensowenig als angebliche ursprüngliche oder abgeleitete Eigenschaften derselben (Grösse, Gestalt, Entfernung, Bewegung, Farbe, Klang u. s. w.) anders denn als ‚Phänomene', daher real nicht existiren. Da sowohl Körper als ihre Eigenschaften ‚Phänomene', abgesehen von dieser phänomalen Existenz derselben aber weder Körper noch Eigenschaften von solchen vorhanden sind, so können schlechterdings alle zwischen Körpern und deren Eigenschaften obwaltenden Beziehungen und Verhältnisse nichts anderes als Beziehungen und Verhältnisse zwischen Phänomenen sein, welche das einzige thatsächlich ‚Gegebene', aber weder durch ausserhalb des Subjects befindliche Objecte (die es nicht gibt) erzeugt sind, noch auf solche, da es dergleichen nicht

gibt, bezogen werden dürfen. Was vom Standpunkt des Materialismus und Realismus angesehen z. B. die Beziehung der Lage d. i. eines wirklichen Körpers zu dem wirklichen Raume, das ist in den Augen des Phänomenalismus die Beziehung des Phänomens eines Körpers zu dem Phänomen eines Raumes. Ebenso kann das Causalverhältniss, das vom Gesichtspunkt der beiden erstgenannten Welttheorien als ein Verhältniss zwischen wirklichen Dingen (realen Substanzen oder materiellen Körpern) gedacht wird, nach den Grundsätzen des Phänomenalismus nur als ein zwischen Phänomenen stattfindendes Verhältniss gelten, was für dieses die Folge hat, dass alle diejenigen Auffassungen der Causalität, welche die reale oder körperliche Natur des Verursachenden und Bewirkten voraussetzen, von demselben ausgeschlossen werden müssen. Von dieser Art ist der sogenannte Influxus physicus, welcher entweder, wie der Materialismus den Vorgang sich vorstellt, in einer materiellen Ausströmung aus dem materiellen, Ursache, in den gleichfalls materiellen, Wirkung genannten Theil oder, wie der Realismus sich den Process denkt, in einer realen Vermittlung der realen, Ursache, und der gleichfalls realen, Wirkung genannten Substanz besteht. Es leuchtet ein, dass, wenn sowohl der vom Materialismus als Ursache wie der von ihm als Wirkung angesehene Körper und ebenso, wenn sowohl die vom Realismus als Ursache wie die von ihm als Wirkung angesehene reale Substanz, wie es nach den Principien des Phänomenalismus gar nicht anders sein kann, blos ‚Phänomene' bedeuten, weder von einer materiellen ‚Ausströmung', noch von einer realen ‚Vermittlung' zwischen denselben gesprochen, der Begriff der Causalität in dem Sinne, in welchem sowohl Materialismus als Realismus sich desselben bedienen, demnach gar nicht angewendet werden kann. Derselbe muss entweder gänzlich hinwegfallen oder in einer Weise umgestaltet werden, dass er mit der Grundlehre des Phänomenalismus, dass Körper und körperliche Eigenschaften blos Phänomene seien, verträglich wird.

Ebensowenig als die dem Materialismus und Realismus geläufige Form der Causalität, kann das im Sensualismus ausschliesslich übliche materiale Kriterium der Wahrheit vor dem veränderten Gesichtspunkte des Phänomenalismus Bestand haben. Dasselbe geht davon aus, dass (nach Bacon's Aus-

druck) scientia veritatis imago d. h. der Inhalt des im Subject vorhandenen Gedankens ‚Abbild' des ausserhalb desselben in der Wirklichkeit gegebenen Inhalts, oder (nach Locke's Ausdruck), dass die Vorstellung (im Subject) ‚Zeichen' für das ausser- oder innerhalb desselben befindliche Object sei. Erstere Ansicht bedingt, dass der Inhalt der Vorstellung jenem des (äusseren) Gegenstandes ähnlich sei; letztere räumt ein, dass er diesem auch unähnlich sein könne, wie es bei den meisten der ‚sinnlichen' Vorstellungen der Fall sei, und ‚wie es die Worte den durch sie bezeichneten Vorstellungen sind'. Beide jedoch kommen darin überein, dass die Vorstellung, um für glaubenswürdig zu gelten, durch das ihr entsprechende Object erzeugt oder verursacht sein müsse, wobei Bacon als selbstverständlich betrachtet, dass die erzeugte Vorstellung dem sie erzeugenden Objecte ähnlich sein werde, während Locke zugibt, dass sie, obgleich durch das Object erzeugt, diesem demungeachtet unähnlich sein könne. Das eigentliche Kriterium liegt daher nicht sowohl in der Aehnlichkeit der Vorstellung und ihres Objects, welche auch fehlen kann, als vielmehr in dem Erzeugtsein der Vorstellung durch das Object, welches niemals fehlen darf, wenn dieselbe für gegeben d. i. für Erfahrung (äusssere bei Bacon, äussere oder innere bei Locke) gelten soll. Da vom Standpunkt des Phänomenalismus aus nun das äussere Object (die Körperwelt) die vom Materialismus und Realismus ihr beigelegte reale Existenz eingebüsst hat, das Object, welches der Erkenntnisstheorie beider zufolge eine ihm correspondirende (ähnliche oder unähnliche) Vorstellung im Subject verursachen soll, somit nicht mehr existirt, so kann der Unterschied glaubwürdiger und unglaubwürdiger Vorstellungen auch nicht mehr darauf basirt werden, dass die einen durch real existirende Dinge erzeugt, die anderen nicht durch solche hervorgerufen, sondern auf irgend eine andere Art im vorstellenden Wesen entstanden sind.

Wie an die Stelle der Beziehungen zwischen den Körpern, so treten an jene der Beziehungen zwischen diesen und dem Vorstellenden solche zwischen blossen Phänomenen. Nur dass diejenigen Beziehungen zwischen den Phänomenen, welche innerhalb der Welt der Phänomene jene Stelle ausfüllen, welche innerhalb der Welt der Körper z. B. das Causalitätsverhältniss

und Aehnliches einnehmen, andere sind als jene, welche in der Welt der Phänomene an die Stelle derjenigen treten, welche nach den Erkenntnisstheorien des Sensualismus und Empirismus zwischen der Vorstellung und ihrem (erzeugenden) Object stattfinden. Wie in ersterer Hinsicht die sogenannte Generationsfolge in der Körperwelt, vermöge welcher das Erzeugte nicht blos später als das Erzeugende, sondern zugleich aus dessen Stoffe erzeugt d. h. ein Theil desselben ist, durch die blosse Zeitfolge in der Welt der Phänomene ersetzt wird, vermöge welcher die sogenannte Wirkung keineswegs stofflich aus der sogenannten Ursache erzeugt, sondern eben nur als Phänomen später als diese ist, so tritt in letzterer Hinsicht an die Stelle der Beziehung zwischen dem Inhalt der Vorstellung, welche als solche Phänomen und dem Inhalt des Objects, welches als solches real (Nicht-Phänomen) ist, die Beziehung zwischen dem Inhalt eines Phänomens, welches als Vorstellung, und dem Inhalt eines andern Phänomens, welches als deren Vorgestelltes fungirt. Wie dort das blosse Nacheinander der Phänomene als Causalverhältniss, so muss hier die blosse Uebereinstimmung der Phänomene mit und unter einander als (formales) Kriterium der Wahrheit ausreichen.

Wie in dem Ersatz der realen Körperwelt durch blosse Phänomene ein nihilistisches, so liegt in der Ersetzung des materialen Kriteriums der Wahrheit durch ein blos formales ein skeptisches Element. Wenn das Phänomen, hinter dem ein reales Wesen existirt, Erscheinung, so ist ein solches, hinter dem keinerlei Realität verborgen ist, blosser Schein. Jene, insofern sie Erscheinung eines Wesens d. i. eines Was ist, ist selbst Etwas, dieser dagegen, insofern er zwar scheint, aber Nichts in ihm erscheint, ist, mit einem Erscheinenden verglichen, Nichts. Der Phänomenalismus, von dessen Gesichtspunkt aus Körper nur Phänomene, ist daher sowohl dem Realismus, für welchen die Körper ihrer substantiellen Grundlage nach Realitäten, wie dem Materialismus gegenüber, für welchen dieselben ihrem Wesen nach Materialitäten sind, als Idealismus und Immaterialismus in der That Nihilismus, insofern den Körpern eine reale, geschweige denn materiale Grundlage nicht, also im buchstäblichen Sinne Nichts zu Grunde liegt. Erscheinung und blosser Schein, von welchen die erste an der

Realität des in ihr erscheinenden Wesens theilnimmt und dadurch selbst eine von dieser abhängige, also abgeleitete Realität erlangt, während der letztere ein in ihm erscheinendes Wesen, an dessen Realität er Theil haben könnte, überhaupt nicht besitzt, also ebenso wesensleer, als die Erscheinung wesensvoll ist, verhalten sich zu einander, von Seite des Wesens angesehen, wie Position und Negation, wie Sein zu Nichtsein, wie Etwas zu Nichts. In den Augen desjenigen, für welchen, wie es bei dem Materialismus der Fall ist, jede nicht materielle, oder, wie es beim Realismus der Fall ist, jede nicht auf reale Substanzen gestützte Körperwelt eine nichtige d. i. nichtsseiende Welt ist, ist die Körperwelt des Phänomenalismus in der That eine solche, ein pures Nichts, weniger selbst als der Schatten einer Körperwelt, weil eben dasjenige, was diesen werfen müsste, die schattende Welt, nicht vorhanden ist. Wie die Körperwelt im Ganzen, so ist jeder Theil derselben, jeder grössere oder kleinere Körper als solcher Nichts, sind die Beziehungen und Verhältnisse der Körper auf und zu einander solche zwischen Nichtsen und daher nichtig, wie diese selbst. Das, mit dem Sein verglichen, Nichtige kann als Schein zwar mannigfaltig, das Mannigfaltige des Scheins, mit dem Sein verglichen, aber nicht anders als nichtig sein; die phänomenale räumlich-zeitlich sinnliche Welt ist ein buntes Nichts, das an die Stelle der räumlich-zeitlich materiellen oder der räumlich-zeitlich realen Welt getreten ist.

Wie derjenige, der, wie der Materialismus und Realismus, zwar Erscheinungen, aber nicht blossem Schein eine, wenn auch abgeleitete Realität einräumt, durch den Phänomenalismus, dessen Phänomene nur Schein sind, zum Nihilismus, so wird derjenige, der, wie der Sensualismus und Empirismus, nur in der Erzeugung der Vorstellung durch das Object die Bürgschaft für die Wahrheit der ersteren erblickt, durch denselben, der das Object in Schein verkehrt, zum Skepticismus geführt werden. Wird die Vorstellung als Wirkung ihres Objects, dieses als Ursache jener angesehen, so verhalten sich beide, sie seien einander ähnlich oder nicht, wie Erscheinung zum Wesen, so dass aus der ersteren der Rückschluss auf letzteres möglich, dieses in jener (adäquat oder inadäquat) offenbar wird. Fällt mit der Aufhebung nicht blos der materiellen,

sondern der auf reale Substanzen gestützten Körperwelt die Möglichkeit hinweg, die Vorstellung als erzeugt durch das Object d. h. als Erscheinung des letzteren anzusehen, oder, was dasselbe ist, wird die Vorstellung (das Phänomen) in blossen Schein verwandelt, so tritt mit der Unmöglichkeit, dass sie ein Object, auch die Unmöglichkeit ein, dass sie in Bezug auf ein solches einen Erkenntnisswerth habe, und dieselbe verwandelt sich aus einem ‚Abbild' (imago) in eine blosse ‚Einbildung' (imaginatio). Während die durch das Object erzeugte Vorstellung als dessen Erscheinung und ‚Abbild' Erfahrung und als solche Grundlage des (im Sinne des Sensualismus und Empirismus) allein wirklichen Wissens, des empirischen, ist dagegen die nicht durch ein solches erzeugte Vorstellung, der Schein als blosse ‚Einbildung' auch nicht Erfahrung und das sich auf solche stützende auch kein auf Erfahrung gestütztes, also wirkliches (empirisches), sondern nur vermeintliches Wissen (Wahn).

Letztere Folge wird dadurch nicht aufgehoben, dass der Inhalt sämmtlicher Phänomene unter einander sich in Uebereinstimmung befindet. Wenn jedes derselben, einzeln für sich betrachtet, eine blosse ‚Einbildung' ist, so ist nicht abzusehen, wie das Ganze zusammengenommen als Summe durchgängiger Einbildungen selbst etwas anderes sein sollte als Einbildung. Als solche wird dasselbe, falls die einzelnen Theile ihrem Inhalte nach einander widersprechen d. h. sich unter einander ausschliessen sollten, nicht nur nicht Wahrheit (weil es sonst nicht ‚Einbildung' wäre), sondern nicht einmal den Anschein derselben besitzen d. h. das in demselben Eingebildete (Imaginirte) wird nicht nur nicht wirklich, sondern nicht einmal möglich (‚imaginär'), dagegen, falls die einzelnen Theile sich nicht nur unter einander vertragen (einander nicht widersprechen), sondern sich unter einander sogar gegenseitig bestätigen sollten, zwar (als Einbildung) noch immer nicht wahr, aber, wenn das erstere der Fall ist, doch nicht unmöglich, wenn das letztere der Fall ist, sogar wahrscheinlich sein.

Vorstehendes zeigt den Weg, wie ein Ganzes, das seiner Natur nach nicht ‚Erfahrung', sondern ‚Wahn' ist, doch den Schein einer solchen sich zu geben vermag. Denn da die Erfahrung als ‚imago veritatis' dieser letzteren gleichen muss, diese aber als Ganzes nicht nur keinen Widerspruch der Theile

unter einander duldet, sondern deren harmonische Uebereinstimmung mit einander fordert, so darf die Erfahrung (wenn sie dieses Namens werth sein soll) nicht nur keine unter einander im Widerspruch stehenden Sätze einschliessen, sondern ihre sämmtlichen Sätze müssen sich unter einander in Uebereinstimmung befinden und gegenseitig bestätigen. Findet aber dieses letztere bei jeder wirklichen Erfahrung statt und wird es dadurch zum Kennzeichen einer solchen, so erlangt, wenn sich dasselbe irgend einmal auch bei einer blos vermeintlichen Erfahrung (einem ‚Wahn‘) einstellt, diese dadurch den Anschein einer wirklichen Erfahrung.

Hieraus ergibt sich zweierlei. Der Phänomenalismus, indem er das Dasein einer realen Körperwelt negirt, kann keine ‚Erfahrung‘ im Sinne einer durch solche erzeugten, wohl aber im Sinne einer nicht nur widerspruchsfreien, sondern in sich übereinstimmenden und sich in ihren Theilen gegenseitig bestätigenden Vorstellungswelt besitzen. Von den beiden Merkmalen, welche der Sensualismus und Empirismus als zum Begriff der Erfahrung gehörig ansieht, und von welchen das eine derselben ausschliesslich, das andere derselben gemeinsam mit der sogenannten poetischen Welt zukommt, kann seine Vorstellungswelt nur das letztere an sich tragen. Dieselbe kann nie in dem Sinne Erfahrung sein, dass irgendwelche ihrer Theile durch denselben correspondirende reale Objecte erzeugt werden; dagegen steht nichts im Wege, dass sämmtliche Theile derselben, wie es in einem poetischen Kunstwerk der Fall ist, unter einander in vollkommener Harmonie und gesetzlich geordnetem Zusammenhange sich befinden.

In letzterem Falle wird dieselbe in den Augen des Sensualisten und Empirikers, mit der durch reale Objecte erzeugten Erfahrung verglichen, zwar ein ‚Wahn‘, aber um ihrer nicht blos gesetzlich geordneten, sondern harmonisch zusammenstimmenden Gestalt willen, wie das dichterische Kunstwerk der Phantasie (der ‚schöne‘ Wahn), ein ‚wahr‘ scheinender Wahn, demnach der wirklichen Erfahrung zwar nicht dem Ursprung, aber der Wirkung nach ähnlich sein.

Wer durch den Phänomenalismus von der Nichtigkeit der (realen, umsomehr der materiellen) Welt überführt, zugleich aber durch die Erkenntnisstheorie des Sensualismus und

Empirismus nach wie vor in dem Vorurtheil befangen ist, dass nur die durch reale Objecte erzeugte Vorstellung (Erfahrung) Wissen und nur das auf solche gestützte Gedankengebäude Wissenschaft sei, muss daher nothwendig Skeptiker, von der Unmöglichkeit wirklichen Wissens, weil von der Unmöglichkeit wirklicher Erfahrung überzeugt und nicht nur in Bezug auf die Körperwelt zu dem Glauben geführt werden, dass er es an deren Stelle mit einer blossen Vorstellungswelt, sondern zu dem weiteren, dass er es in dieser an der Stelle einer Welt wahrer, mit einer solchen blosser Wahnvorstellungen zu thun habe. Dies ist Hume's Fall und bezeichnet dessen Stellung zu Berkeley einer-, zu Locke andererseits. Mit jenem verbindet ihn die Ueberzeugung, die er durch denselben gewonnen hat, dass sowohl der Materialismus im Unrecht sei, die Existenz materieller Körper, wie der Realismus, die Existenz realer Substanzen zu behaupten. Mit diesem hat er den Grundsatz gemein, dass die Erfahrung die einzige Quelle wahren Wissens, diese selbst aber ohne Erzeugung der Vorstellung durch das ihr correspondirende (wenn auch derselben noch so unähnliche) Object unmöglich sei. Beide zusammen haben zur Folge, dass Hume, weil er weder an die Existenz materieller Körper, noch an die realer Substanzen, auch an die Möglichkeit einer Erfahrung nicht glauben kann, ihm daher jede vermeintliche Erfahrung und folglich jedes vermeintliche Wissen (mit Ausnahme desjenigen, welches aus blosser Wiederholung oder Zergliederung eines schon Gewussten besteht, also eigentlich kein Wissen ist) zweifelhaft wird.

Wie das, was in Folge des Phänomenalismus an die Stelle der realen Welt tritt, in den Augen des Realisten (und Materialisten) ein pures ‚Nichts', so ist dasjenige, was durch diesen an die Stelle der Erfahrung tritt, in den Augen des Sensualisten (und Empiristen) ein purer ‚Wahn'. Jener Consequenz sucht der Phänomenalismus dadurch zu entgehen, dass er darauf hinweist, dass das ‚Phänomen' der Körperwelt, wenn auch nicht ausser dem vorstellenden Wesen (im objectiven Sinne), doch in demselben (im subjectiven Sinne) vorhanden sei, also zwar keine (materielle oder reale) Substanz, aber doch ‚das Vorstellen' selbst zur Voraussetzung habe. Wie der Materialismus und Realismus von dem Grundsatze ausgehen:

wo keine (reale oder materielle) Substanz, da ist kein Phänomen, so geht der Phänomenalismus von dem Axiom aus: wo kein Vorstellen, da ist kein Phänomen. Während aber die ersteren beiden das Vorstellen selbst als ein Phänomen, der Materialismus als ein solches, dem eine materielle, der Realismus als ein solches, dem eine überhaupt reale (im Uebrigen ihrer Qualität nach unbekannte) Substanz zu Grunde liegt, betrachtet der Phänomenalismus dasselbe nicht nur als ein solches, das nicht mehr ‚Phänomen', sondern zugleich als das Einzige, was mehr ist als ein Phänomen d. h. als dasjenige, was nicht blos, wie dieses, accidentelle, sondern, wie die Materie für den Materialismus, die reale Substanz für den Realismus, substantielle Wirklichkeit (Subsistenz) besitzt. Wie der Materialismus von dem Satze ausgeht, dass das Einzige, was wirklich d. h. im eminenten Sinne des Wortes ist, die Materie, der Realismus von dem Satze, dass dieses Selbe der Qualität nach unbekannte Substanz sei, so geht der Phänomenalismus von dem Satze aus, dass das einzige im eminenten Sinn Wirkliche das Vorstellen sei. In Folge dieser Ausschliesslichkeit erklärt es sich nicht nur, dass der Materialismus dem Vorstellen selbst nur insofern Realität zuerkennt, als es selbst ein materieller Vorgang (etwa wie die Verdauung im Magen oder nach dem bekannten uropoetischen Gleichniss die Harnabsonderung in den Nieren), der Realismus nur insofern, als dasselbe ein Vorgang im Innern einer realen (gleichviel wie im Uebrigen beschaffenen) Substanz ist, sondern auch, dass der Phänomenalismus sowohl der ‚Materie' des einen, wie der realen Substanz des andern nur insofern Realität zuschreibt, als jene wie diese ‚Vorstellung' d. i. eine besondere Art und Weise des (allein realen) Vorstellens sind.

Wie für den Materialismus das Vorstellen ein ‚Phänomen' der Materie, so ist für den Phänomenalismus die Materie ein ‚Phänomen' des Vorstellens. Wie unter den Phänomenen der Materie neben den physikalischen chemischen und physiologischen auch das ‚psychologische', so hat unter den Phänomenen des Vorstellens neben Farbe Klang Glanz Härte Grösse Gestalt Bewegung Ausdehnung u. s. w. auch die Materie ihren Platz. Den Phänomenalismus als ‚Nihilismus' zu bezeichnen hat daher zwar der Materialismus von seinem,

wie der Realismus von dem ihm eigenen Gesichtspunkt aus das Recht, weil nach ersterem das Vorstellen, insofern es kein Phänomen der Materie ist, überhaupt nicht ist, insofern es aber jenes ist, das eigentliche Seiende die Materie ist, und weil nach letzterem das Vorstellen, insofern es nicht Vorgang im Innern einer realen Substanz ist, überhaupt nicht ist, insofern es aber ein solcher ist, das wahrhaft Seiende die reale Substanz ist. Soll aber damit gemeint sein, dass der Phänomenalismus ein Etwas, das seinerseits nicht Phänomen, aber Voraussetzung aller Phänomene und daher mit diesen verglichen, ‚real' (nicht ‚phänomenal') sei, überhaupt nicht besitze, so ist es ein Irrthum, denn als ein solches gilt demselben das Vorstellen. Wie für den Materialismus die körperliche, für den Realismus die (ihrer Qualität nach unbekannte) reale Substanz, so stellt für den Phänomenalismus das Vorstellen den ‚Nagel' dar, an dem das Phänomen der Körperwelt ‚aufgehängt' werden soll; allerdings läuft derselbe Gefahr (nach Herbart's treffendem Ausdruck) ‚in die Luft geschlagen zu sein'.

Inwiefern vom Gesichtspunkte des Phänomenalismus aus die Materie unter den Phänomenen des Vorstellens, also nicht dieses bedingend, sondern umgekehrt durch dasselbe bedingt auftritt, hat derselbe ein Recht das Vorstellen als immateriell und daher sich selbst, für welchen das Vorstellen alles ist, was ist, als ‚Immaterialismus' zu bezeichnen. Inwiefern nach dem Sprachgebrauch Locke's Idee mit Vorstellung (notio) gleichbedeutend ist, hat der Phänomenalismus, für welchen das Vorstellen alles in allem ist, das Recht, sich ‚Idealismus' zu nennen. Eine Bestimmung des ‚Immateriellen' d. i. des Vorstellens ist dadurch nur insofern gegeben, als alle diejenigen Beschaffenheiten, welche als Phänomene zusammengenommen das Phänomen der Materie ergeben, von demselben ausgeschlossen werden. Insofern zu denselben nach den Einen Ausdehnung, nach den Anderen überdies Schwere gehört, werden dem Vorstellen sowohl die eine als die andere abgesprochen. Insofern jedoch sowohl ‚Ausdehnung' als ‚Schwere' Phänomene sind, werden beide als Besonderungen des Vorstellens im Allgemeinen betrachtet, welches letztere in der einen das Phänomen des Ausgedehntseins, in der anderen das Phänomen des Schwerseins hervorruft. Ebensowenig wie von einer Ausdehnung, kann

beim Vorstellen als solchem von einem Orte oder von einer Lage im Raume, sowie von einem Punkte in der Zeit gesprochen werden, da ebenso wie die Ausdehnung, der Raum mit seinen Orten Entfernungen und Lageverhältnissen (so wie die Zeit mit den ihrigen) ein Phänomen des Vorstellens, also nicht vor und unabhängig von diesem, sondern erst mit und in diesem gegeben ist.

Ebensowenig als die Materie etwas von den Körpern, deren Wesen sie ausmacht, oder die reale Substanz etwas von den realen Substanzen, die unter ihren Begriff fallen, ist das Vorstellen etwas von den Vorstellungen, in die es zerfällt, in dem Sinne Verschiedenes, dass die Materie als solche eine von der Existenz der materiellen Körper, die reale Substanz eine von der Existenz der unter ihren Begriff fallenden individuellen Substanzen, das Vorstellen als solches ausser den Vorstellungen eine abgesonderte Existenz besässe. Wie die Materie als Vielheit von Körpern, die Substanz als Vielheit von Substanzen, so existirt das Vorstellen als Vielheit von Vorstellungen (Phänomenen), so dass diese das Vorstellen zwar zu ihrer gemeinsamen Basis und Voraussetzung haben, ein Vorstellen aber, das nicht zugleich Vorstellung d. i. specifisch geartetes durch einen gewissen Inhalt charakterisirtes Vorstellen wäre, nicht existirt. Ungeachtet daher der Phänomenalismus ohne eine den Phänomenen zu Grunde liegende Basis, welche selbst nicht Phänomen ist, ebenso wenig bestehen kann, wie nach der Ansicht des Materialismus die einzelnen Körper bestehen können ohne Voraussetzung einer Grundlage, welche selbst nicht ein einzelner Körper, oder nach der Ansicht des Realismus die realen Substanzen ohne reale Grundlage, welche selbst nicht eine Einzelsubstanz ist, so geht doch jene sämmtlichen Phänomenen gemeinsame nicht phänomenale Grundlage, das Vorstellen in der Totalität der Einzelphänomene ebenso auf, wie die Materie des Materialismus in der Totalität der Einzelkörper und die Substanz des Realismus in der Gesammtsumme der realen Einzelsubstanzen. Daraus folgt, dass die Phänomene des Phänomenalismus im Verhältniss zu ihrer gemeinsamen Basis, dem Vorstellen, dieselbe Rolle spielen wie die Einzelkörper des Materialismus im Verhältniss zu ihrer gemeinsamen Basis, der Materie, und die realen Einzelsubstanzen des Realismus im

Verhältniss zu ihrer gemeinsamen Basis, der substantiellen Realität. Wie für den Materialismus jeder Einzelkörper eine Individualisation der allgemeinen Materie, wie im Realismus die Einzelsubstanz eine solche der allgemeinen substantiellen Realität, so stellt sich für den Phänomenalismus jedes einzelne Phänomen als Individualisation des Vorstellens im Allgemeinen d. i. als individualisirtes Vorstellen, als Vorstellungsindividuum dar, welches dem Körperindividuum (Individualisation der Materie) des Materialismus und dem Substanzindividuum (Individualisation der Substanz) des Realismus entspricht.

Zur Erläuterung diene das Beispiel des Raumes. Derselbe kann, vom materialistischen Gesichtspunkte aus gesehen, nicht anders denn materiell, vom realistischen aus nicht anders denn real, vom phänomenalistischen aus nichts anderes als ein Phänomen sein. Ersteres insofern, als das Ausgedehntsein eine Eigenschaft ist, welche zum Wesen der Materie gehört, wenn sie auch nicht (wie im Cartesianismus und Spinozismus) dieses erschöpft. Das zweite, weil die räumlichen Eigenschaften der Körper, deren Gestalt Lage Begrenzung zu den ursprünglichen Eigenschaften derselben gehören, die so real sind wie diese selbst, und deren Realität jene des Raumes bedingt, von dem diese Gestalten Entfernungen begrenzten Flächen und Körper Theile ausmachen. Das dritte, weil unter den ihrem Inhalt nach mannigfaltigen Aeusserungen des Vorstellens d. i. den verschiedenen Vorstellungen sich auch solche befinden, die sich unter einander ausschliessen d. h. deren Objecte so beschaffen sind, dass sie nicht mit einander d. i. weder in einander, noch zugleich als wirklich gedacht werden können, also als ausser einander, und zwar entweder als neben einander (in der Form der Räumlichkeit) befindlich, oder als nach einander (in der Form der Zeitlichkeit) sich einfindend vorgestellt werden müssen. Letztere beide sind daher nichts als Vorstellungsweisen (Phänomene), welche durch die Beschaffenheit gewisser anderer Vorstellungen (Phänomene) nothwendig gemacht und daher ebenso wenig ‚real‘ oder gar ‚materiell‘, wie diese selbst, sind. Wie im Materialismus der Raum gleichsam die ‚verdünnte‘, mit Ausschluss aller übrigen Eigenschaften auf jene des ‚Ausgedehntseins‘ reducirte Materie, im Realismus die Räumlichkeit die nach Ausschluss aller übrigen ursprünglichen Eigenschaften

zurückgebliebene Gestalt Lage und Begrenzung der Körper, so ist derselbe für den Phänomenalismus die nach Abzug des besonderen Inhalts des als im Nebeneinander befindlich Vorgestellten allein zurückbleibende Form des Im-Nebeneinander-Vorstellens selbst. Im Materialismus stellt daher der Raum als dasjenige, was übrig bleibt, wenn von allen Eigenschaften derselben mit Ausnahme der Ausdehnung abstrahirt wird, gleichsam eine Materie zweiter Ordnung, das von seinem Inhalt entleerte Gefäss des gröberen Stoffes, im Realismus stellt die Räumlichkeit die nach Abzug aller übrigen ursprünglichen Eigenschaften erhaltene ‚hohle' Gestalt und Begrenzungsoberfläche des Körpers, im Phänomenalismus die Raumform den selbst phänomenalen Rahmen dar, innerhalb dessen die Buntheit der Phänomene im Vorstellen angeordnet ist.

Es wäre nun eines der gröbsten Missverständnisse zu meinen, dass der auf diese Weise in ein blosses Phänomen verwandelte Raum von dem des Materialismus und Realismus gänzlich verschieden sei. Nur das metaphysische Wesen desselben verwandelt sich, wie dieses ja schon im Realismus ein anderes als im Materialismus ist; die geometrischen Eigenschaften desselben bleiben unter allen drei angeführten Auffassungen die nämlichen. Der Raum als Phänomen besitzt ebenso gut wie der materielle oder der reale Raum Dreidimensionalität d. h. die Phänomene, welche in der Form des Nebeneinanderbefindlich vorgestellt werden, werden in dieser im Nebeneinander nach drei (und nicht mehr) auf einander senkrechten Richtungen befindlich vorgestellt. Daher bleiben auch die räumlichen Bestimmungen der Körper, deren Lage gegen und Entfernungen von einander dieselben, gleichviel, ob diese wie im materiellen Raume als materiell oder wie im realen als real oder wie im phänomenalen als phänomenal angesehen werden. Die als blos phänomenal betrachtete Körperwelt ist daher ungeachtet der Phänomenalität ihres Raumes als räumlich bestimmte der für materiell oder real ausgegebenen Körperwelt, der behaupteten Materialität oder Realität des Raumes, in welchem diese sich ausbreiten sollen, ungeachtet, in allen geometrischen Eigenschaften und Gesetzen völlig analog. Das Maass der Entfernung bleibt dasselbe, ob zwei als Phänomene vorgestellte Körper als von einander in dieser Distanz befindlich gedacht

oder vielmehr diese Distanz als zwischen ihnen befindlich vorgestellt wird, oder ob dieselbe, wie der Materialismus will, zwischen materiellen Körpern als selbst materielle Linie oder, wie der Realismus will, zwischen realen Körpern als zwar leerer aber realer Zwischenraum vorhanden sein soll.

Die Wichtigkeit dieser Bemerkung geht aus deren Anwendung auf den Begriff der Erfahrung hervor. Dieselbe als eine mit der wirklichen Welt harmonirende Vorstellungswelt (imago veritatis) hat durch die Aufhebung der ersteren von Seite des Phänomenalismus insofern eine Veränderung erlitten, als nunmehr die angeblich ‚wirkliche Welt', mit welcher dieselbe als ‚Vorstellungswelt' harmoniren soll, nicht mehr vorhanden und die letztere (die ‚phänomenale Welt') allein übrig geblieben ist. Dagegen hat diese nunmehr allein vorhandene Vorstellungswelt, welcher keine, in anderer Hinsicht die nämlichen Eigenschaften an sich, welche im Sinne des Sensualismus und Empirismus bisher diejenige Vorstellungswelt, welcher eine wirkliche Welt entspricht, die Erfahrung, an sich hatte, nämlich einerseits die Sinnlichkeit, andererseits die räumliche und zeitliche Anordnung ihres Inhalts, welcher in der einen wie in der anderen Vorstellungen, wenngleich in der Erfahrung solche sind, welche entweder selbst durch reale Objecte erzeugt oder doch aus solchen abgeleitet, im Phänomenalismus dagegen solche, welche weder das eine noch das andere sind. Während die sogenannten ‚einfachen Ideen' des Sensualismus und Empirismus wirkliche ‚Empfindungen' d. h. durch wirkliche Objecte unmittelbar erzeugt, können dieselben im Sinne des Phänomenalismus zwar ‚unmittelbar', aber niemals (durch reale Objecte) ‚erzeugt', also zwar Empfindungen (insofern sie das erstere sind) ähnlich, aber (insofern sie das letztere nicht sind) niemals wirkliche Empfindungen sein. Dieselben sind ihrem Inhalt, nicht aber ihrem Ursprung nach sinnlich, geben daher der Vorstellungswelt, deren Elemente sie ausmachen, zwar den Charakter einer sinnlichen, nicht aber den einer durch ‚Wahrnehmung' entstandenen Welt, dergleichen die Erfahrung sein soll und will. Ebenso treten die Phänomene in der Welt des Phänomenalismus neben und nach einander auf, ohne dass dieses Neben- und Nacheinander wie in der Erfahrung im Sinne des Sensualismus und Empirismus durch ein eben solches

Neben- und Nacheinander der Objecte selbst ‚erzeugt' d. h. ebenso wie das im Neben- und Nacheinander Befindliche (sinnlich) ‚wahrgenommen' würde. Während daher der Umstand, dass in der durch reale Objecte erzeugten Vorstellungswelt nicht blos die einzelnen Vorstellungen durch ihnen entsprechende Objecte, sondern auch deren räumliches Neben- und zeitliches Nacheinander durch ein entsprechendes Neben- und Nacheinander ihrer Objecte erzeugt sein sollen, dieselbe zur ‚Erfahrung' macht, kann die phänomenale Welt des Phänomenalismus gerade darum, weil weder ihre einzelnen Elemente, noch deren Neben- und Nacheinander durch reale Objecte und deren Neben- und Nacheinander hervorgebracht sein kann, auch niemals ‚Erfahrung', obgleich sowohl um ihrer Sinnlichkeit wie um ihrer Räumlichkeit und Zeitlichkeit willen ein Analogon der Erfahrung heissen.

Wie darin, dass das so entstandene Analogon der Erfahrung keine Erfahrung, der Gegensatz, so verräth sich darin, dass dasselbe Analogon der Erfahrung ist, die verwandtschaftliche Beziehung des Phänomenalismus zum Empirismus. Da derselbe in Folge der gewonnenen Ueberzeugung von der Phänomenalität der Körperwelt weder Sensualismus noch Empirismus bleiben kann, aber doch seiner Herkunft aus beiden halber deren Ergebnissen dem Inhalt nach möglichst nahe bleiben möchte, so sucht er den Inhalt seiner Vorstellungswelt jenem der eigentlichen (und einzig diesen Namen verdienenden) Erfahrung dem Material und der Formgebung nach so ähnlich als möglich zu gestalten d. h. derselben nicht blos den Stoff, sondern auch die Formen der wirklichen Erfahrung, so weit dies thunlich ist, zu geben. Dabei ist vorauszusehen, dass, je ähnlicher auf diesem Wege das Analogon der Erfahrung dem Stoff und der Form nach der wirklichen Erfahrung geworden sein wird, um so leichter die Möglichkeit eintritt, dasselbe um dieser Aehnlichkeit willen mit der letzteren selbst zu verwechseln d. h. an die Stelle wirklicher Erfahrung ein blosses Trugbild derselben als vermeintliche Erfahrung unterzuschieben.

Berkeley selbst hat die phänomenale Welt dadurch zu höherem Range emporzuheben und für die Einbusse, welche dieselbe durch die Entziehung des Charakters wirklicher

Erfahrung leidet, zu entschädigen gesucht, dass er dieselbe im selben Sinne, wie der Theismus die wirkliche Welt, für eine Schöpfung Gottes und zwar, da die sogenannte Materie unter seinen Händen sich gleichfalls in ein blosses Phänomen verwandelt hat, für eine solche ‚aus Nichts‘ erklärt. Wie die weltschaffende Gottheit der theologischen Creationslehre sowohl das Material wie die Formen der wirklichen Welt, so bringt Gottes Schöpferthätigkeit nach Berkeley's Darstellung des Phänomenalismus sowohl diejenigen Phänomene (Vorstellungen), welche (wie Farbe Klang Geruch Geschmack Härte Weichheit u. s. w.) das Material, wie diejenigen Phänomene (Vorstellungen), welche, wie Räumlichkeit (Neben-) und Zeitlichkeit (Nacheinander) die Form der phänomenalen Welt abgeben, im Vorstellen hervor. Die so entstandene Vorstellungswelt hat als Werk Gottes vor der Erfahrung als der durch die realen Objecte erzeugten Vorstellungswelt das voraus, dass sie nicht blos wie diese (besten Falls) ‚imago veritatis‘, sondern als Werk des wahrhaftigen Gottes die ‚veritas‘ selbst ist. Dieselbe ist, obgleich blos phänomenal, seit dem Verschwinden der sogenannten realen Welt nicht nur die einzige, sondern vermöge ihrer Verursachung durch Gott nothwendiger Weise eine wahrhaftige Welt. Erstere Eigenschaft macht sie derjenigen, welche der Materialismus, wie derjenigen, welche der Realismus für die einzige erklärt (der sogenannten ‚materiellen‘ und der ‚realen‘), letztere derjenigen Vorstellungswelt, in welcher nach der Ansicht des Sensualismus und Empirismus allein Wahrheit enthalten ist, der Erfahrung ebenbürtig.

Sucht diese Form des Phänomenalismus ihre Vorstellungswelt der in den Augen des Sensualismus und Empirismus allein berechtigten Empirie dadurch gleichzustellen, dass sie derselben einen überempirischen Ursprung (aus Gott) zuschreibt so kann dieser Grund für diejenigen, welche wie Hume der Meinung sind, dass einerseits (mit Locke) Erfahrung die einzige Quelle des Wissens, andererseits (mit Bacon) die Gottheit kein Gegenstand der Erfahrung sei, keine Beweiskraft besitzen. Wenn Gott überhaupt kein Gegenstand der Erkenntniss, so kann auch der Ursprung der (Berkeley zufolge phänomenalen) Welt aus Gott kein solcher sein und der Grund, um desswillen derselben ‚Wahrhaftigkeit‘ und dadurch Aehnlichkeit mit der Erfahrung zukommen soll, wird hinfällig. Die Welt

des Phänomenalismus und die Erfahrung haben zwar das miteinander gemein, dass sie beide Vorstellungswelten sind, unterscheiden sich aber dadurch, dass die erste ‚Illusion‘, die zweite ‚Spiegelbild‘ d. h. dass ausser (praeter) der ersten keine, ausser (extra) der zweiten dagegen eine andere Welt, die der sogenannten realen Objecte, vorhanden ist. Wer daher Berkeley in Betreff des phänomenalen Charakters der Welt zustimmt, den von ihm behaupteten Ursprung derselben aus Gott aber für unerweislich hält, kann nicht umhin, dieselbe nicht nur als ‚nicht wirklich‘ d. i. als ‚Phänomen‘, sondern auch als ‚nicht wahr‘ d. i. als ‚Illusion‘ zu betrachten d. h. dieselbe sowohl im metaphysischen als im erkenntnisstheorischen Sinne als ‚nichtig‘ anzusehen.

Hume zieht diese Consequenz und darauf beruht der Charakter einerseits des Nihilismus andererseits des Skepticismus, welchen der Phänomenalismus (Berkeley's) unter seinen Händen annimmt. Jener äussert sich darin, dass er in Folge des Phänomenalismus nicht nur dem materiellen Universum (material Universe) als Object, sondern auch dem ‚Ich‘ (Ego) als dem Subject des Vorstellens die Existenz abspricht, dieser darin, dass er in Folge des Phänomenalismus die vermeintliche Verknüpfung der Phänomene als Ursachen und Wirkungen auf eine vermöge ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge entstandene und durch häufige Wiederholung zur Gewohnheit gewordene Association derselben zurückführt.

‚Wenn,‘ so lautet Hume's Argumentation, ‚das materielle Universum als solches nicht existirt, so existirt erstens auch kein solches Ding, was man Ursache von etwas nennt (no such thing as the Cause of anything); so existirt zweitens auch kein mit der Anordnung des Universums verknüpfter Gedanke (no Thought connected with the Arrangement of the Universe); so existirt drittens auch kein Ich (no Ego at all)‘. Die erste und zweite dieser Folgerungen sind, da sie nur auf das materielle Universum, welches der Voraussetzung zufolge nicht existirt, Bezug haben, selbstverständlich; die dritte dagegen ist eine wirkliche und wie nicht zu leugnen scharfsinnige Erweiterung des von Berkeley aufgestellten Princips. Die erste der beiden Folgerungen ist insofern interessant, als sie ein Licht wirft auf Hume's Verhältniss zum Causalitätsbegriff,

dessen Theorie den Hauptanspruch auf seine Stellung in der Geschichte der Philosophie ausmacht; die zweite charakterisirt seine Stellung zu den Theologen und Vertheidigern einer in der Natur nach Zweckmässigkeitsgründen verfahrenden Intelligenz und in der Geschichte waltenden Vorsehung; die dritte bildet die Vorläuferin zu Kant's berühmtem ‚Paralogismus‘, welcher der rationalen Psychologie ihr reales Object, die Seele entziehen sollte. Da in Hume's Augen mit der Existenz des materiellen Universums auch die Existenz eines Dinges, welches ‚Ursache von etwas‘ sein kann, hinwegfallen soll, so ist klar, dass sich Hume das ursachliche Verhältniss so eng mit der Materialität verbunden denkt, dass wo die letztere fehlt auch von jener nicht die Rede sein und folglich die von ihm später behauptete angebliche Causalität zwischen blossen ‚Phänomenen‘ mit der wirklichen Causalität nichts als den Namen gemein haben kann. Die zweite Folgerung stützt sich darauf, dass die teleologische Weltauffassung auf dem ursprünglichen Gegensatz des materiellen Universums und einer ausserweltlichen Intelligenz beruht, von welchem nach dem Hinwegfallen des ersteren nicht mehr gesprochen werden kann. Die dritte Folgerung ergibt sich, meint Hume, unmittelbar aus Berkeley's eigenem Princip. Denn wie nach Berkeley das materielle Universum keine Existenz hat, weil dasselbe einzig aus solchem besteht, was unmittelbar wahrgenommen werden kann (since it consists only of what can be perceived immediately), so hat gleicher Weise das Ich oder das Selbst (Self) keine wie immer beschaffene Existenz, weil dieses Ich selbstbewusst ist d. i. sich selbst unmittelbar wahrnimmt und folglich darum ausschliesslich aus solchem besteht, was unmittelbar wahrgenommen werden kann (consists only of what can be perceived immediately). Der Nerv dieses Beweises liegt darin, dass was wahrgenommen wird Wahrnehmung, also nicht das Wahrgenommene selbst sei, und da es kein anderes Mittel gibt zum Wahrgenommenen zu gelangen, als durch die Wahrnehmung, zu jenem überhaupt gar nicht gelangt werden könne und daher das einzige, was wirklich besessen wird, die Wahrnehmung sei. Insofern nun das Wahrgenommene wahrgenommen wird, ist es nicht Wahrgenommenes, sondern Wahrnehmung; insofern es nicht wahrgenommen wird, ist Wahrgenommenes überhaupt nicht.

Wie daher kein materielles Universum neben und ausser dem phänomenalen, so existirt kein reales Ich ausser und neben dem phänomenalen und wie die phänomenale Welt ein Schein ist, der uns zu dem falschen Glauben verleitet, dass neben und ausser demselben eine wirkliche Welt existire, so ist das phänomenale Ich ‚eine Art optischer Illusion unsererseits, welche uns dazu bringt anzunehmen, dass wir selbst existiren' (a sort of optical illusion upon our part which leads us to suppose that even we are ourselves existing).

Die richtige Consequenz des Phänomenalismus wäre daher, meint Hume, gewesen, nicht nur wie Berkeley thut der materiellen Körperwelt, sondern auch, wie er nicht thut aber eigentlich thun müsste, dem eigenen Ich die reale Grundlage abzusprechen. Hume dehnt die Phänomenalität, welche Berkeley auf das Object des Vorstellens (das Vorgestellte) beschränkt, auch auf das Subject des Vorstellens (das Vorstellende) aus, welches letztere ihm zufolge ebenso illusorisch d. i. blosse Vorstellung ist wie das erstere. Während Berkeley der materiellen Körperwelt als Object das vorstellende Ich als Subject, stellt Hume im Ich selbst dieses als Vorstellendes sich selbst als Vorgestelltem gegenüber und behandelt das Verhältniss letzterer beiden auf dieselbe Weise, wie Berkeley das Verhalten des Ichs zur Aussenwelt darstellt. Wie sich die letztere für das Ich in Vorstellung, so löst sich für das Ich als Vorstellendes das Ich als Vorgestelltes gleichfalls in solche auf; wie für das Ich die Aussenwelt, so verwandelt sich für das Ich als Vorstellendes das Ich als Vorgestelltes in eine ‚optische Täuschung.'

Der Schluss von dem Schein einer Körperwelt auf das Sein einer solchen ist nach Berkeley, der Schluss von dem Schein unseres Ich auf das Sein dieses Ich wäre nach Hume ein Fehlschluss. Wie nach Berkeley das Vorgestellte, die Körperwelt, so ist nach Hume der Vorstellende, das individuelle Ich, ein blosses ‚Phänomen'; die Materie und der ‚Geist', insofern er individualisirt (Einzelgeist, Seelenindividuum) ist, sind beide nicht existent; die Anihilation, welche nach Berkeley die materiale sowie jede reale Grundlage der phänomenalen Körperwelt traf, erstreckt sich nach Hume nunmehr auch auf jedes real-individualistische Substrat der phänomenalen Geistesindividualität. Wenn nach Berkeley nur Geister, nicht aber Materie,

so existiren nach Hume weder Materie noch Geister; der antimaterialistische Phänomenalismus hat einen weiteren Schritt in der Richtung gegen den Nihilismus zu gethan, indem er als antiindividualistischer nicht blos wie jener die Materialität der Körper-, sondern überdies die Individualität der Geisterwelt zu blossem Scheine herabsetzt.

Dass Hume bei dieser Folgerung aus Berkeley's Theorie wirklich die Aufhebung der Existenz des Individualgeistes (nicht des Geistes überhaupt) im Auge hat, geht daraus hervor, dass er unmittelbar an die Argumentation, dass die Existenz des Ich eine Selbsttäuschung sei, die Bemerkung hinzufügt, ‚da nun kein Ich sei, so sei auch weder Raum noch Vorwand für die Unsterblichkeitsfrage' (as there is no Ego, there is no room here nor pretext for the question of Immortality). Diese so ausdrücklich auf das Ich bezogen kann nur die ewige Fortdauer des Individuums als solchen, ihre Leugnung daher nur die Fortdauer des Geistes als Individuum betreffen, wodurch die Fortdauer des individualitätslosen Geistes ebenso wenig als durch die Aufhebung der Existenz individueller Geister die Existenz des (individualitätslosen) Geistes ausgeschlossen ist.

Letztere wird vielmehr durch den Nachweis, dass das individuelle Ich ein blosses Phänomen sei, nothwendig vorausgesetzt. Indem der Phänomenalismus dasjenige, was dem Materialismus und Realismus für Wirklichkeit gilt, in ein blosses Phänomen verwandelt, kommt er dazu, diesem letzteren einen Träger unterzulegen, der selbst nicht wieder ‚Phänomen' ist. Dieses selbst nicht Phänomenale, dessen Phänomen die gesammte Körperwelt ist, ist nach Berkeley der Vorstellende, nach Hume dagegen, für den auch der Vorstellende (das Ich) ein blosses ‚Phänomen' ist, das (individualitätslose) Vorstellen selbst. Wie nach Berkeley die einzelnen Körper Phänomene des Vorstellenden, so ist nach Hume dieser Vorstellende selbst nur ein (weiteres) Phänomen des Vorstellens, sowie das Geträumte dem Traum, dieser selbst aber schliesslich dem Träumer zugehört. Während daher die phänomenale Körperwelt mit der realen verglichen, so erscheint die phänomenale Geisterwelt mit dem Geist selbst verglichen als ‚nichtig'. Wie für den consequenten Realisten nur das Gesetztsein ohne Gesetztwerden, so hat für

den consequenten Idealisten nur das Setzen ohne Gesetztsein wirkliche (nicht phänomenale) Existenz.

Liegt in dieser Aufhebung der Existenz des individuellen Ich eine Erweiterung des nihilistischen, so liegt darin zugleich eine Verstärkung des skeptischen Elements des Phänomenalismus. Wie aus der Phänomenalität der Körperwelt die Unmöglichkeit einer Erfahrung von denselben, so folgt aus der Phänomenalität des Ich die Unmöglichkeit einer Erfahrung nicht blos von dem eigenen sondern auch von fremden Ichen. Jene setzt als ‚imago veritatis' die Existenz der realen Körperwelt, diese, sie sei nun ‚unmittelbar' (wie es nach Berkeley die Erkenntniss des eigenen) oder mittelbar (wie es nach demselben die Erkenntniss eines fremden Selbst sein soll), setzt die Existenz, sei es des eigenen sei es des fremden Ich, als eine reale voraus. Wer daher wie der Empirismus die Erfahrung für die einzige Quelle des Wissens hält, verliert nicht nur mit der Aufhebung der realen Existenz der Körperwelt den Boden für alles auf eine solche, sondern mit der Aufhebung der realen Existenz des individuellen Ichs zugleich die Basis eines auf individuelle Geister (den eigenen und fremde) bezüglichen Wissens unter den Füssen. Für einen solchen gibt es unter diesen Umständen kein Wissen, weil es keine Erfahrung, und es gibt diese nicht, weil es nach Vernichtung der realen Körper- und individuellen Geisterwelt nichts mehr zu erfahren gibt. Das Einzige, was nach Verwandlung sowohl der Körper- wie der individuellen Geisterwelt in eine lediglich phänomenale übrig bleibt, sind Vorstellungen d. i. Acte des Vorstellens, die sich von den Vorstellungen, aus welchen die Erfahrung besteht, dadurch unterscheiden, dass sie sich nicht auf etwas ausser und neben ihnen Existirendes als dessen ‚Erscheinungen' beziehen, sondern umgekehrt den Schein, als sei ein ihnen Entsprechendes ausser und nebst ihnen real vorhanden, ihrerseits erzeugen d. h. nicht wie jene ‚Abspiegelungen' sondern blosse ‚Vorspiegelungen' sind. Wie nach Berkeley die Materie und die aus solcher bestehende Körperwelt, so ist nach Hume das Ich und die aus solchen bestehende Geisterwelt eine ‚optische Täuschung' (optical illusion), mit welcher das Vorstellen sich selbst täuscht.

Nicht nur die reale Körperwelt d. i. dasjenige, dessen Inbegriff die Natur, sondern auch die individuelle Geisterwelt

d. i. dasjenige, dessen Inbegriff den Inhalt der Geschichte ausmacht, verwandelt sich, aus diesem Gesichtspunkt gesehen, in eine ihrem Material nach ebenso bunte als immerfort wechselnde Phantasmagorie, deren Formen, das räumliche Neben- das zeitliche Nach- und das causale Auseinander, nicht weniger illusorisch sind als dieser Inhalt selbst. Dieselbe gleicht einem Gewebe, dessen Stoff das Vorstellen, dessen Muster die bunte Mannigfaltigkeit der Körper- und individuellen Geisterwelt ausmacht. Urheber dieses Musters, soweit es Darstellung einer Welt materieller Körper ist, soll nach Berkeley Gott, nach Hume kann es sowohl was den Schein einer materiellen Körper- wie was den einer individuellen Geisterwelt betrifft, nur das Vorstellen selbst sein. Dasselbe ist als einzige nicht phänomenale Grundlage des Gesammtphänomens einer zeitlich- räumlich-causalen Natur- und Geisterwelt Stoff Musterzeichner und Weber zugleich.

Durch diese seine positive Seite ist der englische Phänomenalismus mit dem deutschen Idealismus Kant's und seiner idealistischen Nachfolger von Fichte bis Hegel verwandt; von Hume ist derselbe nach seiner negativen antimetaphysischen und insbesondere antitheologischen Seite hin ausgebeutet worden. Jene Verwandtschaft besteht darin, dass an die Stelle der sogenannten wirklichen materialen oder realen Welt sowohl im Phänomenalismus wie in diesem Idealismus eine phänomenale tritt, entweder, wie im Halbidealismus, als ‚Erscheinungswelt', neben welcher die wirkliche als ihrem Dass nach anerkannte, ihrem Was nach jedoch unbekannte noumenale (intelligible) Welt (‚Ding an sich') fortexistirt, oder, wie im Ganzidealismus, als ‚Scheinwelt', aber zugleich einzige Welt, in welcher statt der Natur des Vorgestellten (des Objects) jene des Vorstellens (des Subjects der Vorstellung) als des einzigen Seins zum Vorschein kommt. Diese Ausbeutung besteht darin, dass Hume aus der Phänomenalität sowohl der Körperwelt wie des individuellen Ich die Folgerung zieht, dass es weder Seiendes überhaupt noch Ursachen von irgend etwas gebe, demnach eine letzte sowohl wie eine intelligente Ursache der Welt ebensowenig als eine individuelle Seele existire, von der Unsterblichkeit der letzteren sonach nicht geredet werden könne. Der erste Theil dieser Folgerung macht der Ontologie d. i. der philo-

sophischen Wissenschaft vom Seienden, der zweite Theil der natürlichen Theologie und eben solchen Psychologie d. i. den philosophischen Wissenschaften von Gott und von der Seele, als Wissenschaft ein Ende.

Dass es dem ‚Skeptiker‘ Hume mit diesen Folgerungen aus der Natur des Phänomenalismus sowie mit dieser selbst völliger Ernst gewesen sei, ist bisher von dessen Freunden und Gegnern, einheimischen und fremden, übereinstimmend angenommen und es sind die versuchten Widerlegungen, die seine Lehre von den verschiedensten Seiten her, vornehmlich aber durch Reid in England und Kant in Deutschland erfahren hat, auf diese Annahme gestützt worden. Nur ein einziger Schriftsteller, der Wiedererwecker des Phänomenalismus in England und Herausgeber wie Commentator seines Hauptwerkes ‚über die Principien der menschlichen Erkenntniss‘, Collyns Simon, macht davon eine Ausnahme. Er bezeichnet (a. a. O. S. 194) als eines der merkwürdigsten Missverständnisse, denen man in der Geschichte der Philosophie begegne, merkwürdig nicht blos rücksichtlich ihrer Grösse sondern auch ihrer Verbreitung, die, wie er selbst sagt, ‚in der Gegenwart ganz allgemeine‘ (now almost universal) Annahme, Hume's philosophische Schriften seien von ihm als ‚ernsthafte metaphysische Auseinandersetzungen‘ (serious metaphysical expositions) gemeint gewesen. Er sagt: ‚Allgemein wird gegenwärtig vorausgesetzt, dass Hume in diesen Schriften nicht Scherz trieb (was not in jest), dass er sich selbst als einen Metaphysiker ansah und als ein solcher schrieb mit derselben Ernsthaftigkeit (gravity), mit der er später seine Geschichte Englands abfasste. Man sagt uns, er habe natürlicher Weise erwartet, dass alle, die etwas von der Sache verstehen, es ihm anmerken würden, dass er im Ernst rede, wenn er auf solche erleuchtete Principien hin die Existenz des materiellen Universums leugne, weder die Wissenschaft der Metaphysik, wie manche Neuere, als eine Wissenschaft des Unsinns (science of nonsense) lächerlich machen, noch sich auf Kosten der Metaphysiker unter seinen Zeitgenossen in einer Phantasmagorie der bittersten Sarkasmen lustig machen wolle. Die Ueberzeugung vieler, besser gesagt, der meisten Neueren ist, dass, wenn Hume von jenem obigen zu seinen weiteren berühmten

drei Grundsätzen kam, es auf diesem ernsthaften Wege des Nachdenkens und der Logik geschah, und wir werden noch ganz besonders aufgefordert (invited), die majestätische Gravität zu bewundern, mit welcher dieser tiefe Denker zu diesen feinen (quaint) Schlussfolgerungen fortschreitet.‘

Diese Folgerungen sind im Vorhergehenden angeführt worden. Dass Hume, wenn er einmal von der Annahme ausging, dass das materielle Universum nicht existire, sehr rasch (very rapidly) zu der weiteren Folgerung gelangen konnte, dass überhaupt nichts existire, räumt dessen Gegner selbst ein und das Ergebniss der vorangegangenen Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Phänomenalismus scheint dem zu entsprechen. Weder ist die ausschliessliche Phänomenalität der Materie und der aus dieser bestehenden Körperwelt mit deren gleichzeitiger Realität, noch ist die Aufhebung der realen Körperwelt mit dem Bestande eines realen Causalverbandes oder mit der Beherrschung eines realen Universums durch eine nach Zwecken handelnde Intelligenz verträglich. Was aber die Leugnung der Realität des Ichs betrifft, so leitet Hume dieselbe unter ausdrücklicher Berufung auf Berkeley auf einem demjenigen ganz ähnlichen Wege ab, auf welchem jener selbst die Nichtexistenz der Materie oder überhaupt jedweder dem Phänomen einer solchen zu Grunde gelegten realen Substanz darthut.

Warum soll nun Hume den Phänomenalismus und seine Folgerungen daraus nicht ernst gemeint haben? Der Beweis soll nach Simon in der Art und Weise liegen, wie er über denselben spricht und die der Anhänger Berkeley's als ‚attacks‘ auf dessen Lehre und als ‚eine Phantasmagorie der bittersten Sarkasmen‘ bezeichnet. ‚Das ganze Ding,‘ sagt Hume, ‚ist falsch, ja noch mehr, es ist ungereimt (absurd). Ich für meine Person wenigstens, ich kann davon nicht anders denken als von dem reinsten Unsinn (purest nonsense). Was mich selbst betrifft, ich könnte die Lehre niemals annehmen; noch halte ich es für möglich, dass irgend ein Mensch, der bei Sinnen ist (in his senses), im Ernst und auf die Dauer (seriously and steadily) eine solche Lehre festhalten könnte. Der Philosoph in seiner Studirstube mag vielleicht auf eine halbe Stunde so von dem materiellen Universum und

von dem menschlichen Körper denken; aber sobald er auf die Strasse geht und mit anderen Menschen verkehrt, wird er bald der Ungereimtheit alles dessen gewahr werden, was er denkt und sagt über den Gegenstand.‘

Dass dieser erste ‚Angriff‘ (wenn es einer war) in der wissenschaftlichen Welt keinen Erfolg gehabt habe, gibt Simon (nicht ohne Befriedigung) zu. ‚Berkeley's Lehre,‘ sagt er, ‚fuhr trotzdem fort, unter den wissenschaftlichen Denkern diejenigen Fortschritte zu machen, welche die klare Wahrheit (clear truth) jedesmal macht unter jenen, die sich auf den Gegenstand verstehen.‘ Dass es aber ein Angriff auf die Lehre Berkeley's, insofern dieselbe als wissenschaftliche Meinung von Männern der Wissenschaft und im Kreise derselben festgehalten würde, auch gar nicht sein sollte, geht klar aus dem Zugeständniss des vermeintlichen Angreifers hervor, ‚dass der Philosoph in seiner Studirstube‘, wenn auch nur in dieser und nur für die Dauer seiner wissenschaftlichen Betrachtung diese Meinung wirklich nicht nur hege, sondern hegen möge d. h. dass dieselbe nur mit dem gemeinen Bewusstsein und der Praxis des täglichen Lebens im Widerspruch, an sich wissenschaftlich aber unanfechtbar sei. Hume befindet sich Berkeley's Lehre von der Nichtexistenz des materiellen Universums gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie sich die Denkenden unter den Zeitgenossen dem Paradoxon Zeno's von der Nichtexistenz der Bewegung gegenüber befunden haben mögen. Wie Diogenes dasselbe dadurch widerlegt zu haben meinte, dass er aufstand und über das Zimmer ging, so gibt sich Hume den Anschein, als glaube er, die Lehre von der blossen Phänomenalität der Materie lasse sich dadurch widerlegen, dass der Philosoph selbst die Strasse beschreitet und mit Anderen verkehrt, als ob diese wirklich existirten. Berkeley's Vertheidiger hat richtig gesehen, dass obige Stelle Hume's einen Scherz (jest) einschliesst, nur ist derjenige, über den der ironische Schriftsteller sich lustig macht, nicht der Philosoph, der in seiner Studirstube, wie Berkeley, durch wissenschaftliche Gründe zur Einsicht in die Nichtigkeit des materiellen Universums geführt wird, sondern der kurzsichtige Laie und Weltmann, der ein wissenschaftlich begründetes Paradoxon mit den wohlfeilen Argumenten des Augenscheins und der Praxis entkräften zu können wähnt.

In seinem zweiten vermeintlichen ‚attack' auf Berkeley's Lehre folgt Hume, wie Collyns Simon meint, einem entgegengesetzten Angriffsplan. Trat er in dem ersten angeblich als offener Gegner, so tritt er in diesem als (angeblich nur scheinbarer) Gönner des Phänomenalismus auf. ‚Berkeley,' lässt er ihn sagen, ‚ist im vollen Recht (right), seine Lehre ist klärlich wahr (clearly true), kein Mensch, der nur das geringste Urtheil besitzt, kann das leugnen. Aber anstatt uns Skeptiker zu widerlegen, wie unser junger Student (Collegian) vorhatte (Berkeley war 24 Jahre alt, als er sein System erfand) und wie die werthen Herren von der Kirche geglaubt haben, dass er es gethan habe, kommt diese wunderliche (strange) Lehre von der Phänomenalität der Materie unserer lustigen Bruderschaft (jocose Sect) zu Hilfe und rechtfertigt sie auf die wundervollste Weise in ihren Theorien. Obgleich gar kein Zweifel darüber herrschen kann, dass Berkeley nicht die Absicht hatte, Skepticismus zu lehren, so lehrt er ihn doch, und zwar auf bewunderungswürdige Weise (admirably). Lasst uns ihm Glauben schenken in beidem, in dem, was er thut, und in dem, was er wollte. Obgleich er, daran ist nicht zu zweifeln, ein ganz anderes Ziel im Auge hatte bei der Aufstellung dieses seltsamen kleinen Systems und sein Verdienst nicht gering ist, dasselbe aufgerichtet zu haben auf einer so vollkommen unwiderleglichen Basis (upon a basis so completely irrefragable), so ertheilt er uns dabei nichtsdestoweniger einige so vortreffliche Lectionen in skeptischer Philosophie, als wir sie je von irgend einem Schriftsteller erhalten haben, viel besser als meine arme Feder je eine zu liefern im Stande war. Er zeigt uns klärlich, dass wir an nichts, was es auch immer sei, glauben dürfen, nicht einmal an unsere eigene Existenz, und dass wenn wir es doch thun, wir ‚Narren' sind (fools). Er erweist mit grosser Klarheit und grosser Schönheit der Rede, dass das materielle Universum real nicht existire; dass die Voraussetzung seiner Existenz eine reine Einbildung (mere illusion) und Selbstberückung (delusion) ist, denn alles, wovon wir als Materie und materiellem Weltall sprechen, besteht einzig aus solchem, was durch die Sinne wahrnehmbar d. i. aus solchem, was unmittelbar (immediately) wahrnehmbar ist. Dieser Wink (hint) reicht hin als erleuchtender Blitz (lightning glance) für den Skeptiker.

Wir können aus diesem allein mit Leichtigkeit (easily) ableiten die Nicht-Existenz alles Uebrigen (the non-existence of all the rest).'

Dieses ,Uebrige' ist die Causalität (physical causation), das immaterielle Ich (immaterial Ego) und ,Gott' (god). ,Denn da Materie und ein materielles Weltall überhaupt nicht existiren, so ist, wie Berkeley so treffend (well) zeigt, auch keine physische Verursachung je möglich: kein materielles Ding kann Ursache sein von etwas (no material thing can be the cause of anything). Weil aber physische Verursachung eine Unmöglichkeit (impossibility) und eine Ungereimtheit (absurdity) ist, ist es klar, dass es kein solches Ding wie eine Ursache von etwas geben kann; auch gibt es, wie zu sehen, kein immaterielles Ich, denn dieses ist ein Ding, ebenso unmittelbar wahrnehmbar wie die Materie selbst. Endlich, da es so klar ist (evident), dass es eine Ursache von irgend etwas nicht gibt, wie können wir mit unserem Verstande so spielen (trifle), dennoch anzunehmen es sei Gott?'

Diese Worte enthalten ,die Substanz von Hume's zweitem Angriff' und ,die Substanz von allem dem, was Hume schliesslich (ultimately) gelehrt hat'. ,Was soll man,' fährt Collyns Simon fort, ,nun von jenen Schriftstellern denken, die uns sagen, dass Hume in alledem klärlich die Wahrheit und Vernunftmässigkeit (reasonableness) der Lehre Berkeley's gesehen und dieselbe frank und frei (francly) als ein wissenschaftliches Factum (scientific fact) angenommen habe, an welchem für die Person, die sie begreift, kein Zweifel möglich sei?' Was solle man denken von Commentatoren, die uns in langen Commentaren versichern, dass Hume hier nicht ,im Spass' (in jest) mit eitel ,Hohn und Spott' (with sneers and derision) rede und all diese ,Hochschätzung' (estimate) von Berkeley's Lehre und deren Folgerungen weder ironisch (ironial) noch sarkastisch (sarcastic) gemeint sei, mit einem Wort, dass Hume diese seine ,philosophischen' Schriften (,philosophical' papers) mit genau der nämlichen Enthaltsamkeit von Scherz und Trug, genau mit dem nämlichen geziemenden Anstand (becoming gravity) und dem Ernst bei Feststellung von Thatsachen abgefasst habe wie etwa seine Geschichte von England?

Wenn der vortreffliche Herausgeber Berkeley's mit den letzten Worten nichts anderes gemeint hat, als dass der Styl der philosophischen Schriften Hume's ein anderer als der seiner historischen sei, und dass sich derselbe in jenen gelegentlich die Einmischung eines nicht blos scherzhaften, sondern satirischen und spöttischen Tones gestatte, die er in diesen sich versage, so wird man ihm Recht geben müssen. Sowohl der erste wie dieser zweite angebliche ‚Angriff' ist in einem Tone gehalten, dass man deutlich fühlt, der angebliche Angreifer habe einem inneren Bedürfniss Genüge gethan, sich über ein Object, das seine Lachlust herausforderte, lustig zu machen; keineswegs aber folgt daraus ebenso gewiss, als es Simon zu sein scheint, dass dieser fragliche Gegenstand eben die Berkeley'sche Lehre sei. Wie im ersten ‚Angriff', wo er nach Simon's Versicherung sein wahres Gesicht, so hat er im zweiten, wo er nach dieser eine Maske zeigt, für die Lehre Berkeley's als wissenschaftliche Meinung nicht nur Anerkennung, sondern (nach Simon's eigenem Ausdruck) sogar ‚Hochschätzung' (estimate). Dort räumt er ein, dass der Philosoph in seiner Studirstube ein Recht habe zu denken und zu lehren, wie Berkeley denkt und lehrt, hier nennt er die Lehre desselben nicht nur ‚wahr', sondern deren Basis geradezu ‚unwiderleglich' (irrefragable). Wenn letzterer Ausdruck Verstellung heissen soll, so muss entweder obiges Zugeständniss, dass der Philosoph in seiner Studirstube Recht behalte, auch Maske heissen, oder, wenn Hume an jener Stelle im Ernste spricht, so ist kein Grund abzusehen, warum seine Versicherung, die Lehre sei wahr, kein Mensch von nur ein bischen Urtheil könne sie leugnen (least discernment), hier ironisch gemeint sein sollte.

Dass nun Hume, der in dem ersten ‚Angriff' Berkeley's Lehre von dem Augenblicke an für augenscheinlich falsch, ja absurd erklärt, sobald der Philosoph auf die Strasse hinaustritt und mit Anderen verkehrt, an demselben Ort und in demselben Sinne deren Falschheit und Ungereimtheit behauptet habe, solange der Philosoph in seiner Studirstube bleibt und sich ausschliesslich der Erwägung und Betrachtung wissenschaftlicher Schlussfolgerungen hingibt, hat Simon selbst nicht statuirt; andererseits hat Hume dort, wo er Berkeley's Lehre für wahr und deren Fundament für unwiderleglich erklärt, nicht gesagt,

dass sie dies anders denn als wissenschaftliche Meinung und aus wissenschaftlichen Gründen (für die ‚Studirstube‘), und dass sie weder mit dem Augenschein, noch mit der Praxis des täglichen Lebens im Widerstreit sei. Hat nun Hume in seinem ersten ‚attack‘ zugegeben (was Simon nicht leugnet), dass Berkeley's Lehre, ihrem Widerstreit gegen die Anschauungsweise des gemeinen Bewusstseins und des praktischen Lebens zum Trotz, vom rein philosophischen Gesichtspunkt aus betrachtet, richtig sei oder doch sein könne, so braucht seine ausdrückliche Behauptung im zweiten ‚attack‘, dass dieselbe ‚wahr‘, ja ‚unwiderleglich‘ sei, nicht (wie Simon annimmt) eine ‚Maske‘, seine Zustimmung zu derselben weder ‚ironisch‘ noch ‚sarkastisch‘ d. h. der vermeintliche zweite ‚attack‘ braucht ebensowenig wie der erste als ‚Angriff‘ auf Berkeley's Lehre, wenn auch vielleicht, wie es sich zeigen kann, auf Berkeley's Person gemeint zu sein.

Dass der scharfsinnige Denker und scharfsichtige Satiriker zwischen letzteren beiden einen Unterschied werde gemacht haben, lässt sich voraussetzen. Wie im ersten sogenannten ‚attack‘ Hume zwischen der wissenschaftlichen Denkweise des Philosophen, welcher an der Bestätigung durch den Augenschein ebensowenig wie an der Brauchbarkeit derselben für das gemeine Leben gelegen ist, und jener des sogenannten gesunden Menschenverstandes unterscheidet, der alles dasjenige, was dem Augenschein widerstreitet oder den für unumgänglich erachteten Voraussetzungen des praktischen Alltagslebens zuwider läuft, als ‚falsch‘ und ‚absurd‘ verwerfen zu dürfen glaubt: so unterscheidet derselbe im zweiten ‚attack‘ zwischen der Lehre Berkeley's, die, wie Hume überzeugt ist und darthut, zum Skepticismus führt, und dem Urheber der Lehre d. i. Berkeley selbst, der den Skepticismus nicht will und denselben durch jene Lehre unmöglich gemacht zu haben wähnt. Für den, der wie Hume selbst die wissenschaftliche Denkweise am höchsten stellt, muss der gemeine Menschenverstand, der seinen (unzureichenden) Maassstab an jene legt, thöricht und daher in den Augen des Besserwissenden lächerlich erscheinen. Ebenso bietet für denjenigen, der wie Hume aus wissenschaftlichen Gründen überzeugt ist, dass die unausbleibliche Folge des Phänomenalismus der Skepticismus sein müsse, derjenige, der

nicht nur das Gegentheil glaubt, sondern vielmehr den Phänomenalismus für ein Bollwerk gegen den Skepticismus ansieht, um dieser seiner, mit der eigenen (wahren oder vermeinten) Scharfsichtigkeit verglichen, in die Augen fallenden Blödsichtigkeit willen, einen komischen Anblick dar. Dieser Eindruck steigert sich, wenn, wie im vorliegenden Falle, der in Bezug auf die Consequenzen einer gewissen Denkweise so augenscheinlich Kurzsichtige zugleich der Erfinder und erste Begründer dieser Denkweise selbst ist und folglich, wie Berkeley in den Augen Hume's, zugleich als Entdecker einer von diesem für ‚unwiderleglich' gehaltenen Weltansicht als sehend und für die unvermeidlichen aber von ihm ungeahnten Consequenzen derselben als blind sich herausstellt.

Der Jünger Berkeley's hat richtig gesehen. Sowohl in der ersten wie in der zweiten Stelle hat Hume seinen Hang zur Ironie, zum Sarkasmus und zur Satire freien Lauf gelassen, aber der Gegenstand derselben ist Berkeley's Lehre nicht. Collyns Simon erblickt in der ersten Stelle einen ironisirenden Angriff auf den Phänomenalismus, aber nicht dieser, sondern der Angriff wird ironisirt. Wie Sokrates als der Wissende dem Unwissenden gegenüber selbst den Unwissenden spielt, so stellt sich Hume, der die Grundlage des Phänomenalismus für unwiderleglich hält, zum Schein auf die Seite des gemeinen d. i. unwissenschaftlichen Bewusstseins, um in dessen Namen und mit dessen vermeintlichen Argumenten Berkeley's Lehre zum Schein für widerlegt gelten zu lassen. In der zweiten Stelle hält Collyns Simon Hume's Anerkennung der Wahrheit und Unwiderleglichkeit des Phänomenalismus für ‚Ironie', aber derjenige, der nicht wissentlich wie der Ironiker den Unwissenden spielt, sondern unwissentlich wie die komische Person der Unwissende ist, ist hier Berkeley selbst. ‚Der gute Bischof' (the good bishop) von Cloyne geräth durch die ‚unwiderlegliche' Entdeckung, die er gemacht, und die für die Gegenstände des Glaubens der Kirche, deren Glied er ist, geradezu vernichtenden Folgerungen daraus, welche (nach Hume) unvermeidlich sind und die er übersehen hat, in die fatale Lage, in Hume's Augen entweder für einen beschränkten Kopf, welcher die Tragweite seiner eigenen Principien nicht zu überschauen vermag, oder, was schlimmer wäre, für einen Heuchler

zu gelten, der sie verleugnet. Erstere Annahme, bei welcher nur eine Schwäche des Verstandes blossgelegt würde, könnte nicht verfehlen, von Seite des Klügeren den Spott, und weil der Verstand, der sich in Anbetracht der Folgerungen so schwach zeigt, derselbe ist, der sich in Anbetracht der Grundlegung so stark erwiesen hat, die beissendste Form desselben, den Sarkasmus, letztere Annahme, bei welcher vielmehr eine moralische Schwäche offenbar würde, müsste dahin führen, von Seite des Bessergesinnten moralischen Unwillen, und zwar, da die wirksamste aber zugleich für den Bestraften unschädlichste Bestrafung darin besteht, dessen üble Willensbestrebungen dadurch zu vereiteln, dass man sie blosslegt, die Satire herauszufordern.

Scherz, Hohn und Spott also finden sich in beiden Stellen reichlich aufgehäuft, in der ersten über die Unphilosophie, welche den Philosophen, in der zweiten über den schwachherzigen Denker, der die Vernunft (in Hume's Sinn) meistern will. In beiden Stellen wird nicht Berkeley's Philosophie, sondern in der ersten deren unphilosophischer Angreifer, in der zweiten Berkeley selbst, deren schwachsichtiger oder schwachmüthiger Verleugner, angegriffen. Nicht Hume's Bekenntniss zum Phänomenalismus, sondern gerade umgekehrt dessen scheinbare Bekämpfung desselben ist Ironie. Mit der Anerkennung derselben und noch mehr ihrer Folgerungen ist es ihm völli er Ernst.

Und warum sollte auch Hume jenen und dessen Folgen nicht ernst gemeint haben? Etwa darum, weil der Inhalt dieser Folgerungen von der Art sei, dass sie von einem ernsthaften Denker überhaupt nicht festgehalten werden könnten? Oder weil diese Folgerungen von der Art sind, dass sie Berkeley niemals als Consequenzen seiner Lehre würde zugegeben haben? In ersterer Hinsicht muss daran erinnert werden, dass kein noch so paradox scheinender Inhalt eines Lehrsatzes, zu welchem ein Denker auf dem Wege ernsten Nachdenkens mit logischer Nothwendigkeit gelangt zu sein versichert, zu dem Verdachte berechtigt, derselbe habe sich mit dem wissenschaftlichen Publicum einen irreführenden Scherz zu treiben erlaubt. In letzterer Hinsicht muss zugestanden werden, dass die Kurzsichtigkeit des Urhebers eines Princips, dessen weitere Folgen

zu überschauen, oder die Abneigung eines solchen sich dieselben gefallen zu lassen, diese Folgerungen selbst weder zu verhüllen, noch zu verhindern vermag.

In ersterer Hinsicht würde der Verdacht, dass eine paradox scheinende Lehre von ihrem Urheber nicht ernst gemeint sei, in erster Linie den Phänomenalismus selbst d. i. Berkeley's eigene Lehre treffen. Denn was kann in den Augen des sogenannten gemeinen Menschenverstandes und der mit diesem mehr oder weniger in diesem Punkte harmonirenden materialistischen und selbst der realistischen Philosophie Paradoxeres behauptet werden, als dass die Materie, welche derselbe mit Händen greifen zu können wähnt, ein blosses ‚Phänomen', ein Gaukelspiel sei, worin doch nach Simon's eigenen Worten der Kern der Lehre Berkeley's, die specifisch ‚Berkeley'sche Doctrin' (Berkeleian Doctrine) besteht? Wenn Berkeley ein Recht hat zu fordern, dass seine Lehre von der Phänomenalität der Materie, so sehr dieselbe der herkömmlichen Ansicht widerstreitet und die allgemein verbreitete nicht blos unter Laien, sondern unter fast allen (englischen) Philosophen, ihn allein ausgenommen, übliche Auffassung derselben als eines ‚gänzlich Unphänomenalen und den Sinnen Unzugänglichen' (entirely unphenomenal and inaccessible to the senses) auf den Kopf stellt, von Männern der Wissenschaft in wissenschaftlichem Ernste genommen und als Ergebniss ernsten wissenschaftlichen Nachdenkens respectirt werde, so kann Hume das gleiche Recht bezüglich der von ihm aus dieser Lehre gezogenen Folgerungen, so sehr dieselben, wie z. B. die Leugnung der Realität des Ich, nicht blos dem Dafürhalten des gemeinen Bewusstseins, sondern auch dem philosophisch gebildeter Geister und unter diesen vor allem des Begründers und des Jüngers des Berkeley'schen Phänomenalismus selbst zuwiderlaufen mögen, unmöglich verweigert werden, umsoweniger, da Hume, wie das von Collyns Simon selbst, wenn auch zu entgegengesetztem Zweck angezogene Beispiel seiner einstigen Vorliebe und vertrauten Freundschaft für und mit Rousseau beweist, nicht der Mann war von Wahrheiten, die (nach Jean Paul) ‚um ein Jahrhundert zu früh kommen', um ihrer scheinbaren Abenteuerlichkeit willen sich abschrecken zu lassen. Näher läge es ihn zu beschuldigen, dass vermöge der ganzen Anlage seiner Natur gerade das auffällige Paradoxale

und vom Herkömmlichen Abweichende für ihn einen besonderen Reiz besessen und auf ihn eine bestrickende Anziehungskraft ausgeübt habe, wornach sich denn eher eine geheime auf Wahlverwandtschaft gegründete Hinneigung zu der ihren Zeitgenossen und Landsleuten paradox erschienenen und darum von diesen fast gänzlich bei Seite geschobenen und vergessenen Lehre Berkeley's, als eine zum Spott über dieselbe um ihrer scheinbaren Curiosität und Seltsamkeit willen aufgelegte feindselige Gesinnung bei ihm voraussetzen liesse.

War Hume kein Mann, vor einem Paradoxon, wie die Lehre von der Phänomenalität der Materie eines war, zurückzuschrecken, so war er es noch weniger, um Folgerungen, wie jene waren, die sich ihm mit unvermeidlicher Nothwendigkeit daraus zu ergeben schienen, aus dem Wege zu gehen. Dieselben machen nach Collyns Simon's eigenem Ausdruck die Substanz dessen aus, was Hume schliesslich lehrte, und welches darin besteht, dass er die Nicht-Existenz nicht nur der materiellen, sondern auch der immateriellen Welt, sowohl eines individuellen endlichen wie eines unendlichen Geistes behauptete. Letztere schien ihm mit ersterer so eng verbunden, dass erstere nicht ohne letztere behauptet, letztere dagegen von ersterer so unabhängig, dass sie auch ohne die erstere gelehrt werden könne. Wer von der Phänomenalität (d. i. von der Nicht-Existenz) der Materie überzeugt ist, kann seiner Meinung nach nicht umhin, auch von der Phänomenalität (d. i. Nicht-Existenz) des Immateriellen (sowohl des menschlichen wie des göttlichen Geistes) überzeugt zu werden. Wer dagegen von der Nicht-Existenz des Immateriellen überzeugt ist, kann daneben immer noch an die (und zwar sodann ausschliessliche) Existenz der Materie glauben. Wem daher an dem Glauben an die Nicht-Existenz des Immateriellen gelegen ist, für den bietet dem Vorangehenden zufolge die Ueberzeugung von der Phänomenalität der Materie unter allen denkbaren das sicherste Mittel dar, um dadurch auch der Nicht-Existenz des Immateriellen gewiss zu werden, und dies ist der Dienst, welchen Berkeley (sehr wider seinen Willen) nach Hume's Meinung der ‚lustigen Secte‘ (jocose Sect), zu der sich dieser zählt, geleistet hat.

Schon dieser Ausdruck weist darauf hin, wer unter den ‚Skeptikern‘ (sceptics) verstanden sei. Offenbar hat Hume

dabei diejenigen im Auge, welchen vor allem an der Leugnung der Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion d. i. der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele gelegen ist. Diese Secte, die er die ‚lustige' (jocose) nennt, weil sie, um das Leben nach Art der Epikuräer zu geniessen, wie diese den Glauben an ein künftiges Leben und eine überweltliche Macht zu beseitigen sucht, bedarf zu diesem Zwecke einer Metaphysik, die so beschaffen ist, dass sie den Glauben an die Existenz dieser beiden unmöglich macht. Dieselbe hat sich, meint Hume, bisher dem Materialismus angeschlossen aus dem Grunde, weil die Ueberzeugung von der Ausschliesslichkeit der Existenz der Materie die Möglichkeit des Glaubens an die Existenz und Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes von selbst aufhebt. Dieselbe, fährt er fort, könnte sich aber aus demselben Grunde ebenso gut dem Phänomenalismus anschliessen, weil die Ueberzeugung von der Phänomenalität der Materie den Glauben an die Phänomenalität des Ich und Gottes nothwendiger und logischer Weise im Gefolge hat. Berkeley's Phänomenalismus hebe daher zwar den Materialismus, aber er hebe die Folgen desselben, die Ueberzeugung von der Nicht-Existenz des Immateriellen so wenig auf, dass er vielmehr seinerseits dazu wesentlich beitrage, dieselben zu befestigen. Materialismus und Phänomenalismus, die Lehre von der Realität und jene von der blossen Phänomenalität der Materie stünden, was den Inhalt der natürlichen Religion, die Lehre von der Existenz und Unsterblichkeit der menschlichen Seele und von dem Dasein Gottes angehe, auf ganz derselben Stufe; keine von beiden habe in diesem Punkt auch nur das Geringste vor der anderen voraus. Die Nichtigkeit des Inhalts der natürlichen Religion, die Nicht-Existenz des menschlichen wie des göttlichen Geistes folge aus der einen wie aus der anderen mit gleicher Unwiderstehlichkeit.

Wo ist in diesem ganzen Raisonnement etwas, was Hume nicht ernst gemeint haben könnte? Davon, dass es Hume mit seinem Unglauben an die Existenz der Unsterblichkeit der Seele sowie an das Dasein Gottes ernst gewesen, ist wohl Collyns Simon selbst überzeugt. Da er nun in Berkeley's Phänomenalismus eine Lehre erblickt hat, welche ihm diesen Unglauben wissenschaftlich zu begründen schien, wie sollte er dieselbe

nicht ernsthaft genommen haben und seine Versicherung, dieselbe sei wahr, blosse Verstellung gewesen sein? Wenn wir in Betracht ziehen, dass neben den beiden einander ausschliessenden Fällen der Realität oder der blossen Phänomenalität der Materie kein dritter möglich ist, aber einer von beiden nothwendig stattfinden muss, so wird, wenn sich herausstellt, dass sowohl in dem einen, wie in dem anderen Falle die Existenz der menschlichen Seele und Gottes ausgeschlossen bleibt, dieselbe schlechterdings und ein- für allemal unmöglich gemacht. Darin bestand der grosse Dienst, den Berkeley in Hume's Augen den Gegnern der Existenz und Unsterblichkeit der Seele und des Daseins Gottes erwies. Bisher hatten denselben zu diesem Zwecke nur die Materialisten gedient; Hume glaubte bewiesen zu haben, dass auch die Immaterialisten zu dem Ende verwendbar seien.

Allerdings ‚wider Willen‘, und das ist der Punkt, über den sich Hume lustig macht. Keinem Leser der ‚Principles of human knowledge‘ kann es entgehen, dass der Urheber der neuen Lehre von der Phänomenalität der Materie nicht nur bemüht ist, deren völlige Ungefährlichkeit für den Inhalt der Lehre der natürlichen Religion, sondern auch deren Brauchbarkeit zur entscheidenden Vernichtung der dem Inhalt dieser letzteren entgegengesetzten Lehre der Gottes- und Seelenleugner in volles Licht zu setzen. Nicht nur die Existenz des eigenen Ich, sammt dessen Unsterblichkeit oder wenigstens ‚Incorruptibilität‘ (incorruptibility) ist nach Berkeley's Theorie a priori, sondern auch die Existenz anderer Geister und die Gottes selbst ist, wenn auch nur a posteriori (by inference), durch ihre Wirkungen oder die von ihnen in uns erzeugten Ideen (by their operations, or the ideas by them excited in us), aber mit Evidenz gewiss. Durch den Erweis, dass die Materie als solche keine Realität habe, sondern ein blosses Phänomen sei, aber sei der Behauptung des Materialismus, dass dieselbe das ausschliessend Existirende, und was, wie Geist und Gott nicht materiell, auch nicht existirend sei, von vorneherein der Boden unter den Füssen entzogen. Welcher Triumph nun für Hume, wenn er erweisen zu können glaubt, dass die zum Verderben der Gottes- und Seelenleugner auszuschlagen bestimmte Lehre die der Absicht ihres Urhebers gerade entgegen-

gesetzte Wirkung übt und durch ihre ungewollten aber unvermeidlichen Consequenzen die schlimmsten Theorien der letzteren ‚aufs wunderbarste rechtfertigt‘ (justifies most wonderfully)! Berkeley hat, sagt Hume, der ‚lustigen Secte‘ der Gottes- und Seelenverächter und Unsterblichkeitspötter die ‚beste‘ Methode, viel besser als irgend einer von ihnen und als Hume selbst, an die Hand und durch den ‚unwiderleglichen‘ Nachweis, dass die Materie nicht existire, einen unschätzbaren ‚Wink‘ gegeben, wie sich beweisen lasse, dass auch sowohl Seele als Gott keine Realität besitzen! Der gegen die Gottes- und Seelenleugner abgeschossene Pfeil springt auf den Schützen zurück; der zur Vernichtung des Materialismus ersonnene Phänomenalismus verwandelt Gott und Geist, wie dieser, in blosse Phänomene!

Nicht mit der Lehre Berkeley's trieb Hume Spott: mit dem Spott über Berkeley war es ihm bitterer Ernst. Für Berkeley, den Gottesmann, kann es beinahe als ein tragikomisches Verhängniss gelten, durch sein System den Gegnern Waffen, die zu ihrer Vernichtung bestimmt waren, zur Selbstvertheidigung in die Hand zu geben. Hume der Gottesleugner mochte eine Art diabolischen Vergnügens darüber empfinden, dass der zur Parirung des Angreifers geführte Hieb dem zu Beschützenden selbst die tödtliche Wunde versetzt habe. Obgleich, sagt er, nicht der mindeste Zweifel darüber herrschen kann, dass Berkeley nicht der Meinung war, den Skepticismus zu lehren, so thut er es und thut es in bewunderungswürdiger Weise (admirably). Oder kann der Skepticismus überhaupt weiter getrieben werden als bis zum Zweifel an der eigenen Existenz? Letztere nun leugnet er zwar nicht selbst und nicht mit ausdrücklichen Worten; ja mit solchen behauptet er vielmehr das Gegentheil und erklärt die Gewissheit der eigenen Existenz für eine Erkenntniss a priori d. i. eine unmittelbare; aber diese Enthaltsamkeit ist nur die Folge einer Inconsequenz im Denken, und wenn er folgerichtig verführe, so müsste er sie leugnen. Durch den ‚Wink‘, den er uns gibt, und der darin besteht, dass alles, von dem wir als Materiellem und Materie reden, blosse Vorstellung, und eine Materie, die mehr oder etwas anderes als Vorstellung wäre, gar nicht vorhanden sei, zeigt er ‚klärlich‘ (clearly), dass dasjenige, von dem wir als unserem Ich reden, auch nichts weiter als Vorstellung und ein Ich, das

mehr oder etwas anderes wäre als blosse Vorstellung, nicht vorhanden sein könne. Da wir daher nach seiner eigenen Versicherung, wenn wir an die Existenz der Materie glaubten, uns einer Selbsttäuschung (delusion) hingäben d. i. nach Art Geistesgestörter Wahn für Wahrheit, Inhalt einer Hallucination für Wirklichkeit nehmen würden, so hätte er folgerichtig hinzufügen müssen, dass, wenn wir an die Existenz des Ich d. i. des eigenen Selbstes glaubten, wir gleichfalls unter dem Einfluss einer optischen Täuschung, eines zwar, wie es bei der Materie der Fall ist, unvermeidlichen, aber grundfalschen Selbstbetrugs ständen, also wie der Hallucinant einfach ‚Narren' (fools) seien.

Wer um des Vorstehenden willen der Ansicht wäre, Hume könne die Versicherung, dass er den Phänomenalismus für unwiderleglich und wahr halte, nicht im Ernste gemeint haben, würde dadurch behaupten, dass der Skepticismus an der Gewissheit der eigenen Existenz seine Grenze finden müsse. Descartes hat gezeigt, dass das Gegentheil der Fall ist. Die Gewissheit des eigenen Seins ist weder unmittelbare noch die letzte Gewissheit, von der alle übrige abhängt. Dieselbe setzt als Bedingung die Gewissheit des eigenen Denkens, die Gewissheit des sum jene des cogito voraus. Indem Hume die Existenz des eigenen Ich für aufgehoben, den Glauben an dieselbe für Selbsttäuschung erklärt, wird von ihm zwar der Inhalt der Ich-Vorstellung als von dieser unterschiedenes reales Object verneint, aber die Thatsache der Ich-Vorstellung als Act des Vorstellens und dadurch dieses selbst als Thatsache bejaht. Mit anderen Worten: das Ich d. i. das vorstellende Individuum als solches ist zwar ein blosses Phänomen, aber das Vorstellen, dessen Phänomen d. i. dessen Vorstellung es ist, selbst ist kein Phänomen. Wie die Skepsis des Cartesianismus bei dem cogito, so macht die Skepsis Hume's bei dem Vorstellen als solchem Halt. So wenig nach dem ersteren das cogito, so wenig kann nach dem letzteren das Vorstellen bezweifelt werden. Jenes wie dieses sind Thatsachen, welche durch den Versuch der Leugnung derselben nur Bestätigung erfahren könnten: das cogito, weil das dessen Thatsächlichkeit bezweifelnde dubito selbst ein Denken, das Vorstellen, weil jedes dessen Facticität bestreitende Zweifeln selbst ein Vorstellen wäre. Weder Descartes noch Hume haben dadurch, dass ihr

Zweifel sich auch auf die Realität des eigenen Seins erstreckt, den Anspruch verwirkt, ihr Denken als ernst und sich selbst als ernste Denker betrachtet zu sehen. Weder der auf die Thatsache cogito sich stützende Rationalismus des einen, noch der auf die Thatsache des Vorstellens gebaute Phänomenalismus des anderen kann, weil die Grundlage des einen nicht die Gewissheit des eigenen Seins und die Basis des anderen das noch nicht zum vorstellenden Individuum krystallisirte Vorstellen ausmacht, der (im ersten Fall) logischen Halt- oder (im zweiten) der metaphysischen Bodenlosigkeit beschuldigt und ebensowenig dürfen deren Urheber um deswillen verdächtigt werden, mit der wissenschaftlichen Wahrheit frivoles ‚Spiel' getrieben zu haben.

Kaum wird die, wie Collyns Simon selbst einräumt, allgemein herrschende Meinung, dass Hume Berkeley gegenüber ernsthaft zu nehmen sei, durch die im Vorstehenden gewürdigten Argumente erschüttert worden sein. Indem Hume, wie oben gezeigt, die unphilosophischen Gegner der Berkeley'schen Lehre verspottet und die aus derselben seiner Ansicht nach mit logischer Nothwendigkeit sich ergebenden Folgerungen sich aneignet, erscheint er so wenig als Gegner des Phänomenalismus, dass er vielmehr als dessen auch vor den äussersten Consequenzen nicht zurückweichender Fortsetzer und (im wissenschaftlichen Sinne) dreister Vollender gelten muss. Sowohl das nihilistische Element wie das skeptische des Phänomenalismus erreicht durch ihn seinen Gipfelpunkt: jenes dadurch, dass zu der Nicht-Existenz der Materie die Nicht-Existenz des individuellen Geistes, des menschlichen wie des göttlichen, sich gesellt, dieses dadurch, dass zu der Einsicht in die Unmöglichkeit einer Erfahrung dem Stoffe, die weitere der Unmöglichkeit derselben der Form nach hinzutritt. Die Erweiterung des nihilistischen Elements durch Hume bedarf nach den vorangegangenen Erörterungen keines Beweises mehr; die Erstarkung des skeptischen aber zeigt sich in unwiderleglicher Weise in den Hume allein angehörigen Untersuchungen über die Causalitätsform in der Erfahrung, die seinen Ruhm begründet hat.

Dass die Causalität, den Gesichtspunkt des Phänomenalismus einmal als giltig angenommen, nicht mehr eine ‚physische' sein kann, sagt er in der ersten seiner drei Folgerungen deutlich. Eine solche setzt sowohl von Seite des Verursachenden

wie des Verursachten eine Materialität oder mindestens Realität voraus, welche blosse ‚Phänomene' eben nicht besitzen. Daraus folgt, dass, wenn zwischen Phänomenen ein Causalverband überhaupt stattfinden soll, derselbe nur in einer Weise beschaffen sein könne, wie es die blos phänomenale Natur des dadurch Zusammenhängenden gestattet. Phänomene nun vermögen einander nicht zu ‚erzeugen', denn dieses würde erfordern, dass sie mehr als Phänomene d. h. dass sie Wirklichkeiten, also nicht blos fähig Wirkungen hervorzubringen, sondern wirkend seien. Wohl aber können sie (wie dies z. B. bei den Phänomenen des Bewusstseins der Fall ist) das eine das andere ‚nach sich ziehen', so dass mit dem Eintreten des einen das Eintreten des anderen erfolgt, ohne dass doch das eine durch das andere im strengen Sinne des Wortes hervorgebracht, sondern lediglich das Auftreten des einen durch das Auftreten des anderen herbeigeführt wäre. Der Unterschied beider Fälle besteht darin, dass bei der Erzeugung das Erzeugende und das Erzeugte dem Stoffe nach identisch sein müssen, dagegen bei dem blossen Nachsich-Ziehen das Nachziehende und das Nachgezogene ihrem Inhalt nach völlig verschieden sein können. Daher lässt sich wohl aus dem Inhalt des Erzeugenden auf den des Erzeugten, nicht aber aus dem des Nachsichziehenden auf den des Nachgezogenen jedesmal mit Sicherheit schliessen. Letzteres ist nur dann der Fall, wenn der Inhalt des Nachgezogenen dem des Nachsichziehenden gleich oder in demselben eingeschlossen, dagegen nicht, wenn er demselben völlig ungleich ist.

Da nun das Erzeugtwerden die Materialität oder mindestens Realität des Erzeugenden und des Erzeugten voraussetzt, eine solche im Phänomenalismus, welcher die Realität sowohl der Materie als der Objecte leugnet, ausgeschlossen wird, so bleibt für die Welt der Phänomene als einzig mögliche Art eines Verbandes derselben unter einander nur diejenige übrig, durch welche das Nachgezogenwerden des einen oder mehrerer durch eines oder andere herbeigeführt wird. Diese Art des Verbandes ist aber keine andere als die Association, von welcher die sogenannte Ideenassociation in Bezug auf die Phänomene des individuellen Bewusstseins ein Beispiel gibt. Wie in diesem die Ideen nach dem sogenannten Gesetze der Aehnlichkeit, des Contrastes, der Gleichzeitigkeit und der Succession sich

unter einander in der Weise und mit dem Erfolge verbinden, dass die gleiche die gleiche, oder die entgegengesetzte die entgegengesetzte, die ungleiche die ungleiche aber mit ihr gleichzeitig gewesene oder auf sie gefolgte nach sich zieht, so associirt sich in der Welt der Phänomene das gleiche mit dem gleichen, das ungleiche mit dem ungleichen aber gleichzeitigen oder darauf folgenden Phänomen, was zur Folge hat, dass mit dem gleichen das gleiche, mit dem ungleichen das ungleiche aber gleichzeitige gleichzeitig, oder das darauf gefolgte nach demselben eintritt. Das gleiche Phänomen wird daher sein gleiches immer, das ungleiche aber das ihm ungleiche nur dann mit sich führen, wenn dasselbe mit ihm gleichzeitig gewesen oder auf dasselbe gefolgt ist. Auch hängt die Verknüpfung des gleichen mit dem gleichen nicht von einem bestimmten Zeitpunkt d. i. überhaupt nicht von der Zeit ab, da das gleiche mit dem gleichen stets gleichzeitig ist; dagegen beginnt die Association des ungleichen mit dem ungleichen erst im demjenigen Zeitpunkt, in dem beide gleichzeitig waren oder auf den das andere gefolgt ist. Während daher gleiche Phänomene auf eine von der Zeit unabhängige, sind dagegen ungleiche auf eine von der Zeit abhängige Weise unter einander verknüpft, oder mit anderen Worten: die Verknüpfung gleicher Phänomene ist eine zeitlose (ewige), die ungleicher Phänomene eine zeitliche (in der Zeit entstandene); jene eine solche, von der sich, da sie von der Zeit unabhängig ist, nicht sagen lässt, dass sie zu irgend einer Zeit nicht gewesen sei und ebensowenig, dass sie zu irgend einer Zeit nicht sein werde, diese eine solche, die, weil sie in der Zeit entstanden ist, mindestens vor dieser Zeit nicht war. Verbindungen der ersten Art sind ausnahmslos, weil sie die Annahme eines Zeitpunkts, in welchem sie nicht stattfinden, ausschliessen; Verbindungen der zweiten Art dagegen lassen Ausnahmen zu, weil sie die Annahme einer Zeit, zu der sie noch nicht bestanden, einschliessen. Jene können daher mit Fug und Recht nothwendige, diese dürfen nicht anders denn zufällige, weil durch den Zufall der Gleichzeitigkeit oder der Aufeinanderfolge (ohne welchen sie gar nicht entstanden wären), herbeigeführte Verknüpfungen heissen.

Der Gegensatz apriorischer d. i. von dem Eintritt was immer für einer an irgend einen Zeitpunkt geknüpften Thatsache

unabhängiger, und empirischer d. i. durch eine Thatsache, die auch nicht oder anders als sie erfolgt ist, hätte erfolgen können, geknüpfter Gesetze in der materiellen Körper- oder realen Substanzenwelt kommt als Gegensatz nothwendiger und zufälliger Verbindungen unter den Phänomenen in der phänomenalen Welt wieder zum Vorschein. Wie die Naturgesetze das bleibende, die Freiheitsgesetze das veränderliche Element in der materiellen und realen, so bilden die nothwendigen Zusammenhänge der Phänomene das apriorische, deren zufällige das empirische Element der phänomenalen Welt. Wie jene zusammengenommen die Form der materiellen oder realen Welt, deren Material im ersten Fall die Materie, im zweiten die realen Substanzen ausmachen, so bestimmen die letzteren zusammengenommen die Form der phänomenalen Welt, deren Material die (noch unverbundenen) ‚Phänomene' d. i. singulären Acte des Vorstellens ausmachen.

Von diesen Verbindungen von Phänomenen sind die nothwendigen mit Verbindungen gleicher (identischer), die zufälligen mit jenen ungleicher, entweder in Folge von Gleichzeitigkeit oder von Succession mit einander associirter Phänomene gleichbedeutend. Beide Arten sind so beschaffen, dass in Folge der Association das eine (als antecedens) das andere (als consequens) nach sich zieht. Ungeachtet daher das Band der Phänomene in jedem der beiden Fälle ein anderes, in dem einen die Gleichheit oder Aehnlichkeit, in dem anderen die blosse Gleichzeitigkeit oder Succession der Phänomene ist, so werden dieselben doch in Folge der Association sämmtlich in succedirende verwandelt, indem sowohl das gleiche das gleiche, wie das ungleiche das ungleiche *nach* sich zieht d. h. dasselbe als späteres sich als dem früheren nachfolgen macht. Diese Aufeinanderfolge selbst aber erzeugt abermals eine neue Art der Association unter den beiden auf einander gefolgten Phänomenen nach dem Gesetze der Succession, in deren Folge das vorangegangene Phänomen bei seinem Wiedererscheinen umsomehr das ihm gefolgte abermals als folgendes nach sich ziehen wird, ein Process, der mit jeder erneuerten Wiederholung die Stärke der Association und dadurch den Grad der Kraft, mit dem das vorangehende Phänomen das nachfolgende nach sich zieht, erhöht, so dass jene zuletzt unzerreissbar und diese unwiderstehlich wird, wie es bei jeder durch häufige Wiederholung allmälig erleichterten

und durch Uebung und Gewöhnung bis zur unvermeidlichen Gewohnheit sich steigernden Denk-, Gefühls- und Handlungsweise der Fall ist.

Ein Verband dieser Art zwischen Phänomenen ist es nun, der von Hume als Causalverband bezeichnet wird. Derselbe hat mit der ‚physischen' Causation das gemein, dass das eine Phänomen jedesmal als vorangehendes, das andere jedesmal als nachfolgendes auftritt, und diese Ordnung niemals umgekehrt wird, sowie in der physischen Welt die Ursache stets früher als die Wirkung erscheint und diese Ordnung immer dieselbe bleibt. Dagegen unterscheidet sich dieselbe von jener dadurch, dass sie ein Band zwischen blossen Phänomenen, diese dagegen ein solches zwischen materiellen Körpern oder doch realen Substanzen ausmacht, also in jener das spätere auf das frühere zwar folgt, aber nicht durch dieses erzeugt wird, in dieser dagegen das spätere durch das frühere erzeugt wird und daher auf dasselbe folgt. Hume selbst ist sich dessen, dass die von ihm sogenannte Causalität von dem, was in der Naturansicht der Materialisten und Realisten mit diesem Namen belegt wird, von Grund aus verschieden sei, vollkommen bewusst; jede Art physischer Causation, sowie die Existenz irgend eines im physischen Sinn des Wortes als Ursache anzusehenden Etwas ist der ersten seiner drei Folgerungen nach aus dem System des Phänomenalismus ein- für allemal ausgeschlossen. Zwar stellt die Welt der Phänomene ebenso wie jene der materiellen Körper oder der realen Wesen ein im Fortschritt der Zeit sich veränderndes Ganzes dar, allein mit dem Unterschiede, dass in der ersteren das ‚Neue' (d. i. die neuen Phänomene) auf das ‚Alte' (d. i. auf die alten) nur folgt, in diesen dagegen das ‚Neue' (d. i. die neuen Körper und neuen Realitäten) durch das ‚Alte' (d. i. die vorangegangenen Körper und vorangegangenen Realitäten) erzeugt wird. Der Scenenwechsel ist, um ein Beispiel aus der poetischen Welt heranzuziehen, in der Welt des Phänomenalismus ein epischer, in jener des Materialismus und Realismus ein dramatischer. In jener verläuft derselbe einfach am Faden der Zeitlinie, in dieser treibt die vorangehende Scene die nachfolgende mit innerer Nothwendigkeit aus sich hervor, daher Schiller in diesem, nicht aber im Hume'schen Sinne die Causalität für die Kategorie des Dramas erklärt hat.

Folge dieser Verschiedenheit des Verhältnisses, in welchem das Spätere zum Früheren in der phänomenalen, von demjenigen, in welchem es in der materialen und realen Welt steht, ist nun die Verschiedenheit des Grades der Zuversicht, mit welcher das künftige Eintreten des Späteren auf Grund des Eingetretenseins des Früheren erschlossen und vorhergesagt zu werden vermag. Dasselbe erfolgt in der materialen und realen Welt auf Grund des Vorhandenseins der ‚physischen', d. i. der erzeugenden Ursachen, deren Erzeugtes, die Wirkung, nicht ausbleiben kann, und der Grad der Zuversicht, mit welcher das Eintreten des Künftigen erwartet werden darf, ist folglich der höchste, der überhaupt sich denken lässt. Dagegen erfolgt dasselbe in der phänomenalen Welt auf Grund der durch wiederholte Erneuerung im directen Verhältniss zu der Zahl der Wiederholungen eingetretenen Verstärkung der Association zwischen den Phänomenen mit demjenigen Grade der Zuversicht, welcher der eingetretenen Verstärkung proportional und daher wie diese einer stetigen Zunahme fähig ist. Erstere heisst, da sie nicht vermehrt werden kann, absolute, diese, da sich stets ein höherer Grad von Zuversicht, als der ihrige ist, denken lässt, relative Zuversicht; jene gewährt apodiktische, diese nur problematische Gewissheit (Wahrscheinlichkeit).

Wie in der Aufhebung der Existenz des individuellen, sei es endlichen, sei es unendlichen Geistes die Erweiterung des nihilistischen, so liegt in der Ausschliessung apodiktischer und alleinigen Zulassung problematischer Gewissheit die Verstärkung des skeptischen Elements, welche der Phänomenalismus durch Hume erfahren hat. Letztere wird dadurch, dass die Phänomene, deren eines das andere nach sich zieht, ursprünglich sowohl gleiche als ungleiche gewesen sein können, zwar modificirt, aber nicht aufgehoben. Die Verbindung gleicher Phänomene ist zwar eine nothwendige, insofern als der Grund, in Folge dessen das eine das andere nach sich zieht, nicht deren Gleichzeitigkeit, sondern deren Gleichheit ist; allein die Zuversicht, mit welcher nach dem Eintreten des einen das Eintreten des anderen erwartet werden darf, bleibt nichtsdestoweniger der Menge der Fälle proportional, in welchen durch den wirklichen Eintritt die Association beider Phänomene verstärkt und dadurch die Kraft des vorangehenden, das nachfolgende nach

sich zu ziehen, erhöht worden ist. Verbindungen ungleicher Phänomene aber sind an sich schon zufällig und der Grad der Zuversicht, mit welchem nach dem Eintreten des einen jenes des andern erwartet werden darf, kann daher gar nicht anders als der Zahl der Wiederholungen proportional sein, in welchen der wirkliche Eintritt des einen Phänomens nach dem andern das Band der Succession zwischen beiden befestigt und dadurch die Kraft des vorangehenden, das nachfolgende abermals nach sich zu ziehen, zum Wachsen gebracht hat. Der Unterschied der verschiedenen, obgleich unter beiden Voraussetzungen niemals anders als problematischen Gewissheit in dem einen und in dem anderen Falle besteht darin, dass, sobald die Phänomene gleiche sind, ihre Verbindung unter einander daher von der Zeit unabhängig ist, ein Zeitpunkt, zu welchem dieselbe nicht stattfand, niemals angegeben werden kann, folglich die Thatsache, dass das eine das andere nach sich zieht, sich so oft wiederholen muss, als überhaupt Momente in der Zeit gegeben sind; während, sobald die Phänomene ungleiche, ihre Verbindung eine erst in der Zeit entstandene ist, sich jedesmal eine Zeit angeben lässt, in welcher dieselbe nicht vorhanden war, folglich die Anzahl der möglichen Wiederholungen obiger Thatsache nothwendiger Weise kleiner sein muss als jene der in der ganzen Zeit enthaltenen Momente. Wie daher, gegen die absolute d. i. einer Vermehrung unfähige Gewissheit gehalten, die relative comparativ d. i. jederzeit der Vermehrung fähig ist, so ist von obigen beiden relativen Gewissheiten die eine um so viel grösser als die andere, als die Menge der Zeitpunkte überhaupt grösser als die der von einem gegebenen an ablaufenden ist.

Wie durch die Phänomenalität der Materie das Material der Natur, so geräth durch die ausschliessliche Relativität der Gewissheit deren Form, die Naturgesetzlichkeit des Zusammenhanges ihrer Theile, ins Schwanken. Jene ersetzt die materiellen Körper oder doch realen Substanzen durch blosse Phänomene, diese führt an der Stelle apodiktischer d. i. von der Zahl der sie bestätigenden Fälle unabhängiger Zusammenhänge, welche die Möglichkeit der Nichtbestätigung ausschliessen, und dergleichen allein den Namen von Naturgesetzen führen und verdienen, problematische d. i. mit der Zahl der bestätigenden

Fälle an Vertrauenswürdigkeit wachsende, aber auch die Möglichkeit der Nichtbestätigung zulassende Zusammenhänge d. i. blosse Naturregeln ein. Wie in Folge des ersteren an die Stelle wirklicher der blosse Schein einer Materie, so tritt durch das letztere an die Stelle wirklicher der Schein von Naturgesetzen, durch beides zusammengenommen dem Material und der Form nach an die Stelle wirklicher der blosse Schein einer Natur.

Dieser Punkt, der äusserste, zu welchem der Phänomenalismus durch Hume über dessen Vorgänger und seinen ursprünglichen Urheber, Berkeley, hinausgeführt, bezeichnet zugleich denjenigen, von welchem an Hume's Nachfolger Kant von diesem abgeführt worden ist. Aus der Verwandlung der Materie wie der realen Substanz in Schein ist schliesslich eine solche der natürlichen in eine Scheinwelt geworden. In der Rückverwandlung dieser in eine naturgesetzlich geordnete Erscheinungswelt besteht die Umbildung, welche Kant an Hume's Lehre vollzogen hat. Jene beginnt mit dem Material der Natur und erstreckt sich zum Schlusse auch auf deren Form. Diese beginnt mit der Form der in Schein verwandelten Natur und erstreckt sich zum Schlusse auch auf deren Material. Während der Phänomenalismus durch Berkeley das reale Substrat der phänomenalen Welt in ein blos vermeintliches auflöst, durch Hume die Naturgesetze zu blossen Naturregeln herabsetzt, geht Kant darauf aus, nicht nur die letzteren wieder zu Naturgesetzen zu erhöhen, sondern auch der phänomenalen (sensiblen) wieder eine noumenale (intelligible) Welt als reales Substrat (‚Ding an sich') unterzulegen. Ersteres Bestreben, das, wie man sieht, die Form der in Schein verwandelten Natur betrifft, macht dasjenige aus, was man die Widerlegung Hume's durch Kant, letzteres, welches durch Wiederherstellung einer realen Grundlage des Scheins mit dem Material der in Schein verwandelten Natur sich zu thun macht, begreift dasjenige in sich, was man die Wiederlegung Berkeley's durch Kant zu nennen ein Recht hat.

Kant's Mittel zur Erreichung des Erfolges in ersterer Richtung besteht darin, den Grund gewisser Zusammenhänge unter den Phänomenen statt, wie Hume, in deren Association, in das Vorstellen selbst oder vielmehr in eine diesem eigenthümliche

Disposition zu verlegen. Treten nach Hume gewisse Phänomene in Folge der Association, so bringt sie nach Kant das Vorstellen, dessen Phänomene sie sind, vermöge einer ihm innewohnenden Disposition in einen solchen Verband, dass sie nicht mehr von einander getrennt werden können. Während daher nach Hume jener Verband der Phänomene mit der Association steht und fällt, mit deren Eintreten beginnt, mit der Zahl ihrer Wiederholungen an Stärke wächst, also zwar sich steigernde, aber niemals mehr als relative (problematische) Gewissheit zu erlangen vermag, steht und fällt er nach Kant mit der Natur des Vorstellens selbst, dessen Phänomene sie sind, und da mit dem Wegfallen des ersteren auch die Phänomene selbst hinwegfallen würden, so besteht er so lange und so oft, als diese selbst bestehen, also mit absoluter (apodiktischer) d. i. von der Zahl der bestätigenden Fälle unabhängiger, weder einer Vermehrung noch einer Verstärkung fähiger Gewissheit.

Verbände dieser Art unter Phänomenen, welche von einer dem Vorstellen eigenen Disposition geschaffen werden, haben daher diejenige Gewissheit, welche wahren Naturgesetzen eigen und dadurch über jene in Folge blosser Association entstandenen Naturregeln so weit erhaben ist, als das Unbedingte jeder Art über Bedingtes, Apodiktisches über Problematisches sich erhebt. Gerade den für den naturgesetzlichen Zusammenhang einer Welt, mag sie im Uebrigen phänomenal oder real sein, wichtigsten Verband, den Causalverband, welchen Hume als einen blos in Folge der Association (ex post) entstandenen (a posteriorischen) betrachtet, rechnet Kant zu denjenigen, welche in Folge einer dem Vorstellen innewohnenden Disposition durch dieses selbst zwischen gewissen Phänomenen desselben hergestellt, also diesen gleichsam ‚von Haus aus' (a priori) angeschaffen werden. Die Aufeinanderfolge gewisser Phänomene in der Ordnung, dass jedesmal dasselbe vorhergeht und dasselbe nachfolgt, besitzt unter dieser Voraussetzung, aber auch nur unter dieser, die nämliche Unverbrüchlichkeit und Ausnahmslosigkeit, welche im Sinne des Materialismus und Realismus die ‚physische' Causation d. i. der Erzeugungsprocess oder die Auseinanderfolge der Zeitfolge des Erzeugten auf das Erzeugende verleiht, und die dadurch zum Kennzeichen eines Naturgesetzes wird. Wenn daher Kant dasjenige, was in seiner Auffassung als Causalverband

zwischen gewissen Phänomenen figurirt, die unverbrüchliche und ausnahmslose Aufeinanderfolge derselben in gleichbleibender Ordnung des Vorher und Nachher in der Zeit, ungeachtet dieselbe nur eine Auf- und keine Auseinanderfolge ist, als Naturgesetz bezeichnet, so hat er dazu insofern ein Recht, als jene Unverbrüchlichkeit und Ausnahmslosigkeit wenigstens eines und zwar ein wesentliches derjenigen Merkmale ausmacht, welche zum Begriff eines solchen gehören, jedenfalls ein grösseres Recht als Hume, die nur in Folge immer wiederkehrender Association allmälig entstandene Gewohnheit der Aufeinanderfolge gewisser Phänomene, welche bei ihm Causalverband zwischen denselben heisst, mit jenem Namen zu belegen.

Diese Unverbrüchlichkeit und Ausnahmslosigkeit gewisser Zusammenhänge unter den Phänomenen des Vorstellens war es, welche Kant der durch Hume's Associationsprincip herbeigeführten Lockerung aller Bande zwischen denselben in den Weg zu stellen sich bemühte. Nicht nur der Causalverband zwischen Phänomenen sollte dem durch Hume's Theorie begünstigten Verdacht, dass derselbe der Unterbrechung durch Ausnahmsfälle jederzeit fähig sei, entrissen d. h. der Satz, dass keine Wirkung ohne Ursache sei, zu einem wirklichen Naturgesetz erhoben werden, sondern auch andere Gedankenzusammenhänge, welche in Folge des Hume'schen Skepticismus einer nur problematischen Gewissheit anheimfielen, sollten der nämlichen, deren wahre Naturgesetze sich erfreuen, d. i. der absoluten Gewissheit theilhaftig werden. Unter den letzteren lagen Kant die Zusammenhänge der mathematischen Gedanken (d. i. der Phänomene der reinen Mathematik) am nächsten am Herzen, deren apodiktische Geltung gewahrt und vor dem in Folge der Hume'schen Theorie drohenden Schicksal einer blos problematischen für immer geschützt werden sollte. Zwar hatte Hume dieselben für analytische Verbände d. i. für Verbindungen gleicher (identischer) Phänomene erklärt und ihnen dadurch vor von ihm sogenannten synthetischen Verbänden d. i. vor Verbindungen ungleicher (nicht identischer) Phänomene insofern einen Vorzug eingeräumt, als, wie an vorangegangenem Orte gezeigt worden ist, ersteren jederzeit eine grössere (wenngleich ebenfalls nur problematische) Gewissheit zukommen muss als letzteren. Kant aber war weder gewillt, sich betreffs der Geltung

der Mathematik überhaupt mit einer nur problematischen Gewissheit zu begnügen, noch war er im Stande, seinerseits zu deren Gunsten von dem analytischen Gedankenverbänden durch Hume eingeräumten relativen Vorzug Gebrauch zu machen, da seinem (von Schreiber dieses an anderem Orte: Sitzungsberichte LXVII, p. 7 dargelegten) ‚mathematischen Vorurtheil' zufolge dieselben nicht (wie Hume gemeint hatte) analytischer, sondern synthetischer Natur sein sollten. Kant befand sich daher vor der Alternative, entweder die ihm vor allen anderen Wissenschaften theure Mathematik dem Lose nur problematischer, und zwar jener zweifelhafteren problematischen Gewissheit welches nach Hume sämmtliche auf synthetischen Gedankenverbänden beruhende Wissenschaften treffen müsste, auszuliefern, oder Mittel und Wege zu schaffen, durch welche die Verbände mathematischer Gedanken ihrer synthetischen Natur zum Trotz die Unverbrüchlichkeit und Ausnahmslosigkeit wahrer Naturgesetze zu erlangen fähig würden. Er erreichte diesen Zweck auf dieselbe Weise, wie er es Hume gegenüber bei der Verwandlung des Causalverbandes aus einer blossen Naturregel in ein echtes Naturgesetz gethan hatte, indem er den Grund der Synthese der mathematischen wie dort der als Ursache und Wirkung verknüpften Phänomene, statt wie Hume, in die Association dieser Phänomene selbst, in eine ursprüngliche Disposition des Vorstellens, dessen Phänomene sie sind, verlegte. Wie die ursprüngliche Disposition des Vorstellens, welche dem Causalverbande zu Grunde liegt, in der transscendentalen Analytik der ‚Kritik der reinen Vernunft' als apriorische Urtheilsform des reinen Verstandes, so erscheint die ursprüngliche Disposition, welche der mathematischen Synthese den Charakter der Unverbrüchlichkeit und Ausnahmslosigkeit eines echten Naturgesetzes verleiht, in der transscendentalen Aesthetik derselben als apriorische Anschauungsform der reinen Sinnlichkeit.

Das Vorstellen, das im Phänomenalismus der Träger sämmtlicher Phänomene, aber bei Berkeley und Hume nach Bacon's und Locke's Vorgang selbst tabula rasa d. i. als solches ohne ursprüngliche (angeborene) sowohl Ideen als Anlagen und Dispositionen ist, nimmt durch Kant den Charakter einer nach verschiedenen Seiten hin bestehenden Prädisposition für bestimmte Verbände und Zusammenordnungen der dasselbe er-

füllenden Phänomene an, welcher dasselbe dem von Leibnitz (gegen Locke) gebrauchten Bilde eines geäderten Marmors ähnlich macht. Wird dabei, wie Kant im Anschluss an Wolf's (oder vielmehr Baumgarten's) psychologische Seelenvermögenstheorie thut, das Vorstellen selbst in ein niederes, dem unteren Erkenntnissvermögen (Sinn), und höheres, dem oberen (Verstand und Vernunft) entsprechendes geschieden, so gehört obige Prädisposition theilweise dem ersten, theilweise dem zweiten an. Jene fasst das durch die Sinne gegebene rohe Empfindungsmaterial zu einer räumlich und zeitlich geordneten Welt anschaulicher, diese zu einer einander inhärirender oder ursächlich bedingender Erscheinungen zusammen. Erstere besteht nun (nach Kant) aus den (zwei) sogenannten reinen (apriorischen) Anschauungsformen der Sinnlichkeit (Raum und Zeit), durch welche das Anschauliche im Neben- und Nacheinander angeschaut, letztere einerseits aus den (zwölf) sogenannten reinen (apriorischen) Urtheilsformen des Verstandes, durch welche das Angeschaute im Verhältniss des Trägers (Substanz) und seiner Eigenschaften (Accidenzen), des Bedingenden (Ursache) zum Bedingten (Wirkung) u. s. w. stehend gedacht, andererseits der (drei) sogenannten reinen (apriorischen) Schlussformen der Vernunft, durch welche das in jedem der obigen Verhältnisse Stehende zur Einheit erhoben und als Träger der Totalität aller Eigenschaften, als Totalität aller Ursachen und Wirkungen u. s. w. zusammengefasst wird.

In dieser Neuerung und der dadurch herbeigeführten Erhebung gewisser nach Hume lediglich aposteriorischer Synthesen, denen nur problematische, zu apriorischen, denen apodiktische Geltung zukommt, besteht die Berichtigung, welche Hume's Phänomenalismus durch Kant oder, wenn man will, die Widerlegung, welche dessen Skepticismus durch Kant's Kriticismus wirklich erfahren hat. Collyns Simon, der die angebliche Widerlegung Hume's durch Kant in einer von der obigen ganz verschiedenen Richtung sucht, kann folgerichtig nicht zugeben, dass ihm eine solche gelungen sei. Ihm zufolge, der, wie wir gesehen haben, Hume's vermeintlichen Phänomenalismus als Maske betrachtet, hat Kant schon darin einen Irrthum begangen, dass er Hume's Deductionen aus Berkeley's Lehre ernst genommen hat, einen Irrthum freilich, der, wie Simon selbst

zugibt, ihm als Ausländer minder zur Schuld angerechnet werden kann, da alle Landsleute Hume's von einst und jetzt in dem gleichen befangen waren und noch sind. Diesen jedoch einmal zugegeben, habe Kant die von Hume aus Berkeley's Lehre (wie Simon meint, im Scherze, wie Kant gemeint habe, im Ernst) gezogenen Folgerungen zwar widerlegen wollen, aber nicht widerlegt. Vielmehr sei das Umgekehrte eingetreten. Kant halte im Ernst wie Hume im Scherz an der Lehre von der Phänomenalität der Materie fest, aber statt die von Hume, um sich über dieselbe lustig zu machen, daraus gezogenen Folgerungen, dass erstens keinerlei Ursache, zweitens keinerlei reales Ich und drittens keinerlei intelligente Weltursache existire, zu bestreiten, stimme er selbst ‚in aller Würde und Ernsthaftigkeit' (in all seriousness and gravity) mit ‚dem spasshaften jungen Juristen' (jocular young lawyer) darin überein (agrees), ‚aus wissenschaftlichen Gründen die Existenz Gottes, einer Ursache und eines Ich zu verneinen' (in denying, on scientific grounds, the existence of a God, of a Cause, and of an Ego). Kant, fährt Simon fort, habe die drei Principien in dem nämlichen Stande gelassen wie Hume, und das Gleiche hätten seine Nachfolger von Fichte bis Hegel gethan; die Frage sei also noch immer wie vorher, ob es wahr sei, wie Hume behaupte und Kant ihm nachspreche, dass der Nicht-Bestand einer Ursache, eines Geistes und eines höchsten Wesens logisch und unvermeidlich folge aus der ‚unbezweifelbaren' (incontrovertible) Lehre Berkeley's von der Phänomenalität der Materie?

Letzteres ist in der gegenwärtigen Abhandlung wenigstens nicht die Frage. Dieselbe hatte lediglich zum Zweck, zu untersuchen, nicht ob Hume's aus Berkeley's Lehre gezogenen Folgerungen wahr, sondern ob dieselben von ihm in ernsthafter oder, wie Simon meint, in nur scherzhafter Weise aus dieser gezogen worden seien. Die ausschliesslich auf eine historische Darlegung gerichtete Absicht derselben ging nicht dahin, die Wahrheit des Phänomenalismus, sondern dessen Entstehung und allmälige Entwicklung aus und im Gegensatz zu dem Materialismus und Realismus darzuthun und die im Gegensatz zu Simon ernsthaft gemeinte Lehre Hume's als die natürliche Fortsetzung Erweiterung und Vollendung der Lehre Berkeley's offenzulegen. Wie sie dadurch ihrem Vorhaben gemäss die Stellung Hume's

zu Berkeley, so glaubt sie durch die Darstellung der Umbildung welche Hume's Phänomenalismus von Seite Kant's durch die Einführung apriorischer anstatt ausschliesslich aposteriorischer Synthesen erfahren hat, die Stellung Hume's zu Kant in ähnlicher Weise klargestellt zu haben, wie es Schreiber dieses an anderem Orte (Sitzungsberichte LXVIII, p. 713) bezüglich der Stellung Kant's zu Berkeley versucht hat. In die Erörterung des Missverständnisses näher einzugehen, das dem Vertheidiger Berkeley's begegnet, wenn er Kant's behauptete Unerkennbarkeit jenseits der Grenzen der Erfahrung gelegener Dinge für eine Leugnung derselben ansieht, und welches auf einer Verwechslung des Standpunkts kritischer Enthaltsamkeit mit jenem dogmatischer Verneinung beruht, ist in dieser Abhandlung nicht der Ort. Ihr Zweck ist erreicht, wenn es gelungen ist zu zeigen, dass nicht nur Hume's, sondern auch Kant's phänomenale Welt eine natürliche Tochter des Phänomenalismus und des letzteren Erscheinungswelt (τὸ φαινόμενον), wie von der Scheinwelt Berkeley's durch ihr reales Substrat (τὸ νοούμενον, Ding an sich), so von jener Hume's durch den Apriorismus ihrer Formen (Zeit Raum Causalität) unterschieden sei.

Herodoteische Studien I.

Von

Prof. Dr. Th. Gomperz,
wirkl. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

1.

Die Frage nach dem Abschluss des herodoteischen Geschichtswerkes.

Herodot beginnt sein Werk mit einer Ankündigung, deren Wortverstand zwar zumeist richtig aufgefasst, deren Tragweite jedoch kaum nach Gebühr gewürdigt worden ist. Er will — so sagt er uns — ‚was von Menschen geschehen ist‘ der Vergessenheit entreissen und gleichzeitig verhindern, dass ‚grosse und wunderwürdige Thaten, welche Griechen sowohl als Nicht-Griechen vollbracht haben, des ihnen gebührenden Ruhmes verlustig gehen‘. Er will — dies ist augenscheinlich der Sinn seiner Worte — einerseits das Andenken der geschichtlichen Vergangenheit überhaupt erhalten, dieselbe vor pietätloser Nichtachtung und Geringschätzung bewahren helfen, andererseits der Mit- und Nachwelt hohe Vor- und Musterbilder, Gegenstände der Nachahmung und Nacheiferung vor Augen halten. Er will, mit einem Worte, nicht nur belehren, sondern zugleich erheben und erbauen. Darum und nur darum stellt er neben das allgemeine Object seiner Geschichtsdarstellung ‚τὰ ἐξ ἀνθρώπων γενόμενα‘ noch das besondere, die ‚ἔργα μεγάλα τε καὶ θωυμαστά‘ — die ‚hauts faits et gestes merveilleux‘, wie Paul Louis Courier, die ‚grossen Wunderthaten‘, wie Friedrich Lange, die ‚great and wonderful actions‘, wie George Rawlinson übersetzt.[1]

---

[1] Heinrich Stein's Wiedergabe der ‚ἔργα‘ durch ‚Werke‘, ‚dauernde Denkmäler‘ (s. seine Uebersetzung und commentirte Ausgabe) richtet sich

Wäre man sich dieser Doppelabsicht des Vaters der Geschichte allezeit vollständig bewusst geblieben, schwerlich hätte die Ansicht, sein Werk liege uns in unvollendeter Gestalt vor, so weite Verbreitung gewinnen können. Mir erscheint diese Meinung, wie ich schon vor geraumer Zeit erklärt habe (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 820), als völlig grundlos, nicht nur in jener weiteren Fassung, nach welcher ‚die ursprüngliche Disposition . . nicht zur Ausführung‘ gelangt und ‚das ganze, grossartig angelegte Werk . . ein Torso‘ geblieben ist (Kirchhoff, Ueber die Entstehungszeit[2] u. s. w., 27), sondern auch in jener Einschränkung, mit welcher Rawlinson dieselbe vorträgt: der Geschichtschreiber habe zwar das ursprünglich ins Auge gefasste Ziel seiner Erzählung erreicht, jedoch sein Werk nicht zu einem äusserlichen Abschlusse gebracht (I^3 33 und 114). Sprechen wir von der erstgenannten Hypothese zuerst.

Herodot würde — so meint Dahlmann — ‚auch Kimon's Züge, den grossen egyptischen Krieg der Athener, er möchte selbst das Eingreifen Persiens in den peloponnesischen Krieg geschildert haben, wenn das Leben ausgereicht hätte‘ (Herodot, aus seinem Buche sein Leben, S. 137—138). Und Adolf Kirchhoff ist der Ueberzeugung, ‚dass es das Vorhaben Herodot's war‘ (an dessen Ausführung ihn vielleicht nicht sowohl der Tod, als ‚die trüben Erfahrungen gleich der ersten‘ Jahre des peloponnesischen Krieges gehindert haben), ‚die Darstellung des Kampfes zwischen Barbaren und Hellenen bis zur Schlacht am Eurymedon oder bis zum Tode Kimon's herabzuführen und diese Darstellung in eine Verherrlichung Athens und seines

selbst. Denn weder spielt die Schilderung der Bau- und sonstigen Kunstdenkmale in unserem Geschichtswerke eine derartige Rolle, dass sie an so hervorragender Stelle erwähnt werden durfte, noch konnte ein Hauptabsehen des Historikers dahin gehen, Dinge zu verherrlichen, welche ihre Herrlichkeit laut genug selbst verkünden und mithin seines Heroldsamtes am ehesten entrathen mochten. Will man das Sinnwidrige dieser Auslegung und Uebertragung gleichsam mit Händen greifen, so braucht man blos an die Stelle des Genus eine oder die andere der Species zu setzen, also etwa: ‚Herodot von Halikarnass hat dies erkundet und aufgezeichnet, damit weder was von Menschen geschehen mit der Zeit verklinge, noch auch — die egyptischen Pyramiden, die Tempel von Theben u. s. w. ihres Ruhmes verlustig gehen.‘

grossen Staatsmannes auslaufen zu lassen‘ (a. a. O., S. 28). Woraus erschliesst man diese Absichten des Historikers? Doch wohl nur aus der Thatsache, dass er Griechenland im Kampfe mit Persien schildert, indem man nunmehr meint, er müsse, was er also begonnen, bis zum letzten Ende haben durchführen wollen. Allein dies heisst, unseres Erachtens, die tiefste Eigenthümlichkeit herodoteischer Geschichtsdarstellung, die Tendenzen, von welchen sie getragen, die Antriebe, aus denen sie entsprungen ist, vollständig missverstehen. Zwei dieser Impulse haben wir kennen gelernt. Zu ihnen gesellen, mit ihnen verschwistern sich andere, deren das knappe Vorwort keine Erwähnung thut. Denn gleichwie dieses in Betreff des ersten Hauptzweckes, der Befriedigung berechtigter Wissbegier, nur auf historische ‚Geschehnisse‘ oder Begebenheiten Bezug nimmt, hingegen der Zustände der Völker, ihrer Sitten und Bräuche, ihrer Vertheilung und ihrer Wohnsitze, kurz des ganzen im Verlaufe des Werkes so reich entfalteten ethnographisch-geographischen Hintergrundes mit keinem Worte gedenkt, so müssen wir uns auch den zweiten — den ethischen — Hauptantrieb durch mannigfache andere Einflüsse verstärkt, beschränkt, individuell ausgestaltet denken. Herodot ist nicht nur ein für alles Grosse und Erhabene im höchsten Masse empfänglicher Mensch, er ist auch Grieche, und zwar ein trotz seiner beispiellosen Gerechtigkeit gegen Barbaren [1] national und ungeachtet seiner

---

[1] Kein Grieche war jemals freier von Racenhochmuth und nationalem Dünkel als Herodot. Schweres Unrecht erweist man ihm, wenn man mit Bernays (Phokion, S. 25) annimmt, er erwähne die phönikische Abkunft des Thales (I, 170), um ihm dieselbe vorzuwerfen. Man muss fürwahr überscharf sehen, um aus einem Satze, welcher das unumwundenste Lob des grossen Milesiers enthält (χρηστὴ δὲ [sc. γνώμη] καὶ . . . Θάλεω ἀνδρὸς Μιλησίου ἐγένετο; man beachte auch die Zusammenstellung mit Bias: οὗτοι μὲν δή σφι γνώμας κτέ.), zugleich eine ‚genealogische Malice‘ herauszulesen. Birgt jene Zwischenbemerkung (τὸ ἀνέκαθεν γένος ἐόντος Φοίνικος) in der That eine polemische Spitze, so kann sich diese nur gegen die Zwölf-Städte-Jonier richten, welche der Halikarnassier ja auch ein anderes Mal (ihrer nationalen Exclusivität wegen) scharf aufs Korn nimmt (I, 146). Dann würde jener Hinweis etwa besagen sollen: erst ein Mann von fremdländischer Herkunft musste den Joniern einen Rath ertheilen, der sie zu retten vermocht hätte, wären sie anders weitsichtig und grossherzig genug gewesen, denselben anzunehmen. — War übrigens Herodot selbst von jeder Beimischung fremden Blutes frei? Man möchte es

ausgesprochenen Vorliebe für Athen panhellenisch gesinnter Grieche; er ist ferner ein warmer Volks- und Freiheitsfreund, der die asiatische Gewalt- und Willkührherrschaft aus dem Grunde seiner Seele verabscheut; er ist endlich eine gläubige und tiefreligiöse Natur, welche in der Niederlage des übermüthigen Nationalfeindes ein göttliches Strafgericht erblickt. Der Zusammenfluss all' dieser Motive hat es bewirkt, dass er zum Ziel- und Kernpunkt seines unerhört grossartig angelegten Weltgemäldes nicht irgendwelche andere ‚Grossthaten', sondern den heroischen Kampf seines Volkes mit der persischen Uebermacht erhob. Darum fliesst der Strom seiner Erzählung, der in den früheren Büchern so häufig stockt, sich in Episoden wie in Nebenarme spaltet und zu weitläufigen zuständlichen Schilderungen wie zu Landseen verbreitert, in den letzten drei Büchern mächtig und ungetheilt dahin — daher die Fülle der Vorzeichen und Traumgesichte, der Reichthum an tiefsinnigen Aussprüchen und an ergreifenden Einzelscenen, welche der riesengrossen, der schicksalsschweren Entscheidung vorangehen. Mit vollstem Rechte nennt einer der wenigen Herodot ebenbürtigen Geschichtschreiber, welche die Welt gesehen hat, den Zug des Xerxes ‚und die endgiltige Niederlage seiner Streitkräfte' nicht nur ‚das ausschliessliche Thema der drei letzten Bücher', sondern ‚den Hauptgegenstand des ganzen Werkes', ‚die Vollendung von Herodot's historischem Plane', (‚the consummation of his historical scheme' Grote, hist. of Greece, V², 7). Und in der That, der Höhepunkt der Wirkung ist erreicht, ein nicht mehr zu überbietender Eindruck ist hervorgebracht, der Vorhang rauscht nieder — und nun sollten wir annehmen dürfen, dass es die eigentliche, nur durch zufällige Umstände vereitelte Absicht des

bezweifeln, wenn man sich des unzweifelhaft karischen Namens seines Oheims Panyassis erinnert (vgl. die Zusammenstellung der gleichartigen Namen Bull. de corr. hell. IV, 318 und VI, 193, auch A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 112, Anm. 1). Beiläufig sei bemerkt, dass der alten, jüngst mit allzu weitgehendem Skepticismus angefochtenen Tradition über Herodot's Familie neuerlich eine nicht unerhebliche Stütze erwachsen ist durch das Auftauchen des Namens Lyxes (so hiess nach Suidas der Vater des Historikers) auf einer halikarnassischen Inschrift (Bull. de corr. hell. VI, 192).

gewaltigen Künstlers war, der markerschütternden Tragödie ein Nachspiel folgen zu lassen, das zum Allermindesten den Effect nicht zu steigern vermocht hätte und darum allein schon ihn nothwendig abschwächen musste? Allein dies ist nicht Alles. Nicht nur hatte unser Historiker, der ja keineswegs gleich Thukydides zum Behuf pragmatisch-politischer Belehrung Geschichte schrieb,[1] keinerlei Grund über diesen Punkt hinauszuschreiten, er hatte die allerstärksten Gründe, eben hier Halt zu machen. Hätte er doch — und dies scheint bisher nicht erwogen zu sein — nicht die Ereignisse der nächsten Monate erzählen können, ohne den Lorbeerkranz des Siegers von Platää Blatt für Blatt zu zerpflücken; hätte er doch nicht die Vorgänge des folgenden Jahres schildern können, ohne mit der athenischen Mauerbau - Angelegenheit den ersten Anlass und die früheste Aeusserung jenes Zwiespalts der beiden Grossstaaten zu berühren, welchen der panhellenische Patriot als den Fluch seines Zeitalters empfinden musste und dem das erhebende Gegenbild griechischer Einigkeit und griechischer Grösse entgegenzuhalten eine der Hauptaufgaben seines Lebens gewesen ist. Und endlich: sieht die Eingangs in den Nebel der Urzeit tauchende Darstellung etwa so aus, als ob sie in eine ‚Geschichte der neuesten Zeit' ausmünden, in einer ganz eigentlich ‚zeitgenössischen Geschichte' ihren Abschluss finden sollte? Erforderte eine solche nicht eine wesentlich andere, eine minder poetische und mehr staatsmännische Anlage, als es diejenige Herodot's war? Konnte seine Neigung zu novellistischer Färbung, zu theologischer Motivirung auf diesem Felde ausreichende Nahrung und Befriedigung finden? Oder war es seinem Genius nicht ungleich gemässer, nur solche Stoffe zu behandeln, über welche der Duft der Sage sich zu lagern zum Mindesten bereits begonnen hatte?

Dass jedoch das Werk wenigstens nicht zu einem äusserlichen Abschluss gediehen sei, dies soll angeblich ‚schon aus dem plötzlichen und unbefriedigenden Ende' (Stein, S. XLV),

[1] Hätte man doch immer Otfried Müller's goldene Worte beherzigt: ‚Herodot ist wirklich ebenso sehr ein Theolog und Dichter, wie er Historiker ist. . . . Das blosse Wiedergeben einer gewöhnlichen Erfahrung in den Kreisen des Menschenlebens ist nicht seine Aufgabe' (Geschichte der griech. Literatur I², 492—493).

aus der ‚Ungeschicklichkeit des Schlusses und dem jähen Abbruch der Erzählung' (‚the awkwardness and abruptness of its close', Rawlinson, a. a. O.) unwidersprechlich hervorgehen. Es trifft sich glücklich, dass wir hier wenigstens zwei unserer Gegner als Zeugen wider die von ihnen vertretene These anrufen können. Denn ebenderselbe Rawlinson, der sich in der Einleitung zu seiner Herodot-Uebersetzung in der angeführten Weise ausspricht, kann sich in seiner letzten Anmerkung (IV^3, 466) des Eindrucks nicht erwehren, dass das Gesammtwerk ‚geschichtlich sowohl als künstlerisch' wohl abgeschlossen sei: ‚geschichtlich, denn die Handlung endigt mit der siegreichen Heimkehr der athenischen Flotte von der Kreuzfahrt, in welcher sie die letzten Ueberreste des Angreifers vernichtet und durch die Einnahme von Sestos den Schlüssel ihres Continents, der sich nach allen Niederlagen des Feindes noch in seinen Händen befand, zurückgewonnen hatte; künstlerisch, indem das Ende durch das Schlusscapitel wieder an den Anfang geknüpft, . . . der Grundton der ganzen Erzählung von Neuem angeschlagen und auf ihre Moral hingewiesen wird, dass der Sieg nämlich den kraftvollen Insassen rauher Berglande gehört' [wer denkt hier nicht an das Kernwort: τῇ Ἑλλάδι πενίη μὲν αἰεί κοτε σύντροφός ἐστι VII, 102 ?], ‚die Niederlage den verweichlichten Bewohnern fruchtbarer Ebenen, welche ihrer alten kriegerischen Sitten vergessen und in Trägheit und Ueppigkeit versinken'.[1] Und wenig anders, freilich nicht minder sich selber widersprechend, urtheilt Otfried Müller (Gr. Lit.-Gesch.

---

[1] Ein neckischer Zufall hat es so gefügt, dass der Vorwurf der Inconsequenz, welcher hier Rawlinson mit Recht trifft, von eben diesem gegen Dahlmann erhoben wird — auf Grund der unrichtigen Wiedergabe einiger deutschen Worte durch einen englischen Uebersetzer. Dahlmann schrieb nämlich (a. a. O., S. 138): ‚Die Alexandriner theilten in neun Musenbücher ein, was sie ausgearbeitet vorfanden; seitdem gilt die unvollendete Schrift für ein in allen Gliedern abgerundetes, mit Bedacht geschlossenes Kunstwerk.' In der englischen Uebertragung fehlt jedoch das Wörtchen ‚seitdem', und ‚gilt' wird mit ‚has all the value' übersetzt! S. Rawlinson I, 114, wo man übrigens eine Reihe der treffendsten Bemerkungen über den Plan und Umfang des herodoteischen Werkes findet, eine Anzahl weiterer Beweisgründe gegen die Dahlmann-Kirchhoff'sche Ansicht, die wir vollinhaltlich billigen, jedoch aus Scheu vor übermässiger Breite nicht ausdrücklich wiederholen.

I², 490): ‚Obgleich das Werk unvollendet ist, schliesst es doch mit einem Gedanken, der nicht ganz zufällig an das Ende gekommen zu sein scheint, dass, wie der grosse Kyros gesagt haben soll, nicht gerade das fruchtbarste, reichste Land auch die tüchtigsten Männer hervorbringe.‘ Doch es fehlt nicht an anderen, ganz ebenso deutlichen Anzeichen, welche darauf hinweisen, dass Herodot an eben dieser Stelle sein Lebenswerk beenden und beschliessen wollte. Wenn irgend etwas das Hochgefühl, mit welchem der Grieche von den wunderbaren Siegen seines Volkes las, zu steigern, seine Freiheitsliebe zu entflammen, die Freude an den staatlichen Einrichtungen seiner Heimat zu erhöhen vermochte, so war dies die Einsicht in die zerrüttenden Wirkungen, welche der schrankenlose Despotismus seines Gegners bis in den innersten Familienkreis des Herrschers hinein zu üben geeignet war. Und da sollte es ein Zufall sein, dass dem hellen Glanze von Salamis und Artemision, von Mykale und Platää in den Wirren und Gräueln am persischen Hofe eine Folie gegenübertritt, wie sie dunkler nicht gedacht werden kann? Zufall sollte es sein, dass uns gerade in einigen der letzten Abschnitte (IX, 108—113) der Einblick in jenes Pandämonium tobender Leidenschaften gewährt wird, denen kein göttliches oder menschliches Gesetz, kein verwandtschaftliches Band, selbst nicht das geschwisterliche oder das elterliche, Zaum und Zügel anlegt — ein Kreis, in dessen Mitte Xerxes, ein echter ‚Purpurgeborner‘, durch den knabenhaften Unbestand seiner Begierden noch mehr die Verachtung, als durch deren Masslosigkeit den Unwillen herausfordert? Und ganz ebensowenig wird es zufällig sein, dass der in den Eingangs-Capiteln ausgesprochene Gedanke von dem uralten Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland hier wieder aufgenommen (IX, 116 greift unmittelbar auf I, 4 zurück) und durch die Erinnerung an Protesilaos (den ersten Griechen, der in feindlicher Absicht asiatischen Boden betrat!) nachdrücklich aufgefrischt wird, dass an der Begräbnissstätte eben dieses Heros ein Perser sich versündigt und dafür entsetzliche Strafe erleiden muss. Wie ein leuchtendes Symbol der vollendeten Befreiung Europas von der drohenden Fremdherrschaft endlich — und dies ist das eigentlichste Thema des ganzen Werkes — erscheint das in den letzten

Worten der Geschichtserzählung[1] (IX, 121) erwähnte Weihgeschenk, welches die rückkehrenden Athener in die heimischen Heiligthümer mitbringen, die Taue von den Brücken, welche der Eroberer geschlagen hatte um die occidentalische Griechenwelt unter sein Joch zu beugen!

Allein warum — so mag man uns entgegnen — hat Herodot den Schluss seines Werkes nicht ausdrücklich und unzweideutig als solchen bezeichnet? Ich antworte mit einer Gegenfrage: Warum ist das Proömium so überaus wortkarg? Warum ist es zugleich so knapp und so vieldeutig? Warum verräth es von des Autors Absichten so wenig, von Inhalt und Aufbau des Werkes so gut als gar nichts? Warum sagt es uns nicht mit dürren Worten: Ihr werdet die Erzählung der griechischen Freiheitskriege vernehmen und zugleich das Wissenswürdigste aus der Natur- und Völkerkunde, aus der Erdbeschreibung und der Geschichte der Vorzeit? Warum gedenkt der Geschichtschreiber ebendort mit keinem Sterbenswörtchen seiner persönlichen Umstände, seiner langjährigen und mühevollen Vorbereitungen, seiner Studien und Reisen? Warum versagt er es sich, auch nur den bedeutsamen Ausspruch über den ‚Wechsel alles Irdischen‘, den er Capitel 5 vorbringt, wie einen Lock- und Weckruf an die Spitze des Buches zu stellen? Warum taucht er unverweilt in seinem Stoffe unter, um nur gelegentlich und immer nur für Augenblicke aus demselben emporzutauchen? Warum legt er seine weitreichendsten Gedanken fast durchwegs den Personen seiner Erzählung in den Mund und verschwindet hinter diesen so schleunig und nahezu so vollständig, wie Aristoteles dies von dem epischen Dichter verlangt? Man nenne dies Alles wie man wolle: ‚edle Selbstvergessenheit‘, strengen und vornehmen Kunststyl, schriftstellerische Keuschheit, antike Naivetät, künstlerische Objectivität, Scheu vor platter Ueberdeutlichkeit; nur

---

[1] Es folgt nur mehr das Sätzchen: ‚und in diesem Jahre‘ (es ist das Jahr der Siege von Platää und Mykale!) ‚begab sich nichts Weiteres‘, worauf das Werk mit dem scheinbar absichtslos und darum nur um so kunstvoller angeknüpften Rathschlag des Artembares und der vielsagenden Antwort des Cyrus wie mit einer sinnvollen Gnome abschliesst. Wie man hier von ‚plötzlichem Abbruch‘, von ‚Ungeschicklichkeit‘ u. s. w. sprechen kann, ist mir schwer verständlich.

vergesse man nicht, dass unser Autor in diesem Betracht genau so verfährt wie viele andere und nicht die mindest hervorragenden unter seinen Zeit- und Volksgenossen. An die epische Dichtung haben wir bereits erinnert; aber auch ein Pindar und ein Sophokles unterlassen es gar häufig, die inneren Bezüge zwischen verschiedenen Theilen einer Ode oder eines Strophenpaares durch wegweisende Winke klarzulegen: sie heischen die thätige Mitarbeit des Lesers. Und in wie hohem Masse dies bei Plato der Fall ist, der an individueller Selbstentäusserung noch über unseren Geschichtschreiber hinausgeht, dies weiss nachgerade Jedermann.

Dabei wird es denn hoffentlich wohl sein Bewenden haben. Die Worte: ‚und sie zogen es vor ein kärgliches Land als Herren zu bewohnen, statt im Besitz eines fruchtbaren Saatgefildes Anderen zu dienen‘, bilden den echten und rechten Schluss des herodoteischen Geschichtswerkes. Die Muthmassung, der Halikarnassier habe jemals eine Fortsetzung desselben bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges herab, oder bis zu Kimon's Tod, oder auch nur bis zur Schlacht am Eurymedon geplant, ist nicht nur eine unerweisliche, es ist eine dem Inhalt der Schlusscapitel, der Anlage des Werkes, der Neigung und Begabung seines Urhebers gleich sehr widerstreitende Annahme.

2.

Ueber das Werthverhältniss der Handschriften, insbesondere des Codex Vindobonensis, des Sancroftianus und des Vaticanus (123).

Kaum in Betreff eines anderen Schriftstellers des Alterthums schwankt das Urtheil über die handschriftliche Grundlage so sehr als bei Herodot. Fast jeder neue Herausgeber bringt hier eine besondere Ansicht zu Markte, wenn er nicht gar (wie dies bei Heinrich Stein der Fall ist) im Laufe der Jahre deren zwei, einander schnurstracks widersprechende zu Tage fördert. Wenn ich hier von Neuem auf diese Frage eingehe, so geschieht dies nicht, weil ich das Urtheil, das ich vor bald einem Vierteljahrhundert geäussert habe (Zeitschr. f. österr. Gymn., 1859, S. 811, vgl. S. 824 ff.), irgendwie

zu modificiren mich veranlasst sehe. Ich halte noch heute wie ehemals daran fest, dass die durch den Sancroftianus, den Vindobonensis, den Codex des Lorenzo Valla und (wie wir seither durch Stein's Mittheilungen erfahren haben) auch durch den Vaticanus und Urbinas, gleichwie durch mehrere andere von Abicht und Stein namhaft gemachte, aber bisher nicht genauer bekannt gewordene Codices vertretene Handschriftenclasse die treuere Bewahrerin der Ueberlieferung ist — die treuere insofern, als sie trotz zahlreicher Lücken und Buchstabenfehler, trotz des mehrfachen Eindringens von Glossemen in den Text und ungeachtet der bekannten Kürzungen im ersten Buche doch im Grossen und Ganzen von willkürlichen Eingriffen ungleich freier ist als die andere Familie. Verdunkelt ward dieser Sachverhalt — für welchen es vorläufig genügt, auf die classische Stelle V 91 (vgl. a. a. O. S. 826, und Cobet in Variae lectiones, p. 419) zu verweisen — durch den Umstand, dass jene andere, vornehmlich durch den Mediceus, den Florentinus oder Schellersheimianus und den Passioneus vertretene Familie in weitaus älteren und daher von absichtslosen Irrungen freieren Exemplaren vor uns liegt; und weiters ward der also erzeugte falsche Eindruck noch durch andere Thatsachen, von denen sogleich die Rede sein soll, erheblich verstärkt. Auf diese Fragen in ihrem vollen Umfange einzugehen versage ich mir aus mehrfachen Gründen, hauptsächlich darum, weil Cobet kürzlich die Stein-Abicht'sche These von der Superiorität der Handschriftenclasse, die ich fortan die zweite nennen will, in umfassendster Weise zu bekämpfen unternommen hat und weitere Erörterungen über diesen Gegenstand in Aussicht stellt (Mnemos. N. S. X, p. 400 sqq.).[1] Gleichzeitig ist jedoch der holländische Kritiker in einen Irrthum verfallen, den die unvollkommene Beschaffenheit des Stein'schen Apparates erzeugt hat und welchen ungesäumt zu berichtigen ich mich berufen glaube. Er nennt den Vaticanus 123 (Stein's R) den ‚besten und ältesten' Vertreter der von ihm gleichwie von mir bevorzugten Handschriften-Familie (‚optimum omnium et antiquius ceteris . . . exemplum', a. a. O.,

---

[1] Einen neuen Bundesgenossen in diesem Streit vermag ich eben noch in einer Correctur-Note zu begrüssen: M. Wehrmann, de herodotei codicis romani auctoritate (Halle, Decemb. 1882).

p. 405). Er folgt hierbei nicht nur der ausdrücklichen Behauptung Stein's (angeführt ebend. p. 403), sondern er zieht auch aus des Letzteren Einzelangaben dasjenige Facit, welches sich aus ihnen mit Nothwendigkeit ergeben musste. Allein jene Behauptung ist falsch und diese Angaben sind unvollständig. Was das Alter der Handschrift betrifft, die Stein selbst dem 14. Jahrhundert zuweist (p. XI), so sei zunächst nur daran erinnert, dass die augenscheinlich und anerkanntermassen zu derselben Familie gehörige Wiener Handschrift von demselben Stein gleichfalls dem 14. Jahrhundert zugesprochen wird (p. XIV). Was aber die Güte des Codex und seine Rangordnung innerhalb seiner Sippe anlangt, so muss der Leser der Stein'schen Ausgabe dieselbe aus Angaben erschliessen, deren Methode ich — trotz meines lebhaften Wunsches, jeden ungerechten oder auch nur herben Ausdruck zu vermeiden — nicht anders als ungeheuerlich nennen kann. Es wird nämlich R an geradezu zahllosen Stellen als die alleinige Quelle von Varianten genannt, die sich völlig identisch auch im Sancroftianus und Vindobonensis (in beiden oder in einem derselben) und fast sicherlich auch in andern Vertretern derselben Classe vorfinden. Und nicht nur indirect wird hiedurch der falsche Eindruck von der ausserordentlichen Superiorität der vaticanischen Handschrift erzeugt, der Cobet zu dem Ausspruch verleitete, ‚alle anderen Handschriften' (d. h. sämmtliche Herodot-Codices ausser Stein's A, B als Vertreter der einen und R als Repräsentant der andern Classe) seien werth ins Feuer geworfen zu werden, (a. a. O., p. 400); auch ganz unmittelbar, nicht mehr durch blosses Stillschweigen über die gleichartigen Lesarten der verwandten Handschriften, sondern durch ein ausdrückliches ‚ceteri' oder ‚reliqui' wird die Ausschliesslichkeit jener Lesungen geradezu versichert! Ich schlage fast aufs Gerathewohl ein Blatt der Stein'schen Ausgabe auf (I 250—251) und merke von falschen Angaben der zweiten Art (denn jene der ersten Kategorie aufzählen wollen, hiesse so ziemlich jede zweite oder dritte Variante berichtigen) die folgenden an: Zu II, 174, 4 bemerkt Stein: ‚καὶ ἠλίσκετο Valckenaer: καταλίσκετο R, κατηλίσκετο ceteri'. In Wahrheit findet sich καταλίσκετο auch in S(ancroftianus) und V(indobonensis)! — Zu 175, 6: ‚καὶ ἀχθόμενον R: καταχθόμενος z, καταχθόμενον ceteri'.

R's Lesart wird ebenso von SV dargeboten! — Zu 177, 24: ,τε Rz: ᵀδὲ P, δὲ reliqui'. Mit Rz stimmt auch diesmal SV vollständig überein. — Ich suche nach Argumenten, welche irgendwie zur Erklärung oder Entschuldigung dieses monströsen Verfahrens dienen können, und ich glaube deren zwei zu entdecken. Einmal dürfte Herr Stein uns erwidern, dass er ja selbst (Praef. p. XIV) den Leser darauf vorbereitet habe, die Varianten der geringeren Handschriften (oder jener, die er als solche ansieht) nur gelegentlich und aushilfsweise erwähnt zu finden. Uns erscheint solch' ein Vorgang überhaupt als unstatthaft, denn Mittheilungen von so sporadischer Art, dass sie uns keinerlei Einblick in die ,indoles' einer Handschrift eröffnen, sind schlimmer als nutzlos; F. A. Wolf's Wort von den ,surda oracula nisi constanter consulentibus' darf wohl noch nicht als veraltet gelten. Doch man denke darüber, wie man wolle;[1] eine Lesart nicht erwähnen und ihre Existenz leugnen ist jedenfalls zweierlei; das letztere thut jedoch unser Herausgeber durch sein ,ceteri' und ,reliqui', und er erzeugt dadurch einen Schein, der von der Wahrheit so weit als irgend möglich abliegt. Zweitens jedoch mag Herr Stein uns vielleicht erwidern, dass er unter R nicht immer blos die eine Handschrift, sondern mitunter auch den angeblichen Corrector verstehe, der nach seiner Meinung in dem Stammcodex jener ganzen Classe gewaltet habe. Etwas Derartiges scheint wenigstens aus zwei Stellen seiner Vorrede hervorzugehen (p. XXVII): ,nam praeter correctorem extitit alter quidam, quem dico R', desgleichen (p. XXVIII): ,hoc vero dubium admodum, ab eodem illo qui correxit, quem R appello, etiam decurtationem coeptam an ab alio aliquo credamus'. Sollten wir mit dieser Erklärung des sonst Unerklärlichen seine Meinung getroffen haben, so bedarf es kaum wieder der ausdrücklichen Bemerkung, dass auch dieses Verfahren ein völlig unzulässiges ist. Denn nach dem ,index codicum' (p. LXXVI) bedeutet die Sigle R so viel als Vaticanus; und hiesse es nicht wie absichtlich Verwirrung stiften und fortpflanzen, wenn man den ungewarnten Leser durch den doppelsinnigen Gebrauch eines und desselben Aus-

[1] Galt es an Raum zu sparen, so war es doch nicht allzu schwierig, die Lesarten, welche alle oder die meisten Handschriften derselben Familie gemeinsam darbieten, durch eine besondere Sigle als solche kenntlich zu machen.

drucks (und nun gar eines zum Behufe der Orientirung ersonnenen Zeichens!) willkürlich irreführte? Und ferner: seit wann gilt denn der kritische Apparat als eine Stätte, an der man constructiven Gebilden gleich jenem vermeintlichen Corrector und seinen muthmasslichen Leistungen Aufnahme gewähren darf, anstatt dem Leser den objectiven Thatbestand treu, nackt und scharf vor Augen zu stellen? So vermag ich denn trotz redlichsten Bemühens keine irgend stichhältige Rechtfertigung für ein Verfahren ausfindig zu machen, welches in der philologischen Literatur ebenso vereinzelt dasteht, wie es Herrn Stein eigenthümlich ist. Hat doch eine ganz gleichartige Procedur schon vorlängst (es galt die zweite Auflage der commentirten Herodot-Ausgabe) Herrn Abicht bittere Klagen entlockt.[1]

Die zu erwartenden Folgen sind nicht ausgeblieben. Herr Cobet vor Allem — in dessen Arbeitsgewohnheiten es liegt, meist nur eine Ausgabe eines Autors zur Hand zu nehmen — ist durch Stein's unzulängliche Angaben getäuscht worden. Sein Urtheil über den Werth jener vaticanischen Handschrift entbehrt mithin jedes sicheren Fundamentes. Die Frage nach der Rangstellung von R innerhalb seiner Sippe bedarf einer neuen Erörterung. Wir erweitern dieselbe zu der Frage nach dem Werthverhältniss, in welchem S, V und R zu einander stehen, indem wir von den übrigen Vertretern derselben Classe, über welche uns jede sichere Kunde fehlt, nothgedrungen absehen müssen, darunter leider auch von dem sogenannten Codex Mureti, welcher nach Abicht's Mittheilung und Fascimile (a. a. O., p. 36—37) der weitaus älteste Sprössling dieses Geschlechtes ist. Allein auch innerhalb dieser unvermeidlichen Beschränkung dürfte die Untersuchung, die wir mit aller nur irgend erreichbaren Kürze führen wollen, eine für die Hauptfragen der herodoteischen Textkritik keineswegs ergebnisslose sein.

Die Güte einer Handschrift bedeutet zweierlei: ihre relative Fehlerlosigkeit und die relative Naivetät oder Absichtslosigkeit der ihr anhaftenden Fehler. In ersterem Betrachte gilt es zunächst jene Fälle ins Auge zu fassen, in welchen

[1] ‚Deinde vero etiam Steinium nugari patet, in adnotatione critica haud raro scribentem „die Handschriften ausser T" [so hiess die damals bevorzugte Handschrift], id quod fere ubivis fictum atque commenticium est' (De codicum Herodoti fide atque auctoritate, p. 36).

Cobet ganz ausdrücklich von den ,antiquae et verae lectiones ab Herodoti manu profectae' spricht, welche ,in solo Vaticano codice' erhalten seien (p. 409). In dem ersten derselben (IV, 3, wofür es irrthümlich III, 1 heisst) ist der holländische Kritiker selbst von dem Vorwurf der Flüchtigkeit[1] nicht freizusprechen; denn hier hatte Stein, sicherlich richtig, angegeben, dass die — von ihm freilich erstaunlicher Weise verschmähte, aber schon von Gaisford, Bekker u. s. w. aufgenommene und natürlich allein wahre — Schreibung ἐπετράφη (statt ἐτράφη) sich im Vaticanus (und, wie Gaisford lehrt, im Sancroftianus, desgleichen, wie ich aus Autopsie versichern kann, auch im Vindobonensis) nur in leichter Entstellung (als ἐπεστράφη) erhalten hat. Hier ist also der Vaticanus nicht nur nicht der einzige, sondern überhaupt kein Bewahrer des Ursprünglichen! Im zweiten Falle: VI, 128, wo die gute, bereits von Schäfer und Krüger in den Text gesetzte Lesart συνεστοῖ dem Passioneus (Stein's B) entnommen war (in welchem dieselbe nach des Genannten Angabe jedoch nur von zweiter Hand und nicht ohne die leise Trübung zu συνετοῖ vorfindlich sein soll), ist, wie ich wieder verbürgen kann, neben dem Vaticanus gleichfalls der Vindobonensis Zeuge der echten Ueberlieferung. — Die dritte Instanz ist VII, 21, wo ebenfalls nicht nur ,optime romanus liber omittit καί et εἰ et προσ in προσγενόμεναι', sondern S, V und zum Theil auch andere Handschriften in diesen Auslassungen (gleichwie in der fehlerhaften Ersetzung von αἱ durch οὐ) mit demselben übereinstimmen. Und in der That ist die Stelle — bis auf die von Cobet mit Recht vorgeschlagene Tilgung von οὐκ vor ἄξιαι — genau so, wie er sie schreiben will, bereits bei Bekker zu lesen, der von jenem Vaticanus niemals etwas

---

[1] Einer Uebereilung hat sich wohl Cobet auch dort schuldig gemacht, wo er R's (und SV's) Lücke in VI, 105 durch den Verlust eines Blattes (unum folium periit) im Stammcodex erklären will. Dann müssten I, 77—79, wo die drei Handschriften gleichfalls eine gemeinsame, und zwar genau doppelt so grosse Lücke aufweisen (31—32 Zeilen der Stein'schen Ausgabe neben 15—16 im ersten Fall), zwei Blätter verloren gegangen sein. Ungleich wahrscheinlicher ist es, dass die VI, 105 fehlenden 40 Zeilen (zu 15—18 Buchstaben, wie Cobet ganz richtig ermittelt hat) eine Seite und die I, 77—79 verlorenen 80 Zeilen ein Blatt, noch wahrscheinlicher, dass die ersteren eine, die letzteren zwei Columnen (oder eine Seite) ausgemacht haben.

vernommen hatte: αὗται αἱ πᾶσαι οὐδ' ἕτεραι πρὸς ταύτῃσι γενόμεναι στρατηλασίαι μιῆς τῆσδε οὐκ ἄξιαι.[1] — Endlich, viertens, in dem Satze (IX, 39): οἱ Πέρσαι ἀφειδέως ἐφόνευον, [οὐ] φειδόμενοι οὔτε ὑποζυγίου οὐδενὸς οὔτε ανθρώπου konnte man das überschüssige οὐ längst nach ‚S al.' (so Gaisford, desgleichen fehlt es in V) tilgen, und es bedurfte auch hier nicht des neuen Lichtes, das angeblich vom Vaticanus ausgegangen ist. (Wohl aber hat Cobet das Verdienst, diese Besserung, die auch ich vor Jahrzehnten in meinem Handexemplar angemerkt hatte, zuerst ausgesprochen und als zweifellos richtig erwiesen zu haben.)

In Betreff all' der anderen so überaus zahlreichen Varianten, die Cobet zwar keineswegs insgesammt R allein beimisst, von denen er aber doch annehmen muss, dass ein grosser Theil nur dieser Handschrift eigen sei, da ja sonst sein Urtheil (‚optimus omnium et idem pessimus testis' etc. 404 — 405) ganz und gar in der Luft schweben würde, — in Rücksicht all' dieser Lesarten, Lücken, Zusätze u. s. w. können wir uns weit kürzer fassen. Sie sind, von ein paar nichtssagenden Buchstabenfehlern (wie ἐξεμένετο, μέλενα oder προσπτέειν) und von mehreren durch Homoioteleuton entstandenen Lücken abgesehen, durchwegs R mit SV, oder doch mit einem von beiden oder auch mit anderen Handschriften gemein. Und obgleich diese nicht von uns gewählten Stichproben genügen dürften, so will ich doch noch die Erklärung beifügen, dass R meines Wissens überhaupt keine nennenswerthen, im guten oder im schlimmen Sinne charakteristischen Varianten darbietet, die ihm allein eigenthümlich sind. Besteht nun keinerlei tief greifende Verschiedenheit zwischen den Repräsentanten dieser Handschriften-Familie? Gilt es gleich viel, welchen Sprossen derselben man — falls wir nicht alle gleichmässig berücksichtigen wollen oder können — zu ihrem typischen Vertreter erhebt? Ich antworte: Ganz und gar nicht; es war vielmehr ein für den Fortschritt der Herodot-Kritik geradezu verhängnissvoller Umstand, dass der am frühesten und bis vor Kurzem allein

[1] Beiläufig bemerkt, in dem analogen Fall IV, 28: ἡμίονοι δὲ οὐδὲ ὄνοι [οὐκ] ἀνέχονται ἀρχήν, war das οὐκ, welches Stein wieder in den Text gesetzt hat und Cobet mit vollstem Recht von Neuem tilgen will, bereits in der Aldina (Gaisford nennt es die Vulgat-Lesart) und desgleichen von Bekker beseitigt worden.

genau gekannte Repräsentant dieser Classe einer ihrer schlechtesten, wenn nicht gar ihr schlechtester Ableger ist — der Sancroftianus, eine Handschrift, welche gar oft die Spuren einer Willkür zeigt, die anderen Gliedern desselben Geschlechtes fremd geblieben ist und mithin nicht der Familie als solcher und ihrem Stammvater zur Last fällt. Der Schreiber dieses Codex oder seiner unmittelbaren Vorlage — und damit wenden wir uns zum zweiten Theile unserer Betrachtung — hat nicht selten zufällig entstandene Lücken ausgefüllt oder verkleistert, Glosseme und das Glossirte mit einander verschmolzen, Textesschäden übertüncht und dadurch bis ins Ungeheuerliche vergrössert — kurz, er hat mehr als einmal den Pfad verschüttet, der zur Urgestalt des Textes zurückführen konnte. Ihm gegenüber sind der Vindobonensis und Vaticanus die ungleich treueren und naiveren Bewahrer der Ueberlieferung, und Stein hat sich durch die Mittheilung der Lesarten des ersteren ebenso sehr ein Verdienst erworben, wie er (wenngleich in entschuldbarer Weise, da er einmal über die Bedeutung der ganzen Classe eine falsche Ansicht gewonnen hatte) darin gefehlt hat, dass er sich mit der unglaublich unzulänglichen Collation des Wiener Codex zufrieden gab, welche ein Unbekannter vor mehr als einem Jahrhundert für Wesseling angefertigt hat (vgl. Schweighäuser's Ausgabe I, 2, XIII). Und fragen wir endlich nach dem Werthverhältniss von V zu R, so muss die Antwort also lauten: V ist der naivere und unbefangenere, mithin der verlässlichere und werthvollere der beiden Zeugen. Alle diese Behauptungen wollen wir nunmehr durch eine Reihe von nicht sowohl zahlreichen, als zugleich typischen und durch sich selbst einleuchtenden Belegen zu erhärten suchen:

1. Willkürliche Verschmelzung eines Glossems mit dem Text: In den Worten καὶ γῆς ἱμέρῳ, προσκτήσασθαι πρὸς τὴν ἑωυτοῦ μοῖραν βουλόμενος (I, 73, 5—6) war ἱμέρῳ durch ἐπιθυμῶν erklärt worden. Die Randglosse ist im Stammcodex der Classe in den Text gedrungen und hatte die leichte Verderbniss von γῆς zu γῆν (γῆν ἐπιθυμῶν ἱμέρῳ VR) veranlasst. In S jedoch liest man γῆν ἐπιθυμῶν ἥμερον!

2. Verkleisterung einer Lücke in S: III, 148 fin. hatte eine durch Homoioteleuton entstandene Lücke den Abschluss eines Satzes und den Beginn eines andern verschlungen. R und

V zeigen die Lücke nackt, während S den Abgang (wie man bei Gaisford nachlesen mag) aus eigenen Mitteln zu decken bestrebt ist. Dasselbe geschieht

3. ein anderes Mal IV, 183, 2—3. Hier waren in der S und V gemeinsamen Mutter-Handschrift die Worte zwischen Αἰθίοπας und Αἰθίοπες ausgefallen. V bietet vollkommen treu und vollkommen sinnlos: Αἰθίοπας. πόδας τάχιστοι, S hingegen mit dreister Interpolation: Αἰθίοπας γειτονεύουσι, οἳ πόδας τάχιστοι —.

4. Willkürliche Fortbildung eines geringen Buchstabenfehlers: I, 111, 15 ist ἐωθὼς in R zu ἐωρθὼς, in V zu εωρθῶς (sic) geworden, in S hingegen zu ὀρθῶς! — Ebenso erscheint

5. μετείθη I, 114, 24 (das auch im Florentinus zu μετήθη verschrieben und nur nachträglich berichtigt ward) in V als μετήχθη, in R als ἐμετείχθη, in S dagegen ist das Wort, offenbar mit Rücksicht auf das fast unmittelbar vorangehende μαστιγέων, zu ἐμαστίχθη verschlimmbessert worden, desgleichen wurden

6. die Worte ἐς Φώκαιαν ἔρχονται (II, 106, 11) leicht entstellt (zu ἐς φώκαι ἀνέρχονται in R, zu ἐς φῶκαι ἀνέρχονται in V), in S aber ward daraus: ἐφ' ᾧ καὶ ἀνέρχονται. Nicht viel anders ist

7. εἶσε ἄγων (III, 61, 3) in VR zu εἰσάγων verschrieben, in S jedoch, wo man augenscheinlich das nunmehr fehlende Verbum zu ersetzen trachtete, weiter zu εἰσάγει verderbt worden; gerade so wie

8. χώρους (II, 154, 10) in all' den drei Handschriften zu χρόνους entstellt, nur in S aber das unmittelbar folgende χρόνον nun auch (wie zum Ersatz) in χῶρον geändert ward.

Sind so die Fälle überaus zahlreich, in welchen V und R die erste Stufe der Verderbniss darstellen, während die Corruptel in S mit unheilvollem Scharfsinn weiter und weiter fortgebildet ward, so kenne ich wenigstens keinen Fall, wo sich von V Aehnliches behaupten liesse. Freilich steht auch dieser Codex gelegentlich gegen R zurück — so durch Ausfall eines Wortes, welches in der Mutter-Handschrift von SV ausgelassen ward (wie δέον nach οὐδὲν III, 65, 6, das in S durch ἧσσον ersetzt ward, in V hingegen unersetzt blieb), oder durch Weglassung von ein paar Buchstaben (wie denn III, 63, 10 ἐπιθέμενον in R zu ἐπιέμενον, in V zu ἐπιένον zusammenschwand, während in S der Text bis zur Unkenntlichkeit entstellt ward). In diesen und ähnlichen Fällen ist jedoch in V keine Spur von Willkür

oder mala fides zu erkennen; hingegen fehlt es nicht an Beispielen, in welchen V allein einen Textesschaden in seiner primitivsten Gestalt darbietet, R und S jedoch (in gleicher oder auch in verschiedener Weise) das Bestreben verrathen, den Fehler in gleissnerischer Weise zu verdecken. Zwei Instanzen mögen vorläufig genügen:

III, 4, 19 sind die Worte *ἀποστείλας τριήρεϊ κατ᾽ αὐτόν* in R und S zu *ἀποστείλας τριήρεϊ εἰς ταὐτόν* verderbt worden. Nur in V kann man den Ursprung des Fehlers gleichsam mit Händen greifen. Im Stammcodex der Classe war ЄIC über KAT als Erklärung beigeschrieben worden, und V zeigt uns mit einer wahrhaft rührenden Naivetät das Glossem, wie es sich mitten in den Text hineinschiebt — ohne den leisesten Versuch einer Vertuschung oder Verhüllung —: *τριήρεικα* (sic) *εἰς ταὐτόν*.

II, 117, 8—9 waren im Stammcodex ein oder zwei Striche unkenntlich geworden und somit lesen wir statt *οἵπερ ἔμπροσθεν* (*ἐώθεσαν χρᾶσθαι*) in V: *οἱ πέρσαι πρόσθεν* (aus OIΠЄPЄM ward OIΠЄPCAI), in R jedoch nur mehr *οἵπερ πρόσθεν*, in S endlich gar blos *οἱ πρόσθεν* — ein Textesschwund, von dem aus es ohne fremde Hilfe unmöglich gewesen wäre das Ursprüngliche jemals wieder zu gewinnen.

Ich verzichte darauf, an dieser Stelle auch solche Fälle namhaft zu machen, in denen die Lesart von V allein auf die richtige Fährte und zur Verbesserung des noch immer verdorbenen Textes führen kann; denn damit müsste ich einen Boden betreten, auf welchem Meinungsverschiedenheiten zum Mindesten möglich wären. Ich fasse vielmehr die Ergebnisse dieser Erörterung wie folgt zusammen: Um die Lesarten der besseren Handschriften-Classe in jedem einzelnen Falle mit voller Sicherheit beurtheilen zu können, ist es unbedingt nothwendig, den Archetypus derselben zu reconstruiren. Die bisher erreichbare Annäherung an dieses Ziel ist genügend um uns die Grundlosigkeit weitaus der meisten Anklagen erkennen zu lassen, welche vordem (insbesondere von Abicht) gegen die Handschriften-Familie als solche erhoben wurden und die in Wahrheit (insofern es sich dabei nicht um naive und zufällige Irrungen handelt) zumeist nur einen ihrer werthlosesten Abkömmlinge treffen.[1] R ist einer

[1] Wie misslich die Lage Derjenigen geworden ist, welche die Superiorität der ersten Handschriften-Classe noch immer hartnäckig bestreiten, kann

der besseren Vertreter der ersten Handschriften-Classe, aber keineswegs ein so guter, dass seine Kenntniss die Vertrautheit mit den übrigen Sprossen der Sippe überflüssig machte. Höher steht durch unbefangene Treue V, dessen Lesarten bislang von den Herausgebern so gut als gar nicht berücksichtigt wurden. Noch höher mögen andere Handschriften stehen, von denen wir zur Zeit kaum mehr als die Namen kennen. Ehe von einer wahrhaft kritischen Ausgabe Herodot's die Rede sein kann, müssen alle Repräsentanten der ersten Handschriften-Classe vollständig ausgebeutet und verwerthet werden. Stein's einseitige Bevorzugung von R war ebenso grundlos, als sein systematisches Stillschweigen über die Mehrzahl der Lesungen auch jener Codices, welche er genauer gekannt und gelegentlich benützt hat, seine Nachfolger (wie Cobet's Beispiel lehrt) irrezuführen geeignet war.

3.

Zur Kritik und Erklärung.

Erstes Buch.

I, 2, 21 hatte Stein früher mit Gaisford, Bekker, Krüger die Lesart von V und S pr. m. τὸν Κόλχον statt τὸν Κόλχων βασιλέα, wie es sich gebührte, in den Text aufgenommen und durch die Verweisung auf vieles Aehnliche bei Herodot (wie

---

uns Stein's Beispiel lehren. Derselbe sieht sich zu Concessionen genöthigt, die seine Stellung vollständig unterhöhlen, ohne doch den Angriff zu entwaffnen. Er muss — um unabweisbaren Thatsachen auch nur einigermassen gerecht zu werden — das Walten eines Correctors annehmen, welcher in vielen und bedeutsamen Fällen das Richtige ex ingenio gefunden und der sogar (ein im Alterthum und Mittelalter unerhörter Fall!) die Zeugnisse späterer Schriftsteller methodisch verwerthet hat — und zugleich soll doch dieser eminente Kritiker den Text vielfach muthwillig bis ins Sinnlose entstellt haben! Und trotz dieser weittragenden und widerspruchsvollen Zugeständnisse sieht sich Herr Stein mehr als einmal vor die Alternative gestellt, entweder seine Theorie über Bord zu werfen oder (und dies ist es, was er meistentheils vorzieht) sonnenklare, von den stimmfähigsten Beurtheilern längst gutgeheissene Verbesserungen (so zu IV, 73, 14—15 oder zu V, 91, 9—10) wieder aus dem Text zu treiben und durch die sinn- und sprachwidrige Vulgata zu ersetzen (vgl. Cobet's mehrfach angeführten Aufsatz).

ὁ Λυδός, τῷ Τυρίῳ, τῷ Ἀραβίῳ, ὁ Πέρσης u. s. w.) ausreichend begründet. In seiner grossen Ausgabe ist er jedoch zur Lesart der Vulgata zurückgekehrt und findet jene Variante nicht einmal mehr einer Erwähnung werth! — Ich verzeichne diese charakteristische Thatsache, um an sie die Bemerkung zu knüpfen, dass ich mit derartigen Rückbesserungen mich im Folgenden zu befassen nicht beabsichtige. Auch zahllose andere Verbesserungen, welche Niemand verfehlen kann, der über das Werthverhältniss der Handschriften eine richtige Ansicht gewonnen hat, können füglich einem künftigen Herausgeber überlassen bleiben.

Der Schluss von Cap. 5, der so viele Irrungen erzeugt hat, ist augenscheinlich also zu verstehen: ‚da sie (Io) sich aber schwanger fühlte und die Eltern scheute, da sei sie freiwillig, damit es nicht ruchbar werde, mit den Phönikern davon gefahren'. Die — schon bei Gaisford und Bekker mit Recht in Beistriche eingeschlossenen — Worte αἰδεομένη τοὺς τοκέας können nur die Empfindung bezeichnen, welche die Wahrnehmung ihres Zustandes begleitet; denn unmöglich ist es, vor οὕτω δὴ den Nachsatz beginnen zu lassen, auch dann unmöglich, wenn man mit Herold und Krüger αἰδεομένη in αἰδεομένην verändert. Ein Uebriges in sinnwidriger Uebertragung der Worte thut übrigens Stein: ‚und wie sie ihre Schwangerschaft gemerkt, sei sie aus Scheu vor ihren Eltern und aus eigenem Willen' (als ob dies zwei Motive wären) u. s. w. — Doch auch solche Uebersetzungs- und Interpunctionsfehler gedenke ich nur ganz ausnahmsweise zu berühren.

Eine grobe Interpolation in Cap. 18 scheint bisher nicht bemerkt worden zu sein: τὰ μέν νυν ἓξ ἔτεα τῶν ἕνδεκα Σαδυάττης ὁ Ἄρδυος ἔτι Λυδῶν ἦρχε, [ὁ καὶ ἐσβάλλων τηνικαῦτα ἐς τὴν Μιλησίην τὴν στρατιήν· Σαδυάττης οὗτος γὰρ καὶ ὁ τὸν πόλεμον ἦν συνάψας] [1] τὰ δὲ πέντε τῶν ἐτέων [τὰ ἑπόμενα τοῖσι ἓξ] Ἀλυάττης ὁ Σαδυάττεω ἐπολέμεε κτέ. Verrätherisch ist hier die unangemessene Anwendung der Zeitpartikel τηνικαῦτα, die aus Cap. 17 (ὅκως μὲν εἴη ἐν τῇ γῇ καρπὸς ἁδρός, τηνικαῦτα ἐσέβαλλε τὴν στρατιήν) gedankenlos herübergenommen ist, und der einmal rege gewordene Verdacht darf wohl an der überdeutlichen Breite der völlig entbehrlichen

---

[1] Die Worte Σαδυάττης — συνάψας wollte auch Cobet tilgen; s. Bähr's Herodot ed. alt. I, p. X. Vgl. auch Excurs II unserer zweiten Abhandlung.

Zusätze, sowie an der schwankenden Ueberlieferung eines Theils der Worte neue Nahrung finden, sowie schliesslich und vornehmlich daran, dass jene Rückbeziehung eine unrichtige ist, da an der soeben angeführten Stelle nicht von dem Vater, sondern von dem Sohne die Rede ist.[1]

Der Weg, der zur Herstellung von 27, 8—10 führt, ist schon mehrmals betreten, aber nicht bis zu seinem Ziele verfolgt worden. Schneidewin (Philolog. X, 330) und nach ihm Cobet (Var. lect. 413) haben erkannt, dass die in mehreren Handschriften vorfindliche Lesart ἀρᾶσθαι das Ursprüngliche und εὔχεσθαι ein fremder Zusatz ist. Allein weder konnten sie es wahrscheinlich machen, dass das von dem angeblichen ‚Glossem εὔχεσθαι' verdrängte ἀρᾶσθαι nun auch ‚an verkehrte Stelle gerathen' sei, noch vermochten sie ferner die Ersetzung des Infinitivs durch das Particip (ἀρώμενοι) zu erklären, noch endlich that ihre Herstellung dem Ohr (und bei einem so rhythmischen Schriftsteller, wie Herodot es ist, darf man auch daran erinnern) ein volles Genüge. Der Geschichtschreiber schrieb weder: νησιώτας δὲ τί δοκέεις εὔχεσθαι ἄλλο ἤ, ἐπείτε τάχιστα ἐπύθοντό σε μέλλοντα ἐπὶ σφίσι ναυπηγέεσθαι νέας, λαβεῖν ἀρώμενοι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ —; (Stein mit der Vulg.)

noch auch: νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἀρᾶσθαι ἄλλο ἤ — λαβεῖν Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ —; (Schneidewin, Cobet)

sondern: νησιώτας δὲ τί δοκέεις ἄλλο ἤ — λαβεῖν ἀρᾶσθαι Λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ —;

Zur elliptischen Ausdrucksweise — welche die Wirrnisse der Ueberlieferung vollständig erklärt[2] — vergleiche man bei

[1] Vielleicht vermisste der Interpolator eben eine Angabe über die Methode der Kriegführung des Sadyattes gegen Milet und wollte diesem Mangel durch den Zusatz abhelfen: ‚auch dieser hat gleichfalls in der über Alyattes berichteten Weise Krieg geführt', was nur zu sehr undeutlichem Ausdruck gelangt ist.

[2] Die Verkennung der Ellipse hat nämlich die Einschiebung des Infinitivs εὔχεσθαι und diese die Ersetzung des nach und neben εὔχεσθαι unmöglich erscheinenden ἀρᾶσθαι durch ἀρώμενοι zur Folge gehabt. Der glückliche Zufall, welcher die Lesart ἀρᾶσθαι in einigen Handschriften erhalten hat (im cod. Remiger. und in den Parisini c und a, in letzterem neben der Marginalvariante ἀρώμενοι, nach Wesseling, Schweighäuser und Gaisford; nur im Paris. a und im Florent. von zweiter Hand nach Stein), eröffnet uns den sicheren Einblick in einen Process, den sonst kein menschlicher Scharfsinn aufzudecken vermocht hätte.

Herodot selbst II, 14, 2—3: ἄλλο τι ἢ οἱ ταύτῃ οἰκέοντες Αἰγυπτίων πεινήσουσι —; und VII 168, 11—13: ἢν γὰρ σφαλῇ, σφεῖς γε οὐδὲν ἄλλο ἢ δουλεύσουσι τῇ πρώτῃ τῶν ἡμερέων (ferner viel Derartiges bei Krüger 62, 3, 5 und 7 oder auch Xenoph. Anab. V, 7, 26: καὶ τούτους τί δοκεῖτε; oder Plato Meno 80 A: ὅτι σὺ οὐδὲν ἄλλο ἢ αὐτός τε ἀπορεῖς κτέ.).

Ueber Solons Gespräch mit Krösus, dessen legendenhafter Charakter in alter wie in neuer Zeit vergeblich bestritten worden ist, wäre in sachlicher wie in kritischer und sprachlicher Rücksicht gar Vieles zu sagen; ich beschränke mich auf wenige Bemerkungen. Den Widerspruch, der darin liegt, dass die ‚Lust die Welt zu sehen' zuerst als Vorwand (κατὰ θεωρίης πρόφασιν, ἵνα δὴ μὴ κτέ. 29, 3) und gleich darauf als ein realer Beweggrund (αὐτῶν δὴ ὦν τούτων καὶ τῆς θεωρίης — εἵνεκεν 30, 7—8) bezeichnet wird, löst die folgende Erwägung. Es war ein Theilmotiv, welches von Solon als alleiniger Beweggrund geltend gemacht wurde; insofern und im Gegensatz zu dem gewichtigeren, aber unausgesprochenen Motiv, der Hintanhaltung von Verfassungsänderungen zu Athen, durfte es ein Vorwand heissen. Mit ähnlicher Ungenauigkeit drückt sich einmal W. v. Humboldt aus (Briefwechsel mit Goethe, S. 257): ‚— wo ich unter der Ursache und dem Vorwande der Geschäfte jede Gesellschaft mied'. — Eine crux interpretum bilden seit jeher die Anfangsworte des Cap. 31: ὡς δὲ τὰ κατὰ τὸν Τέλλον προετρέψατο ὁ Σόλων τὸν Κροῖσον εἴπας πολλά τε καὶ ὄλβια, ἐπειρώτα τίνα δεύτερον μετ' ἐκεῖνον ἴδοι, δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἴσεσθαι. Dass hier eine Textesstörung vorliegt, dies lassen uns schon die ebenso gewagten als weit auseinander gehenden Uebertragungsversuche der Uebersetzer, gleichwie die verzweifelten Auskunftsmittel der Erklärer erkennen. In der That entziehen sich die Worte jedem sprachlichen Verständnisse und jeder vernünftigen Auslegung. Denn weder ist es erlaubt, mit Stein zu προετρέψατο ein ‚sc. εἰρωτᾶν' hinzuzudenken oder besser zu dichten, noch konnte (wie schon Herold dargethan hat) die Schilderung jenes schlichten Bürgerglücks den stolzen König von Lydien ‚immer begieriger' machen weiter zu fragen (Lange), noch lässt sich Krüger's Deutung: ‚als Solon die Vorzüge des Tellos dem Krösus einleuchtend gemacht hatte' mit den überlieferten Worten irgendwie in

Einklang bringen; Rawlinson endlich (‚thus did Solon admonish Croesus by the example of Tellus, enumerating the manifold particulars of his happiness; when he had ended‘ etc.) vermeidet zwar einige der Klippen, an denen seine Vorgänger gescheitert waren, ohne jedoch seinerseits in den sicheren Port einer befriedigenden Uebertragung einzulaufen.[1]

Ich verändere mit G. Herold (Jahrb. f. Philol. 1857, S. 424) εἴπας in εἶπαι,[2] will aber keineswegs mit dem trefflichen Gelehrten Solon und Krösus ihre Stellen vertauschen lassen, sondern den Satz wie folgt verstanden wissen: ‚Als nun Krösus nothgedrungen das Loos des Tellos hoch und glücklich gepriesen hatte, da‘ u. s. w. War es denn — so frage ich — denkbar, dass ein Meister der Darstellung, wie Herodot es ist, uns von der Art, wie Krösus die Mittheilung des Solon aufnimmt, kein Sterbenswörtchen berichtet? Nahm der König dieselbe starr und stumm wie ein Steinbild entgegen, ohne ein Wort der Zustimmung oder auch des Widerspruchs zu finden? Jedenfalls musste ein guter Erzähler uns auch dies ausdrücklich sagen und durfte es nicht blos zwischen den Zeilen lesen lassen. Wenn nun aber (nach meiner Auffassung der Stelle) der steinreiche lydische Fürst das Loos des einfachen athenischen Bürgers mit vollen Backen preist, halb aus Höflichkeit gegen den gefeierten Gastfreund, und zur grösseren Hälfte um den Ausspender des zweiten Glückspreises bei guter Laune zu erhalten (δοκέων πάγχυ δευτερεῖα γῶν οἴσεσθαι!) — wie heiter musste dies doch den antiken Leser stimmen und mit welchem schmunzelnden Behagen

[1] προτρέπεσθαι heisst nicht schlechtweg ‚ermahnen‘ (und auch dieser Begriff würde dem Zusammenhang nicht wohl entsprechen, sondern bestenfalls jener des Belehrens), sondern ‚antreiben, drängen, nöthigen‘, sei es nun, dass ein nachfolgender Infinitiv oder dass ein Accusativ mit πρός oder ἐπί die erforderliche Gedankenergänzung bietet (vgl. Herold a. a. O). — Auch εἰπεῖν τινα πολλά τε καὶ ὄλβια kann nicht das bedeuten, was Rawlinson es bedeuten lässt. Man vergleiche beispielsweise Sophocl. Electr. 523: κακῶς δέ σε λέγω, frg. trag. adesp. 447: οὐδεὶς ἂν εἴποι κεῖνον ἀνθρώπων κακῶς, Chaeremo frg. 24: οὐχ ὡς νομίζεις τὸ φρονεῖν εἴπας κακῶς und daneben Aristoph. Eccles. 435: τὰς μὲν γυναῖκας πόλλ’ ἀγαθὰ λέγει, σὲ δὲ πολλὰ κακά. Und hieran vermag das Hendiadyoin πολλά τε καὶ ὄλβια nichts zu ändern; s. Krüger 69, 32, 3 und (worauf Stein verweist) Herod. VIII, 61, 9—10; IX, 107, 15—16.

[2] Mehrfache Beispiele derselben Buchstabenverwechslung eben in den Herodot-Handschriften habe ich Krit. Beiträge III, 14 zusammengestellt.

mochte er aus dem nächsten Abschnitt ersehen, dass der Liebe Mühen umsonst gewesen, dass die dem griechischen Lebensideal widerwillig dargebrachte Huldigung unbelohnt geblieben war. — Der Wechsel des grammatischen Subjects kann angesichts der weit grelleren Fälle, wie sie uns insbesondere I, 33, I, 114, 21—22, VI, 30 in., VII, 208, 18—19 aufstossen, nicht im Mindesten befremden. Die Phrase πολλά τε καὶ ὄλβια endlich gewinnt einen eigenthümlich ironischen Beigeschmack, wenn man sich der ganz anders gearteten, auf Fürstenmacht und Herrscherglanz bezüglichen Anwendung dieser Wortverbindung erinnert, welche uns in der allbekannten Sardanapal-Grabschrift begegnet (Choeril. Samii quae supers., ed. Näke, p. 196):

ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ σὺν ἔρωτι
τέρπν' ἔπαθον, τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια πάντα λέλειπται.

Cap. 32, 12 erörtert Solon die Frage nach dem Werth des Reichthums und gelangt hierbei zu folgendem Ergebniss: Der Steinreiche, aber im Uebrigen vom Glücke nicht Begünstigte besitzt vor dem mässig Bemittelten, aber sonst Glücklichen zwei, dieser aber vor jenem vielerlei Vorzüge. Die zwei Vortheile des Ersteren bestehen in der Fähigkeit, einen schweren Schicksalsschlag leichter zu ertragen und eine Begierde leichter zu befriedigen. Die vielerlei Vorzüge des Letzteren aber setzen sich aus all' den Segnungen zusammen, die das Glück seinen Günstlingen gewährt und über welche der Besitz von Geld und Gut keinerlei Macht verleiht. Dieser klare und so weit er reicht, richtige Gedanke ist aber durch ein altes Missverständniss, welches die Interpunction verderbt und die Einschaltung der Adversativ-Partikel δέ am unrechten Orte veranlasst hat, bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Man verstand und versteht nämlich die Worte ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει dahin, als ob der wenig begüterte εὐτυχής auch von jederlei Schicksalsschlag und vor jedem Verlangen bewahrt bliebe. Wäre aber dies richtig, dann hätte ja der μέγα πλούσιος ἀνόλβιος δέ vor seinem Widerpart nicht etwa ‚nur zwei Vorzüge' (δυοῖσι προέχει — μοῦνον), sondern überhaupt keinen voraus! Denn wenn dem A ein Heilmittel gegen eine Krankheit eignet, B hingegen das Heilmittel entbehrt, aber von der Krankheit ohnehin verschont wird, wo bleibt dann A's Vorzug? Man übersetze die Stelle

(und schreibe die fraglichen Worte) vielmehr also: ‚Der gewaltig Reiche, aber im Uebrigen Unglückselige besitzt nur zwei Vorzüge vor Jenem, welchem das Glück hold ist, dieser aber vor dem Reichen und Unglückseligen gar viele. Der Letztere ist vermögender eine Begierde zu befriedigen und einen Schicksalsschlag, der ihn trifft, zu ertragen; Jener aber hat Folgendes vor ihm voraus. Einen Schicksalsschlag freilich und eine Begierde zu tragen ist er nicht gleich vermögend, allein vor dem was ich nunmehr nennen will, bewahrt ihn sein günstiges Geschick: er ist frei von Gebrechen, von Siechthum und von Leiden — mit Kindern gesegnet und mit Schönheit (ταῦτα δὲ ἡ εὐτυχίη οἱ ἀπερύκει· ἄπηρός [δὲ] ἐστι ἄνουσος ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις εὐειδής). Wenn er nun überdies noch sein Leben wohl beschliessen wird, dann hast du den Mann gefunden, den du suchst;[1] er verdient es, glückselig zu heissen.‘ — Zweierlei, so

[1] Die Worte οὗτος ἐκεῖνος τὸν σὺ ζητέεις bilden ein in sich abgeschlossenes Satzglied, indem die Copula zu οὗτος ἐκεῖνος (genau so wie zu ὅδ' ἐγώ, τόδ' ἐκεῖνο, σὺ κεῖνος u. dgl.) hinzugedacht wird. Vgl. Arist. Poet. c. 4 (1448^{b}, 16—17): — μανθάνειν καὶ συλλογίζεσθαι τί ἕκαστον, οἷον ὅτι οὗτος ἐκεῖνος. Lucian. Somn. c. 11: — ἕκαστος τὸν πλησίον κινήσας δείξει σε τῷ δακτύλῳ, οὗτος ἐκεῖνος λέγων. Derselb. Herodot. s. Aëtion §. 2: — ἐδείκνυτο ἂν τῷ δακτύλῳ· οὗτος ἐκεῖνος, Ἡρόδοτός ἐστιν, ὁ τὰς μάχας κτέ. Man sieht, wie unmotivirt Stein's Bemerkung ‚ἐστί ist von seinem Bezuge gesperrt‘ und wie grundlos seine angebliche Besserung ὁ ὄλβιος statt ὄλβιος ist. — ἄπηρος (in den meisten und besten Handschriften zu ἄπειρος verschrieben und von Heinsius wieder hergestellt) bezeichnet — gleich ὁλόκληρος — den im Vollbesitz seiner Gliedmassen und im Vollgenuss seiner geistigen und leiblichen Fähigkeiten befindlichen Menschen und ist somit das an der Spitze dieser Aufzählung man möchte sagen allein mögliche Wort, das man sehr mit Unrecht um seiner Seltenheit willen angefochten hat. ἀπαθὴς κακῶν muss man, damit es eine Species neben anderen Species und nicht ein allumfassendes Genus bedeute, in eingeschränkterem Sinne als z. B. II, 119, 13; V, 19, 2; VII, 184 in. oder bei Plato Phaedr. 250 C verstehen, wohl von Körperleiden (vgl. ρ, 384: μάντιν ἢ ἰητῆρα κακῶν). Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, dass der εὐτυχής dennoch von einer gelegentlichen ἄτη getroffen wird, ist mehr sprachlicher als sachlicher Art. In Wahrheit vergleicht Herodot nicht sowohl den πλούσιος mit dem εὐτυχής, als den πλοῦτος mit der εὐτυχία. Dass die letztere in keinem einzelnen Falle zu vollständiger Verwirklichung gelangt, dies gesteht er ja alsbald selbst in der rückhaltlosesten Weise (τὰ πάντα μέν νυν ταῦτα συλλαβεῖν ἄνθρωπον ἐόντα ἀδύνατόν ἐστι). Im höchsten Grade ungereimt wäre es hingegen, dem εὐτυχής — wie die gegnerische Auffassung dies erheischt — jede ἐπιθυμία abzusprechen. (Bereits Werfer

scheint es, hat den uralten, schon in der Anführung bei Stobäus (Floril. 105, 63) erkennbaren Missverstand verschuldet: die minder gewöhnliche, aber durch eine Fülle von Beispielen auch bei Herodot gesicherte Verwendung von ‚οὗτος' mit Bezug auf Folgendes (vgl. Stein zu I, 137), und die unerwartete Wendung, mittelst welcher statt der Güter, deren der Glückliche theilhaft wird, die Uebel genannt werden, vor welchen er bewahrt bleibt, woran die zwei positiven Glücksfactoren, die Solon namhaft macht, nicht ohne eine kleine Unregelmässigkeit sich anschliessen.

Die ganze Stelle ist auch darum so interessant, weil sie wohl die älteste Anwendung der von J. St. Mill so genannten Differenz-Methode auf moralische Gegenstände enthält. Herodot will die damals viel verhandelte Frage über den relativen Werth der Lebensgüter (man vergleiche vor Allem die auffallend ähnliche Erörterung bei Euripides frg. 287) durch ein ideales Experiment entscheiden. Auf der einen Seite steht der Reichthum, zur höchsten Potenz erhoben und von seinen natürlichen Consequenzen begleitet, aber losgelöst von allen sonstigen Glücksgütern; auf der anderen Seite der Inbegriff der übrigen Glücksgaben: leibliche und geistige Integrität, Gesundheit, Schönheit, Kindersegen (nicht blos der quantitative) — und nun wird aus dieser Gegenüberstellung die Bilanz gezogen. In methodischer Beziehung mag man Platos, freilich ungleich geist- und lebensvolleres Experiment mit dem unsichtbar machenden Ring des Gyges in der Republik vergleichen.

Die der irrigen Auffassung des Zusammenhanges entstammende Einschiebung eines δέ lässt sich in unserem Texte, falls ich nicht irre, noch mehrmals nachweisen, am sichersten wohl VIII, 137: ἦσαν γὰρ τὸ πάλαι καὶ αἱ τυραννίδες τῶν ανθρώπων ἀσθενέες χρήμασι, οὐ μοῦνον ὁ δῆμος· ἡ [δὲ] γυνὴ τοῦ βασιλέος αὐτὴ τὰ σιτία σφι ἔπεσσε. Stein hat hier durch eine Umstellung helfen wollen, welche eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des herodoteischen Sprachgebrauchs einfach wegwischt: die Voranstellung des begründenden Nebensatzes, gleichviel ob der Hauptsatz mit einem καί, δέ oder ἀλλά an das frühere angeknüpft

wollte, wie seine Andeutung Acta monac. I, 98—99 lehrt, ταῦτα auf das folgende beziehen; doch hat er diese Auffassung weder begründet noch in ihre Consequenzen verfolgt.)

wird, oder ob, wie an unserer Stelle, jede solche Verbindung mangelt (vgl. Valckenaer ad loc.). Beispiele des letzteren und selteneren Falles bieten IV, 162, 2: τοῦτο ἐπὶ παντὶ γὰρ τῷ διδομένῳ ἔλεγε, τελευταῖόν οἱ ἐξέπεμψε δῶρον κτέ. oder VIII, 94, 24: ταῦτα λεγόντων ἀπιστέειν γὰρ τὸν Ἀδείμαντον, αὖτις τάδε λέγειν κτέ.[1] — Missverstanden ward m. E. diese Construction, ohne dass jedoch mehr als die Interpunction darunter gelitten hätte, auch I, 112, 17 ff., wo ich die Sätze wie folgt zu verbinden empfehle: ἐπεὶ τοίνυν οὐ δύναμαί σε πείθειν μὴ ἐκθεῖναι, σὺ δὲ ὧδε ποίησον· εἰ δὴ πᾶσά γε (γε Gaisf., Bekk. mit den besten Handschriften) ἀνάγκη ὀφθῆναι ἐκκείμενον,[2] τέτοκα γὰρ καὶ ἐγώ, τέτοκα δὲ τεθνεός, τοῦτο μὲν φέρων πρόθες, τὸν δὲ τῆς Ἀστυάγεος θυγατρὸς παῖδα ὡς ἐξ ἡμέων ἐόντα τρέφωμεν.

I, 38 spricht Krösus zu Atys: εἷς γάρ μοι μοῦνος τυγχάνεις ἐὼν παῖς· τὸν γὰρ δὴ ἕτερον διεφθαρμένον τὴν ἀκοὴν οὐκ εἶναί μοι λογίζομαι. Es ist traurig, dass man wieder die Feder ergreifen muss, um die von Reiz vorgeschlagene Tilgung der durchschossenen Worte von Neuem zu empfehlen. Freilich brauchte ‚die Sage‘ es nicht zu achten, dass ‚der bisher taubstumme Sohn‘ des Krösus bei der Einnahme von Sardis, als er vor Schreck und Aufregung die Sprache gewinnt, ‚sofort dem Perser verständlich spricht und den Namen seines Vaters‘ weiss (Stein zu I, 85). Allein Herodot kennt ihn eben nur als stumm. Er nennt ihn I, 84 τὰ μὲν ἄλλα ἐπιεικής, ἄφωνος δὲ und wieder 85 ὁ δὲ παῖς οὗτος ὁ ἄφωνος, desgleichen 34 τῶν οὕτερος μὲν διέφθαρτο, ἦν γὰρ δὴ κωφός, was (wie der Orakelvers[3]

---

[1] Andere Beispiele siehe bei Melander, De anacoluthis Herodoteis p. 54—55.

[2] An der Stelle, wo der Hirt den Befehl empfängt, das Leben des kleinen Cyrus unter keinen Umständen zu verschonen, liest man (I, 110 fin.): ἢν μὴ ἀποκτείνῃς αὐτὸ ἀλλά τεῳ τρόπῳ περιποιήσῃ —. Nicht quodam modo, sondern quocunque modo verlangt jedoch der Zusammenhang (anyhow übersetzt Rawlinson mit Recht). Also: ἀλλ' ὅτεῳ τρόπῳ wie II, 121, 3: ὅτεῳ τρόπῳ δύναται —.

[3] Als ein Curiosum mag es gelten, dass Stein auch bei dieser Stelle an der Bedeutung taubgeboren, d. h. taubstumm, festhält und den Vers nunmehr wirklich so übersetzt, wie ich Zeitschr. f. österr. Gymn. 1857, 445, um seine Auffassung ad absurdum zu führen, scherzhaft empfohlen hatte. Oder vielmehr womöglich noch verkehrter, nämlich nicht: ‚Und den Tauben vernehm ich‘ — sondern: ‚Merk' den Gedanken des Tauben und höre die Sprache des Stummen.‘ In Wahrheit bedeutet

καὶ κωφοῦ συνίημι καὶ οὐ φωνεῦντος ἀκούω Cap. 47, 2 lehrt) auch bei Herodot wie sonst mehrfach ‚stumm‘, nicht ‚taub‘ bedeutet; und endlich musste denn der Vater dem Sohne erst sagen, welches das Gebrechen seines Bruders sei, ja kam es denn in diesem Zusammenhange überhaupt darauf an und nicht vielmehr blos darauf, dass der unglückliche Prinz διεφθαρμένος und nicht ὁλόκληρος sei? Nicht weil er taub oder stumm oder auch taubstumm, sondern weil er ein Krüppel und somit zur Uebernahme der Regierung unfähig ist, darum zählt er dem königlichen Vater so wenig, als ob er nicht vorhanden wäre.

Der Satz, in welchem Herodot sein Befremden über die plumpe List ausspricht, mittelst welcher Peisistratos seine Rückkehr nach Athen bewerkstelligt hat, 60, 10 ff., scheint sich mir ohne Annahme einer Lücke jeder verständlichen Deutung zu entziehen. Denn die geistige Ueberlegenheit der damaligen Griechen über Nichtgriechen und der Athener über die sonstigen Griechen macht jenen Vorgang zwar erstaunlicher oder wenn man will unbegreiflicher, aber nicht einfältiger[1] als er an sich ist, und somit vermag ich nicht abzusehen, wie der Hinweis auf jene Thatsachen das Urtheil εὐηθέστατον — μακρῷ irgend zu begründen im Stande ist. Und pflegt sich denn unser Geschichtschreiber sonst so unbeholfen auszudrücken, wie es hier der Fall ist: μηχανέονται — πρῆγμα εὐηθέστατον — εἰ καὶ τότε — μηχανέονται τοιάδε? Es muss ein kleines Satzglied ausgefallen sein, welches eben der Verwunderung des Historikers directen Ausdruck lieh. Ich setze ein solches beispielsweise ein: — μηχανέονται δὴ ἐπὶ τῇ κατόδῳ πρῆγμα εὐηθέστατον, ὡς ἐγὼ εὑρίσκω, μακρῷ. ⟨θῶυμα γάρ μοι⟩, ἐπεί γε ἀπεκρίθη ἐκ παλαιτέρου τοῦ βαρβάρου [ἔθ-

---

der Orakelvers, ohne jeden Pleonasmus: ‚Ich verstehe das Lallen des Stummen und ich höre den, der keinen Ton von sich gibt.‘ Ebenso werden συνίημι und ἀκούω verbunden bei Hippocr. VIII, 671 Littré: — καὶ μὴ ἀκούων, μηδὲ ξυνιείς, θανατώδης; oder bei Demosth. Midian. §. 50: εἰ ταῦτ᾽ ἀκούσαιεν καὶ συνεῖεν οἱ βάρβαροι. Die unarticulirten Laute des Stummen sind ebenso wenig συνετά, wie es die articulirte Rede eines Fremdsprachigen ist; vgl. Herod. II, 57, 8.

[1] Freilich mag man eine Speculation auf die Unbildung oder Leichtgläubigkeit eines Volkes um so einfältiger und abgeschmackter nennen, je weniger jene Voraussetzung zutrifft. Doch kann dies nur dann geschehen, wenn der Versuch erfolglos geblieben war, was hier eben nicht der Fall ist.

νεος][1] τὸ Ἑλληνικὸν ἐὸν καὶ δεξιώτερον καὶ εὐηθείης ἠλιθίου ἀπηλλαγμένον μᾶλλον, εἰ καὶ τότε γε οὗτοι ἐν Ἀθηναίοισι τοῖσι πρώτοισι λεγομένοισι εἶναι Ἑλλήνων σοφίην μηχανέονται τοιάδε. Vgl. IX, 65, 4: θῶυμα δέ μοι ὅκως — οὐδὲ εἷς ἐφάνη τῶν Περσέων κτέ. (oder VI, 123, 17 θῶυμα ὦν μοι κτέ.) Zur Verbindung von θωυμάζω und dergleichen mit εἰ (z. B. VIII, 8, 1 θωυμάζω δὲ εἰ τὰ λεγόμενά ἐστι ἀληθέα) mag man die analogen Wendungen der englischen Sprache vergleichen: I marvel oder I wonder how, why u. s. w., was ebenfalls heisst: ich staune und frage mich wie, warum u. s. w. Diese Ausdrucksweise ist bei Herodot mehrfach verkannt worden, so IV, 30 in.: θωυμάζω δὲ — ὅτι (lies ὅ τι) ἐν τῇ Ἠλείῃ πάσῃ χώρῃ οὐ δυνέαται γίνεσθαι ἡμίονοι. Denn die Verbindung θωυμάζω ὅτι wird man bei unserem Autor vergebens suchen, hingegen entspricht dieser Stelle aufs Genaueste VIII, 65, 15: ἀποθωυμάζειν τέ σφεας τὸν κονιορτὸν ὅτεών κοτε εἴη ἀνθρώπων. — Ueblere Folgen als hier hat das Missverständniss VII, 125 fin. gehabt, wo es die Interpunction gestört und (irre ich nicht) auch eine Interpolation veranlasst hat. Ich lese: θωυμάζω δὲ τὸ αἴτιον ὅ τι κοτέ ἦν, τῶν ἄλλων [τὸ ἀναγκάζον] ἀπεχομένους τοὺς λέοντας τῇσι καμήλοισι ἐπιτίθεσθαι —. ‚Ich frage mich verwundert, was wohl die Ursache gewesen sein mag, dass' u. s. w. Gleichfalls sprachwidrig oder doch dem herodoteischen Sprachgebrauch zuwiderlaufend ist die Verbindung von θῶυμα ποιέεσθαι mit περί c. gen., wie sie an einer mehrfach interpolirten und irrig gelesenen Stelle begegnet, die ich daher lieber zum grösseren Theil hieher setze; III, 22 fin. sqq.: πρὸς ταῦτα ὁ Αἰθίοψ οὐδὲν ἔφη (so statt ἔφη οὐδὲν SVR) θωυμάζειν εἰ σιτεόμενοι κόπρον ἔτεα ὀλίγα ζώουσι· οὐδὲ γὰρ ἂν τοσαῦτα ζώειν δύνασθαί σφεας (statt δ. ζ. σφ. SVR), εἰ μὴ τῷ πόματι ἀνέφερον, φράζων [τοῖσι Ἰχθυοφάγοισι secl. Krüger] τὸν οἶνον·

[1] τὸ βάρβαρον ἔθνος kann unmöglich das gesammte barbarische Wesen bezeichnen, welches hier dem ganzen hellenischen (τὸ Ἑλληνικόν z. B. I, 4 fin.; I, 58 in. u. s. w., ebenso τὸ Πελασγικόν I 57, 6) entgegengesetzt wird. τὸ βάρβαρον gebraucht genau so unser Autor VIII, 19, 18, desgleichen Dionys. Halic. (Antiquit. rom. I, 12 = I, 15, 22 Kiessl.), der Nachahmer Herodots, der I, 29 ein Stück aus den unmittelbar vorhergehenden Capiteln 57—58 anführt. Beiläufig, Sauppe's Verbesserung der wichtigen Stelle I, 58, 15—16, lässt sich wohl zugleich etwas sprachgemässer und minder gewaltsam also gestalten: — αὔξηται ἐς πλῆθος ἐθνέων πολλῶν, τῶν ⟨Πελασγῶν⟩ μάλιστα προσκεχωρηκότων κτέ. Zu πλῆθος ἐθνέων πολλῶν vgl. I, 66, 15: καὶ πλήθεϊ οὐκ ὀλίγων ἀνδρῶν.

τοῦτο [1] γὰρ ἑωυτοὺς ὑπὸ Περσέων ἑσσοῦσθαι. ἀντειρομένων δὲ [τὸν βασιλέα om. SVR] τῶν Ἰχθυοφάγων — —. θῶυμα δὲ ποιευμένων τῶν κατασκόπων [περὶ τῶν ἐτέων] κτέ.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück. I, 73, 21: οἱ δὲ ταῦτα πρὸς Κυαξάρεω παθόντες, ὥστε ἀνάξια σφέων αὐτῶν πεπονθότες, ἐβούλευσαν κτέ. Nicht ein Urtheil des Historikers über die den Skythen widerfahrene Unbill — und nur dieses könnte ὥστε (= ἅτε) aussprechen — sondern ihre eigene Empfindung muss hier zum Ausdruck gelangen, um die daraus entspringende Handlung zu motiviren. Man lese also ὥς γε, wie es in ganz ähnlichem Zusammenhange heisst: ὁ δὲ ἐπείτε μετείθη τάχιστα, ὥς γε δὴ ἀνάξια ἑωυτοῦ παθών, κτέ. (I, 114, 24, vgl. auch IX, 37, 17 und Schweighäuser's Besserung zu II, 10, 8). Dass Τ und Γ in der Ur-Handschrift leicht verwechselt wurden, kann auch eine andere Stelle lehren, die bis auf ein Wort bei Stein in Ordnung gebracht ist, nämlich II, 22, 19—21: κῶς ὦν δῆτα ῥέοι ἂν ἀπὸ χιόνος (der Nil), ἀπὸ τῶν θερμοτάτων ῥέων ἐς τὰ ψυχρότερα γῶν τὰ πολλά ἐστι; Ich stelle γῶν aus τῶν her, welches Stein tilgt, obgleich es von beiden hier weit auseinander gehenden Handschriften-Classen dargeboten wird und, da es die Construction nur verwirrt, nicht wohl absichtlich eingeschoben sein kann. Die abschwächende Partikel ist hingegen sehr wohl an ihrem Platz: ‚Wie sollte der Nil von Schnee her fliessen, da er aus den allerheissesten Erdstrichen in solche fliesst, die (zwar nichts weniger als kalt, aber) mindestens doch zum grossen Theile kälter (und nichts destoweniger völlig schneelos) sind?‘ Man bedenke, dass von Nubien und Egypten die Rede ist.[2]

I, 77, 15 erscheint in der Handschriften-Familie, welche ich die erste nenne, eine jener vollständig sinnlosen Lesarten, unter denen sich so oft das Ursprüngliche zu verbergen liebt. Krösus und Cyrus hatten in heissem, aber ergebnisslosem

---

[1] Nach Gaisford wird das minder elegante τούτῳ nur von drei Handschriften, dem Schellershemianus oder Florentinus (Stein's C) und zwei Parisini geboten, nach Stein hingegen (dessen wunderliche Methode der Varianten-Angabe wir sattsam kennen lernten) ist τοῦτο vom Vaticanus und der Aldina allein bezeugt. Jedenfalls bietet es der Vindobonensis.

[2] Verwechslungen von τε und γε sind in unserem Text schon vielfach nachgewiesen worden. Sollte nicht auch III, 35, 17 zu schreiben sein: ὡς μὲν ἐγώ τε (so Dobree und Bekk. statt ἔγωγε) οὐ μαίνομαί γε (τε SV) Πέρσαι τε παραφρονέουσι κτέ.?

Kampfe mit einander gerungen, bis die einbrechende Nacht die Streitenden trennte. Am nächsten Tage trat Krösus in der Absicht, seine unzulänglichen Streitkräfte zu verstärken, den Rückzug an, da Cyrus ihn nicht angriff. Nein! — da er ihn ‚nicht wieder angriff' (Stein), ‚nicht wieder herankam' (Lange), ‚did not repeat the attack' (Rawlinson), wie die Natur der Sache zu übersetzen zwingt; allein der gangbare Text erhebt dagegen Einsprache, denn aus seinem ὡς τῇ ὑστεραίῃ οὐκ ἐπειρᾶτο ἐπιὼν ὁ Κῦρος lässt sich unmöglich etwas Derartiges herauslesen. In SVR hingegen liest man statt ἐπιὼν vielmehr ἔτι μένειν, d. h., wenn nicht Alles täuscht: ἐπανελθεῖν! (Aus ЄΠΑΝЄΛΘЄΙΝ ward ЄΤΙΜЄΝЄΙΝ; die falsche Lesung ЄΤΙ statt ЄΠ begegnet in der ersten Handschriften-Classe auch III, 78, 13, wo R und S ἔτι ἑστεὼς, V mit ausnahmsweise weiter greifender Verderbniss ἔστι ἑστεὼς bieten statt ἐπεστεὼς; desgleichen zeigt der öfter vorgekommene Ausfall einzelner Buchstaben, dass der Stammcodex gedrängt geschrieben war und die Lesart ἐπιέμενον [in R] statt ἐπιθέμενον [III, 63, 10] weist auf eben das schmale θ hin, welches unsere Voraussetzung hier erfordert.) Schliesslich mag Schweighäuser's Lexikon lehren, dass die Verbindung von πειρᾶσθαι mit dem Infinitiv bei Herodot nicht seltener ist als jene mit dem Particip. Dass aber der Redacteur des Textes der zweiten Handschriften-Classe ohne Rücksicht auf die wirren Zeichen, die der Archetypus darbieten mochte, das halbwegs passende ἐπιὼν schrieb, dies stimmt vortrefflich zu der Vorstellung, die wir uns von diesem dreisten, aber keineswegs ungeschickten Kritikaster bilden müssen.

I, 94 fin.: ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι αὐτοὺς ἐπὶ τοῦ βασιλέος τοῦ παιδός, ὅς σφεας ἀνήγαγε, ἐπὶ τούτου τὴν ἐπωνυμίην ποιευμένους, [ὀνομασθῆναι] Τυρσηνούς. Dass der Satz so zu interpungiren ist, hat Herold (a. a. O. S. 436) in einer Darlegung erwiesen, die darum nicht weniger überzeugend ist, weil sie die jüngsten Herausgeber nicht überzeugt hat. Dieselben gehen wieder hinter Herold zurück — indem sie den einheitlichen Satz durch stärkere Interpunction hinter ἀνήγαγε in zwei Hälften zerreissen — statt über denselben hinauszuschreiten. Denn ὀνομασθῆναι ist sicherlich zu tilgen, da es das eng zusammengehörige ἀντὶ δὲ Λυδῶν μετονομασθῆναι Τυρσηνοὺς ‚statt Lyder zu heissen, hiessen sie nunmehr Tyrrhener' auseinander zerrt und jede legitime Con-

struction unmöglich macht. Man vergleiche IV, 155, 10: Βάττος δὲ μετωνομάσθη, was ja gleichfalls besagt ‚er wurde zu Battos umgetauft', oder VIII, 44, 27 (worauf Herold selbst verwies): Ἀθηναῖοι μετωνομάσθησαν ‚sie veränderten ihren Namen und hiessen fortan Athener', oder auch Antiochos von Syrakus bei Dionys. Halic. Antiquit. rom. I, 12 (I, 15, 25 Kiessl.): ἀφ' οὗ μετωνομάσθησαν Ἰταλοί.[1] In ähnlich brachylogischer Weise werden auch andere Verba gebraucht, wie ἐπανορθοῦσθαι, μετατίθεσθαι, ἐλέγχειν (vgl. Stallbaum zu Plato's Euthyphro 9 D). An all' diesen Irrungen ist der kleine Zwischensatz ὅς σφεας ἀνήγαγε allein schuld, da er ‚die nachdrückliche Wiederholung des Satzgliedes, zu dessen näherer Bestimmung er dient, durch das Demonstrativum veranlasste' (Herold). Die gleiche Ursache und die gleiche Wirkung wird uns noch einmal (zu III, 97) begegnen.

Habe ich Unrecht, einen Scrupel nicht verwinden zu können, der mir bei der Lectüre von I, 105 (fin.) immer wieder von Neuem aufsteigt? Die Erzählung von der Plünderung des uralten Heiligthums zu Askalon durch die Skythen und der göttlichen Ahndung dieses Frevels, der Verhängung der θήλεα νοῦσος über die Plünderer und ihre Nachkommen, schliesst mit den Worten: ὥστε ἅμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφεας νοσέειν καὶ ὁρᾶν παρ' ἑωυτοῖσι τοὺς ἀπικνεομένους ἐς τὴν Σκυθικὴν χώρην ὡς διακέαται τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι. Ich komme über das folgende Dilemma nicht hinaus: Entweder Herodot hält seine skythischen Berichterstatter für vollkommen verlässliche und auch seinen Lesern gegenüber für ausreichende Zeugen; warum legt er ihnen dann jenen Appell an das Zeugniss der ihr Land besuchenden Fremden in den Mund? Oder es steht anders; warum beruft er sich dann, da er ja doch Skythien selbst bereist hat (vgl. insbesondere IV, 81—82) und überdies am Pontus die reichhaltigsten und genauesten Erkundigungen über Land und Leute einziehen konnte, nicht auf die eigene Autopsie oder auf das directe Zeugniss seiner Landsleute? Kurz, was soll diese Bekräftigung, die keine solche ist — was die mittelbare Beglaubigung einer Nachricht dort, wo

[1] Beiläufig, ebendaselbst Z. 28 muss man lesen: οὕτω δὴ (nicht δὲ, da aus dem Vorhergehenden das Facit gezogen wird) Σικελοὶ καὶ Μόργητες ἐγένοντο κτέ.; desgleichen ist Z. 21 nach τὰ πιστότατα καὶ σαφέστατα offenbar ein Particip ausgefallen, etwa συνθεὶς oder ἐκλεξάμενος.

eine unmittelbare so leicht zu erreichen war? Und nicht nur erreichbar war dieselbe, sondern Herodot hat sie zweifelsohne wirklich erreicht, da er an einer späteren Stelle (IV, 67) die Enareer nicht im Mindesten als problematische Wesen betrachtet und über ein Detail ihrer Lebensweise ganz und gar nicht wie nach unsicherem Hörensagen berichtet. Ich vermuthe daher, dass der Text hier schweren Schaden gelitten und ursprünglich wie folgt gelautet hat: ὥστε ἅμα λέγουσί τε οἱ Σκύθαι διὰ τοῦτό σφεας νοσέειν καὶ ὁρᾶν πάρεστι τοῖσι ἀπικνεομένοισι ἐς τὴν Σκυθικὴν χώρην κτέ. Die Aussage der Skythen über die einstige Entstehung der Krankheit und der Augenschein, welcher ihr gegenwärtiges Dasein bekundet, treten — sich wechselseitig stützend und erklärend — neben einander.[1] Wie überrascht war ich einstens, aus Rawlinson's Uebertragung zu ersehen, dass er die Stelle fast genau so wiedergegeben hat, als stünde sie ihm in der von mir vermutheten Gestalt vor Augen (vgl. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 820), nämlich also: ‚They

[1] Ich berufe mich zur Bestätigung meiner Vermuthung nicht auf die Stellung von τέ nach λέγουσι, denn an Beispielen derartiger Hyperbata fehlt es keineswegs bei Herodot (vgl. Stein zu I, 207). Wohl aber war es an sich wenig wahrscheinlich, dass der Relativsatz τοὺς καλέουσι Ἐνάρεας οἱ Σκύθαι von einem Hauptsatze abhängen sollte, in welchem οἱ Σκύθαι gleichfalls das Subject ist: ‚die Skythen sagen . . . dass man bei ihnen jene Menschen antrifft, welche die Skythen Enareer nennen'. Und dieser sprachliche Anstoss, den ich wenigstens nicht wegzuräumen weiss, nöthigt mich an meiner Hypothese festzuhalten, während meine sonstigen ἀπορίαι sich vielleicht (wie ich nicht verhehlen will) durch eine noch weniger gewaltsame λύσις beseitigen liessen. Man könnte nämlich im Uebrigen die überlieferte Textesgestalt durch eine nicht allzu gewagte Annahme zu rechtfertigen versuchen. Man brauchte blos vorauszusetzen, dass Herodot, als er jene Worte schrieb, seine Pontusreise noch nicht gemacht hatte und es späterhin nicht der Mühe werth fand, die Stelle zu ändern. Verfasste er, wie ich mit Kirchhoff glaube, die ersten Bücher zu Athen, so mochte etwa die dortige Polizei-Wachtstube der Ort sein, wo er seine ersten Erkundigungen über Skythien einzog, und Mitglieder des Corps der Speusinier könnten es gewesen sein, welche die Wahrheit ihrer Erzählung von dem göttlichen Strafgericht zu Askalon durch die Versicherung besiegelten: man brauche nur ihr Land zu besuchen, um sich von dem wirklichen Vorhandensein der Enareer zu überzeugen. Unter dieser oder einer ähnlichen Voraussetzung verlöre unser Einwurf: ‚τί μαρτύρων | ἄλλων ἀκούειν δεῖ μ' ἅ γ' εἰσορᾶν πάρα;' (Orest. 532—533) allerdings seine Geltung.

themselves confess that they are afflicted with the disease for this reason, and travellers who visit Scythia can see what a sort of disease it is. Those who suffer from it are called Enarees.‘

Und da ich einmal der skythischen Enareer gedenken musste, so will ich nicht von ihnen scheiden, ohne die alte Mähre, dass das skythische Wort ‚von Hippokrates durch ἀνανδριής übersetzt‘ sei (so Stein, aber auch viele Andere), hoffentlich für immer zu beseitigen. ἀνανδριής ist weder ein griechisches Wort, noch in irgend welcher zulässigen Weise gebildet; und seit wann bedient man sich denn zu Uebersetzungszwecken einer Neubildung, auch einer statthaften, dort wo der gangbare Sprachschatz uns mit einer vollkommen ausreichenden Bezeichnung versieht? Warum übertrug der Vater der Heilkunst das skythische Wort nicht durch ἄνανδροι statt zu dem abenteuerlichen ἀνανδριεῖς zu greifen? Aber er wollte überhaupt nicht übersetzen, sondern die fremdländische Benennung, wie er mit sonnenklarer Deutlichkeit sagt (καλεῦνταί τε), seinen Lesern mittheilen. Woher stammen also die ἀνανδριεῖς, die man im hippokratischen Texte findet? Auf richtiger Fährte war einzig und allein Karl Neumann, als er die Vermuthung aussprach, ‚die Abschreiber‘ hätten ‚das ihnen unbekannte barbarische Wort dem Sinne nach gräcisirt, ohne ihm eine vollkommen griechische Form zu geben‘ (Die Hellenen im Skythenlande 162, Anm. 2). Was steht aber in Wahrheit in den besten unter den wenigen Handschriften, durch welche uns das Buch περὶ ἀέρων, ὑδάτων καὶ τόπων überliefert ist? Der Parisinus 2146, der Vaticanus 276 und der Monacensis 71 (über den ersten berichte ich nach Littré, über den zweiten nach Autopsie und über den dritten nach W. Meyers freundlicher Mittheilung) — also drei Vertreter der besseren Handschriften-Familie (vgl. Kühlewein im Hermes 18, 17) — bieten überhaupt nicht ἀνανδριεῖς, sondern ἀνδριεῖς. Man schreibe ἀναριεῖς und die Finsterniss ist in Licht verwandelt! Der nur im Ausgang leicht gräcisirte arische Name der skythischen ‚Unmänner‘ — vielleicht der klarste Beleg für die Richtigkeit von Müllenhoff's Skythen-Hypothese — tritt hier vermöge des unversehrten privativen ‚a‘ noch deutlicher hervor als in der bei Herodot erhaltenen Wortform (vgl. Zeuss bei Neumann, S. 163). Der für die Sprachge-

schichte und Ethnographie so belangreiche Satz des Hippokrates aber muss, wie ich denke, also gelesen werden (de aer. aqu. et loc. §. 22 in.): Ἔτι τε πρὸς τούτοισι εὐνουχίαι γίνονται οἱ πλεῖστοι ἐν Σκύθῃσι, καὶ γυναικήια ἐργάζονται, καὶ ὡς αἱ γυναῖκες ⟨διαιτέονται⟩, διαλέγονταί τε ὁμοίως· καλεῦνταί τε οἱ τοιοῦτοι Ἀναριεῖς.

I, 122 fin.: οἱ δὲ τοκέες — κατέβαλον φάτιν, ὡς ἐκκείμενον Κῦρον κύων ἐξέθρεψε. Nicht ohne Kopfschütteln kann man die Bemerkungen neuerer Erklärer zu dieser Stelle lesen. Krüger: ‚κατέβαλον, begründeten, ungewöhnlich so'; Stein: ‚legten den Grund zu der Sage, waren ihre Urheber, κατεφήμιζον'. Was mag wohl diese Interpreten bewogen haben von der alten, dem Zusammenhange allein gemässen Auffassung abzuweichen (Valla: divulgarunt; Schweighäuser: sparserunt famam; Lange: verbreiteten das Gerücht; aber auch Rawlinson: spread the report)? Offenbar nichts Anderes als die mangelnde Einsicht in den Process, durch welchen καταβάλλω die hier erforderliche Bedeutung erlangt hat. Und doch ist die Sache einfach genug, obgleich auch die Wörterbücher hierüber hartnäckig schweigen. Das Lexicon Vindobon. (pag. 105, 17 Nauck) bemerkt zu unserem Verbum: καταβάλλει τὸν πολέμιον καὶ καταβάλλει τὰ σπέρματα, eine Gebrauchsweise, für welche der Thesaurus allerdings nur eine einzige Stelle eines Kirchenschriftstellers anführt, die in Wahrheit jedoch in allen Epochen der griechischen Sprache nachweisbar ist. Ich citire das Wenige, was mir eben zur Hand ist:

Plato Theaetet. 149 E: εἰς ποίαν γῆν ποῖον φυτόν τε καὶ σπέρμα καταβλητέον —.

Arist. Problem. κ, 12 (924ª 3): πολλοὶ γὰρ πεπείρανται καὶ ῥίζας μεταφέροντες καὶ σπέρματα καταβάλλοντες —.

Pseudo-Arist. de mirab. auscult. 80 (836ª 20—21): καὶ τοὺς καρποὺς αὐτοῖς τὴν γῆν πολλαπλασίους ἀνίεσθαι τῶν καταβαλλομένων —.

Theopomp. frg. 143 (C. Müller): ὡς ἐκείνους τὸν καρπὸν τὸν Δημήτριον μὴ ἀνορύττειν καταβληθέντα εἰς τὴν γῆν —.

Demosthen. c. Timocrat. §. 154: ἀλλ' οὐδὲ σπέρμα δεῖ καταβάλλειν τῶν τοιούτων πραγμάτων —.

Telephus Pergam. (τεχν. συναγ. 211 Speng.): καὶ ὅτι Ὅμηρος τὰ σπέρματα τῆς τέχνης κατέβαλεν —.

Clem. Alex. Strom. II, 23 (p. 506 Pott.): καταβαλλομένων σπερμάτων — — καταβάλλουσι τὰ σπέρματα οἱ γεωργοί. Longus Pastoral. III, 30 (165, 26 Herch.): ὅτι μικροῦ δεῖν ὀλιγώτερα ἦν τῶν καταβληθέντων σπερμάτων —.

Ist es da zu verwundern, wenn an dem Verbum die Bedeutung des Ausstreuens, Verbreitens haften blieb, so dass Aristoteles von καταβεβλημέναι μαθήσεις, καταβεβλημένα παιδεύματα im Sinne der allgemein verbreiteten, Jedermann geläufigen Kenntnisse und Bildungsmittel spricht (siehe Bonitzen's Index), und Plato von dem was alle Welt las und kannte, von den populärsten Büchern seiner Zeit, den protagoreischen Gelegenheitsschriften sagt: δεδημοσιωμένα που καταβέβληται (Sophist. 232 D), wo übrigens Schleiermacher mit seinem ‚das liegt öffentlich bekannt gemacht . . . da', desgleichen H. Müller (‚in veröffentlichten Schriften niedergelegt') die Bedeutungs-Nüance ganz erstaunlich verfehlt haben.

Thut es Noth daran zu erinnern, dass σπείρω in diesen und ähnlichen Verbindungen genau so gebraucht wird wie σκεδάννυμι? Man vergleiche, falls dies erforderlich scheint, Xen. Cyrop. V, 2, 30: καὶ οὗτος ὁ λόγος πολὺς ἤδη ἔσπαρται mit Herod. IV, 147: ἐσκεδασμένου δὲ ἤδη τοῦ λόγου oder Plato Minos 320 D: αὕτη ἡ φήμη κατεσκέδασται mit Eurip. frg. 229: ὡς ὁ πλεῖστος ἔσπαρται λόγος (vgl. auch Herod. VII, 107, 18 oder Sophocl. frg. 587 und Electr. 642, gleichwie Aristot. Poet. 1457 ᵇ 26 ff.). Eine vollständig zutreffende Parallele zu unserer Stelle bietet endlich ein Scholion zu Pindar Nem. VIII, 20 = 32 Böckh: πολλαὶ οὖν, φησί, περὶ τοῦ Κινύρου καταβέβληνται ἱστορίαι καὶ διάφοροι.

I, 139, 16: τὰ οὐνόματά σφι ἐόντα ὅμοια τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ τελευτῶσι πάντα ἐς τὠυτὸ γράμμα κτέ. Von dem ersten Theil dieser Bemerkung gilt noch immer das Wort, mit welchem Schweighäuser seine weitläufige Erörterung der Stelle beschliesst: ‚caeterum uberiorem etiam nunc lucem locus hic videtur desiderare'. Denn die bisherigen Erläuterungen derselben stellen unsere Glaubenskraft auf eine gar harte Probe. Herodot soll hier — dies ist die gemeinsame Voraussetzung aller Uebersetzer und Erklärer — von der etymologischen Bedeutung der persischen Personennamen sprechen. Nun frage ich nicht, ob es von vornherein wahrscheinlich ist, dass unser Geschichtschreiber eine so tiefe Kenntniss der persischen Sprache besass

oder auch nur zu besitzen glauben konnte, um solch' einen etymologischen Versuch zu wagen, er, der durch seine unmittelbar folgende Aeusserung über den gleichen Ausgang aller Persernamen (wie man jetzt allgemein annimmt) den Beweis liefert, dass er dieselben nur in ihrer gräcisirten Gestalt gekannt hat.[1] Ich frage nur, was der Satz unter jener Voraussetzung bedeuten soll. Und da trifft es sich jedenfalls seltsam, dass die Uebertragung dieser Worte um so ungereimter ausfällt, je getreuer sie ist, und einen Schein von Sinn und Berechtigung nur dann gewinnt, wenn man sich mit ihnen ganz und gar unzulässige Freiheiten gestattet. Zur ersten Kategorie gehört Lange's Uebersetzung: ‚die da hergenommen sind von dem Leibe oder der Pracht'! Am andern Ende der Reihe steht Rawlinson's Deutungsversuch: ‚their names which are expressive of some bodily or mental excellence'. Und doch muss auch Rawlinson sofort in einer Anmerkung bekennen, dass die Gewalt, die er der Sprache anthut, der Sache wenig frommt; denn nur ‚selten' sei es der Fall, ‚that the etymology can be traced to denote physical or mental qualities'. Und Stein's Wiedergabe mehrerer persischer Namen durch ihre griechischen Aequivalente (wie Φιλάγαθος, Κτήσιππος, Ἡλιόδωρος, Φίλιππος) beweist nur das Eine was sie sicherlich nicht beweisen soll: dass jene Namen durch ihren Bedeutungsgehalt Herodot's Erstaunen unmöglich erregen und weder zu der uns vorliegenden noch zu irgend einer Bemerkung Anlass geben konnten! — Von all' diesen Irrwegen führt uns die einfache Wahrnehmung zurück, dass ὅμοια ἐόντα keineswegs das besagt, was die Interpreten es besagen lassen: ‚die da hergenommen sind' oder die ‚in ihrer Bedeutung entsprechen' u. s. w., sondern: welche ähnlich sind. Und wie können Namen ähnlich sein τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ? Doch wohl nur, indem sie einen gleichartigen Eindruck hervorbringen. Kurz, Herodot, der von den persischen Namen wenig mehr kennt als ihren Klang (und von ihrer äusseren Gestalt handelt ja auch die Haupt-

[1] Vgl. Matzat im Hermes VI, 447. — Auch an das seltsame Versehen, vermöge dessen er den Gott Mithra, durch den scheinbar weiblichen Namensausgang getäuscht, für eine Göttin hielt (I, 131), darf erinnert werden. Vgl. Bréal, De Persicis nominibus apud scriptores graecos (Paris, 1863) p. 5—8.

bemerkung, an welche unsere Notiz als eine durchaus beiläufige und nebensächliche sich anschliesst, wird durch diesen an andere Eigenthümlichkeiten der Perser erinnert. Auf sein Ohr, welches an die lispelnde Sprache seines Volkes gewöhnt ist, machen Namen wie Ariaramnes, Artabazanos, Artaxerxes, Mithrobarzanes, Tanyoxarkes u. s. w. mit ihrem Vocalreichthum und ihrer Consonantenfülle einen ähnlichen Eindruck wie auf uns die Namen spanischer Hidalgos. Und er gibt diesen Eindruck durch eine Bemerkung wieder, welche buchstäblich also zu übersetzen ist: ‚Ihre Namen, welche ähnlich sind ihrem stattlichen Körperwuchs und ihrer sonstigen Pracht, endigen alle auf denselben Buchstaben' u. s. w., oder (in freierer Wiedergabe): ‚Ihre Namen, deren voller Klang ihrem stattlichen Wuchs und ansehnlichen Wesen entspricht' u. s. w. (Die Worte τοῖσι σώμασι καὶ τῇ μεγαλοπρεπείῃ bilden ein Hendiadyoin in dem einzigen Sinne, in welchem ich diese Redefigur überhaupt anzuerkennen vermag, nämlich als eine Verbindung zweier coordinirter Begriffe, deren einer auf den andern bestimmend einwirkt, ohne jedoch in dieser Einwirkung seine volle Kraft zu erschöpfen.) Dass die Perser in der Regel höher gewachsen waren als die Griechen, sagt uns Herodot selbst (VII 103), und wie sie ihr stattliches Ansehen noch durch lange herabwallende Gewänder,[1] durch Stöckel und hohe Filzmützen zu steigern wussten, darüber brauche ich ebenso wenig etwas zu bemerken wie über die sonstige Pracht der Kleidung, der Rüstung, der Pferde und Wagen und des Hausgeräthes dieses damals weltbeherrschenden Volkes und seiner vornehmen Häupter im Gegensatz zu Hellas, welchem ‚πενίη μὲν αἰεί κοτε σύντροφος' ἦν.

---

[1] Darüber und über die, das griechische Auge zugleich blendende und schreckende (s. Her. VI, 112 fin.), medische Tracht überhaupt vgl. nebst Xenoph. Cyrop. VIII, 1, 40—41 die reichlichen Zusammenstellungen bei Brisson, de regio Persarum principatu p. 245 sqq.

IV. SITZUNG VOM 31. JÄNNER 1883.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin wird der IX. Band des Werkes: ‚Politische Correspondenz König Friedrichs II.‘, von Herrn Dr. S. Gelbhaus in Karlstadt seine Schrift: ‚Imre Schefer‘ für die akademische Bibliothek eingesendet.

Von Herrn Dr. Anton Frank, Professor in Reichenberg, wird eine Abhandlung: ‚Ueber den Begriff des Sittlich-Schönen und seine Bedeutung für Schiller's Philosophie‘ mit dem Ersuchen um ihre Aufnahme in die Sitzungsberichte übersendet.

Die Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung zugewiesen.

Das w. M. Herr A. Freiherr von Kremer legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung unter dem Titel: ‚Beiträge zur arabischen Lexikographie‘ vor.

Das c. M. Herr Professor Dr. Otto Hirschfeld überreicht für die Sitzungsberichte: ‚Gallische Studien. I. Die civitates foederatae im Narbonensischen Gallien‘.

Als Mitglieder der Central-Direction der Monumenta Germaniae in Berlin werden die wirklichen Mitglieder Herr Hofrath Sickel und Herr Hofrath Maassen mit einer vierjährigen Functionsdauer seitens der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften neuerlich delegirt.

Auf Antrag der philosophisch-historischen Classe wurde in der Gesammtsitzung am 30. Jänner d. J. von der kaiserlichen Akademie die ihr für das Jahr 1881 zur Verfügung gestellte

Zinsenmasse des Savigny-Stiftungs-Vermögens im Betrage von 4400 Reichsmark dem Herrn Dr. Paul Ewald in Berlin zur Herstellung einer kritischen Ausgabe der sogenannten Avellana, einer Sammlung von Schreiben und Verordnungen römischer Kaiser und Päpste, überwiesen.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Archaeological Survey of India: Report of Tours in the south-eastern Provinces in 1874—1875 and 1875—1876 by J. D. Beglar. Vol. XIII. Calcutta, 1882; 8⁰. — Report of a Tour in the Punjab in 1878—1879 by Alexander Cunningham, C. S. J., C. J. E. Vol. XIV. Calcutta, 1882; 8⁰.

Association, the American philological: Transactions. 1882. Vol. XIII. Cambridge, 1882; 8⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Ausweise über den auswärtigen Handel der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1881. XLII. Jahrgang, I. Abtheilung. Wien, 1882; 4⁰.

— Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1880. III. und IV. Heft. Wien, 1882; 8⁰. — Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr. XXIV. Band, IV. und V. Heft. Wien, 1882; 8⁰.

Genootschap, het Bataviaasch van Kunsten en Wetenschappen: Realia. Register op de generale Resolutiën van het Kasteel Batavia, 1632 bis 1805. I. Deel. Leiden, 1882; 4⁰.

Geschichtsverein und naturhistorisches Landesmuseum in Kärnten: Carinthia. Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung. 72. Jahrgang, 1882. Klagenfurt; 8⁰.

Hamburg: Verhandlungen zwischen Senat und Bürgerschaft im Jahre 1880. Hamburg, 1881; 4⁰.

Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden: Handelingen en Mededeelingen over het Jaar 1882. Leiden, 1882; 8⁰. — Levensberichten der afgestorvene Medeleden. Leiden, 1882; 8⁰.

Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt von Dr. A. Petermann. XXIX. Band, 1883. I. Gotha; 4⁰.

Society, the Asiatic of Bengal: Bibliotheca indica. Old series, Nr. 244. Calcutta, 1882; 8⁰. — New series, Nrs. 473, 475, 476, 484, 485. Calcutta, 1882; 8⁰ und 4⁰.

— The oriental biographical Dictionary, edited under the superintendence of Henry George Keene, M. R. A. S. Calcutta, 1881; 4⁰.

— the royal geographical: Proceedings and monthly record of Geography. Vol. V, Nr. 1. January, 1883. London; 8⁰.

Wissenschaftlicher Club in Wien: Monatsblätter. IV. Jahrgang, Nr. 4 und Ausserordentliche Beilagen Nr. II und III. Wien, 1883; 4⁰.

Beiträge zur arabischen Lexikographie.

Von

A. Freiherrn von Kremer,

wirklichem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Die grosse Arbeit des gelehrten Professors der Hochschule zu Leyden, R. Dozy's: Supplément aux dictionnaires arabes, hat das bleibende Verdienst, einen wichtigen Fortschritt angebahnt zu haben, indem zum ersten Male die Literatur und die Volksdialekte in umfassender Weise zur Bereicherung des Lexikons herangezogen und hiedurch ein bisher ungeahnter Grad von Vollständigkeit in der Beherrschung des lexikographischen Materials erreicht wurde.

Allerdings ist diese Aufgabe eine so grosse und schwierige, dass sie die Kräfte eines Einzelnen übersteigt. Nur der gemeinsamen Arbeit Vieler wird dies gelingen, soweit überhaupt bei der lexikographischen Darstellung einer Sprache, und besonders einer so schwierigen wie der arabischen, eine annähernde Vollständigkeit erreicht werden kann.

Den ersten Beitrag in dieser Richtung lieferte der geheime Hofrath und Professor in Leipzig, Dr. H. L. Fleischer, durch seine Studien über R. Dozy's ‚Supplément aux dictionnaires arabes' in den Berichten der philolog.-hist. Classe der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1881.

Hiedurch angeregt, meine im Laufe vieler Jahre gesammelten Materialien zu sichten, fand ich, dass hieraus eine nicht ganz unbedeutende Nachlese sich zusammenstellen lasse.

Dies geschieht hier für die erste Hälfte des Wortschatzes, indem eine grössere Anzahl von Wortformen gegeben wird, die entweder in den Wörterbüchern fehlen, oder doch ungenügend erklärt worden sind.

Diese Nachträge erstrecken sich auf das gesammte Sprachgebiet von der ältesten classischen Zeit der Sprache bis auf die vulgären Dialekte der Gegenwart. Während die ersteren aus den Literaturwerken gesammelt wurden, sind die letzteren zum grossen Theil aus dem Volksmunde aufgezeichnet und erklärt worden.

Die Benützung europäischer Sammelwerke, Glossare u. s. w. blieb principiell ausgeschlossen. Selbst de Goeje's treffliches Glossar zu den arabischen Geographen, das von Dozy nur zum kleinen Theile herangezogen werden konnte, bleibt bei meinen Nachträgen ausgeschlossen. Es wird die Aufgabe des Bearbeiters eines Nachtragsheftes zu Dozy's Werk sein, das in solchen Arbeiten angesammelte werthvolle Material, das gerade in den letzten Jahren vielfache Bereicherung erfahren hat, zusammenzustellen.[1]

Eine solche compilirende Thätigkeit war nicht meine Aufgabe. Ich beschränkte mich darauf, meine eigenen Sammlungen, von deren Inhalte allerdings Dozy's Werk den bei Weitem grössten Theil entbehrlich gemacht hatte, zu benützen. Nur ein einziges arabisches Sammelwerk habe ich herangezogen, nämlich das Buch: Shifâ' alghalyl fymâ fy kalâm al'arab min aldachyl von Chafâgy. (Ausgabe von Kairo vom Jahre 1282 H.)

Bei den aus gedruckten oder handschriftlichen Werken geschöpften Wortformen ist immer die bezogene Stelle genau angegeben und, da viele dieser Werke schwer zugänglich sind, oft auch noch die betreffende Stelle, wo das Wort vorkommt, angeführt worden.

Ich lasse hier das Verzeichniss der benützten Werke folgen und füge den Titel der im Druck herausgegebenen, dann auch nebst dem Druckort die Jahreszahl bei, da viele seitdem in mehreren Ausgaben erschienen sind.

---

[1] Ich nenne nur Socin's Arbeiten über den Dialekt von Mosul und Mardin in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. XXXVI u. ff. Desselben: Arabische Sprichwörter und Redensarten. Tübingen, 1878. Spitta-Bey's: Grammatik des arabischen Vulgärdialektes von Aegypten. Leipzig, 1880. Desselben: Contes arabes modernes. Leide, 1883. Huart: Notes sur quelques expressions du dialecte arabe de Damas. Journal Asiatique. Janvier, 1883 u. s. w.

Aghâny: Ausgabe von Bulâk. 1285 H.[1]

Anbâry (انبارى): Nozhat al'alibbâ' fy ta'rych al'odabâ': Lithographie. Kairo. 1294 H.

'Antar: Syrat 'Antar. Ausgabe von Beirut. 1871.

'Arâïs: Ḳiṣaṣ al'anbijâ' von T̲a'laby. Kairo. 1282. H. Die Redaction, welche in dieser Ausgabe vorliegt, enthält viele alte dialektische Eigenthümlichkeiten.

Ibn 'Arabshâh: Alta'lyf alzâhir fy shijam almalik alẓâhir . . . . . Aby Sa'yd Gaḳmaḳ. Manuscript meiner Sammlung.

Ash'âr: unter dieser Aufschrift citire ich der Kürze halber ein Manuscript meiner Sammlung, das eine Abschrift aus einem Manuscript der Bibliothek des Khedive ist und im Kataloge die Aufschrift اشعار قديمة trägt. Es ist in Wirklichkeit der zweite Band eines Commentars zum 'Adab alkâtib des Ibn Ḳotaibah und der Verfasser ist ein Philologe der strengen, alten Schule. Der Commentar des Gawâlyḳy ist es nicht.

Aṣma'y: Commentar zu den Gedichten des Ṭarafah und Zohair. Manuscript meiner Sammlung.

'Āt̲âr al'owwal fy tartyb aldowal. Kairo. 1295 H. Verfasst im Jahre 708 H.

Azdy (Abu Ismâ'yl), Ausgabe von W. N. Lees in der Bibliotheca Indica. Calcutta. 1854.

Bâkurah: Albâkurat alsolaimânijjah fy kashf asrâr aldijânat alnoṣairijjah. Beirut.

Bochâry: Ṣaḥyḥ albochâry. Bulâk. 1280 H. Da diese Traditionssammlung in zahlreichen Ausgaben erschienen ist, so bietet die Art und Weise der Citationen einige Schwierigkeit. Ich citire zuerst jede Tradition nach der fortlaufenden Nummer der einzelnen Capitel (bâb), dann aber noch die Nummer der Tradition in jedem einzelnen Buche (kitâb).

Ibn Chaldun: Universalgeschichte, Ausgabe von Bulâḳ. VII Bände. 1284 H.

Ibn Chaldun: Prolégomènes etc. Ausgabe und Uebersetzung von Slane in den Notices et Extraits de la Bibliothèque Impériale, T. XX u. ff.

---

[1] Mit besonderem Danke muss ich hier der Bereitwilligkeit gedenken, mit welcher Dr. Fritz Hommel, Secretär der Hof- und Staatsbibliothek in München, mehrere Stellen des Kitâb alaghâny mit den Handschriften der Münchener Bibliothek verglich.

Fawât: Fawât alwafajât von Ibn Shâkir. Bulâk. Ohne Datum.

Fihrist ed. Flügel.

Gabarty: ʿAgâïb alāṯâr fyltarâgim wal'achbâr. Bulâk. Ohne Datum (der Druck fand im Jahre 1880 statt). Ich benützte für diese Arbeit den zuerst erschienenen IV. Band, den ich mit einem eingeborenen Kairiner las, der alle die oft vorkommenden Localidiotismen mir erklärte. Dort, wo ich Gabarty citire und eine arabische Erklärung beifüge, sind dies die Worte meines Gewährsmannes von Kairo.

Gâḥiẓ: Rasâïl, gesammelte Auszüge aus den Briefen und Abhandlungen desselben. Manuscript meiner Sammlung.

Gâḥiẓ: Kitâb alḥaiwân. Manuscript der Hofbibliothek.

Gâḥiẓ: Almaḥâsin wal'aḍdâd. Manuscript meiner Sammlung.

Ḥâdirah: Specimen etc. Alhadirae. Ed. Engelmann. Leyden. 1858.

Hamadâny: Rasâïl. Gedruckt auf dem Rande der in Bulâk 1291 erschienenen Ausgabe des Werkes: Chazânat al'adab.

Ibn Ḥamdun: Taḏkirah. Manuscript meiner Sammlung.

Ibn Hâni': Dywân. Ausgabe von Kairo. 1274.

Ḥaryry: Dorrat alghawwaṣ. Ed. Thorbecke. Leipzig. 1871.

ʿIḳd: Alʿiḳd alfaryd von Ibn ʿAbd Rabbih. Bulak. 1293.

'Iʿlâm alnâs bimâ waḳaʿ lilbarâmikah fy Bany lʿabbâs, von Itlydy. Kairo. 1280 H.

Iṣfahâny: Mohâḍarât von Râghib aliṣfahâny. Bulâk. 1287.

Laṭâïf: Laṭâif almaʿârif auctore at-Tha'âlibi, ed. de Jong. Leyden. 1867.

Lozumijjât von Maʿarry. Manuscript meiner Sammlung.

Maḳḳary: Alnafḥ alṭyb. Ausgabe von Kairo. 1279.

Maḳryzy: Chitat. Kairo. 1270 H.

Ibn Mamâty: Ḳawânyn aldawâwyn. Manuscript meiner Sammlung.

Masʿudy: Les Prairies d'or. Ausgabe von Barbier de Meynard.

Mowaṭṭa', Sharḥ alzorḳâny ʿalà lmowaṭṭa', Zorḳâny's Commentar zur Traditionssammlung des Mâlik Ibn 'Anas. Kairo. 1279—1280. 4 Bände.

ʿOrwah: Gedichte des ʿOrwah Ibn alward. Herausgegeben von Th. Nöldeke (IX. Band der Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen).

Raby' al'abrâr, Auszug dieses Werkes von Ibn Ḳâsim. Kairo. 1279.

Rashf alnaṣâïḥ etc. Manuscript der Wiener Hofbibliothek:

Saif aljazan: Syrat fâris aljaman Saif Ibn almalik Ḏul-jazan. Lithographirte Ausgabe aus Castelli's Presse, Kairo. Nur das erste Heft erschien. Die spätere, gedruckte Ausgabe enthält nicht so viele vulgäre Formen.

Saḳṭ alzand von Ma'arry. Bulâk. 1286.

Sha'râny: Kitâb albaḥr almaurud fylmawâṯyḳ wal'ohud. Lithographirt in Kairo. 1278 H.

Sha'rāny: Kitâb aljawâḳyt walgawâhir fy bajân 'aḳâïd al'akâbir. Kairo. 1277.

Sha'râny: Kitâb alkibryt al'aḥmar fy bajân 'olum alshaich al'akbar. Lithographirte Ausgabe. Kairo. 1277.

Shyrâzy: Jus Shafiiticum, at-Tanbih, auctore Abu Isḥak as-Shirazi. Ed. A. W. T. Juynboll. Lugd. Batavorum. 1879.

Sobky: Mo'yd alni'am wa mobyd alniḳam. Manuscript meiner Sammlung.

Abu Tammâm: Gedichtsammlung. Ausgabe von Kairo. 1292 H.

Tanbyh: unter diesem Titel citire ich ein Manuscript meiner Sammlung, dessen voller Titel lautet wie folgt: كتاب التنبيهات على اغاليط الرواة. Der Verfasser ist Abulḳâsim 'Aly Ibn Ḥamzah, ein hervorragender Gelehrter, der nach Sojuṭy (Ṭabaḳât alnoḥah) im Jahre 375 H. starb. Das Werk enthält kritische Bemerkungen zu den folgenden Schriften: 1. Nawâdir des Abu zijâd alkalby al'a'râby. 2. Nawâdir des Abu 'Amr alshaibâny. 3. Kitâb alnabât des Abu Ḥanyfah aldynawary. 4. Alkâmil von Abul'abbâs Moḥammad Ibn al-mobarrad. 5. Alfaṣyḥ von Abul'abbâs Aḥmad Ibn Jaḥjà Ta'lab. 6. Gharyb almoṣannaf von Abu 'Obaid alḳâsim Ibn Sallâm. 7. Iṣlâḥ almanṭiḳ von Ibn alsikkyt. 8. Almaḳṣur walmamdud von Abul'abbâs Ibn Moḥammad Ibn Wallâd.

Die Handschrift, die ich benütze, ist aus einer sehr alten Handschrift der Bibliothek des Khedive abgeschrieben und sorgfältig collationirt. Der letzte Abschnitt ist nicht vollständig, so dass der Schluss der kritischen Bemerkungen zur Schrift des Ibn Wallâd fehlt.

Taṣḥyf; Das Werk, welches ich hiemit bezeichne, führt folgende Aufschrift: الجزء الاوّل من شرح ما يقع فيه التصحيف و التحريف تاليف ابى احمد الحسن بن عبد الله بن سعيد العسكرى. Es ist wie das früher genannte ausschliesslich der Textkritik gewidmet. Der Verfasser 'Askary starb 382 H. (Vgl. Ibn Challikân, ed. Wüstenfeld, Vita 163). Leider ist nur der erste Theil erhalten. Das Manuscript meiner Sammlung ist die Abschrift eines alten, leider oft unpunktirten Codex der Bibliothek des Khedive in Kairo. Ein anderes Exemplar dieses Werkes ist mir nicht bekannt.

Ibn alwardy: Tatimmat almochtaṣar fy achbâr albashar; Auszug und Fortsetzung der Geschichte des Abulfeda. Ausgabe von Kairo. 1285 H.

Zahar al'ādâb von Ḥoṣry, gedruckt auf dem Rande der früher angeführten Ausgabe des 'Iḳd alfaryd.

I.

ا

أَاءٌ — Die Frucht des Sarḥ-Baumes: قال ابن ولّاد فى هذا الباب أَاءٌ نبت واحدُهُ أَاءَةٌ قال زهير

له بالسّيّ تَنّومٌ وأَاءٌ

وانّما الأاء عنب السرح وهو ابيض يأكله الناس ويربّبون منه الرّبّ. — Tanbyh, fol. 106 b und 107 a. Die bezogene Stelle findet sich bei Ibn Wallâd: Kitâb almaḳṣur walmamdud fol. 1. Das Wort kommt nur in der oben angeführten Stelle des Zohair (I, v. 16. ed. Ahlwardt) und in einer Tradition vor, die im Tâg-al'arus sub voce citirt wird.

آبزان — أبزن: Trog, Kufe, Badewanne. Aghâny V, 32, Z. 7; XVIII, 143, Z. 6 v. u., 147, Z. 16; XIX, 51, Z. 11. Persisch آبزن.

أبض — أَبْضٌ auch إِبْضٌ = الدهر, die Zeit. Ibn Doraid S. 153, Z. 1. Generalog. etymolog. Handwörterbuch, herausgegeben von Wüstenfeld.

ابو — ابو اياس = أُشنان, Shifâ S. 36. — ابو صوفة, ein giftiges Insekt, die Tarantel. Fawât I, 135, Z. 11: Journal asiatique, 1854. Août-Septembre, S. 225.

أتَك — Der Saum des Gewandes: اخذت اتك الملك على راسها. Türkisch: etek. Saif aljazan, S. 56.

أتى — آتٍ nächtliche Erscheinung, Gespenst. Makkary I, 198, Z. 4 v. u.: وكان يأتيه عند تنويمه آتٍ كـريه الشخص عنيف الأخذ يأمره بإطلاق الرجل. Vgl. Ibn 'Adâry II, S. 288, Z. 14.

أثر — أَثر, der für eine oder mehrere Pflanzenarten geeignete Culturboden. Ibn Mamâty, S. 45: الباق البروبية اثر القرط والقطانى والمقاثى. S. 46: اثـر القمح والشعير والبقاهمة اثر الكتّان.

الفلك الأَثيـر, der Aetherhimmel. Makkary II, 740, Z. 1 v. u.

اجن — إِجّانة grosse Schüssel: Mas'udy VIII, 270. Chinesische Vase: Makryzy I, 415, Z. 14.

ادر — أُدْرَة, Elephantiasis, Hodengeschwulst, sehr verbreitet in Aegypten, auch قَليطَة genannt. Gabarty IV, 275, Z. 15.

ارث — أُرْثَة, die Grube, worin Feuer angemacht wird: والأعرف فى الأرثة انّها حفرة تجعل فيها نار ثمّ لا يزال يلقى عليها البعر والسرجين لتكون فيها النار أبداً عدّة لوقت الحاجة والجمع أُرث. Tanbyh fol. 80[a].

ارمنى — eine Art Stoff: Aghâny V, 173, Z. 12 v. u.: وهو فى بيت منجّد بالارمنى ارضه وحيطانه.

ارن — ارن. In einem Gedichte des ’Aʿshà heisst es: فى ليلةٍ هى إحْدَى الأُرن. Aber Abu ʿObaidah und Aṣmaʿy überliefern die Lesart ازن als Plural von أَزَنَةٌ, das die Bedeutung von شدائد, Unglücksfälle, haben soll und sie erklären ازن als gleichbedeutend mit ازم, Bedrängniss. Von andern jedoch wird die Lesart ارن beibehalten, und zwar soll ارنة, Plural ارن, folgende Bedeutungen haben: Unglück, die Linie auf dem Kopfe des Chamäleons, und endlich im Dialekte von Bagdad: frische Käse. Taṣḥyf, fol. 128ᵃ.

ارى — V. sich um etwas bekümmern:

لا يتأرّى لِمَا فى القِدْرِ يَرْقُبُــهُ ولا يعضّ على شُــرْشُوفِهِ الصَّفَرُ

‚Er kümmert sich nicht um das, was in dem Kessel seiner wartet, und es nagt nicht an seinem Eingeweide der Hunger.‘ Der Vers ist aus einem Gedichte des ’Aʿshà Bâhilah. Ashʿâr, fol. 5ᵃ.

إِرَةٌ, Die Grube, in der Feuer gemacht und dann das Brod gebacken wird. الحُفْرةُ يقال لها إِرَةٌ وتجمع على إِرِينَ وهى التى يُخْبَزُ فيها, Taṣḥyf, fol. 56 rº.

أزر — مُؤْتَزَرٌ die Hüfte, كفل. In einem Verse des Abul-Nagm alʿigly:

بيضاء لا يشبع منها من نَظَـرْ خَوْدٌ يُغطّي الفَرْعُ مِنهَا المُؤْتَزَرْ

Ashʿâr. fol. 198ᵃ.

مأزورات = موزورات in dem von Ḥaryry, Dorrah S. 52 angeführten Ausspruch des Propheten.

ازن — أَزْنٌ oder أَزَنَةٌ = أَزَمَةٌ, Unglück, Schicksalsschlag, Widerwärtigkeit. Taṣḥyf, fol. 128º. Vgl. أرن.

أَزَنِىٌّ — أَزَأْنِــىٌّ, indisches Rohr als Lanzenschaft. ʿOrwah p. 40, Z. 11, aber auch gleichbedeutend mit يمَانٍ gebraucht. Aghâny XVIII, 161, Z. 6.

اسر — دار اسرية, ein Haus aus Ziegeln und Gyps erbaut, Aghâny XVI, 43, Z. 1. So auch in den Münchener Handschriften, 472, fol. 16 r⁰, 495, fol. 9 v⁰.

اسفيدباجه — eine Speise, sauer eingemachte Rebhühner. Aghâny X, 125, Z. 7. Persisch: سپيد با.

أُسْكَرْكَةٌ — auch سَكَرْكَة, der Wein der Nichtaraber (اعاجم), oder auch ein aus Negerkorn (ذرة) bereitetes Getränk der Abessinier. Mowaṭṭa' IV, 27, Z. 9.

أَشَارَةٌ — pl. اشائر, Derwischbrüderschaft, religiöser Verein, Gesammtbezeichnung für die Betteldérwische. Gabarty IV, 120, Z. 17; 165, Z. 22.

اصطبل — der Blinde, im syrischen Dialekt. Shifâ S. 38. Das Wort ist sonst nicht zu belegen und demnach sehr zweifelhaft.

اصل — استأصل sich aneignen. Gabarty IV, 299, Z. 14.

افر — أَفَّار der Bock. Aghâny XVII, 30, Z. 9: التيس الوثّاب الّذى ينزو وقضيبه رخو.

افيقى — eine Art Jagdfalken. Aṯâr-alowwal S. 140, Z. 5 v. u.

اكاديش — pl. von كِديش (türkisch), Klepper, Lastpferd. Gabarty IV, p. 226, Z. 13 v. u.

اكل — أَكَلَ الدَّهْرُ عَلَيْهِ وَشَرِبَ, sprichwörtliche Redensart: er genoss lange Zeit Essen und Trinken. Kâmil S. 125, Z. 11. Ed. Wright.

اكم — مياكيم فضّة. Makryzy I, 416, Z. 17 v. u. Silberne Knöpfe oder Knäufe.

أَلَاجَة — gestreifter Stoff aus Baumwolle und Seide, türkisch Alageh genannt. Gabarty IV, 223, Z. 5 v. u.

الداش — pl. الداشات, Name einer Söldnertruppe: فانجرّ طايفة الدلاة واميرهم المسمّى أزون على ومن خلفهم الوالى والمحتسب والاغا والوجاقلية والالداشات المصريّة ومن تزيّا بزيّهم. Gabarty IV, 127, Z. 16.

امّ — أُمّ الشَّرَارِ die Flamme, das Feuer. Sakṭ I, 159, Z. 3.
أُمّ شميل die Welt. Isfahâny II, 217, Z. 10.
أُمّ صمام der Verrath, Eidbruch (حنث) Aghâny V, 157, Z. 11.
أُمّ طَرِّيق Hyäne. Meid. III. S. 118. Z. 8 v. u.
أُمّ الهُنَيْبِر Hyäne. Taṣḥyf, fol. 59.

امر — تَأَمَّرَ sich verhalten, sich benehmen, thun wie ein Emyr. Gabarty IV, 307, Z. 3 v. u.

إِمَّرٌ, pl. إِمَّرات, terrassenartige Anhöhen. مواضع مرتفعات كالدكاكين. Taṣḥyf, fol. 158, wo als Beleg der folgende Vers angeführt wird:

فغولٌ فحليت فنفى فمبعجٌ الى عاقلٍ فالجبِّ ذى الامّرات

أَمْرِيّة, Befehlshaberschaft, Emyrat. Gabarty IV, 11, Z. 11 v. u.

أمس — مأمُوسة, das Feuer. Shifâ S. 210.

اميراخور — Stallmeister; امير شكار, Jägermeister; امير عَلَم General (Mirlivâ). Sobky, fol. 13.

امه — الرطب الإمْهات, Imhât, eine Dattelart. Makryzy II. 24, Z. 8. Kremer: Aegypten I, 214.

انج — pl. انبجات, die Mangofrucht, aus dem indischen, auch ins Persische übergegangenen انبه. Iṣtachry S. 173, 176; Ta'âliby; Laṭâïf S. 110. Conserven im Allgemeinen: Shifâ S. 36. Mangoconserven: Kremer: Culturgeschichte I, S. 301.

أَنْبِجَانِيَّةٌ — ein grober, einfärbiger Kleiderstoff ohne Dessins. Mowaṭṭa' I, 182, Z. 16; Bochâry 254 (Kitâb alṣalâh 14).

انق — اناق, eine Art Stoff von Gewändern. Maḳḳary II, 1200, Z. 10.

اوس — اطيان أَوْسِيَّة, pl. أَواسى, eine Art von Gründen, die in Betreff der Steuer einer besonderen Stellung sich erfreuen. Gabarty IV, 93, Z. 3 v. u.; 95, Z. 6; 123, Z. 2 v. u.; 281, Z. 9 v. u.

اول — أَوَّلاً فَأَوَّلاً, nach und nach. Ibn Mamâty p. 34. Vulgär: اوّل باوّل.

ايت — أَيْتَ oder أَيَّتَ, eine Interjection, welche die Verwunderung ausdrückt, للتعجّب und mit لِ construirt wird, wie in folgendem Verse:

أُخْبِرْتُ أَنَّ أَبَا الحُوَيْرِث قَدْ خَطَّ الصَّحِيفَةَ ايتَ الحَكَم

wozu der Ueberlieferer noch die Bemerkung beifügt: ويروى أَيَّتَ الحكم أَيْتَ تعجُّبٍ يُقَالُ ايتَ لهذا الأمر ووَيْتَ ايضا. Taṣḥyf, fol. 127[a].

ايد — إِيَادٌ, Stützpfeiler. Ibn Doraid p. 104, Z. 10 v. u.

ايل — ذَاتُ أَيْلَةَ, Name einer Schlange in einer alten Legende: ذات ايلة حيّة كانت فى الزمن السالف قطعت على الناس الطريق. Sakṭ I, 197, Z. 14 v. u.

ايلا — eine Art Tanz: وترقص الوصائف بين يديه انواع الرقص من الدستبند الى الايــــلا. Aghâny XIX, 139, Z. 3.

أَيَمَ = أَيْمَ, was, was für ein: فقال له معاذ يا عبد الله ابن قيس أَيَمَ هذا قال هذا رجــل Bochâry 2218 (Kitâb almaghâzy 61). Hiezu bemerkt der Commentar: بفتح الياء والميم بغير اشباع. Vgl. übrigens Lane ad vocem أَيْم.

ب.

بابا — der Flecksieder, Fleckausbringer. Sobky, fol. 49[c]. البابا ومن شانه ان يحرص على ازالة نجاسة الثياب عند غسلها فيحترز من البول والغائط والمذى والدم ونحوذلك. Der Barbier المزيّن. Shifâ S. 48.

بابوس — ein Kosewort für kleine Kinder. Bochâry 763: قال يا بابوس من ابوك قال راعى الغنم.

باج — Verzehrungssteuer, Zoll auf Lebensmittel. Shifâ S. 43. Türkisch: باج.

بأر — بُؤْرٌ, das in die Erde gegrabene Loch, worin das Fleisch gebraten wird, wie im folgenden, von Sokkary überlieferten Verse:

سَيَكْفِيكَ أَلَّا يَدْخُلَ الضَّيْفُ ساخِطاً
عَصَا العَبْدِ والبُؤْرُ الّتى لا تُمِيهُهَـــا

Das Wort عصا hat hier die Bedeutung von مِفْأَد, Bratspiess. Taṣḥyf, fol. 92ᵇ.

بارجاه — Persisch: بارگاه. Shifâ S. 44.

بأز — VIII. In der Tradition bei Bochâry (3904 Kitâb altauḥyd 35) überliefert Ḳatâdah die Lesart ابتأز statt ابتأر mit der Bedeutung: aufsammeln, anhäufen ادّخر.

بازفكند — Gâḥiz: Rasâïl, fol. 68ᵇ, wo es von den Türken heisst: ولنا الطبول المَهُولَة والبنود العظام ونحـــن اصحاب التجافيف والاجراس والبازفكند واللبود الطوال والاعمدة والمعقفة والقلانس الشاشية والخيول الشهريّة.
— Im Persischen bedeutet بازافكن den rückwärts bis über die Schultern herabhängenden Besatz des Mantelkragens. Es handelt sich also um ein eigenthümliches Kleidungsstück. Vgl. de Goeje: Bibliotheca Geogr. Arab. IV, S. 278.

باسليقات — Wurfketten zum Entern, auf den Kriegsschiffen. 'Atâr al'owwal S. 196, Z. 1. Es heisst dort bei der Beschreibung der Ausrüstung der arabischen Kriegsschiffe, S. 195: ثم يشحنها بالزرد والخود والـــدرق والتراس والرماح والقسيّ (S. 196) والكلاليـــــب و الباسليقات وهى سلاسل بعصيّ فى روسها رمّانة حديد

باش — الباشات, Eisenfesseln. قال صفوان يا ابو الفوارس هذه الاغلال والباشات الثقال. Antar, Heft 89, S. 549, Z. 1. وعنتر يحطّهم فى القيود والاغلال والباشات الثقال Ibid., S. 550, Z. 7.

بأل — VIII. sich stützen, sich verlassen (اعتمد). Tanbyh, fol. 14b: وانشد ابو عمر والمتلّم الدغشى من طيئ
كنت ابتألتُ على قوم ذوى حسب
قدكنتُ أُوْلِيهِمُ عرفاً فخانونى
قال والابتئال الاعتماد على العصا.

بأى — أَبْأَى, stolzer, hochmüthiger. Meid. I, 195, Z. 6.

بثق — بثوق, die Schleussen, sonst gewöhnlich die Kanalöffnungen, Abflussstellen. Ibn Atyr IX, 413, Z. 6; II, 331, Z. 3.

بجّ — بُجّ, der Weih oder der Sperber. Kremer: Aegypten I, S. 150.

بجر — بُجَيْرٌ, eine Schindmähre, schlechter Klepper. فاقبل عليه شيخٌ فانٍ على بُجَيْرٍ عرم هزيلٍ. Aghâny XIV, 167, Z. 12. Vgl. Meid. II, 81, Z. 14 v. u.

بجس — بَجَسٌ, Spalt, Riss. Gabarty IV, 312, Z. 10. باجس pl. بَوَاجِس, fliessend. Kâmil p. 153, Z. 17.

بحر — بَحِرَ, von der Seekrankheit ergriffen werden. Ibn Doraid, p. 118, Z. 10 v. u.
واسع البحر, bequem zum Sitzen, vom Reitsattel. Atâr al'owwal p. 156, Z. 3.
دم باحر = دَمٌ بَاحِرِىٌّ. Ibn Doraid p. 118, Z. 11.
بحريّة بلنكريّة eine Art Jagdfalken (aus Balangar im Lande der Chazaren). 'Atâr al'owwal S. 141, Z. 1.
ايّام البحور, Byruny S. 268, Z. 3; die heissesten Tage im Monat Juli. Shifâ, S. 45.

بخت — بُخْتِىّ, eine Art Hühner mit befiederten Füssen (مُسَرْوَل). Aghâny XVII, 101, Z. 13. بخيت, vom Glücke begünstigt. — Ebenso: مُبَخَّت. Makkary III, 101, Z. 16 v. u.

بُخْشَوَنْجى — Gärtner, vom türkischen باغچوانجى. Gabarty IV, 308, Z. 14 v. u.

بدن — البدنة الأمويّة, ein besonderes Ehrengewand, für Prinzessinnen, wie es scheint. Ṭabary III, iv, S. 1083, Zeile 2.

بدا — باداة, die Wüste im Dialekte der Banu Ṭajji'. Tashyf, fol. 111b.

بداية, plur. بدايات. Gabarty IV, 64, Z. 15 v. u. ومن خلفهم الغلمان والبدايات. Scheint zu bedeuten: die Zöglinge eines Derwisch-Scheichs. Mein Gewährsmann in Kairo konnte das Wort nicht erklären und ist es nicht mehr im Gebrauch.

برّ — بَرَرَةٌ, plur. von بارّ. Ueber die besondere Bedeutung dieses Wortes: Ibn Atyr II, 304, Z. 13.

أَبَرّ, frömmer, der frömmste. Kâmil 135, Z. 19.

مبرّات, Localitäten = اماكن. Aghâny III, 184, Z. 9 v. u. Vielleicht ist zu lesen ممرّات. — Der Münchener Codex, 473, fol. 142b, hat محرات.

برودية — Ackerboden dritter Qualität. Ibn Mamâty S. 46.

بَرْخَشَ — kitzeln, ausstöbern, aufkratzen. Syrisch, vulgär.

برد — بُرُودُ بَرِيدِيّةٍ. Aghâny XI, 161, Z. 11 v. u. ist fehlerhaft für برود يزيديّة, also Mäntel der Leute vom Stamme Jazyd, die sich eines grossen Rufes erfreuten. Sie waren roth gefärbt und deshalb sagt ein alter Dichter (Tashyf, fol. 149b):

يَعْثُرْنَ فِي حَدِّ الظُّبَاةِ كَأَنَّمَا كُسِيَتْ بُرُودَ بَنِي يَزِيدَ الأَذْرُعِ

,Sie straucheln, von der Spitze der Schwerter getroffen, als wären mit (rothen) Mänteln von Jazyd bekleidet worden die Panzer.' Nach dem Verfasser des Tashyf (l. l.) sind die Jazyd Kaufleute in Mekka, welche diese rothen Mäntel verkaufen. Die Lesart تزيد statt يزيد ist falsch.

بردان, der Vorhang. ستارة im Dialekte von Bagdad. Shifâ S. 39. Vgl. برداية.

بَرْدُ الحلّي, poetischer Ausdruck, um den Anbruch des Morgens anzudeuten, weil der Schmuck, den

die Frau trägt, dann kühl geworden ist. برد المضجع — برد الفراش, poetische Wendungen, um die sorglose Ruhe anzudeuten. Shifâ S. 49. — بارِدُ الصَّيْف kühles (Wasser). Labyd S. 52, Z. 2. — بَرَّادَةٌ. Die Beschreibung, die Lane giebt, ist ganz richtig, aber es scheint, dass auch eine besondere Vorrichtung zum Kühlen des Wassers mit diesem Wort bezeichnet wird, wobei die Wassergefässe in Bewegung gesetzt, oder ein künstlicher Luftzug erzeugt wurde, was mit Geräusch verbunden war. Denn nur so ist die folgende Stelle (Aṯâr al'owwal S. 114, Z. 7) zu verstehen: يحكى ان عضد الدولة بن بويه كان ينام فى منظرة له ببغداد مشرفة على البلد فسمع فى بعض الليالى صوت البرّادة نصف الليل ليلة بعد اخرى. Vorzüglich passen hiezu die Erläuterungen Dozy's zum Worte خيش.

برذج — erbeutete Griechenmädchen, weisse Sklavinnen. Das Wort findet sich in einem Gedichte des ʻAggâg, von dem Ibn Ḳotaibah folgende Bruchstücke anführt:

وَكُلُّ عيناءَ تزجّى بَحْزَجا كَأَنَّهُ مُسَرْوَلٌ أَرَنْدَجا
فى نعجاتٍ مِنْ بياضٍ نَعِجَا كَمَا رَأَيْتَ فى المُلَآءِ البَرْدَجا
يَتْبَعْنَ ذَيّالاً مُوَشّاً هَبْرَجا فَهُنَّ يعكفْنَ بِهِ إِذاَجَا
عَكْفَ النَبِيطِ يَلْعَبُونَ الفنزجا يَوْمَ خَرَاجٍ يُخْرِج السمرّجا

Hiezu wird folgende Erklärung gegeben: العيناء البقرة الوحشيّة سُمّيَتْ بذلك لِعِظَمِ عينيها وتزجى بحزجاً تسوقه برفق لتعلّمه المشى والبحزج ولد البقرة والمسرول الذى لبس سراويل والارندج جلد اسود تعمل منه اخفاف يلبسها النصارى كما قال الشمّاخ

كمشى النصارى فى اخفاف ارندج

وانما قال ذلك لانّ بقر الوحش فى قوائمها سوادٌ ونعجات بقرٌ شديدات البياض والنعج بفتح العين بياض كأنه قال فى بقر مبيضّات ابيضاضاً والملآء الملاحف والبردج

ما سُبِیَ من ذراری الروم وغیرهم وذیال ثور طویل الذنب والهبرج المتبختر فی مشیه وجا اقام ووقف والنبیط جنس من العجم سُمّوا بذلك لإنباطهم المیاه والفترج لعبة للنبیط یجتمعون حولها شبّه اجتماع البقر حول الثـور باجتماع النبط للفترج والسمرّج الخراج یـؤدّی الی العامل فی ثلاث مرّات هذا اصله عند الفرس واستعملته العرب فی كلّ خراج. Ash'âr, fol. 148[b], 149[a].

برش — Ackerboden, der besonders für Gemüsezucht geeignet ist. Ibn Mamâty, S. 46.

برطح — مُبَرْطِح, Mostaṭrif, Ausgabe von Kairo, 1268 H. II, S. 56, Z. 13. Betrüger, Schwindler.

بَرْطُوم — Holzbalken, Pfosten, plur. بَرَاطِيم. Gabarty IV, 258, Z. 13; 300, Z. 13.

بركوش — eine Art Schiff. Ibn Mamâty, S. 24.

برم — بريم, ein Fussring, خلخال. Aghâny VIII, 98, Zeile 2. بَرّيمَة — Stoppelzieher, tire-bouchon.

بَرْنَامِج oder بِرْنَامِج, Factura, Waarenverzeichniss. Mowaṭṭa' III, 138, Z. 1.

برْمكي — plur. بَرَامِكَة, Zigeuner. Gabarty IV, 198, Z. 12. Kremer: Aegypten I, S. 141.

برواز — Ṭabary III, iv, S. 1169, Z. 14. Nach dem Shifâ Z. 36 ist die Bedeutung von برواز auch علاوة, also: das Anhängsel, der Zusatz, das Hinzugefügte. In der oben angeführten Stelle würde es also den Besatz, oder die aufgenähte Einsäumung bedeuten.

برى — III = جامع oder ناك. Aghâny XIII, 103, Z. 9.

بزر — statt غرّة بـــزرى bei Freytag ist zu verbessern عزّة بَزَرَى, und hat das Wort den Sinn gewaltig, reichlich. Shifâ S. 57. — بَزَّارَة, der Markt der Leinölhändler, oder der Leinsamenhändler. Shifâ S. 57.

برماورد — eine Art Backwerk, Aghâny IV, 97, Z. 11; 154, Z. 7 v. u.; IX, 63, Z. 1. Ibn Ḥamdun II, fol. 185ᵇ. Vgl. زمّاورد. Persisch: پرماورد.

بسر — مُبَوْسَر, mit Hämorrhoiden behaftet. Vulgär. Shifâ S. 42.

بسندودة — eine Speise. Ibn Ḥamdun I, fol. 136ᵇ. Persisch: پسنديدة.

بشبش — التبشبش الربّانيّ, die göttliche Huld. Kibryt. S. 226, Z. 8 v. u.

بَشْخَانَة — plur. بشخانات, der Vorhang. 'I'lâm-alnâs S. 134, Z. 6; S. 135, Z. 9 v. u. Das Mückennetz. Shifâ S. 55, jetzt ناموسيّة genannt.

بشع — V. hässlich finden: فانّ نفسى تبشّعتهم. Aghâny XIX, 137, Z. 4.

بَشْلِك — ein Fünfpiasterstück. Türkisch: Gabarty IV, 312, Z. 6 v. u.

بشم — مِبْشَام, pl. مَبَاشِيم, von starkem Ekel ergriffen. Hâdirah p. 4, Z. 11.

بصّ — يُبَصِّص, Vulg. sehen, schauen. Aegypt. Syr. — بصّاص, Spion, Polizeiagent. Vulg. Aegypt.

بُصْلَة = تذكرة, ein Zettel, ein Briefchen. Gabarty IV, 61, Z. 1 v. u.

بضع — V. = تَفَطَّرَ جِلْدُهُ, zerspringen, von der Haut. Tashyf, fol. 148ᵇ. — بَضَعة, Teppich بساط. Tashyf, fol. 149ᵃ. — بَضّاع, ein Kleinhändler, Hausierer. Vulgär.

بطّ — بَطَّة, pl. بِطَط, grosses Gefäss aus Leder: بلّاسة كبيرة من الجلد. Gabarty IV, 202, Z. 12. Shifâ, S. 43. Schmalztiegel.

بطر — بَطُور = بَطِر. Ibn Chaldun III, 35, Z. 11 v. u.

بطس — بطس, grosses Kriegsschiff. Aṯâr al'owwal p. 197, Zeile 4.

بطش — بطشة, grosses Kriegsschiff. Makryzy: I, 480. Z. 16 v. u. — باطش = مبطوش, zu Boden geworfen. Bochâry, 3900 (Bâb altauḥyd 31).

بطاقة — Register, Verzeichniss. Makryzy I, 415, Z. 9.

بطل — بطّال, ein Spassmacher, Possenreisser. بطّال له يلعب معه ويضحكه. 'Arâïs p. 195, Z. 3 v. u. — مُبّطِل = كذّاب, Lügner. Gabarty IV, 249, Z. 14.

بُطَيْم — Nüsse des wilden Pistazienbaumes. Russell: Natural History of Aleppo.

بطن — بطَانة, Unterfutter, Unterkleid, Hemd. Gabarty IV, 228, Z. 15; 255, Z. 5; 283, Z. 13. Der vertrauteste Freundeskreis, ارسل رجلاً من بطانته. 'I'lâm alnâs p. 163, Z. 2. Bochâry 3813 (Kitâb alaḥkâm 41). Futter des Helmes. 'Antar, Heft 94, p. 121, Z. 12. — بَطَنِيَّة, ein rauher Stoff aus Schafwolle, weiss oder grau, auch mit rothen oder braunen Streifen am Rande verziert, dessen sich die Beduinen der libyschen Wüste bedienen, um sich darin einzuhüllen, vorzüglich in Tunis verfertigt. — مُبَطَّنَة, ein gefüttertes Oberkleid: يدخل في مبطّنة وطيلسان مثل زيّ الفقهاء, er trat herein in einem gefütterten Oberkleide und eingehüllt in einen Shawl wie die Rechtsgelehrten. Aghâny V, 109, Z. 9.

بظرم — II. grossthun, prahlen. So im folgenden Verse des Abu Tammâm:

فَلَمَّا بَدَا لِي مِنْكَ لُومٌ تَحُفُّهُ   حرمّيةٌ يُسْتَنُّ فِيهَا تَبَظْرُمُ

‚Als mir klar ward an dir die Gemeinheit, um welche sich drängt eine Schaar (von Schwindlern), bei welcher Grossthuerei als Regel gilt.' Dywân. S. 198, wo حرمية jedenfalls emendationsbedürftig

ist. Vgl. auch den Vers im Journal Asiatique 1854, Mars-Avril S. 300, Z. 1 v. u.

بَعْبَصَ — unzüchtige Bewegungen machen. 1001 N. I, S. 47, Z. 10 v. u. Ausgabe von Bulak vom Jahre 1252.

بَعْبَعَ — galoppiren (vom Kameel). 1001 N. I, S. 303, Z. 6. — بَعْبَعَ صُورَتَهُ er veränderte sein Aussehen, verkleidete sich, وقد تغيّرت حالته وعصب ساقيه وجبهته ومسح دنسته وبعبع صورته وانعرج واظهر الانعراج والارتعاش. Antar, Heft 108, S. 76, Z. 10.

بعث — بعوثات, Entsendungen. Gabarty IV, 269, Z. 11 v. u.

بعج — مَبْعَجٌ, der Schlupfwinkel der Eidechse. Meid. II, 19.

تَبَعْكَكَ — sich versammeln. Ibn Doraid S. 99, Z. 4.

بعا — IV. Bei Freytag ist zu lesen ابعاه فرساً i. q. اخبله statt احبله.

بياغورى — chinesisches Porcellan. Gabarty IV, 223, Z. 9.

بغل — الدراهم البَغْلِيّة, eine Art Silbermünzen, die alten unter den Sasaniden geschlagenen Silberstücke. — بغلة, pl. بغلات, eine Art von Sklavinnen, aus gemischten Ehen von europäischen Sklaven mit afrikanischen oder anderen Sklavinnen entsprossen. So nach Gâḥiẓ in Shifâ S. 51.

بَقْتَة — بَقْتَة قُماش, ein ganzes Stück Kattun. Fawât I, 21, Z. 3 v. u.

باق — Ackerboden erster Qualität. Ibn Mamâty S. 45.

بقاهمة — Ackerboden vierter Qualität. Ibn Mamâty S. 46. Hiezu findet sich eine Randnote wie folgt: المشهور على ألسنة المزارعين شماهة ولا ادرى هل هى عين ما ذكر هنا اوتحرف من النسّاخ.

بكت — III. anschreien, schmähen. Gabarty IV, 27, Z. 12.

بَكَح — فبكح فرسه بلجامه حتى طار الزبد من شدقه, das Pferd mit dem Zügel bewältigen, bezwingen. Vgl. كبح. ʿArâïs 212, Z. 13.

بكجوقه دار — Obertschokadar, Hausoffizier der türkischen Grossen oder des Sultans. Gabarty IV, 249, Z. 3.

بكلة — pl. بكل, Portion (einer Speise). Makryzy I, 493, Z. 17: من كلّ لون بكلة — بكل الهريسة.

بكى — تَبَكِّى شارِبٍ = غنّاءه. Labyd S. 120, Z. 8. — باكية, ein Bogengewölbe, قبوة. Gabarty IV, 190, Z. 14.

بلبكيذ — Gefäss, Korb, Tasche. Aghâny XII, 167, Z. 10.

بلت — abbrechen, ein Gespräch, im folgenden Verse des شنفرى الازدى:

كَأَنَّ لَهَا فى الأَرضِ نَسيًا تَقُصُّهُ عَلَى أَمِّهَا وإِنْ تُحَدِّثْكَ تَبْلَتِ

‚Es ist, als suche sie auf der Erde etwas Vergessenes, das sie verfolgt in ihren Gedanken, und wenn sie mit dir spricht, bricht sie plötzlich ab.‘ Der Vers schildert ein Mädchen, das vor Bescheidenheit die Augen auf den Boden senkt. Ashʿâr, fol. 144[b].

بلوجة — grosses Weingefäss, Amphore. Makryzy I, 416, Zeile 2.

بُلَح — Dieses Wort, das bei Freytag in der Bedeutung von vultur senescens erscheint, ist nach Taṣḥyf, fol. 35, durch Schreibfehler aus تُلَح hervorgegangen. Das Wort تُلَح erscheint in einem alten, von dem Philologen Tawwazy überlieferten Verse:

لَقَدْ عَجِبْتُ مِنْ سَهُومٍ وَعَرَنْ
والتُّلَحِ الأَسْحَمِ كالشَّيخِ الأَدَنْ

Hiezu wird bemerkt, dass سهوم das Weibchen des Adlers, عَرَن das Männchen und تُلَح den jungen Adler bedeute. Der Plural ist تلحان oder تلوح. Taṣḥyf l. l. Im Tâg alʿarus findet sich aber nur die

Form بُلْغ und, wie bei andern Lexikographen, auch die Form تَلْغ, und so dürfte die angeführte Stelle zu berichtigen sein.

بَلّص — die Bestechung = رِشْوَة. Sha'râny: Albaḥr S. 94, Z. 10.

بلط — III. Aghâny VIII, 110, Z. 13 ist zu verbessern in مالط.

بلغ — بَلْغَة, gelbe Lederpantoffel, Fussbekleidung der untern Volksclasse in Aegypten. Pl. بُلَغ. Ibn Chaldun V, 475, Z. 11; ابلاغ Gabarty IV, 95, Z. 16.

بَلَصُوص — pl. بَلَنْصَى soll ein Wort sein, das aus einem gefälschten Verse stammt. Das Wort selbst findet sich bei Byruny S. 254, Z. 17, dann im Tanbyh, fol. 108[b], wo die vorhergehende Bemerkung gemacht wird und bei Ibn Wallâd im Kitâb almakṣur, fol. 7[a], der aber gegen die Echtheit nichts vorbringt, sondern sogar aus einem Gedichte eine Belegstelle anführt. Im Mogmal aber fehlt das Wort, während Gauhary es aufgenommen hat.

بلنكرّية — eine Art Jagdfalken, siehe بحرّية.

اهل البلاء — Ibn Atyr II, 391, Z. 6 v. u.; 404, Z. 1.

بليوان — Makkary I, 184, Z. 13, ein spanisches Kleidungsstück (vielleicht polaina, Kamaschen).

خريطة بنذ — Extrapostsendung, Reservatdepesche. Tabary III, IV, 1130, Z. 17; 31, Z. 1.

بنفشجيّة — Gefäss, Riechfläschchen? Makryzy I, 415, Z. 10.

بنا — الأَبْنَاء, Name der Anhänger des Amyn, sind identisch mit der Truppe, die den Namen Ḥarbijjah führt. Ibn Atyr VI, 200, Z. 4 v. u.; 208, Z. 7; 223, Z. 10. — بَنَاتُ سَبَل — edle Pferde. Lojum, fol. 240 r°. سَبَل ist der Name einer berühmten Stute. — بنات نَخّر = بنات مخر, weisse

weisse Wolken, die vor Eintritt der Sommerhitze sich zeigen. Tanbyh, fol. 85. — بنت النارَيْن, aufgewärmte Suppe. Shifâ S. 54. — بنات أَوْبَرَ, eine Pflanze. Meid. II, 709.

بهظ — باهظ. In dem Verse des Shabyb Ibn albarṣâ

ولا خيرفى العيدان الاّ صِلابها لا باهظات الطير الّا صقورها

Tanbyh, fol. 11[a].

أَبْهَقُ — أَبيض أَبْهَقُ, sehr weiss. Ibn Atyr III, 41, Z. 6. Vgl. ابيض يقق.

بَهْلَوَانىّ — Athlete. Gabarty IV, 309, Z. 4 v. u.

بهم — مَبْهُوم, مُبْهَم, südarab. behauen, ausgemeisselt. Iklyl nach Müller: Die Burgen und Schlösser Südarabiens, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1879, S. 390, Note.

بَابَة — Gattung, Art = نوع; dann das Schattenspiel, von dem zwei Arten (بابة) angeführt werden: خيال جعفر الراقص und dann خيال الازاد. Bâbah ist der Name des koptischen Monats, in dem die Nilschwelle eintritt. Shifâ S. 50.

بور — VIII. الابتيار ان يفعل الانسان الشى الذى يذكره ويخبر به والابتهار ان يقول ما لم يفعل. Aghâny I, 53, Z. 1.

بوق — V. Aghâny, XIII, 131, Z. 8. تبوّقت تبوّقاً. Die entsprechende Bedeutung fehlt in den Wörterbüchern. — قنفذ بوقة. Isfahâny II, 371, Z. 2 v. u. Ein Igel besonderer Art.

بوهى — الكمثرى البوهى, eine Art Birne. Ibn Mamâty Seite 45.

بيب — بَيْب oder بَيْبَـــة, Wasserabfluss, Rinnsal. Ibn Doraid S. 44, Z. 9; 147, Z. 5 v. u.

بيت — II. einfügen, einsetzen. ثمّ انّه وضع راس العامود فى السقف واتّكا عليه ورفعه برجله فبيّته فى محلّه. Saif

aljazan S. 77. — بيّاتة, die Nachtwache, die Nachtwächter. Maḳryzy II, 200, Z. 14 v. u. Es ist von der Nachtronde um den Palast des Sultans die Rede: وكلّ زفّة يدور بها امير جاندار وهو من اكابر الأمراء وحوله الفوانيس والمشاعل والطبول والبيّاتة.

بَيْجير — pl. بَيَاجير, Lastpferd, Wallache, von dem türkischen بارگير, das bejgir ausgesprochen wird. Gabarty IV, 202, Z. 1.

بيج — بَيَّاح, Dünger, pl. بيّاحات. Aghâny XVIII, 11, Z. 8 v. u.; 12, Z. 5. Kâmil S. 245, Z. 13, wo sich die Anmerkung findet, das Wort بيّاح bedeute سمك ‚Fisch' und بيّاحة sei das, womit man den Fisch fängt. Hiezu stimmen aber nicht die oben angeführten Textstellen.

بيدق oder بيدن — der für die Jagd abgerichtete Weiher oder Sperber (باشق). Atâr al'owwal S. 138, Z. 3 v. u. Es ist wohl بيدق das Richtige. Vgl. Shifâ, S. 41.

بيشَة — eine Art feiner Trinkschalen: نوع من الفناجين العال الرفيع. Gabarty IV, 224, Z. 2.

بيشكر — الرطب البيشكر, eine Art Datteln. Ibn Ḥamdun, fol. 187.

بياض — Weisswaare, Leinwand. Gabarty IV, 206, Z. 1 v. u. Die ägypt. Aussprache ist بَيَاض.

— امّ بَيْضاء, der Kessel. ʿOrwâh S. 35, Z. 15.

بيكات — Wasseruhr. Zahr al'adab I, S. 363, Z. 7. Vgl. persisch پنكان. Vulgär بنكام oder منكاب.

بيكار — Meissel, Grabstichel. 1001 Nacht I, 247, Z. 1 v. u. اخرجت بيكارا من الفولاذ ومطرقة لطيفة وخطّت بالبيكار على الحجر.

ت

تازه — frisch = طرى. Türkisch-persisch. Syrisch-aegyptisch vulgär.

تبر — II. vergolden, ausschmücken: Lozum, fol. 107[b]:

كلّ الذى تَحْكُونَ عن مولاكُم كِذْبٌ أتاكُمْ عن يَهُودَ يُحَبَّرُ
رَامَتْ به الاحبارُ نيْلَ مَعيشةٍ فى الدَّهْرِ والعمل القبيحُ يُتَبَّرُ

تبع — مَتْبُوعٌ, von einem Geiste (تابع) heimgesucht. Aghâny III, 189, Z. 17.

تبن — دَرْبُ التّبّان, die Milchstrasse. Bâkurah S. 9.

تجر — تَجِير, vulgär statt تُجير. Ibn Doraid S. 120, Z. 9 v. u.

تَخْت — pl. تخوت, Kisten. Koffer, Waarenballen. Aghâny V, 63, Z. 6: وسبعة تخوت من بزّ خراسانىّ وعشرة اسفاط من بزّ مصر.

ترب — تُرَابِىّ, Spitzname der Anhänger 'Aly's, der den Beinamen ابو تراب führte. Ibn Atyr III, 397, Z. 18. 'Iḳd II, 301, Z. 10.

ترد — مَتَارِد, Binsenkörbe oder Fischreusen. Makryzy I, 494, Z. 18 v. u. والمتارد التى فيها السمك.

ترس — تَرَس, Schimpfwort: Elender, Wicht. Syrisch, Aegyptisch. Vulgär. — تَرّاسين, Eseltreiber, welche Erde, Schutt oder Getreide auf ihren Thieren in Körben transportiren. Gabarty IV, 31, Z. 13; 273, Z. 8 v. u.; 281, Z. 8 v. u.; dann 1001 Nacht I, 75, Z. 2 v. u.; 76, Z. 1.

تَزْجَة — pl. تزجات, Hobelbank, aus dem türk. دستكاه. Gabarty IV, 291, Z. 2 v. u.

تعس — متعوس, unglücklich, dem Untergange geweiht. Dorrah S. 82.

تغفور — Der Kaiser von Byzanz. Aus dem Armenischen: takavur. Aghâny XVII, 45, Z. 5 und 7.

تقّ — احمق تاقّ, sehr einfältig. Meid. III, 117, Z. 9.

تَكْرُور — der innere Sudan, Centralafrika; davon تَكْرُورِيّ, pl. تَكَارِنَة, einer der aus dem Sudan stammt. Makkary III, 113, Z. 4. Kremer: Aegypten II, 280.

تلع — مُسْتَتْلِعٌ, hoch emporragend. Nöldeke: Beiträge S. 139.

تلف — إِتْلَافَات, zusammen mit علائف gebraucht. Sporteln, Naturalbezüge. Gabarty IV, 171, Z. 15. Vgl. zu اتلافات. Ḥamâsah, S. 380, Z. 5.

تلا — تَلى, pl. تِلْيَان, (telj) im Dialekte der Beduinen von Ḥigâz das Lamm. Es entspricht dem hebräischen טָלֶה und dem altarabischen طلا, pl. طليان, Nach mündlicher Mittheilung des Professors Dr. Robertson Smith. — تلي auch تلّي ausgesprochen: der Draht. Türkisch: تَل. Gabarty IV, 314, Z. 10.

تَمَلِّي — immer, andauernd. Adverbial gebraucht. Syrisch, ägyptisch. Vulgär. Vom türkischen تمللو.

تها — تاهي = تايّه, stolz, hochmüthig. Meid. III, 53, Z. 6 v. u.

تات — تات الرجل, sich in sein Kleid verhüllen, sich damit bedecken: اذا استخفى بالثوب. Ibn Doraid S. 59, Z. 8.

تاف — II. توّفه الهواء, schwächen, entnerven. Mas'udy V, 94. Es ist wahrscheinlich zu verbessern توّقه.

تَيْتل — têtal, vulgär statt ثيتل, der Steinbock, ibex.

تاح — مُتَيَّحٌ, sehnsüchtig. Diese Bedeutung giebt Ibn Doraid S. 162 mit Anführung eines Verses als Belegstelle. Sie ist von den späteren Lexikographen übergangen worden.

تار — التارات السبعة, Erklärung dieses Ausdruckes. Dorrah S. 7.

تَيُوس — Vulgäres Schimpfwort: Syrisch, ägyptisch. Es ist das altarabische دَيُّوث in moderner Aussprache. In demselben Sinn wird تَيّس gebraucht. Shifâ' al-ghalyl S. 62.

ث

ثجر — ثجير, pl. أثَاجِير, die Trebern oder Trester (Hülsen von ausgepressten Datteln, Trauben oder andern Früchten). Aghâny XIII, 28, Z. 12 v. u. — II. ثجّرته = عرضته, breit machen, erweitern. Ibn Doraid S. 120, Z. 10 v. u.

ثجل — VII. bei Dozy nach Ibn Doraid. (Wright) S. 25, hängt offenbar mit der Wurzel ثجر zusammen in der Bedeutung sich erweitern, sich ausbreiten.

ثرب — ثربة, eine Pflanze der Wüste. Aghâny XIV, 95, Z. 1 بقلة دقيقة القضبان قليلة الورق لا صقة بالارض تدعى الثربة.

تَثَعْبَنَ — zur Schlange werden. Maḳḳary II, 766, Z. 16 v. u.

ثفر — X. استثفر = أثَارَ, in Bewegung setzen, aufwühlen. Aghâny VIII, 68, Z. 1 v. u. مستثفرات بالحصى يريد انّها اثارت الحصى بحوافرها لشدّة جريها حتّى ارتفع الى اثفارها.

ثفا — مثْفِيَ, eine Frau, welche drei Gatten hatte. Dieser Bedeutung liegt aber eine andere, ältere zu Grunde, und diese deutet auf die alte Polyandrie hin, indem das Wort eine Frau bezeichnete, die drei Ehemänner hat. Den Beweis hiefür finde ich in ein paar alten Reimen, die anlässlich einer lexikalischen Erörterung im Tanbyh, fol. 76 r° angeführt werden. Ich lasse sie hier folgen, indem ich nur beifüge, dass man sie dem weisen Lokmân zuschreibt. Die Stelle lautet:

قال لقمان فى خبرله ياذا البِجَادالحَلَكَهْ
والزوجة المشتركَهْ ليست لمن ليس لَكَهْ

,O du Besitzer des schwarzen Oberkleides — und der gemeinschaftlichen Gattin — sie kommt nicht dem zu, der nicht dir (befreundet) ist.' — Wie immer man den letzten Vers verstehen mag — denn der Sinn ist dunkel — so zeigen doch die beiden ersten deutlich das polyandrische Verhältniss, das später in volle Vergessenheit gerieth, so dass der ursprüngliche Sinn des Wortes متقفى ganz verdunkelt ward.

إِثْفِيَّة, pl. أَثَافِىّ und اثافٍ; ausser der gewöhnlichen Bedeutung wird der Plural gebraucht zur Bezeichnung einer Gruppe von drei Sternen in der Nähe des mit dem Namen فرقدان bezeichneten Sternbildes. So sagt Bohtory:

وَأَثَافٍ أَتَتْ لَهَا حِجَجٌ دُو نَ لَظَى النّارِ مُثّلٌ كَالأَثَافِى

Shifâ' alghályl S. 27.

ثقب — ثَاقِبٌ = مثقوب. Tanbyh, fol. 38[a]. مُثَقَّبٌ bedeutet sowohl ,durchbohrt', als auch ,angezündet', und in letzterer Bedeutung findet es sich Aghâny XV, 71, Z. 1. كما زَعْزَعَتْ ريحٌ يَرَاعًا مثقّبا. Vgl. Lane.

ثقل — مُثَقَّل, ein beladenes Kameel. Tashyf, fol. 17[a] und 86[b].

ثلّ — أَثَالِيل, pl. von أثْلول, vermuthlich Schreibfehler für ثَآلِيل, pl. von ثُؤْلُول. 'Arâïs S. 166, Z. 11 v. u.

ثلج — ثَلَجٌ, Sicherheit, Gemüthsruhe: الثلج اليقين الذى لاشكّ فيه. Mowatta' IV, 71, Z. 4 v. u.; vgl. Lane sub voce. Balâdory 214 التثبت und die Bemerkung von de Goeje zu dieser Stelle.

ثلم — مُتَثَلِّم, poetisch für حَوْض, d. i. der steinerne Trog am Brunnen. Labyd S. 64, Z. 2 v. u.

ثمل — ثَمْلٌ, dauerhaft, beständig. Zohair S. 90, V. 26 (Ahlwardt).

ثمن — المَثَامِنَةُ. Isfahâny II, 205, Z. 11 v. u. Die acht Kurfürsten von Jemen, welche den Oberkönig wählten. Vgl. Kremer: Südarab. Sage S. 125.

ثنى — مُثْنٍ, pl. مُثْنُونَ, der, welcher nach dem Opferfeste in Minà noch zwei Nächte dort verweilt; das Wort findet sich im folgenden Verse des Dû-lrommah:

فلمّا مَضَتْ عِنْدَ الْمُثْنِينَ لَيْلَةٌ وزاد على عَشْرٍ مِنَ الشَّهْرِ أَرْبَعُ

سَرَتْ من مِنىً جُنْحَ الظَّلَامِ فَاَصْبَحَتْ بنسيان ايديها مع الفجر تلمَعُ

Tanbyh, fol. 23ª.

ثاب — ثَائِبٌ, eine Reiterschaar (poetisch). Hamâsah S 526, Z. 8 v. u.

ج

جام — جامات قَصَب. ʿAntar, Heft 114, S. 286, Z. 17: ستر كبير من عمل الروم بجامات قصب كبار. — Ein grosser Vorhang griechischer Arbeit, mit aufgenähten Flecken (oder runden Ausschnitten) von Goldbrokat. — In der Bedeutung Becher ist das Wort schon früh aus dem Persischen herübergenommen worden. Vgl. Bochâry 1739 (Kitâb alwaṣâjâ 36). Das Wort hat auch die Bedeutung: Tasse, Platte: جامات لوزينج, mehrere Tassen mit Mandorlate. Masʿudy VIII. 270. — ثوب مجاوم, ein mit runden Flecken benähtes Kleid. Makryzy I, 410, Z. 10.

جبّ — جُبّ, die Vertiefung, der Trog, in dem der Färber die Wolle färbt. ʿArâîs S. 423, Z. 13. جب يوسف = نقرة الذقن, das Grübchen am Kinn. Shifâ Seite 70. — مجبوب — الذى ذهب ذكره دون أُنْثَيَيْه. Sobky, fol. 13ᵇ.

جحّ — جحّ, pl. جباح, Bienennester. Makkary II, 696, Zeile 16.

جَبَرْتْ — in Kairo Collectivbezeichnung der Leute von der ostafrikanischen Küste.

جبس — جبّاس, Gypsstampfer. Gabarty IV, 198, Z. 2 v. u.

جبا — II. التَجْبِيَة, verkehrt, mit dem Gesichte nach rückwärts (wie die Verurtheilten) jemand reiten lassen. Bochâry 3606 (Kitâb almoḥâribyn 10) الإركاب معكوسا. — جابى العين = جائب العين: scharfsehend. Aghâny XI, 142, Z. 7 من اسد خفان جابى العين ذى لبد, wozu bemerkt wird: جابـى العين وجاذب العين شديد النظر. — جبايا الماء, Wasserbehälter. Ibn ʿAdâry 108, Z. 5.

جثم — IV. = II. Kâmil 223, Z. 12. — أُجْثَـمُ, fest, schwellend (vom Busen). Nâbighah VII, 30.

جحّل — ein Thier, das der Heuschrecke ähnlich ist und auch fliegt. Ibn Doraid S. 29.

جحا — جُحَيَّة, auch جُحَا oder جُحَّى, der arabische Eulenspiegel, Witzbold, Spassvogel. Hiezu macht Ḳaljuby in seinem Nawâdir S. 81 (Ausgabe von W. N. Lees, Calcutta, 1856) die Bemerkung: واعلم انّ جحا اسم لا ينصرف معدول عن جاحى مثل عمر وعامر يقال جحا يجحوا جحوّا والله اعلم.

جد — جُدَد, kleine Kupfermünzen, Para: Gabarty IV, 313, Z. 12. Im Singular جديد. — Ein Para = 10 Gadyd.

جُذاذ — Fetzen, zerrissene Kleider, angeblich vom persischen كُذاد. Shifâ S. 68.

جذر — جذر أصمّ, eine ungerade Zahl, eine Zahl, die nicht durch Multiplication hergestellt werden kann. Shifâ Seite 77.

جذع — جَذَع, pl. جِذْعَان (gadʿân); im ägyptischen Dialekt wird يا جَذَع jâ gadaʿ gebraucht im Sinne von يا فُلَان, he Junge, Bursche!

جرب — جورب, eine Art Steine (Jemen) بحجارة سمّوها اهل اليمن الجورب. Mosâmerât I, 183. — جَرَبَّة in der Bedeutung: Heerde von wilden Eseln, gehört nach einer Angabe des Jâkut dem Dialekte des Kinânahstammes an. Marâsid V, S. 48.

جَرْبَصِيصَة — Meid. III, 69; siehe Freytag sub: حربصيصة

جربندية — Jagdtasche. Saif aljazan II, 12. Patrontasche, Aegypt.

جرجمانيّ — Aghâny V, 158, Z. 13.

جَرَاجِمَة — Aghâny XVI, 76, Z. 4: بنو الاحرار الذى عنام امية فى شعره هم الفرس الذين قدموا مع سيف بن ذى يزن وهم الى الآن يسمّون بنى الاحرار بصنعاء ويسمّون باليمن الابناء وبالكوفة الاحامرة وبالبصرة الاساورة وبالجزيرة الخضارمة وبالشام الجراجمة. Diese Angaben sind ungenau, denn der Name Garâgimah bezeichnet die in den gebirgigen Theilen Syriens erhaltenen Reste der alten, nicht arabischen Bevölkerung. Kremer: Culturgeschichte II, S. 163.

جرد — II. einschreiben (in den Register der Löhnungsberechtigten): جرّد اسمه فى جريدته, Aghâny XVIII, 23, Z. 14. — جَرْدَة, eine Truppenabtheilung. Gabarty IV, 225, Z. 2 v. u. — اهل الجرائد, glebae adscripti. Amari: Storia dei Musulmani in Sicilia III, 1, 238. — أَجْرَد, Milch, deren Schaum abgeschöpft ist, die keinen Schaum hat, Buttermilch. Ash'âr, fol. 192^b. Der Vers des 'A'shà Bakr, wo das Wort vorkommt, lautet:

ضَمِنَتْ لنا أَعْجَازُهُنَّ قُدُورَنَا
وَضُرُوعُهُنَّ لنا الصَّرِيحَ الأَجْرَدَا

‚Es geben uns Bürgschaft ihre Hüften (der Kameele) für das Fleisch in unseren Kochtöpfen, und ihre

Euter (verbürgen) uns reine Milch.‘ In der Handschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 241 (in Flügel's Katalog) ist eine andere, theilweise fehlerhafte Redaction dieser Verse erhalten, und zwar fol. 172[b]. — تجريد, militärische Expedition. Gabarty IV, 305, Zeile 4.

جردوق = جَرْدَق. Ibn Atyr V, 11, Z. 12.

جردناج — Aghâny X, 136, Z. 17.

ويشوى لنا الشيخ شورين دواجنه

بالجردناج وشجاج الشعانيـــــن

Der letzte Halbvers lautet an einer andern Stelle: بالجردناج وسحاج الشقابين. Aghâny XIII, 130, Z. 13. Persisch گردنا, ein Braten. Siehe شقبان

جرض — II. تجريض. Aghâny XV, 18, Z. 7.

جرف — II. Rinnsale ziehen, zum Zwecke der Bewässerung. Vulgär. Gabarty IV, 112, Z. 2. — جروف, Rinnsale, Furchen (franz. rigoles); جرف, das Ufer, der Rand = شطّ. Gabarty IV, 116, Z. 8.

جَوْرَق — ein Gebäck in Damascus, dem كعك-Zwieback sehr ähnlich. Türkisch چورك.

جرم — II. Geld erpressen, mit Accusativ der Person; تجريم, Gelderpressung. Gabarty IV, 307, Z. 8 = تغريم.

جَرْمَقِيّ — جرمَقانيّ, pl. جَرَامِقَة, Name der alten, nicht arabischen Bevölkerung in Irak. Kremer: Culturgeschichte II, S. 164. Ḳâmus: جُرْمُقانيّ.

جرو — جُرَيّ, Diminutiv von جرو. Meid. II, 817.

جرى — من جرى عليه الملك; wer von liegendem Besitzthum ein fixes Einkommen hat. Ibn Atyr II, 392, Z. 8. — الجارى, der fixe Gehalt. — صاحب الجارى, der Zahlmeister, pl. الجوارى. Aghâny III, 95, Z. 7. Ibn Mamâty p. 33. — جَرويّ, leichtes Gewicht, im

Gegensatz zum schweren مصرّى. Ibn Mamâty p. 37, 49, 57.

جزأ — جُزْءٌ, Koranabtheilung. Fawât II, 109, Z. 4; 160, Z. 12. Collegienheft. Fawât II, 163, Z. 5.

جزع — مُجَزَّعٌ, Futteral eines Buches. Aegyptisch.

جزل — جزلة, ein Stück. 1001 Nacht I, 73, Z. 11 v. u. جزلة سمك = 75, Z. 11 قطعة سمك.

جسد — تجسيد, roth gefärbt sein. Ibn Hâni' p. 30.

جشع — IV. = I., gefrässig sein. Aghâny VI, 25, Z. 6. Vgl. Ibn Atyr III, 382, Z. 6, wo die V. Form: schwer ertragen, scheuen, vermeiden wollen zu bedeuten scheint.

جوشن — eine Speise, eine Platte von einer Speise. Aghâny XIV, 113, Z. 7 v. u. Aber die Münchener Handschrift 470, fol. 189[b] hat an dieser Stelle جُونَتَيْن. Der Codex der Wiener Hofbibliothek hat جوشن.

جصّ — eine besondere Krankheit der Falken. Atâr al-'owwal S. 143, Z. 7 v. u. Vgl. حصّ.

جعب — جُعْبٌ, Kameelmist: Freytag bemerkt aber nicht, dass das Wort ausschliesslich dem Dialekte des Stammes 'Azd angehört. Aghâny XII, 50, Z. 5 v. u.

جعر — جَيْعَر, die Hyäne. Vgl. جَيْأَل, ausschliesslich jetzt im Gebrauche bei dem Takyf- und Hodailstamme. Mündliche Mittheilung des Professors W. Robertson Smith.

جعظر — جَعْظَرِىّ, dick, plump. Tashyf, fol. 89[b], nach 'Asma'y.

جعفريّة — eine Art Schiff. Gâhiz: Kitâb alhaiwân, fol. 196. Die bezügliche Stelle ist abgedruckt in meiner Abhandlung: Ibn Chaldun und seine Culturgeschichte. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, XCIII. Bd. Seite 636.

جفر — جُفْرٌ, der Pfeilköcher. Ibn Doraid S. 198, Z. 9.

جوكاذيّة — ein Kleid. Makryzy I, 418, Z. 2.

جلّ — جَلّ, Segel. Plural nebst dem gewöhnlichen جلول auch أَجْلال in einem Verse des Garyr. Tanbyh fol. 46ª. — جُلَّة, pl. جُلَل, die Kugel. Gabarty IV, 11, Z. 14; 110, Z. 13. Fawât II, 28, Z. 4 v. u. والمماليك قد رموا جلّة على عصفور. — مُجَلْوَل, geballt, kugelförmig. Chalaf al'aḥmar S. 64.

جلب — أَجْلَابٌ, aus dem Sudan importirte Sklaven. Ibn 'Arabshâh, fol. 35, 110: لمّا عصي الاجلاب عليه في منزله تحت الكبش: als die Sklaven gegen ihn sich empörten, in seinem Palaste unterhalb (des Schlosses) Ḳal'at alkabsh (in Kairo). ثمّ انّ الاجلاب اتّفقوا على الوثوب على مولانا السلطان: dann verabredeten sich die Sklaven unsern Herrn, den Sultan, zu überfallen. — جلّابة, die Sklavenhändler. Maḳḳary II, 740, Z. 8 v. u. Sing. جلّاب. — جَلِيبَة, die Karawane, Waarensendung. Maḳḳary I, 170, Z. 8.

جلباب — 'Antar, Heft 97, S. 258: وقبض على جلباب درعه وجذبه: er fasste ihn an dem herabhängenden Theile des Panzerhemdes und zog ihn. 'Antar, Heft 133, S. 441: وقد اخرج يده من جلباب درعه. Das Wort bedeutet also: den Zipfel, den herabhängenden Theil.

جلد — مجلود = جَلَد. Dorrah S. 165.

جلق — جلالقة. Das Wort kommt bei Ḳorṭoby: Kitâb almilal walniḥal, fol. 180ᵇ vor: وإن شِئْتَ فتأمّل اساقفة النّصارى وقسّيسيهم وجلالقتهم تجدْهم افسق النّاس وأَزناهم واجمعهم للمال. Es sind wohl die christlichen Bewohner von Galicien gemeint und vielleicht im Gegensatze zu den Priestern: die Laien im Allgemeinen.

جلهق — جُلَاهِق, pl. جُلَاهِقات, Armbrust, mit der man kleine Kugeln schoss (قوس البندق). Ibn Atyr III,

145, Z. 5 z. u., auch قوس جَلاهق genannt. Kitâb almowashshâ, fol. 187.

جمر — جَامِرٌ, einer, der mit Wohlgerüchen durchräuchert. Aghâny XII, 130, Z. 10.

جمز — جَمَّاز, Vorläufer. Aghâny XVI, 75, Z. 6. — جَمَّازة, Kameele, die im Passschritte traben. Latâïf S. 15. جمّازات. Gâḥiẓ-Rasâïl, fol. 198^b.

جَمَلُون — Laubengang. Gabarty IV, 28, Z. 16.

جَنْبَاذِيَّة — Seiltänzer. Türkisch جانباز. Gabarty IV, 198, Zeile 11.

جنح — جَنُوح, ein munter trabendes Kameel. Ṭarafah Mo'all. V. 26 (Arnold), S. 45. — جوانحيّات, eine Art Schiffe. Aghâny IX, 32, Z. 14.

جندح — جنادح الشرّ. Meid. III, 177.

جنع — جناع, kurz, kurzbeinig (vom Kameel). (قصيرة), der Pfeil ohne Spitze, das Rinnsal, der Damm (رصف). Aghâny VIII, 139, Z. 1 v. u.

جنق — جونق. Aghâny XVIII, 86 Z. 12 v. u. Die Handschrift 481 in München hat جُونقا, und Codex 471 خونقا.

جهد — V. Dywan Imra'alkais (ed. de Slane S. 22) dürfte bei Dozy zu streichen sein, indem die bessere Lesart in der Ausgabe von Ahlwardt تجاهدن lautet.

جوب — جوبة, die Stadt: الجوبة يعنى المدينة. Aghâny I, 22, Z. 4 v. u. In der Tradition kommt das Wort in der Bedeutung: Bodensenkung, Vertiefung, wo sich das Wasser ansammelt, vor und lautet im Pl. جواب. Bochâry 2035 (Kitâb bad' alchalḳ 55).

جوح — VII. منجاح = ضعيف, schwach. Gabarty IV, 68, Z. 9 v. u.

جوخدار — türk. چوقدار, Kammerdiener, Hausofficier im Haushalte der türkischen Grossen oder des Sultans. Gabarty IV, 249, Z. 6.

جود — II. تجويد الخطّ, Schönschreibekunst. Fawât II, 23, Z. 5. خطّ مجوّد. Gabarty IV, 95, Z. 2.

جور — جُؤُورٌ, Masdarform, abweichen, abschwenken, عدول. In einem Verse des ʿAggâg:

لَأْيًا يُثَانِيهَا عن الجُؤُورِ جَذْبُ الصَّرَارِيِّينَ بالكُرُورِ
إِذْ نَفَحَتْ فى جَلِّهَا المَحْجُورِ حدواءُ جَآءَتْ من جِبَالِ الطُّورِ

‚Allmälig entfernt sie (die Barke) von der Abschwenkung (in das unrichtige Fahrwasser) das Anziehen der Taue (كرّ) durch die Matrosen, wenn da bläst in ihr aufgespanntes Segel eine frische Brise (حدواء), die da kommt von den Bergen des Sinai.‘ Ashʿâr, fol. 216[a]. In dem Manuscript der Wiener Hofbibliothek Nr. 241 finden sich folgende Varianten: يثانيه — جلّه المحجور.

جوز — IV. إجازة الحاجّ, die feierliche Entlassung der Pilger am Pilgerfeste. Vgl. Caussin de Perceval: Essai sur l'histoire des Arabes II, 262. Aghâny III, 4, Z. 17. — اجاز = اجهز. Mit Unrecht hat Lane diese schon von Freytag gegebene Bedeutung nicht aufgenommen. Sie ist alt. Vgl. Tabary II, ı, S. 225, Z. 19. — مُجَوَّزَة, grosser, doppelt gewundener Turban. Gabarty IV, 164, Z. 4 v. u.

جوم — ثوبٌ مُجَاوَمٌ, ein mit runden Flecken benähtes oder gemustertes Kleid. Makryzy I, 410, Z. 10. Vgl. جام.

جوامرجه — pl. جواميرات. Aghâny XII, 167, Z. 13 v. u. غلام يحمل قاطرميز نبيذ وجوامرجه مكبوحة, das junge Huhn. Persisch شاه مرغ, arabisirt in شاهمك. Vgl. Damyry sub voce.

جون — جون, die Grube, Bodenvertiefung. 'I'lâm S. 306, (bis). مصيص جُون, eine Speise. Aghâny XVII, 81, Z. 15 v. u. — تجوينات: Sha'râny: Albahr S. 72, Z. 9 v. u.: وامّا طعام العزومات فانّ نيّة اصحابها فى فعلها غير صالحة فى الغالب انّما هى تجوينات واهوية النفوس: Schwelgerei. Vgl. تجوّن bei Freytag.

جآء — IV. = اسبل oder ارسل, herabhängen lassen. Labyd S. 132, 133. Aber sicher ist dieses Wort nicht, denn eine andere Lesart gibt an dieser Stelle أَجَنَّ statt أَجَآء.

جيب — X. استجاب, nehmen, rauben, einsacken; in der Diebssprache. Shifâ S. 75.

جيش = قدح جيشانى, ein grosser Becher. Aghâny XIII, 112, Z. 4 v. u. Codex der Wiener Hofbibliothek: جهشانى.

جيف = مُجْوِف, verdorben (vom Fleische). Syrisch, vulgär migwif ausgesprochen.

ح

حبّ — حبّ الطرب, die Krätze. Shifâ S. 79.

حببظيّة — Gaukler, Possenreisser. Gabarty IV, 198, Z. 11. اصناف ارباب الملاعب والغمزلكين والجنباذيّة والحببظية والحواة.

حبر — حبيرة لُجَيْن, Aghâny XIV, 30, Z. 7 v. u., dürfte zu lesen sein: جبيرة لجين, und so schreiben die Codd. in München und Wien. — حبورة, die Oberpriesterwürde (bei den Juden). 'Arâïs S. 230, Z. 2 v. u. — مُحَبَّر, verziert, geschmückt. Labyd S. 80, Z. 1.

حبط — حِبِطّ, von kurzer Gestalt. Ibn Doraid S. 6, Z. 12.

حبظ — مُحَبِّظ, Possenreisser. Sha'râny: Albahr S. 189, Z. 12. كثير من الناس فيفرّون من نحو بيع القهوة او ان

يكون أحدكم محبطاً او شودباً للمغانى. Vgl. Dozy zum Wort محبّض.

حبك — I. heften, binden (ein Buch). Sobky, fol. 40[a]. (auch modern ägyptisch). — حَبَّاك, ein Hefter. Gabarty IV, 198, Z. 4 v. u.

حبا — مَحْبًا, pl. مَحَابٍ, der Ort, wo jemand hockt, und die Spur im Sande, die er zurücklässt, wenn er aufsteht. Aghâny XI, 147, Z. 1 v. u.

حتر — مُحْتَرٌ = وثيق, fest, fest gemacht. Labyd S. 77, Z. 3 v. u.

حجب — حُجُوبِيَّة, Thürhüter, Kämmerer. Sobky, fol. 14[a].

حجر — حَاجِر, der Fuss, der Rand des Berges اسفل الجبل. Gabarty IV, 29, Z. 17.

حجف — الجنائب المحجّفات, 'Antar, Heft 114, S. 276, an beiden Seiten mit Schildern behangene Streitrosse oder Kameele.

حجن — حُجْنٌ, nach Freytag: male nutritus infans, ist einfach zu streichen, indem es irrthümlich für حجن steht. Hiernach ist auch die Stelle in Nöldeke: Beiträge zur Kenntniss der altarabischen Poesie S. 128 richtig zu stellen. — حَجْنَة, Schilf = بوص. Gabarty IV, 300, Z. 14; 309, Z. 15.

حدث — احداث. Ueber die Bedeutung dieses Wortes habe ich in meiner Culturgeschichte I, S. 200, Note, eingehend mich geäussert und ganz unabhängig davon Dozy in seinem Supplément. Nach seiner Ansicht bedeutet der Ausdruck والي الاحداث so viel als: Polizeipräfekt, und in der That lässt es sich an vielen Stellen nur so übersetzen, aber anderseits bedeutet das Wort احداث, wie ich schon in der bezogenen Stelle hervorhob, auch ein Einkommen und die Aufgabe des والي الاحداث war die Einhebung dieser Einnahmen. Wenn ich damals dies nur als Vermuthung aussprach, so kann ich nun einen Be-

weis hiefür vorbringen. In den gesammelten Briefen des Hamadâny findet sich ein, wie es scheint, an einen höheren Beamten gerichtetes Schreiben, worin sich die folgende Stelle findet (Hamadâny: Briefe, S. 545): ورد عليك كتاب من سلطانى بان لا تتعرّض لضياعى بوجه ولا تطالب أكرتى بشئ فرايتَ ان اصالحك على النصف من مال الاحداث و وجدتُ الصلح جائزاً فى مال الميراث فامضيتُ الصلح واديتُ النصف. Hieraus erhellt, dass die Aḥdâṯ eine Abgabe von den Erbschaften sind, also eine Art Erbschaftssteuer. Es ist nicht ausgeschlossen, dass aber auch andere Einnahmsquellen ebenfalls hiezu gerechnet wurden. — بيوت الاحداث والعواتق. Mâwardy S. 306, Z. 2. Diese Stelle, die von Dozy nicht besprochen wird, bietet grosse Schwierigkeit. Im Texte ist statt يبقى, wie die Ausgabe von Enger hat, mit einer sehr alten Handschrift in meinem Besitze zu lesen يبغى, wonach zu übersetzen wäre: ‚und es erfordern die Häuser für die jungen Männer und Mädchen zehn Millionen Dirham'. Enger (S. 32) versteht hierunter Waisenhäuser. Mit Sicherheit lässt sich nichts sagen, so lange nicht andere hierauf bezügliche Stellen bei den Schriftstellern aufgefunden sein werden. — اهل الحديث, die juridische Schule von Irâk im Gegensatze zu den اهل الراى, der juridischen Schule von Ḥigâz. Shahrastâny: Haarbrücker I, S. 39.

حدر — حَادِرْ = مُتَحَـدِّرْ مَرَضْ, eine Krankheit (nicht vulgär-ägyptisch). Gabarty IV, 22, Z. 11.

حدل — حدل, Saum, Rand des Zeltes, wo es am Boden befestigt wird. Ibn Chaldun V, 441, Z. 11 v. u. Vgl. حذل.

حدا — حِداية, der Weih, Sperber. Plur. حَدَادِى (vulg. ägypt.). Sha'râny: Albaḥr S. 255, Z. 1.

حذر — حَذَاوِرُ, Pl. pl. von حَذَارٍ, sing. حِذْرِيَة. Aghâny IV, 126, Z. 16.

حذف — مِحْذَف, pl. محاذف, der Wurfstock, die Schleuder. Ibn Doraid S. 51, Z. 9.

حذا — حذاوة, die äussere Erscheinung, das Aussehen: وما حذاوة هذا حذاوة انصارىّ. Aghâny XX, 102, Z. 8. (محذوّ. Abu Nowâs, ed. Ahlwardt IX, v. 2 ist fehlerhaft statt محذوّ).

حرّ — الزَّيْت الحارّ, Oel aus Saflorsamen: auch زَيْت حُلْو genannt. Gabarty IV, 291, Z. 6. Kremer: Aegypten I, 210, 211. — مُحَرَّر, adscriptus, geweiht = نذير. 'Arâïs S. 403, Z. 16. وكان المحرّر اذا حُرِّرَ ونُذِرَ جُعِل المحَرَّر فى الكنيسة يقوم عليها ويكنسها.

حرب — الجنة الحربيّة. Vgl. Kremer: Culturgeschichte I. 236.

حرث — حراثة, coitus = جماع. Ihjâ' II, S. 333, Z. 8.

حِرْفاس — ein Beiname des Löwen. Ibn Doraid S. 154, Z. 9.

حرق — VIII. احترق النيل, die Nilüberschwemmung nahm ab, reichte nicht aus. Gabarty IV, 153, Z. 8. الحُرَقَتان, Collectivbezeichnung für die beiden Stämme Banu Sa'd und Banu Taim. Taṣḥyf, fol. 136[b], wie auch im Ḳâmus.

حرم — مَحْرَمَة الأمان, das Schnupftuch der Begnadigung. Gabarty IV, 129, Z. 5 v. u.

حرمدان — pl. حَرْمَدانات, Erker, vorspringendes, vergittertes Fenster. Gabarty IV, 28, Z. 8.

حزّ — حزازة, ein Schnitt, eine Schnittwunde. Aghâny XIV, 173, Z. 8.

حزر — محزور, pl. محازير, Jahrescyclus. Byruny S. 291, Z. 1: 295, Z. 11 und 12.

حزرق — مُحَزْرَق, eingekerkert. Aghâny II, 31, Z. 17. Vgl. حزرق. Diese letztere Aussprache soll die richtige sein. 'Ash'âr, fol. 153.

حسّ — إحساسات, sinnliche Wahrnehmungen. 'Ihjâ IV, 144, Z. 7 v. u.

حسب — حِسْبَة, frommer Duldersinn: الحسبة الصبر و التسليم. Mowaṭṭa' II, 25, Z. 2.

حَسْبَلَ — II. die Formel حَسْبُنَا اللّه aussprechen. Gabarty IV, 225, Z. 5 v. u.

حسن — حَسَنَة, das Mal, Schönheitsmal. استحسان, Kuppelei. مستحسن, Kuppler. Aegyptisch, vulgär. Shifâ S. 37, 84.

حشحش — II. sich aufmachen (zur Reise). Azdy S. 32, Z. 12.

حشر — حَاشِر, Agent der Finanzverwaltung. Ibn Mamâty S. 15: الحاشر يلزمه رفع الاعمال بالنشوء والطارى من الذمة. — حَشْوَرَة, eine kräftige Kameelstute. 'Ash'âr fol. 143[b].

حصر — حَصَرٌ, Enge, Beengung (ضيق), von Palmen gesagt, bedeutet es die zu enge Anpflanzung: wie in dem Verse des Labyd (Labyd S. 53). Es ist nämlich eine alte Regel der Palmenzüchter, dass zwischen den einzelnen Bäumen ein hinreichender Raum gelassen werden müsse. Abu Ḥâtim in seiner Schrift üder bie Palmen führt eine Stelle aus Aṣma'y an, wo er sagt: ‚eine Parabel der Perser und Nabatäer lautet, dass die Palme zu ihrem Schwesterbaume sagt: halte dich ferne von mir, so trage ich meine Last (von Früchten) und die deine noch dazu.' Von Palmen gesagt, bedeutet حَصَر die geringe Distanz zwischen den Stämmen (تقارُب ما بين الاصول). Die Regel ist, dass die Stämme zwanzig Ellen entfernt sein müssen, wenn auf das Erträgniss der Palmen, anderer Baumarten und des Bodens gerechnet wird; fünfzehn Ellen, wenn man nur auf die Palmen und anderen Bäume rechnet; zwölf Ellen, wenn man ausschliesslich die Dattelernte im Auge hat. Tanbyh, fol. 38[b], 39[a]. — حصير عبّادى bei Dozy

bedeutet: ʿAbadâny-Stroh- oder Binsenmatten. Vgl. Kremer: Culturgeschichte II, 298.

حصرم — ḥusrum in der modernen Aussprache: der aus unreifen Trauben gepresste Saft, den man in manchen Theilen Syriens statt des Essigs gebraucht. Russell: Natural History of Aleppo.

حصل — مَحْصول, pl. مَحاصِيل, Gerichtstaxen. Gabarty IV, 249, Z. 7 v. u. حدّدوا له حدًّا فى اخذ المحاصيل.

حضر — حَضْرَة, die Residenz. اعمال الحضرة, die zum Gebiete der Residenz gehörigen Bezirke. Ibn Challikân, Vita ١١١ (ed. Wüstenfeld).

حطب — VIII. sich nähern. Aghâny VII, 162, Z. 13. — حطابيّ, Verfertiger der Stoffe الثياب الحطابيّة. Rashḥ alnaṣâïḥ, fol. 71.

حقّ — حَفافيْه = حَوالَيْه. Ibn Chaldun V, 463, Z. 12; 473, Z. 18. — مَحْفُوف, poet. = هودج. Moʿallakah des Labyd, ed. Arnold, S. 95.

حفظ — مُسْتَحْفَظ, in der Türkei jetzt die Reserve, in Aegypten die Gendarmerie.

حفلط — مُحَفْلِط, ein Pedant, Sylbenstecher. ʿAjâḍ Ṭantâwy: Traité de la langue arabe vulgaire I.

حكم — على الحكم والرضى, das Spiel, wo der Verlierende sich verpflichtet, den Wunsch des Gewinnenden zu erfüllen. 'Iʿlâm S. 236, Z. 16.

حلّ — مَحْلول, pl. مَحاليل, frei, erledigt, ohne Inhaber: وياخذ من ارباب الديون عُشْرَ ديونهم وياخذ من محاليل وظايف التقارير معلوم سنتين او ثلاثة. Gabarty IV, 249, Z. 8.

حلف — حلفاية, Pantoffel aus Binsengeflechte. Shaʿrâny: Albaḥr S. 221, Z. 2 v. u.

حلق — حلّق على, monopolisiren, sequestriren. Gabarty IV, 279, Z. 7 v. u. — حَلْقة, der von der Behörde

bestimmte Verkaufsplatz für gewisse Lebensmittel, von denen die Regierung eine Verzehrungssteuer einhebt, z. B. حلقة السمك, der Fischmarkt (in Kairo). — حَلَقِيّ, mit einer Krankheit am Gliede behaftet: Shifâ S. 80 الذى فى ذكره فساد. Vgl. Aghâny XII, 107, Z. 7. — يوم النحر = يوم التحالق, das Opferfest von Minà. Aghâny, ed. Kosegarten, S. 224. Aghâny (Bulak) I, 150. Der Name kommt daher, weil unmittelbar nach der Ceremonie der Steinigung des Teufels am grossen Opferfeste in Minà die Wallfahrtsceremonie als beendet gilt, demnach jeder Pilger das Wallfahrercostüme ablegt und sich den Bart scheeren lässt. Vgl. Burton: Pilgrimage III, 284.

حمس — حَمَاسَة, Fehde, Kampf. Aghâny XVI, 49, Z. 9. فقدكانت بينهم حماسات فى الجاهليّة.

حمض — محمضات, Agrumen. Ibn Mamâty S. 44.

حمل — حِمْل بلّور = نَجَفَة, Kronleuchter aus Glas. Gabarty IV, 245, Z. 11. — حَمَلات, Gepäck. Ibid. S. 122, Z. 10; 123, Z. 13. حَمْلَة S. 74, Z. 1 v. u.

حما — اصحاب الحِمْيَة, solche, die sich in strenger Diät befinden, Reconvalescenten. Abdallatif, ed. Sacy, 1810, S. 316.

حنّ — جَنّ وحَنّ, in der Bedeutung von جنّ, gerade so wie man sagt: حسن وبسن oder حمّ ورمّ. Solche Wörter heissen اتباع. Vgl. Aghâny XI, 121, Z. 9. Ueber حمّ ورمّ vgl. Tanbyh, fol. 121.

حنبل — حَنَابل, Makkary II, 1200. Vgl. Dozy ad vocem.

حنت — حنتيت, das Rhinoceros (خرطيط), dessen Horn die Eigenschaft haben soll, das Gift auszuscheiden. 'Antar, Heft 122, S. 52.

حنش — die Bedeutung propulit bei Freytag ist zu streichen, wie schon Lane gethan hat. Es ist, wie im

Tanbyh, fol. 90[a] bemerkt wird, der Fehler dadurch entstanden, dass عنش verschrieben ward in حنش.

حُنْطُب oder حُنْطَب, ein Reptil oder Insekt. Ibn Doraid S. 75, Z. 14.

حُنْظُب — das Männchen der Heuschrecke. Ibid.

حنف — حَنَفِىّ, pl. احناف, Angehörige der Schule des Abu Ḥanyfah, Hanefiten. Gabarty IV, S. 260, Z. 4 v. u.

حنا — حوانى, pl. von حانية, Schenke. Ibn Atyr II, 369, Z. 5.

حوز — حائز, Schrannenschreiber, كاتب يكتب على الاجران فيكون ضابطًا لما يحمل من القن ولما يُحْصَد. Ibn Mamâty S. 14. (Statt القن lese ich التبن). — حواز, der Posten des Einnehmers der Armentaxe كان على حواز مصر. Mowaṭṭa' II, 51, Z. 2 v. u. موضع يؤخذ منهم فيه الزكاة.

حول — حَوَالِىّ, einjährig. Ibn Mamâty S. 31. Von Thieren gesagt: الجاموس وهو رضع وحَوَالِىّ.

حوى — حاوى, pl. حُوَاة, Schlangenfänger, Gaukler. Meid. I, 419. Gabarty IV, 198, Z. 11; 309, Z. 4 v. u. — مُحْوِىّ, verzaubert, gegen die Schlangen gefeit. D. H. Müller: Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1879, Bd. XCIV, S. 50 (nach dem Iklyl).

حىّ — تَحِيَّة, Glückwunschschreiben. Aghâny IX, 87, Z. 4 v. u. مُحْيِاء الليل, die Nacht stets im Gebete zubringend. Ibn Atyr III, 345, Z. 3 v. u.

حيد — حِيد, pl. von أَحْيَد, sich abwendend: فَهُنَّ إِذَا أَبْصَرْنَنِى حِيد. Taṣḥyf, fol. 153[b].

حيف — حائف, nicht vollgewichtig. Shifâ S. 87.

حيل — حيلى, pl. حيليّة, Gerichtsbote: وتأمر الحيلى بان يحلّى كلامه لمن أُرْسِلَ اليه من ارباب الجرائم. Sha'râny: Albahr 130, Z. 17; 218, Z. 18.

حين — الحَائِنُ = الهَالِكُ. Mo'all, ed. Arnold, S. 182.

خ

خبز — خبّاز, Tafeldecker, der Diener, welcher bei der Tafel bedient. 'Iḳd III, S. 7, Z. 21. Ibn Atyr II, 365, Z. 11.

خبص — خبيص, pl. أَخْبِصَة. Ibn Atyr II, 336, Z. 1. Aghâny XVII, 102, Z. 6.

خبط — خِباط, Verwirrung. Ibn 'Arabshâh, fol. 110, 112[b].

خبل — خَبيلَة, das Geschenk = العطيّة. Taṣḥyf, fol. 123[a]. Nach Abu 'Obaidah.

ختم — خَتْميّة, Stempeltaxe. Gabarty IV, 95, Z. 16.

خدّ — مخدّة. Shifâ S. 222 führt hiezu die sprichwörtliche Redensart an: خدونى تحت راسكم مخدّة und erklärt sie für eine versteckte Androhung eines bald zu erwartenden Unglücks.

خدخد — خَدّخَاد, Becher:

أَلَا ليتنى قبل الذى قلت شِيبَ لى
من السّمّ خدخادٌ بماء الـذرارح

Aghâny VIII, 40, Z. 2 v. u.

خدم — خَادِم, Eunuche: وكان يتوهّم انّه خادم: man vermuthete, er sei ein Eunuche gewesen. Mas'udy VIII, 43. Aber diese Bedeutung hat das Wort nicht ausschliesslich. Vgl. Aghâny XVIII, 184, Z. 10.

خذع — مُخَذَّعٌ, mit dem Schwerte verwundet. Das Wort kommt in einem Verse des Abu Do'aib vor: وكلاهُمَا بَطَلُ اللقاء مُخَذَّعُ, wo aber eine andere Lesart lautet

مُخَدِّع, d. i. in den Kriegslisten erfahren. Taṣḥyf, fol. 148b.

خذن — خُذْيَنَة, wohl richtiger خَدِينَة, Dame, hohe Frau, ist das türkische قَادِن oder خاتون. Ibn Chaldun III, 80. Z. 12: خدينة وهى الدهقانة ربّة البيت. Latâïf S. 30.

خرى — خُرْء, خُرْءُ الحَدِيد — خُرْءُ الرّصـــاص, Scorie, Schlacken. Gabarty IV, 312, Z. 2.

خربشت — der Abtritt, die Retirade. Fawât I, 82, Z. 7 v. u.

خَرْبَنْدَه — Eseltreiber. Aghâny IV, 174, Z. 2. Auch خربندج. Raby' alabrâr, S. 261, Z. 8.

خرج — خرجة, pl. خرجات, vorspringende Fenster, Erker, Balkon. Gabarty IV, 28, Z. 8. — خروج الصوت = قبح الصوت. Shifâ S. 92. — دار الاستخراج, Steuereinhebungsamt. Al'iḳd I, 179, Z. 15. — مُخْتَرَج — مُخْتَرَجَة, Kameele, die den baktrischen Kameelen ähnlich sind (ما شاكل البخت من الابل). 'Arâïs, S. 70, Z. 14.

خُرْدَادِىّ — Weinpokal. Makryzy: I, 414, Z. 14.

خرز — خَرَزَة, Steinplatte, welche die Brunnenöffnung umschliesst oder einfasst. الحجر الموضوع على فم البير. Gabarty IV, 162, Z. 18. — مُخَرَّز, pl. مُخَارِز, die Naht. Labyd S. 96, Z. 1. — مُخْرِزَة, die Näherin. Lozumijjât fol. 244b.

خرس — البور = الأَراضى الخُرْس, unbebaute, brachliegende Gründe. Gabarty IV, 156, Z. 13 v. u.

خرص — خَرِيص, pl. خِرْصان. Saḳṭ II, 84, Z. 2. — تخريص = دخريص. Shifâ S. 59.

خرط — XII. اِخْرَوَّط, diese Form findet sich nur im Aghâny XI, 25, Z. 2, und zwar in einer Stelle, die

auch in andern Werken wiederholt wird, nämlich der Beschreibung des Löwen durch Abu Zabyd, aber sowohl bei Gâḥiẓ: Maḥâsin, fol. 95, als in den Mosâmarât des Ibn 'A'râby II, 94 liest man اخروّط. الشبابيك الخَرْط المُصَنَعَة, aus gedrechseltem Holz augefertigte Fenstergitter, in Kairo: Masharabijjeh genannt. Gabarty IV, 28, Z. 10. — خَريطة, Couvert eines Briefes, Umschlag, Umhüllung desselben. Aghâny VI, 76, Z. 14. Tasche, Portefeuille. Ibid. 90, Z. 17; Depesche (amtliche) وكان احمد يتولّى فضّ الخرائط, Ahmed hatte die Depeschen zu eröffnen. Aghâny XIV, 37, Z. 11; Postfelleisen. Isfahâny II, 301, Z. 5.

خرطم — II. تخرطم, mit على, sich überheben, sich in die Brust werfen. Aghâny XIII, 83, Z. 10 v. u.

خرفش — مخرفش, rauh, uneben, grobkörnig. Gabarty IV, 305, Z. 10; 312, Z. 2. — مخرنفش, der Hahn. Tanbyh, fol. 85b: وقال ابوعبيد ومخرنفش ومحرمش الساكت وانّما المخرنفش الديك اذا انتفش, also der Hahn, wenn er die Federn sträubt. — Das Wort محرمش fehlt auch in den Wörterbüchern, hingegen hat Freytag nach dem Ḳâmus اخرمّس oder اخرمّص in der Bedeutung: schweigen.

خرمش — خراميش, Pfotenhiebe der Katze oder Kratzwunden, die sie macht. Meid. III, S. 477.

خزر — لبن خازر, geronnene Milch. Aghâny VIII, 74 Z. 4 v. u. Das Wort ist ein Schreibfehler oder eine dialektische Variante statt لبن خاثر.

خزجيّة — ein Gewand: كتب صاحب بريد اصبهان الى محمد ابن عبد الله بن طاهر انّ قائداً ممّن بها من الموالى يلبس خزجية ويقعد للنساء فى الطرقات. Taṣḥyf, fol. 22b.

خزم — مخزومة, eine besondere Art von Registern, im Kanzleistyl. Shifâ S. 88.

خزن — خزينة بند, eine Classe von steuerfreien Grundstücken. Gabarty IV, 94, Z. 17.

خسف — خسف, Flechtwerk aus Palmblättern: وامرهم ان يجدلوا له خوص النخل حتى جعلوه خسفا. Saif al-jazan S. 20.

خيسفوجة — das Segel (شراع). Nâbighah, Commentar der Ausgabe von Kairo S. 26. Das Wort als Variante angeführt zu V, 46 der Ausgabe der sechs Dichter von Ahlwardt für خيزرانة.

خشّ — الخُشُوش = الخَرَائِب. Sha'râny: Albaḥr S. 128, Z. 9 v. u.

خشب — مُخَاشِب. Ahlwardt: The Divans S. 170, V. 33 ist wahrscheinlich eine falsche Lesart. In dem Gamharat al'arab von Ḳorashy, fol. 34[b], Manuscript meiner Sammlung liest man statt منها مخاشب — بِحَاصِبٍ ذاتِ.

خشت — عصاً من حديد, ein eiserner Stab. Ibn Chaldun IV, 57, Z. 10, eine Art Speer: وهولاء الثلاثة رماح ما هى عربية بل هى خشوت. Maḳryzy: Chiṭaṭ I, 412, Z. 15. 'Antar, Heft 111, S. 195. Wurfspeere, Heft 134, S. 461.

خشداش — pl. خشداشين, Freunde, Kameraden (von den Mameluken unter einander gesagt). Vgl. Dozy. Gabarty IV, 22, Z. 15; 27, Z. 11; 195, Z. 9.

خشك شوى — ein Kleiderstoff. قباء خشك شـوى oder nach anderer Lesart خشكون. Aghâny II, 124, Z. 8 v. u.

خشكنانجة oder خشكنانك. Mas'udy VIII, 230. Gabarty IV, 137, Z. 9 v. u. Vgl. Dozy.

خصى — خَصِيّ = الذى ذهب انثياه دون ذكره. Sobky, fol. 13[b].

خضر — أيادى خَضِرَة, grüne, d. i. frische, unvergessene Wohlthaten. 'I'lâm S. 202, Z. 4 v. u. — أَخْضَر, grün. schwarz, aber auch: himmelblau. انّ الله امركم ان

تعلّقوا فى اردينكم خيوطاً خُضْراً كلون السماء. ʻArâïs S. 230, Z. 5 v. u.

خضلف — النخل الخُضْلَف, Dattelpalme, die nur verkümmerte Frucht trägt. Nach dem Buche Nawâdir von Abu ʻAmr. Tanbyh, fol. 142[b].

خضن — I. kokettiren (غزل). Taṣḥyf, fol. 152[a].

كُلِفْتُ بِمَنْ تَشَبَّه قَرْنَ ظَبْيٍ وعيناهُ آستعارهما غــــزالا

وَهُنَّ أَحَبُّ مِن خَضَنِ اللّواتى خَوَاضِنُهُنَّ يَفْتِنَّ الرِّجـــالا

خضن وخواضنهُنّ جميعاً بالخاء والضاد المنقوطنين والخاضنة المغازلة.

خطّ — خطّ على اسمه, den Namen (im Register) streichen. Aghâny XI, 164, Z. 14 v. u. — خُطّة, Stadtviertel. Gabarty IV. 256, Z. 16 v. u. — خطّاطة, pl. langfüssig, lange Beine habend. ʻAntar, Heft 107, S. 60: ويقع الجواد ويجى هو واقف على المِهاد ولم يتألّم من امر من الامور لانّه كان من الخطّاطة الطوال: ‚und stürzte auch das Ross, so kam er auf den Boden zu stehen und nichts konnte ihm ein Leid verursachen: denn er war einer der Langbeinigen, Hochgewachsenen‘ — Das Wort scheint eine vulgäre Fortbildung der Wurzel خطا zu sein.

خفا — III. verbergen. Ṭarafah XIII. v. 11. Ahlwardt. Aber sicher ist das Wort nicht, denn bei Zohair XV, v. 13 findet sich die IV. Form. Keiner der alten Lexikographen hat die III. Form aufgenommen, obgleich sie nach Ahlwardt in allen Handschriften erscheint.

خلّ — خِلَالَ, adverbial = بَيْنَ, zwischen. Labyd, S. 70, 104. Ṭarafah (Ahlwardt) S. 65, v. 11; S. 66, v. 2. — خَلّ — ما هو من خلّ بقلى; es ist nicht der Essig für meinen Salat. Volksthümliche Redensart. Shifâ S. 91.

خلج — XII. أخلولج. Zohair XX, v. 25 (Ahlwardt). Diese Form fehlt bei den alten Lexikographen, demnach ist wahrscheinlich die überlieferte Lesart falsch, oder der Vers unecht. Letzteres dürfte in der That der Fall sein. Vgl. Kremer: Culturgeschichte II, S. 385, Note.

خلص — خالص, im modernen ägyptischen Dialekte in adverbialem Sinn zur Verstärkung der Bedeutung eines vorhergehenden Eigenschaftswortes gebraucht, so wie جدّاً oder قوى, z. B. تَعْبَان خَالِص, sehr ermüdet, كويّس خالص, sehr schön u. s. w.

خلع — IV. mit على, schenken. ʿAntar. Heft 137, S. 64, Z. 2: ولما فرغ شيبوب من شعره شكره دفافة واخلع عليه خمس جنائب وجرة عربيّة.

خلف — خلفة, Zuckerrohr schlechter Qualität. Ibn Mamâty S. 48, 49. — خليفة, Officier über fünfzig Mann, zur Zeit des Châlifen Mostaʿyn. Ibn Chaldun III, 299. Vgl. Kremer: Culturgeschichte I, S. 237. — مخاليف, die Eingeweide, die Abfälle?, wahrscheinlich im Sing. مخلوف. Das Wort kommt zur Bezeichnung einer besonderen Art Fleisch nur einmal vor, und zwar bei der Beschreibung der Nahrung, die dem Falken, wenn er maust, gegeben werden soll: ويضع بين يدى كلّ طير إجّانة من ماء ويجدّد فى كلّ يوم ويطعم المخاليف بدماءها سبعة ايّام. Atâr al'owwal Seite 143.

خلق — V. mit على, zürnen auf jemand. Gabarty IV, 116, Z. 2. وتخلّق عليهم بسبب ذلك. — خَلْقَاء, poetisch: die Wolke. Labyd S. 85, Z. 4 v. u. — خلقانة, ein Fetzen, ein Lappen. Mochtaṣar Rabyʿ al'abrâr S. 9, Z. 11: قد غطّت عورتها بالخلقانة.

خلا — امرأة قد خلا من سنّها, eine Frau, die im Alter vorgeschritten war. Aghâny II, 196, Z. 10. Ueber diese Redensart vgl. Lane, wo خلا منها in derselben Be-

deutung angeführt wird. — خالاه, mit jemand geheim sprechen. Aghâny XV, 137, Z. 11. Vgl. Lane.

خمر — مُخْمار, das Wort ist von den alten Lexikographen nicht aufgenommen worden. Wie es scheint, auch mit Recht. Es kommt zweimal in einem dem Nâbighah fälschlich zugeschriebenen Gedichte vor. Ahlwardt: The Divans S. 170, V. 17 und 26. Die Bedeutung ist: berauschend, betäubend.

خمس — خَمْسَاوِيّة, Fünfparastück, eine Kupfermünze. Gabarty IV, 312, Z. 6 v. u; 313, Z. 12 v. u.

خمش — خَمْش, vox, strepitus bei Freytag ist zu streichen, denn es ist verschrieben für جَمْش.

خنت — خُنُتٌ = عَقَلٌ. Kâmil S. 66, Z. 6, nach einer vereinzelten Lesart. Vgl. خُنُبٌ, das an dieser Stelle am passendsten scheint.

خنث — مُخَنَّثٌ. Vgl. hierüber: Culturgeschichte I, S. 46, 47. Es kommt auch das Femininum vor: Aghâny II, 174, Z. 15.

خج — ein Kleiderstoff. Maḳḳary I, 168, Z. 6 v. u. خج خاصّية للباسه.

خندع — خَنَادِعُ, schlechte Nachrede. الكلام القبيح, nach einem Verse des Azdy, der hier folgt:

لا أَدْفَعُ ٱبْنَ العَمّ يَمْشِي عَلى شَقىً وَإِنْ بَلَغَتْنِي مِنْ أَذاهُ الخَنَادِعُ

Als Varianten werden hiezu angeführt die Formen: خَنَاذِعُ, جَنَادِعُ. Taṣḥyf, fol. 161b.

خَنْدَق — das befestigte Lager. Goeje: Fragmenta Histor. I, 188, Z. 2.

خندم — جارة الخندمة. Aghâny VI, 93, Z. 4 v. u. Dieselbe Lesart auch im Münchener Codex 478

خنع — hinken. Maḳḳary II, 1182, Z. 19: وقد طُعِنَ فى احدى ركبتيه طعنة بقى يخنع منها بقيّة عمره. Viel-

leicht verschrieben für خضع, denn es fehlen andere Belege für diese Bedeutung.

خنق — خُنَاق, der Kragen (des Kleides). Gabarty IV, 33, Z. 12 (vulgär).

خنكر — musiciren, musikalisch sich produciren. Aghâny V, 15, Z. 2 v. u. Vgl. Dozy. — خنياكر, Musikant, Sänger. Aghâny V, 64, Z. 7 v. u. Pl. خنياكرين. Aghâny XVII, 123, Z. 18. Persisch: خنياكر.

خُوَّة = أُخُوَّة, Bruderschaft. Shifâ S. 88.

خور — I. sich abwenden, ablassen von, mit dem Accusativ der Person. Aghâny VI, 63, Z. 12. لأاراك تخورها, wozu der Commentar bemerkt: تخورها تعرض عنها. خَوَّار, der Wildstier, das Männchen der Wildkuh, poetisch so genannt in dem Verse des Dulrommah:

بِهَا كلّ خوّارٍ إِلَى كُلِّ صَعْلَةٍ

ضَهُولٍ وَرَفْضِ الْمُدْرِعَاتِ الْقَرَاهِبِ

Es wird eine verlassene Wohnstätte (دار) geschildert, wo nur der Wildstier, der Strauss und die alten Wildkühe mit ihren Kälbern sich herumtummeln. Ash'âr, fol. 182[b].

خُوزِىّ — ein Eingeborener von Chuzistân (Susiana). Der Name wird als Schimpfwort gebraucht. Aghâny VIII, 174, Z. 8 v. u.

خوشتاش — pl. خوشتّاشية. Fawât I, 109, Z. 17 = خشداش.

خوص — spärlich geben: قال الاصمعىّ فلان يخوص فينا العطايا اذا كان يعطى شياً يسيراً. Tashyf, fol. 142[a].

خول — خَول, pl. خَوَلَات, die als Frauen gekleideten Tänzer, die in Kairo den Namen Chawal führen. Gabarty IV, 101, Z. 11: وصُحْبَتهم من المخنّثين المعروفين بالخَوَلَات الذين يتكلّمون بالكلام المؤنّث ومعهم دفوف وطنابير. Vgl. Lane: Modern Egyp-

tians, unter dem Worte khowal. — خَوْلِّي, pl. خَوَلَة oder خَوَالَة, der Gärtner. Gabarty IV, 195, Z. 9; 275, Z. 6 (modern ägyptisch: chôly ausgesprochen). Nach einer Note in der Ausgabe des Shifâ' alghalyl ist die moderne Bedeutung des Wortes: Obergärtner. Vorstand der Gärtner und der ländlichen Arbeiter, S. 87. Zur Zeit des Verfassers dieses Werkes hatte es vorwiegend die Bedeutung: Schafhirte.

خولنج — dasselbe wie خلنج. 1001 Nacht I, 222, Z. 8 v. u. خولنجان, dasselbe wie خلنجان, daraus zubereitetes Wasser. ماء الخولنجان. 1001 Nacht I, 138, Z. 15.

خوند — خوندة, pl. خوندات, Dame, hohe Frau. Gabarty IV, S. 92, Z. 1 v. u.

خير — الخِيَرَة. Ueber die Bedeutung dieses Ausdrucks vgl. Ibn Atyr II, 304, Z. 13.

خيط — خيط عنقي = خيط رقبتي. Ibn Atyr III, 124, Z. 19; 163, Z. 19. Ṭabary III, ɪv, 1095, Z. 14.

خيل — لعب خيال الظلّ, das Schattenspiel. Shifâ S. 50. Vgl. das zu dem Worte بابة Gesagte.

د

دالاتى — siehe دلى — دلاة.

داماني — eine Art Aepfel. Shifâ S. 101.

دَاوَة — pl. داوات, Frachtschiff (im Rothen Meer). Gabarty IV, 53, Z. 2 v. u.; 103, Z. 2; 126, Z. 12 v. u.

دبّ — دبّيّة, pl. دَبَابِي, Satteldecke, ein Tuch oder Teppich, der über den Sattel der Reitesel gebreitet wird. Sha'râny: Albaḥr S. 110, Z. 6: يكسو دابّته البرادع المثمنة والدبابى الحُمْر واللجام والرُكُب المطليّة.

دبدب — Partei nehmen, für oder gegen jemand, im Spiele. Atâr al'owwal S. 131, Z. 12, wo von dem Verhalten

im Schachspiele die Rede ist, wenn man mit dem Sultan spielt: ولا يقال للملك غُلِبْتَ وقُهِرْتَ ولا شاه مات وانما يقال شاه بلا بيت اوشاه ويُسْكَت واذا فرغ من اللعب فلا يُطْرَح الشطرنج فى وسط الرقعة بل يبقى مكانه حتى يُشْرِع فى صفة (l. صفّة) واذا حضرتَ بحضرة من يلعب فلا تدبدب لاحدهما على الآخر ولا تُشِرْ اليه فيشتغل صاحبه ويشنؤك الخصم. — An einer andern Stelle auf derselben Seite: يُدَبْدِبُ لَكَ عَلَيَّ, er nimmt Partei für dich gegen mich.

دبس — أَدْبَس, fem. دَبْساء; man sagt: جِئْتَ بأُمُورٍ دُبْسٍ, was so viel bedeutet als الدواهى. So nach Aṣma'y. Tanbyh, fol. 87b. Vgl. ربس.

دبش — دَبْش, Bruchstein (moëllon), unbehauener Baustein. So in Kairo. Gabarty IV, 253, Z. 16.

دخدار — die Truhe, worin feine Leinwand aufbewahrt wird und davon die Leinwand selbst. Das Wort kommt in einem Verse des Abu Do'âd al'ijâdy vor, wo ein Pferd geschildert wird, dem, nachdem es sorgfältig zum Rennen vorbereitet worden, die Decke abgenommen wird:

فَسَرَوْنَا الجِلَالَ عنه كما سُلّ لِبَيْعِ اللطيمةُ الدَّخْدَارُ

Hiezu bemerkt der Commentar: يقول لما كمل تضميره والقيام عليه كشفنا عنه جُلّه فبرز كأنّه ثوب ينشره تاجرٌ لبيع به بقيّة ثيابه التى يتضمّنها دخداره وهو تخت الثياب. Ash'âr, fol. 154b. Vgl. Aghâny II, 24, Z. 2 v. u.; 41, Z. 9. Der oben citirte Vers findet sich auch im Divan der Hodail (ed. Kosegarten) S. 249.

دخرز — دَخَارِيز. Ṭabary III, iv, S. 1169. Vermuthlich statt دخاريص.

دخل — دخول = حسن الصوت. Shifâ, S. 92.

دخن — الداخن. Ibn Atyr II, 151, Z. 5 ist fehlerhaft, denn das Richtige ist: الداجن.

درب — درب التبان, siehe تبن.

دربس — دِرْبَاس, bei Dozy ohne Vocale, der Riegel.

دَرْبَنْد — pl. دربندات, der Engpass المضيق, Persisch. Atâr al'owwal S. 170, Z. 6.

درد — دُرْدِيّة = دُرْدِيّ. Byruny, S. 182, Z. 12.

درز — II. تدريز, das Einsäumen und Steppen der Kleider. Iḥjâ' IV, 288, Z. 9: قد قيل اوّل شئ ظهر من طول الأمل بعد رسول الله صلى الله عليه وسلم التدريز والتشييد يعنى بالتدريز كفّ دروز الثياب فانّها كانت تُشَلّ شلّاً والتشييد هو البنيان بالجصّ والآجرّ.

درزان — bei Freytag, ist Schreibfehler für دردار und demnach zu streichen.

درس — تدريس, oberflächliches Studium. Shifâ S. 65, im Gegensatz zu تحقيق. — مِـدْرَاس, Rabbiner, Schriftgelehrter. Bochâry 1964 (Kitâb algihâd 122) 3674 (Kitâb alikrâh 3) فقال انطلقوا الى يهود فخرجنا حتى جِئْنا بيت المدراس, 2278 (Kitâb tafsyr alkor'ân 28), فقال لهم عبد الله بن سلام كذبتم فَأْتوا بالتوراة فَاْتلوها إن كنتم صادقين فوضع مدراسها الذى يدرّسها كفّه على آية الرّجم.

درق — دَوْرَقِيّ, Beiname einer Art von Büssern oder Asketen: وكان من تنسّك فى هذا الزمان يسمّى دورقيّاً. — دَوْرَقِيّة, eine Art hoher Mützen (القلانس الطوال). Ibn Gauzy: Montaẓam zum Jahre 246 H. Manuscript meiner Sammlung.

دَرْوَز — دَرْوَزَة, auf den Strassen herumziehen, um durch Scherze und Possen Almosen zu sammeln. In der Gaunersprache. Shifâ S. 125.

دروغ — Persisch: Lüge, Betrug. Shifâ S. 104.

درا — دُرَاوِىّ, mit Durah (Mais) bepflanzte Felder. Gabarty IV, 101, Z. 16. — زرع دراوى Durahpflanzungen. Ibid. S. 138, Z. 12. — مِدْرَى im ägyptischen Dialekte: lange Stange, um das Schiff im seichten Wasser fortzustossen (gewöhnlich midre ausgesprochen).

دزّ — stossen, stechen, verwunden. ʻAntar, Heft 100, S. 326, Z. 14.

دُزْدَار — Commandant einer Festung. Ibn alwardy I, 323. Shifâ S. 100. Persisch.

دَسْت — wie Lane schreibt oder دِسْت, wie ich in Kairo aussprechen hörte, bedeutet einen kupfernen Kessel. Pl. دسوت. Gabarty IV, 256, Z. 18. Vgl. sonst Dozy und Lane.

دستان — die Taste eines Musikinstrumentes. Masʻudy VIII, 99 ist دستان statt دستبان zu lesen. Die Art und Weise, wie ein Ton auf einer Laute angeschlagen wird, der Anschlag oder der Griff beim Lautenspiel. Aghâny VI, 79, Z. 1: فغنّى بغير اصابة واوتار مختلفة ودساتين مختلفة, er sang ohne Präcision mit verschiedenen Saiten und verschiedenen Griffen. Aghâny VI, 80, Z. 15. فقلت للرجل بأبى انت خذ العود فشدّ الوتر كذا وارفع الطبقة وحطّ الدستان كذا: Ich sprach zu dem Mann: Bei meinem Vater (beschwöre ich dich), nimm die Laute, ziehe die Saite so und so an, erhöhe den Ton und wende den Anschlag so und so an.

دَسْتَبَان — der Handschuh oder Fäustling des Falkners. Aṯâr al'owwal S. 137, Z. 14. Abu Nowâs, Manuscript der Wiener Hofbibliothek, fol. 60[a].

دستبند eine Art Tanz. Aghâny XIX, 139, Z. 2. Vgl. Lane.

دَسْتِيجَة — Fläschchen. Anbâry S. 121: ومعه دستيجتان من حبر: er hatte zwei Fläschchen Tinte mit sich. — دستيجة نبيذ, Weinflasche V, 170, Z. 7 v. u.

دَسْتُور — das Original, das Autograph. Fihrist S. 151, Z. 7: وقد رأيت دستور الرجل فى خزانة الصولى فافتضح به. Ibid. S. 345, Z. 13: وكان هذا الجزء يشبه الدستور.

دسر — مُدَسَّر, zusammengehalten, befestigt, verbunden. 'Arâïs S. 298, Z. 6 v. u.

دعر — اهل الدَّعَارَة, Räuber, Strolche (قطّاع الطريق). Saḳṭ II, 46, Z. 8. Aghâny XVI, 61, Z. 9 v. u.

دعو — دُعَاجُوى (türkisch), eine Art Gnadengabe für die Armen. Gabarty IV, 211, Z. 18: ثمّ كلّموه ايضا فى صرف الجامكيّة المعروفة بالسائرة والدعاجوى للفقراء والعامّة فوعدهم بصرفها.

دغدغ — دَغَادِغ, pl. von دغدغة, Gemüthsaufregung. Mawâḳif S. 226, Z. 9.

دف — دَفِّيَّة, pl. دفافى = عباية صوف, ein Oberkleid nach Art der 'Abâjeh, aus Schafwollstoff. Gabarty IV, 283, Z. 1.

دكّ — دَكَّة, Tribüne, Schaffot. Ghorar S. 214, Z. 16: وامر ببناء دكّة فى المصلّى العتيق ارتفاعه عشرة اذرع ثم اصعدوا عليها فقطعت ايديهم وارجلهم من خلاف.
دكّاك — Taschenspieler, Gaukler. Shifâ S. 125.

دكأ — VI. sich drücken, sich drängen. Labyd S. 27, Zeile 5.

دكن — أَدْكَنُ مُتْرَعُ, poetisch: der Wasserschlauch. Hâdirah S. 8, Z. 9.

دلّ — دليل, ein Regierungsschreiber. Ibn Mamâty S. 14: الدليل فانّه يلزمه ان يعمل الفناديق والقوانين والسجلّات ويفصل الارض ببقاعها واصناف مزروعاتها

وقطائعها واسماء المزارعين ويكتب خطّه او يكتب عنه بالتزام الدرك فى ذلك.

دولب — I. sich wenden, umkehren. Ibn Doraid S. 140, Z. 8 v. u. Aghâny VI, 5, Z. 9.

دلع — دَلِعُ الطعم, widerlich oder fade von Geschmack. 1001 Nacht, I, S. 242, Z. 9.

دلى — دلاة oder دالاتيّة, im sing. دالاتى Gabarty IV, 3, Z. 18; 214, Z. 13; 229, Z. 2 v. u. Name der irregulären Reiter, die im Türkischen دَلِى باشى heissen. Ihre Kopfbedeckung bestand in einer fast einen Meter hohen, schwarzen Filzröhre ohne Krämpe, unten mit einem Tuche umwunden. Sie waren mit Lanze, Schwert und Gewehr oder Tromblon bewaffnet. ʿAbbâs-Pascha führte sie wieder in Aegypten ein, musste aber diese Truppe in Folge der Einsprache der Consuln auflösen, indem sie sehr indisciplinirt war und wegen ihres Fanatismus die Sicherheit der Europäer gefährdete. Vgl. über die Delybashy Mouriez: Histoire de Méhémet Ali. Paris, 1855, Vol. I, S. 192.

دمر — دُمَيْرِى (im ägyptischen Dialekt), Name einer vorzüglichen Qualität von Wassermelonen, so benannt nach dem Dorfe دُمَيْرَة.

دمس — دِمْسّ, Stallmist (زبل البهائم مخلوط بالتبن). Gabarty IV, 125, Z. 8.

دمغ — دِمَاغ, in der modernen Sprache wird es oft gebraucht in dem Sinn von: Kopf (راس). حوّل دماغه. seinen Sinn ändern. Gabarty IV, 112, Z. 5 v. u.

دمى — X. = IV. bluten machen. Aghâny XVI, 107. Z. 21.

ديناريّ — ein abführender Trank. Shifâ S. 190.

دنس — دنسة, der Schmutz. ʿAntar, Heft 108, S. 76. Siehe دبعبع.

دنفش — تعدت دنفشاناً. Mas'udy V, 24. Die Lesart scheint fehlerhaft. Die Ausgabe von Kairo hat دهشاناً. Vgl. دنقش. Ibn Doraid S. 326, Z. 3.

دنق — II. تدنيق, sparen, knausern. Gâḥiẓ: Rasâïl, fol. 209. Vgl. Lane.

دهر — دَاهِرِىٌّ, Genosse, Gefährte. Abu Nowâs XII, v. 5 (Ahlwardt).

دهس — I. mit den Füssen treten (داس). Gabarty IV, 163, Z. 5 v. u.

دِهْلِيز — دَهْلِيز in der modernen Aussprache, der allgemeine, feierliche Empfang bei Hofe, jetzt in Indien Durbar, d. i. دَرْبَار genannt. Fawât I, 195, Z. 10: بعد دفع الدهليز ‚nach Aufhebung der allgemeinen Audienz'. Statt دفع ist besser zu lesen رفع.

دهم — الدُّهْم الموقوفة. Ihjâ' III, 141, Z. 9 v. u. Schwarze Rosse, die angebunden im Stalle stehen. Vgl. Lane.

دَهْمَش — I. überlisten, überrumpeln wollen. Sha'râny: Albaḥr S. 92, Z. 18: اذا دهمشنا عليه حصل لنا الدهمشة فى جوابه.

دَهْوَرَ — II. sich ungestüm benehmen. Fihrist S. 190, Z. 21.

دوخ — V. Byruny S. 4, Z. 5; es ist an dieser Stelle zu lesen تدرّج الكتب statt تدوّج الكتب, denn für den Gebrauch der V. Verbalform der Wurzel دوخ ist sonst keine sichere Belegstelle zu finden. Vgl. übrigens Dozy sub voce.

دود — مِدْوَد, Futterstand, Krippe, im Stalle, vulgär statt مِذْوَد. Gabarty IV, 159, Z. 7. 1001 Nacht I, 5, Z. 9 v. u.

دور — دَوَّار, Name eines Gefängnisses in Jamâmah. Kâmil S. 91, Z. 9. — دائرة, die Mühle, wo der Reis enthülst wird: المحلّ الذى يدقّ فيه الــرزّ.

Gabarty IV, 154, Z. 20. — الدوائر, die Ringe des Helmes, mit welchen dieser vor dem Gefechte am Panzer festgemacht wird, damit er nicht herabfalle. Der Verfasser des Tanbyh, fol. 62ᵇ führt dies des Näheren aus, indem er gegen Mobarrad, den Verfasser des Kâmil polemisirt: وقال ابو العبّاس فى تفسير قول عروة بن زيد الخيل

بَنِى عَامِرٍ هَلْ تَعْرِفُونَ إِذَا غَدَا ابو مِكْنَفٍ قَدْ شَدَّ عَقْدَ الدَّوَائِرِ

يريد دوائر الدروع فان الفارس اذا حمى فعل ذلك وهذا لم يقله احد غيره ولا وجه له ولوكان الفارس اذا حمى شمّر درعه لاكتفى بالتسليك ولَمَا وُصِفَتْ الدروع بانّها سوابغ وانّما البيضة تُشَدّ بالدرع لِئَلَّا تسقط اذا ركض الفارس وقد قال المخبّل اليشكرى ففسّر فى شعره ما قلناه

وَفَوَارِسٍ كَأُوَارِ حَرِّ النَّارِ أَحْلَاسِ الذُّكُورِ

شَدُّوا دَوَائِرَ بَيْضِهِم فى كُلِّ مُحْكَمَةِ القَتِيرِ

Der oben angeführte Vers des ʿOrwah findet sich im Kâmil (ed. Wright) S. 349, wo die schlechte Lesart دوابر zu beseitigen ist. Das Bruchstück aus einem Gedichte des Monachchal findet sich in der Ḥamâsah S. 264, wo gleichfalls die falsche Lesart zu berichtigen ist. Das Wort دابرة, pl. دوابر wird bei den alten Dichtern in der Bedeutung: Hintertheil des Hufes gebraucht. Vgl. Ḥâdirah S. 12, Moʿall. Labyd (ed. Arnold) S. 101. Es passt für den Helm um so weniger, da er, wenn nur hinten befestigt, um so leichter herabgefallen wäre. Das altarabische Panzerhemd ward über den Kopf gezogen, dann der Helm daraufgesetzt und derselbe an den Ringen des Panzerhemdes sowohl von vorn als rückwärts befestigt. Die Lesart دوابر ist also falsch. مَدَاوير = دائرة الرز, die Tenne, wo der Reis gereinigt

und enthülst wird. Gabarty IV, 255, Z. 11. Vgl. مُدار bei Dozy.

دول — دَائِل (südarabisch), derjenige, der die Vertheilung des Wassers zur Bewässerung der Saaten überwacht. Iklyl nach D. H. Müller: ‚Die Burgen und Schlösser Südarabiens' in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. XCIV, S. 393.

دوم — دوّامة, die Erde. Tanbyh, fol. 18b.

ذ

ذرب — أَذْرَبُ, schärfer, schneidender:

وَيَغْفِرُهَا كَأَنْ لَمْ يَفْعَلُوهَا   وَبَعْضُ الحِلْمِ أَذْرَبُ لِلظَّلُومِ

Tashyf, fol. 164b.

ذكر — ذِكْران, pl. ذكارين, Gedächtnissfest eines christlichen Heiligen. Byruny S. 288, Z. 18, 19. مِذْكار, حَرْبٌ مِذْكَارٌ. Ibn Atyr III, 89, Z. 11.

ذلم — ذلومة, Rüssel (des Elephanten). ʿAntar, Heft 72, S. 622, Z. 3. Vgl. زلعومة.

ذهب — ذهاب, Vergoldung. Sobky, fol. 17b: فانّه لا بدّ في كلّ منطقة وطراز ونحوه من ذهاب شئ — ذَاهِبُ الشقّ, auf der einen Seite verkrüppelt (von einem Kinde). Ibn Atyr III, 93, Z. 12.

ذوب — مذاب, Becher, Trinkgefäss. Masʿudy VIII, 243.

ذيخ — II. bei Freytag in der Bedeutung: vilem reddidit ist falsch, indem einfach zu schreiben ist ديّخ. Im Tanbyh, fol. 77b und 78a wird hiezu folgendes gesagt: ذيّخته تذييخاً اى ذلّلته والوجه ديّخته بدالٍ غير معجمة وكذلك دوّخته حتى داخ اى ذلّ يقال دوّختُهُ وديّختُهُ. Vgl. auch Tâg alʿarus sub voce.

ر

راس — رَأْساً, vollständig = تَمَاماً. Gabarty IV, 313, Z. 8 قصب الراس oder auch الراس, das Zuckerrohr bester Qualität. Ibn Mamâty S. 48, 49: قصب السكّر قطيعته الديوانيّة عن كلّ فدّان راس خمسة دنانير وعن كلّ فدّان خلفة ديناران وثمن ونصف وسدس دينار وممّا يُسْأَل عنه لِمَ كانت قطيعة الراس خمسة دنانير والخلفة ديناران وثمن ونصف وسدس دينار مع كون النفقة على الراس اكثر والمشقّة اشدّ. — رجع الى راس عمله, vulgär statt رياس عمله. Shifâ S. 108: ركب راسه, forteilen, entfliehen. Aghâny XII, 127, Z. 13: vom Wege abweichen تعسّف. Shifâ S. 110: كشف راسه, entschieden (für eine Sache) sich aussprechen. Ja'kuby S. 86, Z. 7: اظهر خلافاً وكشف راسه للخلاف; S. 90, Z. 1 v. u.: اظهر خلافاً لم يكشف راسه فيه. — رئيس الرؤساء, Staatssekretär. Sacy: Abdallatif: Relation de l'Egypte S. 480. Grosswezyr unter den Chalifen. Ibn alwardy I, 357, 363. Diese Benennung erscheint zum ersten Mal unter dem Chalifen Ḳâïm. Ibn Chaldun III, 458, Z. 2 v. u.; 460, Z. 10 und 6 v. u.

راقياد — ein Getränk. Aghâny X, S. 102, Z. 12.

ربّ — رباب. Bei Makryzy II, 233, Z. 1 v. u. kommt das Wort in einer eigenthümlichen Bedeutung, als Name eines Schiffes vor. Es wird erzählt, dass jemand zwei Schriftstücke in den Nil wirft: فاخذهما فرمى بهما بين الخولة والرباب قال ابو سعيد بن يونس يعنى بقوله الخولة والرباب مركبين كبيرين من سفن الجسر كانا يكونان عند راس الجسر ممّا يلى فسطاط. رِبَّة, pl. ربب (die Schreibart رَبَّة bei Dozy ist irrig),

der frische, in Blüthe stehende junge Klee, im Gegensatze zum ausgewachsenen (دريس). Gabarty IV, 52, Z. 1.

ربخ — II. sich schämen, beschämt den Kopf senken. So in einem Verse des ʿAggâg:

وَإِنْ رَأَتْنِى الشُّعَرَاءُ رَبَّخُوا

Tanbyh, fol. 78[a].

ربذ — رَبَذِىٌّ, die Bogensehne (poetisch). Kâmil S. 193, Z. 7; 195, Z. 18. Bei Freytag رَبَذِى dürfte zu streichen sein, eben so wie bei Dozy die Bedeutung: rapide.

ربص — رَبَصَة = رُبْصَة. Tanbyh, fol. 76[a]: قال الاصمعىّ جنّة الرجل امرأته وهى ظلّته وعرسه وقعيدته وربَصَتُه وربُصَتُه وظعينته وزوجه.

ربع — ربعىّ, dem Stamme Rabyʿah angehörig. Ibn Atyr III, 398, Z. 2. — مُرَابِع, Taglöhner. 1001 N. I, 373, Z. 11 v. u. Gabarty IV, 156, Z. 12 v. u.

ربن — إِرَبَانَّ, nachlassen, sich abschwächen. Shifâ S. 33. Aus einer Tradition im Moktadib des Ibn Sajjid. Es dürfte übrigens ارفَأَنَّ zu lesen sein.

ردو — IV. wird in der Bedeutung von أَرْبَأَ gebraucht: verweilen = أقام — تَرْبِيَة القاضى, ein Findling (wörtlich: der, den der Ortsrichter aufgezogen hat). Shifâ, Seite 65.

رتب — رَاتِب, vollständig erwachsen, von Kühen, Büffeln u. s. w. Ibn Mamâty S. 31: الجاموس وهو رضع وحوالىّ ومختلفات القدود ولاحق اللاحق ولاحق الراتب وراتب — وظيفة راتبة, fixes Einkommen. Aghâny XV, 37, Z. 14.

رجّ — رَجِيج, Verbalnomen von رجّ. ʿArâïs S. 41, Z. 10 von unten.

رجل — رَاجِل. Vulgär syrisch und ägyptisch statt رَجُل, denn letzteres Wort ist in der Volkssprache nicht üblich.

رحل — I. zum Sattel nehmen, als Reitthier besteigen. Abu Nowâs (Ahlwardt) XXIV, v. 3. — رَحْل, vulgär, Lesepult (für den Koran). Shifâ S. 109. — رَاحِلة Frachtschiff. Gabarty IV, 114, Z. 17.

روحن — II. تَرَوْحَنَ, sich geistlichen Uebungen ergeben. Gabarty IV, 195, Z. 11 v. u.

رحا — رحاية, Mühle. Lozumijjât, fol. 310[b].

رخبينيّة — eine Speise. Tashyf, fol. 28[b].

رَخْت — لبس ثياب الرخت, er zog die Festkleider an. ʿAntar, Heft 62, S. 282, Z. 5.

ردع — V. تردّع بالطيب, sich mit Salben und Wohlgerüchen parfümiren. Ashʿâr, fol. 101[b].

ردف — رَادِفة, pl. رَوَادِف, Collectivbezeichnung jener arabischen Stämme, die erst nach den beiden Schlachten von Jarmuk und Ḳâdisijah sich an den Eroberungskriegen betheiligten und deshalb geringere Jahresdotationen aus dem Staatsschatze erhielten als die Mohâgirs und die Anṣârs. Maḳryzy: I, 93, Z. 12. — مُرتدِف, hinter dem Kameelreiter sitzend. Labyd Seite 132.

ردم — رَدْماء الكعبين. Aghâny XVI, 96, Z. 8, abgerundete, volle Fersen habend.

رزق — رَزْقة, ein Grundstück, das jemand zur Nutzniessung besitzt. Shifâ S. 109. — مُرْتزِقة, die Söldner, Soldtruppen. Kremer: Culturgeschichte S. 236.

رزن — VIII. = I. Aghâny XVIII, 186, Z. 8 v. u.

رشد — رشيد, volljährig. Shyrâzy: Glossar — أرشد, der Erstgeborene: اكتب لك هذه المدينة ملكا طلقا

لك وبعدك للارشد من ذرّيتك Saif aljazan S. 24, Zeile 15.

رشف — رَشِفٌ = راشِف. Labyd S. 90: رَشِفُ المناهل

رشال — eine Art Zuckerwerk. Gabarty IV, 213, Z. 9.

رصد — IV. für immer festmachen 'Arâïs S. 447, Z. 2: فبينماهم يمشون اذ اصابتهم السماء فاووا الى الكهف فانحطّت عليهم صخرة من الجبل فانطبقت على باب الكهف فأُرْصِدَتْ عليهم.

رصف — رُصَافيّة ذهب, eine Goldrosette. 'Antar, H. 136, S. 33: ثمّ انّ ماجد عقد لابنته هودج من فوقه رصافية من الذهب Heft 138, S. 79: فبينما هم كذلك اذ اقبل عليهم هودج نامى برصافيّة من الذهب الاحمر.

رصن — tätowiren, bei Labyd S. 62, Z. 6, wozu der Commentar bemerkt: رَصَنَتْ وَشَمَتْ.

رضع — رَضِيع, das Lamm im ersten Jahre. Ibn Mamâty S. 31: الاغنام البياض ذكرها خروف وثاني سنة ثني وثالثها كبش واناثها رميس ثم رضيع ثم عبورة فى السنة الاولى.

رَطَرِيط — Schlamm, Koth. الوَحْل اللَّيِّن. Gabarty IV, 202, Zeile 1.

رطز مُراطَزات, Schwänke, Schnurren. Fihrist S. 151, Z. 3 v. u.

رغب — مُسْتَرْغِبُ القدر, weites Schrittmaass haltend (vom Pferde). Ahlwardt: Chalef alahmar S. 126.

رفت — II aus dem Dienst entlassen, vom Amte absetzen, türkisch رفت ايتمك — رَفْتِيَّة, Passierschein, für Waaren, welche den Zoll entrichtet haben.

رفد — رِفَادَة, das Helmfutter. 'Antar, Heft 120, S. 517: ونزل السيف الى راسه فكاد ان يخمد من عمرو انفاسه لانّها قطعت الرفادة. — Kopfpolster unter dem Helm.

'Antar, Heft 109, S. 129: وكان عمل على راسه رفادة عظيمة لاجل ضرب السيوف وعمل فوقها خودة عاديّة مشرقة مُضيّة تردّ ضروب المشرفيّة.

رفع — رفع الحساب, summiren, addiren. Shifâ S. 109, 110. رفيع, vulgär: رُفَيِّع, fein, dünn, zart. Ibid. S. 109. مُرَافَعة, Steuererhöhung. Makryzy: II, 291, Z. 14: وكثرت المرافعات فى ايّامه واحدثت رسوم لم تكن مرفوع الحساب, die Summe, der Totalbetrag. Shifâ S. 109. ارتفاع, das Einkommen, Erträgniss eines Gutes. Fawât I, 157: ضيعة من ملكه لها ارتفاع كثير.

رقع — رقع, feine, weiche Erde. Aghâny VI, 62, Z. 17: الرقع التراب الكثير الليّن. — رُقْعة, Niederlage, Platz, wo das Getreide zum Verkaufe aufgeschichtet wird. Gabarty IV, 63, Z. 14: واظهروا الغلال فى العرصات والرُّقَع. S. 92, Z. 1: es wird vom Getreide gesagt: وعزّ وجوده بالرُّقَع والعرصات.

رقم — Man sagt: فلان يرقم فى الماء von dem, der in einer Handarbeit sehr gewandt ist. Ibn Doraid S. 45.

ركز — مَرْكَز, die Hauptstadt, der Hauptort eines Landes oder eines Distriktes. — مركاز, eine Art Bratwürste نقانق. Shifâ, S. 211. Im afrikanischen Dialekte.

ركض — تركاض, als Verbalnomen. Aghâny XV, 46, Z. 14.

ركم — مُرَكَّم, aufgehäuft, aufgestaut. Kâmil S. 168, Z. 5.

ركن — رُكْنة, ein Ast, ein starker Zweig, im südarabischen Dialekte. Ibn Doraid S. 54, Z. 6.

رمح — plündernd durchstreifen (eine Gegend). Gabarty IV, S. 174, Z. 16: فعصوا ورمحوا باقليم الجيزة واخذوا المواشى وشلحوا من صدفوه. — مَوْضِعُ الرمح, der Vordertheil des Pferdes, der Bug, der Rist. Zu Zohair XV, v. 29 sagt Aṣma'y in seinem Commentar (S. 189): وقوله موضع الرمح يعنى كاثبة الفرس وهو

موضع الرمح قدّام القربوس كما قال النابغة
اذا عرض الخطّيّ فوق الكواثب

Ein Vers des Shammâch lautet:

إِذَا مَا استَنافَهُنَّ ضَرَبْنَ مِنْهُ مَكَانَ الرُّمْحِ من أنف القَرُوع

wozu Aṣma'y bemerkt: يضربنه على خيشومه مكان الرمح اذا قرعت به انف الفرس. Taṣḥyf, fol. 147ᵇ. Es beschreibt der oben angeführte Vers den Wildesel, der die Stuten beriecht, während diese ausschlagen und ihn auf den Vordertheil des Nackens treffen und zwar auf dieselbe Stelle, welche der Lanzenschaft trifft, wenn mit demselben das Ross geschlagen wird. Das Wort قَرُوع hat die Bedeutung von مقروع. — فَرِيعَةٌ رُمُوح, ein gewaltiger Lanzenstoss. Labyd S. 134, Zeile 3. — رُمَيْحُ أَبِى سَعْدٍ, die Krücke عكّازة. Saḳṭ II, 189, Z. 11. — مرماح, das Wettrennen, das Gerydspiel. Gabarty IV, 173, Z. 11.

رمرم — رَمْرَمَة, Gemurmel. Bochâry 1642 (Kitâb alshahâdât 3), 1899 (Kitâb alwaṣâjâ 158), 3287 (Kitâb aladab 96).

رمس — رَمِيس, das Lamm (weiblich), im ersten Jahre. (Statt خروف رميش bei Ibn Taghrybardy II, 382 ist demnach zu verbessern خروف رميس). Ibn Mamâty S. 31.

رمش — راميش, pl. رَوَامِيش, Musikanten, Sänger. Persisch رامشكر. Abu Nowâs III, v. 8. Aghâny XVII, S. 154, Z. 3 v. u.

حيّتك بالراميش راميشة احسن من راميشة الآسى

Im Text steht fehlerhaft رامشن und رامشنة. — راميشة, das Myrthenblatt ورقة الآس. Shifâ, S. 108.

رمى — رماية, Zuschlag zu den Steuern, Erhöhung derselben. Gabarty IV, 68, Z. 1 v. u.

رنب — مَرَانِب, pl. von مَرْنَب = مُورْنَب Nâbighah I, v. 12.

رهج — ارباب الرهج, oder auch رهجيّة, eine Art Hofmusikbande am Hofe der ägyptischen Sultane. Makryzy I, 446, Z. 9; 452, Z. 12 v. u.; Z. 7 v. u.; 453, Z. 15 v. u.; 475, Z. 15.

رهن — رَهْوَان, Passgänger (Pferd, Esel oder Maulthier). Gabarty IV, 121, Z. 1 v. u.

روج — تَرْوِيجَة, eine Taxe auf den Verkauf der Waaren. Gabarty IV, 100, Z. 2 وامر بتحرير دفتر فرضة ترويجة على اقليم المنوفيّة والغربيّة والشرقيّة والقليوبية

روز — رائز, der Schiffspatron. Nach dem Werke 'Asâs (albalâghah). Shifâ S. 111.

روزكارى — der Taglöhner. Ibn Chaldun III, 197, Z. 15.

روزنامه — der Pensionsregister (im ägyptischen Kanzleistyl). Davon روزناجى, der Pensionist, der in diesem Register eingeschrieben ist. Gabarty IV, 50, Z. 6.

روق — راووق النسيم, poetisch, d. i. der Behälter, das Gefäss des Zephirs, für: بادهنج, Windfang, Ventilationsvorrichtung. Shifâ S. 110.

رام — altpersisches Fest, das am 21. jedes Monates gefeiert ward. Shifâ S. 109. Das Wort kommt bei Abu Nowâs vor.

روى — V. sich besprechen. Gabarty IV, 3, Z. 5 v. u: فقال له اكتب له بالحضور حتّى نتروّى معه مشافهة. — رَىّ, Ländereien, die von der Nilüberschwemmung erreicht werden und künstliche Bewässerung nicht erfordern, im Gegensatze zu شراقى oder شراق, Ländereien, die künstliche Bewässerung erfordern. Kremer: Aegypten I, S. 179. — رَىّ الشراقى, Ackergründe zweiter Qualität in Aegypten. Ibn Mamâty S. 45: ارض الزراعة بالديّار المصريّة تختلف اسماؤها

باختلاف احوالها فيقال فيها باقى وريّ الشراقى وبروبية وبقماهة وشتونيّة (شتويّة؟) وشقّ شمس ورش ونقا ووسخ مزدرع ووسخ غالب وخرس وشراقى ومستبحر وسباخ وبائر.

ريد — V. تريّد, auf besondere Art singen (technischer Ausdruck). Aghâny VI, 81, Z. 6.

رين — رانٌ, der Schmutz, der Rost. Ihjâ' III, 15, Z. 1 v. u.: قال ميمون بن مهران اذا اذنب العبد ذنباً نكت فى قلبه نكتة سوداء فاذا هو نزع وتاب صقل وان عاد زيد فيها حتى يعلو قلبه فهو الران. Hiemit scheint das Wort رَيْن synonym zu sein. Iḥjâ' IV, 385, Z. 5.

ز

زبّ — زُبّ الفيل, Geisel oder Ochsenziemer aus Rhinoceroshaut. Gabarty IV, 68, Z. 6 v. u.

زبد — زُبَيْدِيَّة, pl. زُبَيْدِيَّات, Sänfte, Palankin. Aghâny V, 29 Z. 13 v. u. Aber auch Tasse, kleine, vertiefte Schüssel, jetzt زَبْدِيّة ausgesprochen, pl. زَبَادِى. Aghâny XVIII, 185, Z. 6 v. u.

زجّ — يشرب الراح بالزجاج, ‚er trinkt den Wein in einem gläsernen Becher'; eine sprichwörtliche Redensart, die so viel bedeutet, als: ‚er kann sein Geheimniss nicht bewahren'. Shifâ S. 134.

زجر — زَجْرَة, ein Augurium, eine Vorhersagung nach dem Vogelfluge. Kamil S. 84, Z. 5. — أَزْجَرُ, ein Wahrsager nach dem Vogelfluge besonders erfahren, Kâmil l. l. Z. 4.

زخرب — زُخَارِب, schwach, hohl الاجوف الضعيف. Ibn Doraid S. 326, Z. 7.

زخم — زُخْمَة, ein mit einem Holzgriffe versehener kurzer Riemen, womit die kleine Handtrommel geschlagen wird. Gabarty IV, S. 191, Z. 11 v. u.

زرد — زَرْد, gelb, persisch زرد. Kâmil S. 335, Z. 13.

زردج — Saffran عصفر. Shifâ S. 112. زردق bei Dozy.

زردخان — ein Kleiderstoff aus Seide und Baumwolle: ثوب منسوج من قطن وحرير. Gabarty IV, 82 Z. 2, 223, Zeile 19.

زردق — Reihe, Linie. Aghâny IX, 25, Z. 11 وَقَفْنَا زَرْدَقاً. Ash'âr, fol. 151[b] 152[a], wo es in einem Verse des Aus Ibn Ḥogr heisst:

تضمّنها وَهْمٌ رَكُوبٌ كأنّــه اذا ضمّ جَنْبَيْها الخَارمُ زَرْدَقُ

‚Es umfasste sie (d. i. den Strauss und sein Junges) in ihrem Laufe eine breitgetretene Karawanenstrasse, die aber dort wo Bergvorsprünge sie einengten, wie eine Linie war'. Vgl. Gawâlyḳy S. 71.

زرق — II belügen, betrügen. Shifâ S. 117. Vgl. übrigens Dozy. — زَرَّاق, Wahrsager, Sterndeuter; davon das Sprichwort: اكذب من زرّاق. Shifâ S. 117.

زغب — زَغَبُ الحُسْن, der Flaum, Bartanflug. Shifâ S. 116.

زقّ — stechen, stossen, mit der Lanze. 'Antar, Heft 100, Seite 382.

زقل — زواقيل, ein syrischer Volksstamm. Ibn Aṯyr VI, 178, Z. 13; de Goeje: Fragmenta Historicorum Arabicorum S. 328, Z. 11.

زكي — زَكِّي, ermattet, abgemagert. Labyd S. 44, Z. 15.

زلّ — زَلِّي, Teppich = زَلِّيَّة. Ibn Aṯyr VIII, 13, Z. 17.

زلط — زَلَطَة, pl. زلائط, Kupfermünze, Scheidemünze. Gabarty IV, 156, Z. 8. تسعة وعشرون قرشاً زلائط

زلعم — زلعومــة, der Rüssel des Elephanten. 'Antar, Heft 77, S. 151; Heft 112, S. 236; Heft 139, S. 116, Schnauze. Vgl. ذلومة und Dozy zu زلومة.

زلف — اِزْدِلَاف, im Kanzleistyl, bedeutet die Umrechnung des mohammedanischen Mondjahres in das Sonnenjahr, sonst auch تحويل genannt. In der ersten Zeit des Islam pflegte man nach je 32 arabischen Mondjahren ein Jahr abzuziehen, um mit der Rechnung in Sonnenjahren in Uebereinstimmung zu bleiben und dies nannte man ازدلاف. Shifâ S. 28, 116.

زلق — زَلَّاقَة, Pflasterweg. Gabarty IV, 104, Z. 9. Damm wie bei Ibn Mamâty S. 51: اذا عملت من قبالة منية ببج الى ببج زلّاقة مثل زلّاقة اخنوية استقر الماء فيه جاريا الى الاسكندرية صيفا وشتاء. — مَزْلَقَان, schiefe Ebene, Böschung. Gabarty IV, 162, Z. 13.

زم — زَمّام, Controlor, Aufseher. Ṭabary III, ıv, S. 1183, Z. 15, 16. Aber es ist nicht ganz sicher, ob nicht زِمَامًا zu lesen sei. Vgl. Dozy sub voce.

زمل — مَزْمُول, mit Geflecht überspannt. Iḥjâ' IV, 290, Z. 2: وهو نائم على سرير مزمول بشريط, er schlief auf einem Ruhebette, das mit Palmstricken überflochten war. Andere Belegstellen fehlen.

زنجل — زَنْجَلَة, Sammelbüchse, Almosenschale der Bettler. Makryzy II, 318, Z. 2 v. u.

زنجليج — die Glocke oder das Tamtam. Fihrist S. 339, Z. 25. Persisch زنگله.

زنف — زَنْف, ein Räucherwerk. Lozumijjât, fol. 190[b]:

وَكَمْ غُرَّتْ مَعَاطِسُ من رجالٍ بريحِ أَلُوَّةٍ او رِيحِ زَنْـــفِ

زور — die von Dozy angeführte IX. Form آزْوَرّ findet sich in der Bulaker Ausgabe der 1001 Nacht I, S. 75, Z. 11 ersetzt durch زوّر, welches offenbar so viel bedeutet als: ‚durch den Schlund hinabwürgen‘. Lane übersetzt فزوّر: he was choked.

زوم — 'Antar, Heft 148, S. 483: فلما سمع عنتر الهمام من قيصر هذا الكلام زام كما يزوم الحمام وقال له ايّها الملك. Die Bedeutung ist mir unbekannt.

زان — ein hartes Holz: الخشب الجامد. Gabarty IV, 297, Z. 6.

زير — زِير, in Aegypten, grosser Filtrirkrug aus porösem Thon.

زيق — زِيقَة, eine Art Kleider aus Zyk, einem Orte bei Naisâbur. Nach andern ein grober, schlechter Kleiderstoff aus Oberägypten. Mowaṭṭa' III, S. 131, Z. 7 v. u.

زيك — was Dozy sagt, passt auf زمك, und ich glaube, dass auch dort, wo زيك in der Bedeutung verzieren, schmücken vorkommt, überall زمك zu lesen ist.

س

سبل — X. bei Dozy in der Bedeutung: ‚sich dem Tode weihen' scheint mir aus einem Schreibfehler entstanden und ist dafür zu lesen استبسل.

سبج — سَيَابِجَة, eine indische Völkerschaft. Vgl. Balâdory S. 375, 376. Gawâlyḳy S. 82.

شجح — الصياح والإشجاح, das Forte und das Piano im Gesange. Aghâny V, 102, Z. 9 v. u. إشجاح الإشجاح, pianissimo IX, 51, Z. 5 v. u.

شجر — مُشَجَّر, ein Stoff, in welchem Zeichnungen von Bäumen gestickt sind: منسوج بالذهب على هيئة الشَجَر. Gabarty IV, 179, Z. 8, wozu noch bemerkt werden muss, dass statt شَجَر, Baum, die ägyptische vulgäre Aussprache شجر lautet.

شخت — شُخْتُوت, pl. شَخَّاتَة, kleinste Scheidemünze, Bruchtheil eines Para, jetzt nicht mehr im Gebrauch. Gabarty IV, 313, Z. 13.

سحر — سَحِّير, eine Art Zwieback: الكعك المقطّر. Gabarty IV, 278, Z. 14 v. u. — مُسْحُورِىّ, verdorben, sauer geworden. Vgl. Lane ad vocem مسحور. Aghâny IV, 99, Z. 4 v. u. فجاءه براس كأنه رأس عجل ونبيذ دوشانى (دوشابى) غليظ مسحورىّ ردىّ.

سحل — سَحْلِيَّة, im ägyptischen Vulgärdialekt: die Eidechse. Sha'râny: Albaḥr S. 235, Z. 1.

سحم — أَسْحُمَانِىٌّ, dunkel in der Farbe des Körpers, tief braun. Ibn Doraid S. 62, Z. 1 v. u.

سخر — سَخُورٌ, verhöhnend, betrügerisch. Lozumijjât, fol. 105[b].

أَلَاتَرَى أَنَّ أُمَّ دَفْرٍ كَأَنَّها آلُهَا السَّخُورُ

سخن — سَخَنَتْ عَيْنُكَ, dein Auge möge heiss werden; eine Verwünschung. Aghâny XVIII, S. 59, Z. 4; XX, 156, Z. 3 v. u.

سدر — سدريّات, Töpfe, Schmalztiegel. Gabarty IV, 279, Z. 1 = مواعين السمن.

سدك — سداك, ein grosser Korb الزنبيل الكبير. Aghâny XVII, 98, Z. 1 und 4.

سرح — سَرْحَة, die Reise, das Herumziehen المشى للكسب Gabarty IV, 144, Z. 3; 235, Z. 11 v. u. — سرّاح, ein Hausirer, ein wandernder Händler. Gabarty IV, 252, Z. 17.

سرفسار — Zügel, Zaum. Fawât I, 127, Z. 1 v. u. Persisch سرافسار.

سَرْمَق — eine Art berauschendes Getränk. Kremer: Culturgeschichtliche Streifzüge S. 68.

سراية — pl. سَرَاوِى, Palast, türkisch سراى. Gabarty IV, 183, Z. 4 v. u. — سارية, Reptilien oder Insekten, die nur Nachts aus den Löchern kriechen: Ibn Doraid S. 108, Z. 9.

سطح — سَطْحٌ, pl. سُطوح, das platte Dach, die Terrasse: in der Vulgärsprache wird der Plural statt des Singulars gebraucht. Gabarty IV, 92, Z. 8: زرع له فوق السطوح, eine sprichwörtliche Redensart, die so viel bedeutet als: jemand durch schöne Worte beruhigen.

سطل — سطل, ein Bettler, der sich blind stellt, um Mitleid zu erregen. Shifâ, S. 125. — مَسْطُول, im ägypt. Dialekt: derjenige, der dem Genusse des Hashysh ergeben ist. Shifâ S. 119, 125. — اِسْتَطَلَ durch den Genuss des Ḥashysh sich berauschen l. l.

سطم — إِسْطَام, der Vordertheil des Schiffes. Aṯâr al-'owwal S. 197:

والشوانى لا ينبغى ان تأتى خلف البطس والمسطّحات فانّها تغرق فى واديها وامّا من جانبها فلا يمكنها الالتصاق بها بل تقابلها عن بعد وتنطحها بالفاس الذى يقال له اللجام وهى حديدة طويلة محدّدة الراس جدّاً واسفلها مجوّف كسنان الرمح يدخل عند الحرب فى إِسْطام المركب وهى الخشبة التى فى مقدّم الشينى.

سعد — ابو سعد, ein Beiname, womit ein hinfälliger, entkräfteter Greis bezeichnet wird. Shifâ S. 35. — سَعْدُ القَيْن, in übertragener Bedeutung: die Lüge. Shifâ S. 95.

سعط — وجه مسعوط, ein verzerrtes, hässliches Gesicht. 1001 Nacht I, 47, Z. 18.

سفر — سَوَافِر, sing. سَافِرة oder سافور, Posaune oder das hiezu verwendete Widderhorn. Byruny 275, Z. 16: ينفخ فيه بالبوق والسوافر وهى قرون الكباش. — سُفّارة, pl. سفافير, Flöte. Gabarty IV, 73, Z. 15.

سفسف — سَفْسَفَة. Ibn Chaldun IV, S. 31, Z. 12 v. u. فكفاه ذلك إِثْماً وسَفْسَفَة. Hiernach scheint die von Slane

gegebene Bedeutung: ‚Betrug, Schlechtigkeit‘ gerechtfertigt. Vgl. Dozy ad vocem.

سفاشيّة — eine türkische Truppengattung. Gabarty IV, 177, Z. 1; auch zu Pferde, 212, Z. 1: السفاشية الخيالة.

سفشق — Gürtel (eines Kleides). Balâdory S. 308, Z. 18 und 19: فانقطع سفشق قبائه. — شفْشق bedeutet im modernen Vulgärdialekt von Mosul: das Hosenband. Vgl. Socin: Sprichwörter, Nr. 460. Es dürfte also zu lesen sein: شفشق.

سفع — سَفُوع, ein heftig blasender, heisser Wind. Nöldecke: Beiträge S. 111, Z. 4. — مِسْفَعَة. Nach Ibn Doraid S. 82, Z. 17, ein südarabisches Wort in der Bedeutung: الية الكبش او النعجة.

سفّج — bei Freytag ist irrig, die richtige Schreibart ist سفّج. Vgl. Kâmus, Gauhary und Moḥyṭ.

سقب — سَقْبُ السَّمَاء. Dieser Ausdruck, der in einem Verse des ʿAlḳamah Ibn ʿAbdah vorkommt (رَغَا فوقهم سَقْبُ السَّمَاء), bezieht sich auf die Legende der Ṭamuditen und das Kameel des Propheten Ṣaliḥ. Vgl. Koran Sur. VII und Sur. XI. Taṣḥyf, fol. 164[b].

سقرق — سقرق, der Löffel. ʿAntar, Heft 142, S. 217: ثمّ انّها مدّت يدها الى سقرق من الفضّة وجعلت تاخذ من كلّ زبديّة معلقة.

سقل — سِقَالة, pl. اساقيل, Schiffstreppe, Brett das vom Schiffe aufs Ufer führt. Aus dem italienischen scala. — اساقيل, die Leitern, das Gerüste bei einem Bau. Maḳryzy: II, 407, Z. 12 v. u.

سك — سِكّة, pl. سِكَك, Poststation. Sprenger: Post- und Reiserouten S. 2.

سكت — سُكَيْت, kleine Stechmücke, Muskito, die beim Fliegen nicht summt, aber sehr empfindlich sticht;

deshalb auch ديسكت, داكل genannt. Aegyptisch. Vulgär.

اسكدار — Name des Registers der im Postamte (ديوان البريد) eingeschriebenen Briefe. Aus dem persischen ازكه دارى. Dieser Register enthielt also die Angabe der Provenienz jedes Briefes. Sprenger: Die Post- und Reiserouten des Orients S. 159. Diese Bedeutung eines Vormerkregisters scheint das Wort auch in der Stelle zu haben, wo es im Aghâny V, 61, Z. 6 gebraucht wird.

سكر — سَكْرَانُ طِينَة, vulgäre Ausdrucksweise, die so viel bedeutet als: vollständig betrunken. Shifâ, S. 47 126. — سَوْكَرَ, assecuriren, مُسَوْكَر, assecurirt, vom italienischen: assicurare; vulgär.

اسكلة — pl. اساكل, Hafenplatz, Hafenstadt. Gabarty IV, 126, Z. 11 v. u. Französisch: échelle.

سكن — جُمَّة سُكَيْنِيَّة, eine in die Mode gekommene Frisur, nicht blos für Damen, sondern auch für Herren, so genannt nach der Gattin Ḥusains, des Enkels des Propheten. Aghâny XIV, 165, Z. 3 und 2 v. u.

سلب — سَلَب, Seil aus Palmbast. Gabarty IV, 252, Z. 12. — سلبة البير, Brunnenseil. 1001 Nacht I, 356, Z, 15. — سلبان, ein Musikinstrument. Mas'udy VIII, 91.

سلس — سالوس, pl. سالوسة, Bettler, in der Gaunersprache. Shifâ S. 125.

سَلْسَبِيل — die Fontäne, der Springbrunn, سلسبيل من الرخام. Gabarty IV, 28, Z. 12, der aus Marmor gehauene mittlere Aufsatz der Fontäne, von dem das Wasser herabfliesst.

سلط — سلطيط, Name Gottes bei dem Dichter 'Omajjah. Ibn Abylṣalt. Aghâny III, 187, Z. 13.

سلا — سَلَاوِىّ, ein gelber Seidenstoff Gabarty IV, 223, Z. 5 v. u.

سمح — مسموح, Dotation, Geldanweisung. Gabarty IV, 68, Z. 15 v. u.; 311, Z. 12.

سمر — سَامِر, der Zuhörerkreis: الحلقة او الدائرة من الناس حول الحاوى مثلا. Gabarty IV, 69, Z. 8. Vgl. Lane. غامر الارض وسامرها, wo سامر als Füllwort in der Bedeutung von غامر, verödet, gebraucht wird. Müller: Die Burgen und Schlösser Südarabiens. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. XCVII, S. 1035. Nach dem Iklyl. — ليلة سَمَّارَة, eine im Gespräche zugebrachte Nacht, so sagt Zohair:

باتا وبانت ليلةً سمّـــــارةً حتّى اذا تلع النهارمن الغَدِ

Taṣḥyf, fol. 69ª. Statt بانت ist wohl باتت zu lesen. Der Vers fehlt übrigens in den Gedichten des Zohair.

— سَمُّورِيّة, ein Zobelpelz. Aghâny XIII, 25, Z. 9 v. u.

سمط — سَمِيط, pl. أَسْمِطَة, eine Art Zwieback. Gabarty IV, 309, Z. 3 v. u. Vgl. سميد.

سنّ — أَسْنَانُ الإِبل, die Altersklassen der Kameele, in welche sie zum Behufe der Besteuerung mit der Armentaxe (ṣadaḳah) eingetheilt waren. Bochâry, 3846. (Kitâb al'i'tiṣâm bilkitâb walsonnah 6).

سنجونة — Fuchspelz, Shifâ S. 120.

سنت — سَنُوت = سَنِيت. Mas'udy VIII, 37: جائحة سَنُوت دنانير مسنّتة, mit der Jahreszahl versehene Goldstücke. Aghâny X, 164, Z. 4.

سند — كَتَبَ المسند, Redensart, die so viel bedeutet als: eine schöne Handschrift schreiben. Shifâ S. 213.

سنه — سَنَهْ سَنَهْ, in der Tradition, als vom Propheten gebraucht angeführt; Ausruf der Bewunderung. Bochâry 3207 (Kitâb aladab 17), an einer anderen

Stelle 3109 (Kitâb allibâs 22) kommt das Wort in der Form سناه vor. Es soll nach dem Commentar abessynisch sein und schön bedeuten.

سهر — سَهَارِى, die Zeit der Nachtwache, die Zeit, wo man wacht. Gabarty IV, 215, Z. 5. Diese Form ist vulgär ägyptisch. Vgl. Spitta: Contes arabes, Leide, 1883, S. 37: فى النّهارى ‚am selben Tage'. Saif aljazan S. 59: عَصَارِى النّهار ‚in der Nachmittagsstunde'. Der Singular ist عصريّة u. s. w.

سهردار — roth (persisch); bei der Beschreibung eines Falken. Abu Nowâs. Manuscript der Hofbibliothek, fol. 60:

وسُهْرَدارِ اللّون او سَمَنّدِه ساتلة سُفْعَتُهُ بخـــدّه

سهل — Infinitivform تَسْهَال. Imra' alkais: Dywân LII, v. 17 fehlt bei Lane.

سهم — سَهْم, pl. سُهُوم, Stange, langes Holzstück. Gabarty IV, 258, Z. 12; 300, Z. 13. Die dicken Balken heissen بُرْطُوم.

سود — سَوَادِيّة, die Bevölkerung des Landstriches سواد. Iḥjâ I, 47, Z. 5; 112, Z. 8.

سور — سُور, das Hochzeitsfest. Shifâ S. 120. Ibn Mamâty S. 24: السور المبارك (persisch).

ساز — stimmen (ein Musikinstrument). 'Ilâm alnâs S. 135, Z. 6: وبيدها عود من صنعة الهنود فسازّته وحنّت اليه وغنّت.

سوط — سوّاط, der Zubereiter der sehr zähen Teigmasse, die den Namen نَاطِف trägt und eine beliebte süsse Speise ist. Aghâny V, 125, Z. 8 v. u. Dieser Teig muss nämlich lange geschlagen, gezogen und geknetet werden.

سيب — IV. أَسْيَبَ, frei lassen, laufen lassen. ʿAntar, Heft 93, S. 84, Z. 16. وأسيب الأسير.

سير — سائرة, eine Art Gehalt: Gabarty IV, 211, Z. 18: ثم كلّموه ايضا فى صرف الجامكيّة المعروفة بالسائرة والدعاجوى — im ägyptischen Kanzleistyl: النمرة السائرة, die fortlaufende Nummer der Register oder der Aktenstücke. — سَيَّارة, Procession, feierlicher Umzug. Gabarty IV, 190, Z. 8. Kremer: Mittelsyrien und Damascus S. 133. — القرع المُسَيَّر, eine Art länglicher Kürbisse. Gabarty IV, 223, Z. 15.

سِيرَج — زيت سيرج, Sesamöl. Aegyptisch.

سِيم — eine Art unechten Golddrahtes. Bei den ägyptischen Zigeunern ist سِيم die Benennung der unter ihnen gebräuchlichen Diebssprache. Kremer: Aegypten I, 144.

سين — Name des Mondes bei den Sabiern. Byruny, S. 205, Z. 18. — سِيَانَة, Zelte. Vgl. صيوان. Gabarty IV, 122, Z. 1.

ش

شاهمرد — Das Wort ist offenbar verschrieben für شامرك, das junge Huhn. Aghâny XX, 57, Z. 1. Ueber letzteres Wort vgl. Damyry.

شبث — ابو شَبَث, die Tarantel. Aegyptisch.

شَبْدَاز — Rappe, Pferd von dunkler Farbe. Shifâ S. 129. Aus dem persischen شبديز.

شبر — شابورة, die Schläfe, die Wange. Aghâny VII, 33, Z. 13 v. u. فاخذ العود من يدها وضرب به راسها فشجّها فى شابورتها اليمنى.

شبش — I. ins Netz locken (den Vogel, abfangen). So heisst es in einem Gedichte:

شَبَشَتْنِى جَبِيلَـــــةٌ حتّى اذا صِدْتُ صَدّت

Shifâ S. 139. — Es ist von dem Worte شاباش abgeleitet, welches die Landleute in Nordsyrien zu rufen pflegen, wenn sie einen Fremden sehen, wobei sie sein Pferd oder Reitthier anhalten und die Hand ausstrecken, um ein kleines Geschenk zu empfangen. Vgl. Russell: Natural History of Aleppo, der die Sitte recht gut schildert.

شبط — III. Aghâny XII, 130, Z. 19. Die Bedeutung ist vermuthlich: mit gekrümmtem Rücken sitzen, einen Buckel machen wie der شبّوط, ein im Euphrat vorkommender Fisch (vgl. Aghâny XIII, 18, Z. 9) oder die darnach benannte Laute العيــدان الشبابيط. Aghâny V, 24, Z. 6. — عياط وشباط, Geschrei und Gezänke. Gabarty IV, 138, Z. 7 v. u.

شبك — V. sich an einander fügen. ʿArâïs S. 213, Z. 5: فاوحى الله الى جبال الماء ان تشبّكى فصار الماء شبكات كهيئات الطاقات. Diese Stelle bezieht sich auf den Durchzug der Israeliten durch das Rothe Meer.

شبن — شبانات, eine zum Zwecke der Besteuerung aufgestellte Altersklasse für Büffel, indem nach den verschiedenen Altersstufen der Thiere die Steuer sich änderte. Ibn Mamâty S. 31: diese Klassen führen folgende Namen: رضع حوالى شبانات لاحق راتب لاحق اللاحق. Vermuthlich ist شبّانات zu schreiben.

شبه — اشْباه, an der Sonne getrocknete (لبن) oder gebrannte (آجرّ) Ziegel. Labyd S. 112, Z. 8.

شتم — مَشَاتِيم, pl. vom sing. مشتام, einer, der heftig beschimpft oder schmäht. Hâdirah S. 4, Z. 11.

شتن — شتونيّة, Ackerboden fünfter Qualität. Ibn Mamâty S. 45, 46. An beiden Stellen steht شتونية und

nicht شتوّية. Vgl. Dozy شتاوى, woraus trotzdem die Lesart شتويّة als die richtigere erscheint.

شجّ — شجّة عبد الحميد, sprichwörtlicher Ausdruck für ein Gebrechen, das die Schönheit des Betreffenden erhöht, wie die Narbe des ʿAbd alḥamyd ihn noch schöner erscheinen liess als früher. Shifâ S. 136.

شحذ — شَحَاذَة, das Betteln, die Bettelei. Ibn ʿArabshâh fol. 114. Shifâ S. 133. Vulgär شحاثة oder شحاتة.

شحط — V. selten werden, sich verringern. التشحيط = القِلَّة. Gabarty IV, 158, Z. 6: وبسبب ذلك تشحّطت الاشياء كثيرةً وغلت اثمانها.

شخص — II. in Wirklichkeit vorweisen, thatsächlich vorzeigen oder herbeibringen. Shifâ S. 134. — مشخّص, von Geldmünzen gesagt: effectiv, baar, comptant. Gabarty IV, 117, Z. 1 u. a. a. O.

شدّ — شَدَّمَا, Ausruf der Verwunderung statt: ما أَشَدَّهُ. Shifâ S. 134.

شدب — شودب, im Dialekt von Kairo: der Begleiter der Sängerin oder Tänzerin, der zu applaudiren hat, wenn sie sich producirt, auch مطيّب genannt. Shaʿrâny, Albaḥr S. 189: كثير من الناس يفرّون من نحو بيع القهوة او أن يكون احدهم محبظاً أو شودباً للمَغَانى ونحو ذلك.

شادر — pl. شَوَادِر, Verkaufsstätten des Holzes, Holzniederlagen (محلّ مبيع الخشب) in Bulak bei Kairo. Gabarty IV, 11, Z. 7 v. u. Vermuthlich vom türkischen چادر, Zelt.

شرب — شَرْبَتْلِى, Scherbetverkäufer. Gabarty IV, 198, Z. 5 v. u.

شَرْجَمٌ — lang von Gestalt, gross. Ibn ʾAʿrâby Mosâmarât I, 308, Z. 3 v. u. = شَرْجَب und شرحب, شرعب.

شرح — شَرِيحَــة. pl. شَرَائِح, شرائح الزجاج, Glastafeln (الواح). Gabarty IV, 28, Z. 10.

شرط — على شريطته = على ذمّته, auf seine Verantwortlichkeit, auf seine Rechnung. Gabarty IV, 236, Z. 10 v. u. — شُرْوطىّ, der Notar. Sobky, fol. 21ᵇ. Auch اصحاب الشروط, im Iklyl. Müller: Die Burgen und Schlösser Südarabiens, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, XCVII. Bd., III, S. 1035. — أَشْرَاطىّ, vgl. Kâmil S. 449, Z. 10 und 13.

شرعب — مُشَرْعَب = شَرْعَبىّ. Imra' alkais IV, v. 57, nach einer Variante, dann Kâmil S. 87, Z. 9, gestreift (wie die Kleiderstoffe von Shar'ab). Aghâny XIV, 88, Z. 4, wo das Wort erklärt wird: المشرعب الجسيم الطويل والشرعبىّ الطويل.

شرق — ارض شَرَاق = شراقِىّ, Ländereien, die zu hoch liegen, um von der Nilüberschwemmung erreicht zu werden, die also künstlich bewässert werden müssen. Aegyptisch. Es wird davon das Verbum شرّق und das Verbalnomen تشريق gebildet. — شِراق, Zündholz zum Feuer machen. Aegyptisch. Auch حَطَب إِشْراق. Gabarty IV, 309, Z. 3. Aber die gewöhnliche Aussprache ist شِراق. — اِشْراقــات, weisse Sklaven oder Sklavinnen, die aus dem Hause eines Grossen ausgemustert oder entlassen werden. Gabarty IV, 266.

شرك — شَوْرَك, pl. شوارك, Segment, Ausschnitt in der Form eines Dreieckes, wie bei den einzelnen Stücken eines Zeltdaches oder Sonnenschirmes. Maḳryzy I, 448, Z. 11, wo von dem Sonnenschirm des Chalifen gesagt wird: وهى اثنا عشر شوركاً عرض سفل كلّ شورك شبر وطوله ثلاثة اذرع وثلث وآخر الشورك من فوق

مشرك الوجه. — دقيق جدًا. Aghâny XIX, 137, Z. 3; vielleicht ist zu lesen مشرّم الوجه.

شرم — شَرْم, ein kleiner Wasserweg. Gabarty IV, 121, Z. 7 v. u.; 311, Z. 8. Die Abzweigung eines Kanales.

شرا — شراية, die Irrlehre der Sekte شُرَاة, d. i. der Azrakiten. Aghâny XVI, 153, Z. 2; 157, Z. 13 v. u.

شطب — V. sich zerschneiden, sich verwunden. Saif aljazan II, 41. — شَطْبَة, der Federstrich (um ein Wort zu tilgen). Shifâ S. 138.

شطح — I. sich entfernen, abweichen. Sha'râny: Jawâkyt II, 116, Z. 7: وجميع من شطح عن ظاهر الشريعة ‚alle, die von dem äusseren Sinne der Offenbarung sich entfernen.' — Sich überheben, sich emanzipiren: Sha'râny: Kibryt S. 173, Z. 10: ومن شطح على احكام الله اكثر أدباً ممّن شطح على عباد الله لانّ الله يقبل الشطح لوسعه بخلاف المخلوق لضيقه.

شطر — شُطَيْرات, Schnitten, eine Speise. Aghâny VIII, 185, Z. 5 v. u. Vgl. Dozy: شطر.

شطف — شُطْفَة, ein grünes Band, das die Nachkommen des Propheten, die Sheryfe, um den Turban zu tragen pflegen. Shifâ S. 139.

شعب — شِعْب, ein Felsriff. Gabarty IV, 142, Z. 16. شعبى لك = فَدَيْتُك, also ein Ausruf wie: Gott erhalte dich. Shifâ S. 134. Nach dem Werke: Tahdyb.

شعبذ — امرأة متشعبذة = حاسرة, unbekleidet, unverhüllt. Aghâny XVII, 121, Z. 8; das Wort ist, so lange nicht andere Stellen nachgewiesen sind, zweifelhaft. Vielleicht ist zu lesen متشعّثة.

شعر — شَعَارى, die Ziegen. Ibn Mamâty S. 31: الشّعارى أناثها جدى ثم عناق ثم عناقات وفى السنة الثانية عرب — شياه وذكورها عتدان وثالث سنة عرْضان.

شَعَارَة, die Beduinen des Stammes Sha'ârah, welche der ägyptischen Pilgerkarawane das Geleit geben. Sha'râny: Albaḥr S. 218.

شغت — شَغَت, die Flechsen, die Muskeln, die feine Haut, die auf dem Fleische sitzt. Gabarty IV, 257, Z. 8: السَقَط والشَغَت, wozu mir mein Gewährsmann in Kairo folgende Erklärung gab: السَقَط الراس والرجلَيْن والشَغَت الجلدة الرقيقة جدّاً التى على اللحم.

شغر — شَوَاغِرِيَّة, Kameeltreiber. Gabarty IV, 5, Z. 8.

شق — شقّ شمس, eine Art Ackerland. Ibn Mamâty S. 46: شقّ شمس عبارة عمّا رُوِىَ و بار فَحُرِثَ وعُطِّلَ وهو يجرى مجرى الباق ورِىّ الشراقىّ ويجىء نَاجب الزرع. شُقَّة, Zelt, شُقَّة ظَاعن. Lozumijjât, fol. 108ᵃ. Maḳryzy II, 200, Z. 21: ودخل الى الشقّة وهى خيمة مستديرة متّسعة.

شَقَبَان — pl. شقابين, eine Art Wildpret. سِخَاحُ الشقابين. Aghâny X, 136, Z. 17: XIII, 130, Z. 13. Der Text ist an beiden Stellen zu berichtigen.

شقص — مِشْقَص, Hebel, Hebebaum. Aṯâr al'owwal S. 192, Z. 7. Es ist von einer schweren Belagerungsmaschine die Rede und wird die Art und Weise erklärt, wie sie in Bewegung gesetzt wird: فتدبّر حركته امّابلولب أو بمشاقص يدفع بها ,man setzt sie in Bewegung entweder durch eine Welle oder durch Hebel, womit sie vorwärts geschoben wird.'

شقع — ثياب مشقاعيّة, eine Art Kleider. Hamadâny: Rasâïl S. 156.

شقف — مشقّفات, eine Art Kleidungsstücke. Maḳḳary II, 1200, Z. 12.

شكّ — stechen, kitzeln. 1001 Nacht I, 96, Z. 10. II. Waaren auf Credit nehmen und dann (ohne Ermächtigung)

an einen Dritten abgeben. Sha'rány: Albaḥr S. 105. Z. 7 v. u: أخِذَ علينا العهود ان لا نشكّك السلع لمن يوعدنا بالفائدة الكثيرة ولو برهن فانّه نصّاب لاسيّما ايّام كساد البضائع واكثر الناس الآن ياخذ عمامة هذا يلبسها. — شِكّة, die vollständige Rüstung, mit Einschluss der Waffen. Aghâny XX, 132, Z. 17.

شكتريّة — eine Art Nilschiff, mit Rudern. Gabarty IV, 8, Z. 10 v. u. Jetzt ist das Wort nicht mehr üblich.

شكر — شاكِرِىّ, pl. شاكِرِيّة, arabische Soldtruppe. Kremer: Culturgeschichte I, 238.

شكل — شكل, elegant = ظريف. Aghâny XVII, 8, Z. 14. XX, 114, Z. 12 v. u. Vgl. auch Aghâny IX, 140, Z. 10 v. u.: مجلس شكل ظريف.

شكم — اشكيم, Ledergürtel der Mönche. Maḳryzy II, 508, Z. 9 v. u: الاشكيم وهو سير من جلد فيه صليب يتوشّح به الرهبان.

شلق — I. besprengen, bespritzen (mit Wasser). Bâkurah S. 33: مدَّيْتُ يدى الى هذه المآء الجارية الهادية المهديّة التى هداها ربّها من درّة الى درّة الى فاطمة الزّهراء شلقتُ شلقةً على جنبى اليمين توكّلتُ على علىّ امير المومنين شلقت شلقةً على جنبى اليسار توكلت على العزيز الجبّار شلقتُ شلقةً على راسى. — شولق, Jagdtasche. Vgl. صولق bei Dozy. Fawât I, 195, Z. 13.

شلنبات — eine Art kleinerer Kriegsschiffe. Gabarty IV, 259, Z. 3.

شلنج — türkisch چلنك. Gabarty IV, 56, Z. 4. Auch شلنك wie bei Dozy.

شمس — شَمْسَة, Rosette, Medaillon. Shifâ S. 138. — مشمس, Sonnenschirm. Ṭabary III, ıv, S. 1183, Z. 18.

شمل — شَمْلَة, ein Tuch, worin etwas eingehüllt wird. Fachry S. 361. Nach Lane: Arabian Nights III, 570: ein Mantel, ein Ueberwurf. — شِمْلَة = جُبَّة, Oberkleid. Gabarty IV, 105, Z. 15 v. u.

شمه — شماهة, Ackerboden vierter Qualität. Ibn Mamâty S. 47.

شنبك — Aghâny XII, 130, Z. 2. Die Wiener Handschrift schreibt سنبك. Bedeutung unsicher.

شنابر — eine Art Schiffe. Gabarty IV, 298, Z. 13. Aus dem türkischen چنبر.

شنع — II. emporsteigen, sich erhöhen. Taṣḥyf, fol. 32ª: es wird dort ein alter Dichter angeführt, der sagte: ولكن الكريم شنيع ‚aber der Edle ist erhaben'. Aus einem andern alten Gedichte wird angeführt: اذا الكوكب التالى من النجم شنّعا ‚wenn sich der nächstfolgende Stern von den Plejaden aus in die Höhe bewegt'.

شناقير — Ṭabary III, ıv, S. 1170, Z. 8. Bedeutung unsicher.

شَنّك — pl. شَنَانِك, aus dem türkischen شَنْلِك, Volksfest, Beleuchtung. Gabarty IV, 81, Z. 1; 173, Z. 11. Hiernach ist Dozy ad vocem شُنّك zu berichtigen.

شهد — شاهد, der Assistent, Adjunkt im Kanzleidienste. Ibn Mamâty S. 14. — شواهد الليل, poetisch: die Gestirne. Shifâ S. 135.

شهر — II. an den Pranger stellen = جرّس. Shifâ S. 136. — شاهرية, eine Pomade. Shifâ S. 165. — مَشْهَرَة, ein Kennzeichen, Merkmal. Kâmil 682, Z. 4.

شهرج — pl. شهارج oder شهارجة, eine aus der Zeit des persischen Reiches stammende Classe von Landedelleuten oder Grundbesitzern, die sich noch bis in die Chalifenzeit hinein erhielten, sich selbst mit Stolz ‚Söhne der Dikhâns (Aghâny XII, 176, Z. 3 v. u.) nannten und besonders im nördlichen Mesopotamien

am längsten ihren Einfluss sich wahrten. Sie bekannten sich daselbst vorwiegend zum Christenthum. Vgl. Ibn Ḥauḳal, ed. de Goeje S. 145. Ibn Atyr II, 407. Nöldeke: Geschichte der Perser und Araber nach Ṭabary S. 102, Note 2.

شهره = شاهراه, Reichsstrasse. Shifâ S. 139.

شهل — II. expediren, befördern, Vorschub leisten. Dozy ist hienach zu berichtigen. Vulgär, aber auch im Kanzleistyl üblich.

شاهين — ein Musikinstrument, das geschlagen wird. Iḥjâ' II, 319, Z. 1 v. u. Vermuthlich eine Art Handtrommel. Das Zünglein der Wage. Shifâ S. 137.

شها — شهية, Appetit, Begierde. 1001 Nacht I, S. 3, Z, 13; S. 70, Z. 5.

شاة — شاة إِرَان, poetisch: der Wildstier, das Männchen der wilden Kuh, einer Antilopenart. Labyd S. 66, Zeile 7.

شيب — مَشِيب, gemischt = مخلوط. So in einem Verse des Solaik:

سَيَكْفِيكَ ضَرْبَ القومِ لَحْمٌ مُعَرَّضٌ ومآءٌ قدورٍ فى القِصاعِ مَشِيبُ

Ash'âr, fol. 212b ‚es wird dir Ersatz geben für die saure Milch deines Stammes das auf Kohlen gebratene Fleisch und die Suppe der Kessel, die in den Schüsseln gemischt wird'. (Variante: معرّص).

شيطيّات — eine Art Schiffe. Gabarty IV, 298, Z. 13. Vergleiche Dozy.

شيافات — Augenwasser. Maḳryzy II, 406, Z. 2 v. u.

شيل — شيّال, Lastträger = عتّال oder حمّال.

شيم — شيمة, Wirbel im Wasser, pl. شِيَم. Shifâ S. 133, wo nur für die Pluralform eine Belegstelle angeführt wird.

ص

صبح — أَصْبَحُ, schöner, herrlicher. Aghâny XVI, 124, Z. 7 v. u.

صبر — جُبَّة صبريّة. Aghâny VII, 43, Z. 9. — صَبْرَة, der Ballast, vom italienischen savorra. Shifâ S. 126; eben so in derselben Bedeutung صابورة. Shifâ S. 126, 143.

صحب — صُحْبَة, pl. صُحَب, Leuchter mit mehreren Kerzen. Gabarty IV, 28, Z. 13 v. u. — مُصَاحِبْجى, Diener, Lakai. Gabarty IV, 111, Z. 10 v. u. Sie werden unmittelbar nach den كيلارجيّة angeführt.

صحف — فى صحائفى = فى سببى, wegen mir, meinethalber. Gabarty IV, 224, Z. 5.

صخد — الهضاب الصُّخَّد. Nâbighah VII, 28 erklärt der Commentar als: ‚glatte Felsblöcke'.

صدر — دارٌ صَدْرانيّة, ein fürstliches Haus, einem Manne gehörig, der صَدْر ist. Vgl. über dieses Wort Dozy. 'I'lâm S. 151, Z. 9. — وله تَصْدير بمصر. Fawât II, 215, Z. 2 v. u. scheint zu bedeuten: er stand in Ansehen in Kairo.

صدع — صَدُوعٌ, entscheidend, das Urtheil sprechend. Vgl. Lane: صدع بالحق. Abu Ismâ'yl alazdy S. 29, Z. 12: صَدُوعٌ بالحقّ.

صراصير اذنيه — die Ohrläppchen. Saif aljazan II, 54.

صرم — صُرْمَة, pl. صُرَم, rother Schuh. Aegypt. — صُرْماتىّ, Schuster. Gabarty IV, 71, Z. 9.

إِصْطُوفَة — aus dem italienischen stoffa, eine Art Seidenzeug. Gabarty IV, 223, Z. 6 v. u.

اِصْخَدَّ — مصخد, in der Beschreibung des Löwen. Gaḥiẓ: Maḥâsin, fol. 97b:

عَبُوسٌ شَمُوسٌ مُصْخِدٌّ خُنَابِسٌ   جرى على الارواح للقرن قاهر

Im Aghâny XI, 25, wo dieselbe Schilderung des Löwen gegeben wird, fehlen diese Verse. Die Form اصخدّ fehlt in den Wörterbüchern. Vgl. اصخدّ,

das aber im Ṣaḥaḥ nicht aufgenommen ist. Hingegen ist اصمغلّ zu belegen aus Aghâny VII, 182, Z. 18. — In einer Handschrift desselben Werkes auf der Wiener Hofbibliothek (Mixt. 94, fol. 48[a]) findet man die Lesart مصلخلّ.

صفادمة — Possenreisser = صفاعنة. Fihrist S. 3, Z. 8; S. 140, Z. 8.

صفر — صفريّة, pl. صفارى, der Zeltring, der auf dem Tragpfeiler sitzt und die Spitze des Zeltes trägt. Maḳryzy II, 419, Z. 12; 125, 33.

صفع — صفع شَاشَة, vulgäre Redensart: stehlen. Shifâ S. 144. — مصفعانىّ. Maḳḳary II, 878, Z. 17, ein Schmähwort, das einen bezeichnet, der immer Schläge erhält.

صفاشيّة — eine Art türkischer Truppen oder Polizeisoldaten. Gabarty IV, 129, Z. 15. Auch سفاشية geschrieben.

صفا — II. تصفية, Liquidation einer Concursmasse. — مَصَافى, pl. Töpfe. Gabarty IV, 312, Z. 11.

صَقَلِيّة — eine Art Soldaten oder Regierungsbedienstete. Gabarty IV, 177, Z. 1. Sie werden daselbst zusammen mit den صفاشية angeführt: خرج الاغوات والسفاشية والصقلية وهم لابسين القواويق وجميع العساكر الخيالة ليلاً. Das Wort صقلية entspricht dem türkischen صقاللو.

صلب — صليبة, Vollblut, von ungemischter Abstammung. Aghâny XVII, 9, Z. 16: وادّعى ابن مناذرانه صليبة من بنى صبير بن يربوع XX, 174, Z. 4.

صلح — مَصْلَحَة, Administration, z. B. مصلحة الملح, die Administration des Salzes. Modern ägyptisch. Vgl. Gabarty IV, 10, Z. 8 v. u.

صلصل — I. kneten. Bochâry 1997 (Kitâb bad'alchalk 18): خلقَ آدمَ وذرّيّتهِ صلصالٌ طينٍ خُلِطَ برملٍ فَصُلْصِلَ كما يُصَلْصَلُ الفخّار.

صلف — صلفة, Prahlerei, Dünkel, Grossmuth. Mostaṭrif I, S. 18, Z. 8 v. u.: ولا يكفى فى الدلالة على عقل الرجل الاغترار بحسن ملبسه وملاحة سمته وتسريح لحيته وكثرة صلفته.

صلك — صُلُوك, die Armuth. Ibn Doraid S. 170, Z. 5. Vgl. صعلوك.

صلا — II. هو يصلّى ويزكّى, sprichwörtliche Redensart für يلوط ويقامر. Shifâ S. 142. — III. = واصل oder قارب, ein südarabisches Wort, das bei Hamdâny sowohl im Iklyl als in seiner Beschreibung von Arabien öfters vorkommt, in der Bedeutung angränzen, anstossen, z. B. فذلك بالقرب منها او يصاليها. Müller, Die Burgen und Schlösser u. s. w. in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. XCIV, S. 383. — صالى, vulgär im Dialekte von Damascus und Ḥomṣ mit der Bedeutung: abwartend, aufpassend. Shifâ S. 143.

صمّ — أَصَمّ = أَيْر oder ذَكَر. Aghâny VI, 129, Z. 7 v. u.

صمر — صمرور, der Mann, welcher die Palme durch Uebertragung des Blüthenstaubes der männlichen auf die weibliche Blüthe befruchtet. Ash'âr, fol. 192. In einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek (Flügel: Katalog Nr. 241, fol. 173) findet sich aber hiefür طمرور und wird das Wort erklärt als: ausgetrocknetes Holz. Das Wort kommt in einem Gedichte des 'Omajjah Ibn Abylṣalt vor, von dem ich ein Bruchstück bekannt machte in der Abhandlung: Ueber die Gedichte des Labyd (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. XCVIII, S. 576).

صنج — صَنْجَة, das Normalgewicht. Ibn Mamâty S. 41, 42: والآن من نقصت له صنجة احضرها الى الدار (دار العيار) وعيّرها وزاد فيها ما يحتاجه وجدّد ختمهـــا

صهب — صُهَابِىّ, vom Weine gesagt: roth; in einem Gedichte des Ibn Moḳbil:

سَقَتْنى بصَهْبَآء درياقـة متى ما تُلَيّنْ عظامى تَلِنْ
صُهَابِيَّةٍ مُتْرَعٍ زِقُّهـــا ترجَّعُ فى عُسٍّ وَعُسٍ مُـرِنْ

Ash'âr, fol. 118[a]. Bei Mas'udy VIII, 328 wird es in der Bedeutung: kalt, frostig gebraucht.

صور — صائر الباب = شقّ الباب, die Thüröffnung. Bochâry 2202 (Kitâb almaghâzy 45). — صَـــوْرٌ, ein dichtes Palmengehölze (so nach Abu Ḥâtim), nicht blos: junge Palmen. Der Plural lautet اصوار. Tanbyh, fol. 16[b]. Vgl. Aghâny XIII, 123, Z. 1 v. u. — صوارىّ, der Matrose, der Schiffer, in einem alten von Maḳryzy II, 121, Z. 14 v. u. angeführten Verse. Es ist wohl صرارىّ zu lesen.

صوغ — VII. = اِنزاغ, sich umwenden, sich entfernen. 'Arâïs S. 484, Z. 5.

صيح — صِياح, das Forte im Gesange im Gegensatze zum Piano. Aghâny V, 98, Z. 15; 102, Z. 9 v. u.

صيدن — صَيْدَنَة, Apothekergeschäft. Fihrist S. 317, Z. 11.

صيف — صَيْفِىّ, pl. صَيَافِى, die Sommersaaten. Ibn Mamâty S. 48, 52.

Anmerkung. Alle jene Wörter, bei welchen die Quelle nicht angegeben ist, sind aus dem Volksmunde aufgezeichnet. Zu S. 187 u. 199 muss ich einen Schreibfehler berichtigen: es ist بقاهمة zu verbessern in بقماهة. Mit خطاطة S. 228 ist zu vergleichen فساس von فسو, nach Dozy. Von Nachträgen habe ich nur zwei beizufügen: خنريرة im ägyptischen Dialekt in derselben Bedeutung, die Freytag zu وَشْب gibt. — سوترى, der Bajazzo, Spassmacher, ähnlich dem als ابن رابية bei den Hochzeitsfesten in Kairo auftretenden Komiker.

Gallische Studien.

Von

Dr. Otto Hirschfeld,
correspondirendem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Die Bearbeitung der lateinischen Inschriften von Gallien hat mir Veranlassung geboten, verschiedene historische und epigraphische Fragen zu untersuchen, die innerhalb der engen Grenzen des *Corpus Inscriptionum* nur andeutungsweise berührt werden können. Es schien daher angemessen, einige wichtigere Punkte in einer Reihe von Aufsätzen einem weiteren Leserkreise, als ihn die Folianten des grossen Inschriftenwerkes beanspruchen können, an dieser Stelle vorzulegen. Dass diese Ausführungen vorläufig einer systematischen Anordnung entbehren, ist durch die Natur des Materials bedingt; vielleicht wird mir nach Abschluss der Inschriftenarbeit vergönnt sein, die anscheinend nicht in engem Zusammenhange stehenden Einzelforschungen zu einem organischen Ganzen zu verbinden. — Da der Abschluss des zwölften Bandes des Corpus, welcher die Inschriften der narbonensischen Provinz umfassen wird, in nächster Zeit noch nicht erfolgen dürfte, werde ich bei Anführung der Inschriften neben der Nummer des Corpus noch eine und die andere zugängliche Publication citiren; von einer Vollständigkeit der bibliographischen Angaben, so leicht dieselbe sich bewerkstelligen liesse, ist hier selbstverständlich Abstand genommen worden.

I. Die Civitates Foederatae im narbonensischen Gallien.

Mit der Eroberung Gallien's ist von Julius Caesar der erste und entscheidende Schritt gethan worden, die Besitzergreifung des Westens durch die Römer aus der engen Begrenzt-

heit einer rein militärischen Occupation, wie sie bis dahin in Spanien und dem südlichen Frankreich angestrebt war, zu einer Herrschaft des römischen Geistes und Wesens über die von civilisatorischen Einflüssen noch wenig berührten Barbarenländer umzugestalten und zu veredeln. Die Romanisirung des westlichen Europa hat dem hohen Geiste Caesar's als grosse dem römischen Volke vom Schicksal beschiedene Aufgabe nicht etwa nur in unbestimmten Umrissen vorgeschwebt, sondern ist von ihm mit kraftvoller und sicherer Hand energisch in Angriff genommen worden. Der Mann, der die Worte niederschrieb, ,Cicero habe einen um so viel schöneren Lorbeer, als ihn alle Triumphe gewähren könnten, errungen, um wie viel grösser das Verdienst sei, die Grenzen des Geistes, als die des Reiches erweitert zu haben,' hat sicherlich auch seine Siege nur als Mittel zu dem hohen Ziele angesehen, die durch die Waffen eroberte Welt durch römische Cultur zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Es war ihm vom Schicksal nicht beschieden, dies Werk in dem Lande, das er selbst dem römischen Reiche gewonnen hatte, zu beginnen; nur in dem Süden Galliens ist ihm zu zeigen vergönnt gewesen, in welchem Sinne und mit welchen Mitteln er an die Durchführung dieser Aufgabe zu gehen gedachte, und es ist ihm in unglaublich kurzer Zeit gelungen, diesem reichen und schönen Lande unauslöschlich den römischen Stempel aufzudrücken. Durch die Gründung zahlreicher Colonien an der Küste des Meeres und an den Ufern der Rhône ist Südfrankreich römisch geworden, während es bis auf diese Zeit theils griechisch, theils keltisch war, denn die einzige Colonie Narbo — Aquae Sextiae hatte wohl aus Rücksicht auf das benachbarte Massalia noch nicht Stadtrecht erhalten — hat, so weit wir sehen können, auf die Romanisirung selbst des westlichen Theils der Provinz nicht den mindesten Einfluss geübt oder auch nur angestrebt.[1] Es musste zuvor

[1] Dass zahlreiche römische Kaufleute sich schon vor Caesar in der Provinz Geschäfte halber aufhielten, wie aus den bekannten Worten Cicero's (*pro Fonteio* §. 11—12): *referta Gallia negotiatorum est, plena civium Romanorum; nemo Gallorum sine cive Romano quicquam negotii gerit; nummus in Gallia nullus sine civium Romanorum tabulis commovetur* ersichtlich ist, spricht natürlich nicht dagegen, denn bekanntlich sind römische Kaufleute auch im mittleren Gallien bereits während der Feldzüge Caesar's massen-

das Emporium griechischen Handels und griechischer Cultur: das mächtige Massalia niedergeworfen werden, ehe Rom hier seine civilisatorische Mission beginnen konnte. Die Eroberung Massalias durch Caesar bildet den Wendepunkt der römischen Politik im Süden von Gallien: ein Blick auf die Vorgeschichte dieser Stadt, die eine so bedeutungsvolle Rolle in der Geschichte der Civilisation zu spielen berufen gewesen ist, wird den Abstand zwischen dem machtvollen alten Massalia und dem Schattenbilde, das seinen Namen in der Kaiserzeit trägt, darzuthun geeignet sein.

Die Gründung Massalias [1] fällt in das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung: Seefahrer aus dem ionischen Phokaea waren es, die an dieser für eine Handelsstation unvergleichlich günstigen Stelle [2] im Gebiete der ligurischen Salyer dem Griechenthum die erste Stätte bereiteten. Einen Zuwachs erhielt die junge Colonie etwa sechzig Jahre nach ihrer Gründung durch flüchtige Landsleute, die nach Eroberung ihrer Vaterstadt durch Harpagos den heimatlichen Boden verliessen, um sich neue Wohnsitze im Westen zu suchen.[3] Die Fehden, in welche

---

haft vorhanden gewesen und daher regelmässig zuerst der Wuth der Gallier zum Opfer gefallen, so in Cenabum (b. G. VII, 3, 1), in Cabillonum (VII, 42, 5), in Noviodunum (VII, 55, 5). Dagegen geht aus Cicero's Worten (a. a. O. §. 12) über die *genera hominum et civitatum*, welche sämmtlich den Römern offen feindlich seien, klar hervor, dass abgesehen von der Colonie Narbo *(colonia nostrorum civium, specula populi Romani ac propugnaculum istis ipsis nationibus oppositum et obiectum)* und Massalia die Römer keine moralischen Eroberungen in der Provinz gemacht hatten.

1 Die Geschichte Massalia's ist vielfach behandelt worden, allerdings wesentlich mit Rücksicht auf die ältere Zeit; vgl. die Literatur bei K. Fr. Hermann, Griechische Staatsalterthümer, fünfte Aufl., §. 78 Anm. 28.

2 Vgl. Kiepert, Alte Geographie §. 436: ‚Massalia umfasste ein von Höhen eingeschlossenes sicheres Hafenbecken, hinreichend entfernt von den Mündungen des Rhodanus, um der Alluvion des Flusses nicht ausgesetzt zu sein, nahe genug, um sich den ausgezeichneten Handelsweg nach dem Norden, welchen der Fluss darbietet, zu sichern.‘ Ueber die Lage der alten Stadt vgl. de Villeneuve, *Statistique du département des Bouches-du-Rhône* II S. 209.

3 Die Gründung der Stadt wird bekanntlich von mehreren Schriftstellern erst in die Zeit nach der Einnahme Phokaeas gesetzt; wir folgen mit den meisten Neueren den Angaben des Aristoteles (bei Harpocration s. v. Μασσαλία) und des Timaeus (I p. 201 Fragm. 40 Müller).

die Stadt mit den umwohnenden Barbarenstämmen nothwendig verwickelt werden musste, vermochten nicht ihr rasches Aufblühen zu hindern und als sie dann später den unvermeidlichen Kampf mit den an der spanischen und gallischen[1] Küste sesshaften Karthagern zu bestehen hatte, zeigte sie sich dem mächtigen Nebenbuhler nicht allein gewachsen, sondern ging siegreich aus dem gefährlichen Kampfe hervor.[2] Verbindungen mit den Iberern, die wahrscheinlich mit Massalia gegen den gemeinsamen Feind gekämpft hatten, wurden angeknüpft; aber auch nach Süden hin finden wir die Stadt im vierten Jahrhundert bereits in reger Wechselbeziehung. Denn so wenig auch die Angabe des Galliers Pompeius Trogus[3] Glauben verdient, dass die Freundschaft mit Rom schon unter Tarquinius Priscus von den auf der Fahrt nach Gallien begriffenen Phokaeern geschlossen worden sei, so spricht doch die unverdächtige Nachricht Diodor's,[4] es sei im Jahre 358 d. St. nach der Einnahme von Veji das von den Römern nach Delphi gesandte Weihgeschenk in dem Schatzhause der Massalioten niedergelegt worden, für freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Städten. Wenige Jahre später ward Rom ein Opfer der gallischen Horden: wohl mochten mit Theilnahme und nicht ohne Sorge die Massalioten von dem gallischen Brande hören, vielleicht selbst durch materielle Unterstützung ihr Mitgefühl bethätigen,[5] und es mag seit jener Zeit sich ein näheres Ver-

---

[1] Ueber die phönikischen Niederlassungen an der Südküste Galliens vgl. Desjardins, *Géographie de la Gaule* II p. 131 ff. Auch der Name Massalia wird in neuerer Zeit als phönikisch erklärt, vgl. Schroeder, Die phönikische Sprache (Halle 1869) S. 241: ‚Der Name Μασσαλία ist offenbar nicht griechischen, sondern phönizischen Ursprunges und bedeutet Wohnung, Niederlassung', und Kiepert, Alte Geographie §. 436, n. 2; andere Ableitungen bei Dederich Rhein. Museum für Philol. 4, 1836, S. 104.

[2] Justinus l. 43 c. 5: *Carthaginiensium quoque exercitus, cum bellum captis piscatorum navibus ortum esset, saepe fuderunt pacemque victis dederunt; cum Hispanis amicitiam iunxerunt.* Vgl. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde I S. 179 ff.

[3] Justinus l. 43, c. 3.

[4] Diodor l. 14, c. 93.

[5] Justinus l. 43 c. 5: *Massiliensium legati . . . audiverant urbem Romanam a Gallis captam incensamque. Qua re domi nuntiata* (so lesen nach freundlicher Mittheilung Rühl's die Transalpinen Handschriften, *quam rem domi nuntiatam* die Italischen) *publico funere* (der Gebrauch von *funus* für

hältniss zu Rom gebildet haben, möglicherweise sogar damals bereits ein Bündniss abgeschlossen sein.[1] Jedesfalls finden wir bei Ausbruch des hannibalischen Krieges die Massalioten als Bundesgenossen[2] auf Seiten der Römer und treu haben sie in jenem wechselvollen Kampfe, wie auch in den folgenden Zeiten[3] zu ihnen gestanden. Wenn Hannibal den tollkühnen und für ihn selbst im Gelingen fast verhängnissvollen Zug über die Alpen wagte, anstatt längs der leicht zu passirenden Küste in Italien einzufallen, so bewog ihn dazu in erster Linie wohl die Erwägung, dass der Marsch auf einem von massaliotischen Colonien bedeckten Gebiete dem römischen Heere entgegen, mit der mächtigen Stadt im Rücken, ein noch grösseres Wagniss sein würde.[4] Hing doch an der Entscheidung dieses Kampfes auch die Zukunft Massalias, ja des ganzen Westens; blieb Hannibal in Italien Sieger, so war auch Gallien den Karthagern rettungslos

---

luctus ist meines Wissens unerhört, vielleicht ist zu schreiben *munere eam*, nämlich *urbem Romanam*; übrigens liest, wie mir soeben Professor Rühl mittheilt, der den übrigen Classen selbständig gegenüberstehende Codex Casinas *publico munere*) *Massilienses prosecuti sunt aurumque et argentum publicum privatumque contulerunt ad explendum pondus Gallis, a quibus redemptam pacem cognoverant.* Auf diese Nachricht ist freilich nicht viel zu geben, denn es ist nicht unwahrscheinlich, dass Trogus durch starke Hervorhebung der alten und in schweren Zeiten bewährten Freundschaft Massalia's zu Gunsten der zu seiner Zeit so schwer getroffenen Stadt Stimmung zu machen suchte.

[1] Auch auf diese Angabe des Trogus bei Justinus a. a. O.: *ob quod meritum et immunitas illis decreta et locus spectaculorum in senatu datus et foedus aequo iure percussum* ist wenig Gewicht zu legen; jedoch nimmt auch Mommsen (R. G. I[6] S. 416 und S. 452) an, dass die Graecostasis in Rom im vierten Jahrhundert zunächst für die Massalioten errichtet worden sei. Vgl. Strabo IV, 1, 5 p. 180: (οἱ Μασσαλιῶται) πρότερον μὲν οὖν εὐτύχουν διαφερόντως, περί τε τἆλλα καὶ περὶ τὴν πρὸς Ῥωμαίους φιλίαν, ἧς πολλὰ ἄν τις λάβοι σημεῖα. καὶ δὴ καὶ τὸ ξόανον τῆς Ἀρτέμιδος τῆς ἐν τῷ Ἀβεντίῳ οἱ Ῥωμαῖοι τὴν αὐτὴν διάθεσιν ἔχον τῷ παρὰ τοῖς Μασσαλιώταις ἀνέθεσαν, und dazu Herzog, *Gall. Narbon.* p. 38 f.

[2] Livius XXI, 20, 7—8: *nec hospitale quicquam pacatumve satis prius auditum quam Massiliam venere; ibi omnia ab sociis inquisita cum cura ac fide cognita.*

[3] Polybius III, 95, 7: εὐγενῶς γὰρ, εἰ καί τινες ἕτεροι, κεκοινωνήκασι Ῥωμαίοις πραγμάτων καὶ Μασσαλιῶται, πολλάκις μὲν καὶ μετὰ ταῦτα, μάλιστα δὲ κατὰ τὸν Ἀννιβαικὸν πόλεμον.

[4] Anders Mommsen (R. G. I[6] S. 579): ‚abgesehen von dem Küstenweg, den Hannibal nicht einschlug, nicht weil die Römer ihn sperrten, sondern weil er ihn von seinem Ziele abgeführt haben würde.‘

ausgeliefert. Nach der Niederwerfung des furchtbaren Feindes hatte Massalia hier keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten; es stand auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung.[1] Seine Handelsstationen zogen sich längs der Meeresküste von Monoecus (Monaco) bis nach Emporiae (Ampurias) in Spanien, am linken Rhôneufer bis Avennio (Avignon) hin;[2] der gesammte Handel nach dem Norden lag in seinen Händen;[3] massaliotische Münzen fanden ihren Weg weit über die Grenzen Galliens hinaus.[4] Griechische Sprache und griechische Schrift waren nicht allein in dem von seinen Ansiedelungen besetzten Gebiete heimisch,[5] sondern auch die Kelten fingen allmälig an, sich des griechischen Alphabets für ihre sparsamen Aufzeichnungen zu bedienen,[6] und wohl darf man für die spätere Zeit bis zu einem

---

[1] Ich kann daher den Worten Müllenhoff's (Deutsche Alterthumskunde I, S. 178): ‚offenbar fällt die höchste Blüthe von Massilia in das vierte Jahrhundert' nicht zustimmen, denn wenn auch bereits zur Zeit des kühnen massaliotischen Seefahrers Pytheas das Ansehen und die Macht der Stadt bedeutend gewesen sein muss, so hat doch sicherlich erst die Verdrängung der Karthager aus Spanien den Handel Massalia's zu voller Blüthe gebracht.

[2] Vgl. die Zusammenstellung derselben bei Desjardins, *Géographie* II S. 185 ff. und die Karte zu S. 224, auf der die massaliotischen Orte mit rother Farbe bezeichnet sind.

[3] Ueber den Transport des Zinns von Britannien durch Gallien nach Massalia vgl. Diodor V, 38, 5; Thierry, *Histoire des Gaulois* I, S. 542; Friedländer, Deutsche Rundschau 1877, S. 399.

[4] Ueber die Funde massaliotischer oder nach massaliotischem Muster geprägter Münzen in Oberitalien, Tirol und dem Alpengebiet vgl. Mommsen, Römisches Münzwesen S. 397.

[5] Ueber den Namen *Gretia* auf der Peutinger'schen Tafel vgl. Desjardins, *Table de Peutinger, Gaule* (Paris 1869), *introduction* p. XXIX, und *Géographie* II p. 146.

[6] Bezeugt wird dies von Caesar b. G. I, 29: *in castris Helvetiorum tabulae repertae sunt litteris Graecis* (aber gewiss in keltischer Sprache) *confectae*, und VI, 14: *(Druides) cum in reliquis fere rebus, publicis privatisque rationibus Graecis litteris utantur;* Strabo IV, 1, 5 p. 181: ἡ πόλις (Μασσαλία) . . . φιλέλληνας κατεσκεύαζε τοὺς Γαλάτας, ὥστε καὶ τὰ συμβόλαια Ἑλληνιστὶ γράφειν. Vgl. auch die Bronzehand unbekannten Fundortes, die sich jetzt im Pariser *Cabinet de médailles* n. 3884 befindet (C. I. Gr. n. 6778 = Herzog n. 616) mit der Aufschrift: ΣΥΜΒΟΛΟΝ ΠΡΟΣ ΟΥΕΛΑΥΝΙΟΥΣ. Im Norden Galliens scheint dagegen noch zu Caesar's Zeit die griechische Sprache und Schrift unbekannt gewesen zu sein, da er an den im Lande der Nervier eingeschlossenen Q. Cicero einen Brief sendet: *Graecis conscriptam litteris, ne intercepta epistula nostra ab hostibus consilia cognoscantur* (b. G. V, 48).

gewissen Grade die Worte des Trogus[1] gelten lassen: ‚*ab his igitur Galli et usum vitae cultioris deposita ac mansuefacta barbaria et agrorum cultus et urbes moenibus cingere didicerunt. Tunc et legibus, non armis vivere, tunc et vitem putare, tunc olivam serere consuerunt, adeoque magnus et hominibus et rebus impositus est nitor, ut non Graecia in Galliam emigrasse, sed Gallia in Graeciam translata videretur*‘.

Das Verhältniss Massalia's zu Rom hatte sich nach dem hannibalischen Kriege noch inniger gestaltet. Der Gedanke, dass die Römer, die im Osten immer grossartigere Erfolge errangen, über Spanien hinaus ihren Blick auf Gallien werfen könnten, scheint den leichtblütigen, vor Allem auf Handelsgewinn und Lebensgenuss bedachten Massalioten wenig Sorge gemacht zu haben. Man fing an die eigene Wehrkraft zu vernachlässigen und verliess sich auf den starken Arm des mächtigen Freundes; man war sogar unbesonnen genug, die Römer selbst ins Land zu rufen, um sich der unbequemen Angriffe der benachbarten Barbaren, die bereits die massaliotischen Orte Nicaea und Antipolis einzunehmen drohten, zu erwehren. Wie aus diesen Römerzügen nach Gallien sich bald genug der blutige Kampf entwickelte, in dem die überlegene Kraft der Legionen über die mächtigen Stämme der Allobroger und Arverner triumphirte, wie Rom dann von dem reichen Lande selbst Besitz ergriff, Aquae Sextiae im Osten in unmittelbarer Nähe von Massalia gründete und nahe der spanischen Grenze die feste Colonie Narbo und Tolosa zu Stützpunkten der neuen römischen Provinz machte, durch Anlage der via Domitia die Communication mit Spanien sofort gesichert ward, ist sattsam bekannt; der dominirenden Stellung Massalias war in der That damit bereits ein Ende gemacht, wenn auch Rom vorläufig die alte Bundesstadt nicht nur schonte, sondern

---

Es ist eine bemerkenswerthe und von Villefosse (an dem unten citirten Orte) hervorgehobene Thatsache, dass die erhaltenen keltischen Inschriften im Süden von Frankreich in griechischer, in Mittel- und Nordfrankreich in lateinischer Schrift eingehauen sind; vgl. die Zusammenstellung, die übrigens bereits aus neuen Funden vermehrt werden kann, bei Héron de Villefosse, *Inscriptions de St-Remy et des Baux* (Separatabdruck aus dem *Bulletin monumental* 1878 und 1879) S. 24 ff.; Serrure *études Gauloises, première partie*, Bruxelles 1883.

[1] Justinus l. 43 c. 4.

sogar ihr Gebiet aus Erkenntlichkeit für alte und neue Dienste vergrösserte.[1] Doch die Tage ihrer Herrlichkeit waren gezählt: in dem Kampfe zwischen Caesar und Pompeius, der über das Schicksal der Welt entschied, ward auch der Massalioten Geschick besiegelt. Wohl mochten sie, die beiden Männern zu Dank verpflichtet waren, die Neutralität zu wahren wünschen; aber sei es, dass sie, wie Caesar es darstellen will, während der Verhandlungen den Pompejaner Domitius in die Stadt einliessen, oder dass Caesar selbst, der sich mit einer Neutralitätserklärung nicht zufrieden geben wollte, sie zu offener Parteinahme für den Feind zwang,[2] sie wurden in den Wirbel des Kampfes hineingezogen und nach langer und heldenmüthiger Vertheidigung mussten sie sich dem aus Spanien zurückkehrenden Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben. Caesar gab zwar die Stadt nicht der Rache und der Raubgier seiner Soldaten preis,[3] aber ihre Waffen, ihre Schiffe,[4] ihren Schatz liess

[1] So haben sie bereits von Sextius Calvinus den westlichen von den Salyern bewohnten Küstenstrich erhalten (Strabo IV, 1, 5 p. 180); Marius überliess ihnen den Hafenzoll aus den von ihm von den Rhônemündungen zum Meere gegrabenen Canal, den sogenannten *fossae Marianae* (Strabo IV, 1, 8 p. 183); schliesslich haben dann Pompeius und Caesar ihnen Theile des Gebietes der Salyer, der Volcae Arecomici und der Helvier geschenkt: Caesar, b. c. I, 35 mit Anmerkung Nipperdey's.

[2] Vgl. Florus II, 13, 23: *misera dum cupit pacem, belli metu in bellum incidit.* Die Darstellung Caesar's über das Verhalten Massalia's (b. c. I, 35—36) ist, wie die ganze Schrift über den Bürgerkrieg, mit Vorsicht aufzunehmen; Dio 41, 19, dem hier wohl Livius als Quelle gedient hat, weiss weder von der Aufnahme des Domitius in die Stadt während der Verhandlungen, noch von dem schmählichen Ausfall der Massalioten während des Waffenstillstandes (Caesar, b. c. II, 14) zu berichten, sondern behauptet vielmehr, dass die Römer die Angreifer gewesen seien (l. 41 c. 25): τόν τε Δομίτιον ὑπεξέπεμψαν, καὶ τοὺς στρατιώτας ἐπιθεμένους σφίσιν ἐν ταῖς σπονδαῖς νυκτὸς οὕτω διέθεσαν ὥστε μηδὲν ἔτι τολμῆσαι. Offenbar ist Caesar's Bestreben darauf gerichtet, die harte und in Rom vielfach gemissbilligte Bestrafung der Massalioten durch ihren Treubruch zu motiviren.

[3] Er sagt kurz (b. c. II, 22, 6): *magis eos pro nomine et vetustate quam pro meritis in se civitatis conservans;* dass er zuerst der Stadt mit Plünderung gedroht hatte, scheint aus Cicero's Worten (*Philipp.* 8, 6, 19) hervorzugehen: *Caesar ipse, qui illis fuerat iratissimus, tamen propter singularem eius civitatis gravitatem et fidem cotidie aliquid iracundiae remittebat.*

[4] Ueber die Reste zweier im Jahre 1864 in der Nähe der Kirche Saint-Ferréol gefundenen Galeeren (eine befindet sich im Museum von Marseille)

er sich sofort ausliefern; fast das gesammte massaliotische Gebiet ward confiscirt, um mit ihm die römischen und latinischen Colonien, die dem Dictator ihre Entstehung verdanken: Forum Julii, Arelate, Baeterrae, Antipolis, Glanum, Avennio, Cabellio, Nemausus (?), auszustatten;[1] auch das Münzrecht ist vielleicht damals bereits der Stadt entzogen worden[2] und das Bild Massalia's prangte zum Schmerze Cicero's und seiner Gesinnungsgenossen[3] in Caesar's Triumphzug. Mit einem Schlage war an Stelle der griechischen Oberhoheit im südlichen Gallien die römische Herrschaft getreten, und wenn man sich auch unmittelbar nach dem Tode des Dictators in römischen Aristokratenkreisen mit dem Gedanken getragen hat, der befreundeten Stadt das Geraubte wiederzugeben,[4] so hat doch Augustus, wie seine Nachfolger, auch in dieser Hinsicht die von Caesar vorgezeichnete Bahn nicht verlassen. Nur der kleine östliche Küstenstrich bis Athenopolis nebst den davorliegenden Stoechadischen Inseln[5] (*îles d'Hyères*) blieb Massalia erhalten, dazu das Gebiet von Nicaea jenseits des Varus-Flusses, das noch im

---

vgl. Penon et Saurel, *Le musée d'archéologie de Marseille* (Marseille 1876) S. 31 und S. 41 n. 6: ‚*des médailles antérieures, contemporaines ou peu postérieures (?) à Jules César, étaient arrêtées et comme incrustées dans le bois.*'

[1] Vielleicht ist die Einziehung des Landes erst einige Jahre später, als der Vater des Kaisers Tiberius im Auftrage Caesar's die Coloniegründungen in Gallia Narbonensis vollzog (Sueton. *Tiber.* c. 4), durchgeführt worden; darauf scheint auch Dio (41, 25) hinzudeuten: καὶ ὃς ἐκείνων τότε μὲν τά τε ὅπλα καὶ τὰς ναῦς τά τε χρήματα ἀφείλετο. ὕστερον δὲ καὶ τα λοιπὰ πάντα.

[2] Dies nimmt Mommsen Röm. Münzwesen S. 675, an, während de la Saussaye, *Numismatique de la Gaule Narbonnaise* S. 78 ff., der Meinung ist (S. 81): ‚*que le monnayage, quoique fort restreint, subsista jusqu' aux temps de la décadence complète des arts*', vgl. auch Lenormant, *La monnaie dans l'antiquité* II S. 191: ‚*la ville libre et autonome de Massalie . . continue jusque dans le IIe siècle la fabrication de ses petits quadrans*'.

[3] Cicero, *de offic.* II, 8, 28, *Philipp.* VIII, 6, 18.

[4] Das wirft Antonius (Cicero, *Philipp.* 13, 15, 32) der Senatspartei vor: *Massiliensibus iure belli adempta reddituros vos pollicemini*, vgl. auch Cicero, *ad Attic.* XIV, 14, 6 (Ende April 710 geschrieben): *tu autem quasi iam recuperata republica vicinis tuis Massiliensibus sua reddis; haec armis, quae quam firma habeamus ignoro, restitui fortasse possunt, auctoritate non possunt.*

[5] Plinius, *n. h.* 3, 35: *in ora autem Athenopolis Massiliensium* (am Golfe de St-Tropez, vgl. Desjardins, *Géographie* II p. 174) und Tacitus, *hist.* 3, 43: *Stoechadas Massiliensium insulas.*

zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit als massaliotische Enclave von einheimischen Beamten verwaltet worden ist, während dagegen Antipolis bereits ausserhalb ihres Gebietes lag[1] und in dem Hafen von Forum Julii eine römische Flottille ankerte. Auch sein Handel erlitt einen starken Stoss nicht allein durch die Concurrenz von Arelate und Narbo, das bereits in der Zeit des Augustus den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht zu haben scheint,[2] sondern mehr noch durch die beispiellos rasche Blüthe der neuen Hauptstadt Galliens Lugudunum, das bald nach seiner Gründung den Handel nach dem Norden an sich gerissen haben dürfte.[3]

Aber auch nach seiner politischen und commerciellen Depossedirung hat Massalia sich eine Sonderstellung bewahrt

---

[1] Strabo IV, 1, 9, p. 184: ἡ Νίκαια τῆς Ἰταλίας γίνεται κατὰ τὸν νῦν ἀποδεδειγμένον ὅρον καίπερ οὖσα Μασσαλιωτῶν . . . νυνί δὲ τοσοῦτον προσθετέον ὅτι τῆς μὲν Ἀντιπόλεως ἐν τοῖς τῆς Ναρβωνίτιδος μέρεσι κειμένης, τῆς δὲ Νικαίας ἐν τοῖς τῆς Ἰταλίας, ἡ μὲν Νίκαια ὑπὸ τοῖς Μασσαλιώταις μένει καὶ τῆς ἐπαρχίας (ὑπαρχίας die Handschriften) ἐστίν, ἡ δ' Ἀντίπολις τῶν Ἰταλιωτίδων ἐξετάζεται, κριθεῖσα πρὸς τοὺς Μασσαλιώτας (man erwartet etwa ἀποκριθεῖσα τῶν Μασσαλιωτῶν) καὶ ἐλευθερωθεῖσα τῶν παρ' ἐκείνων προσταγμάτων. Dementsprechend findet sich ein massaliotischer Beamter als *episcopus Nicaensium* in der S. 284 besprochenen Inschrift: C. J. L. V n. 7914, der freilich im dritten Jahrhundert durch einen kaiserlichen *proc(urator) Aug(ustorum) n(ostrorum), item ducenarius episcepseos chorae inferioris* (C. J. L. V n. 7870, vgl. Mommsen ebendas. p. 916) ersetzt worden ist. Dass noch im Beginn des dritten Jahrhunderts dieser Besitz den Massalioten geblieben war, bezeugt die in Vence auf zwei zusammengehörigen Säulen gefundene Inschrift (C. J. L. XII n. 7 = Herzog n. 610): *[res publica?] Massiliensium curante ac dedicante Jul(io) Honorato proc(uratore) Aug(usti) ex p(rimi)p(ilo) praesid(e) Alp(ium) Maritimarum;* derselbe Mann kehrt wieder auf zwei im Jahre 213 von Caracalla gesetzten und in der Nähe von Vence gefundenen Meilensteinen (Blanc, *Epigraphie antique du département des Alpes maritimes* I n. 62 und 63), in denen einer Restitution der Brücken und Strassen durch den damals übrigens gerade in Gallien befindlichen Kaiser gedacht wird, und es ist denkbar, dass aus diesem Anlass von Massalia, das vielleicht für die Erhaltung derselben mitzusorgen verpflichtet war, das oben erwähnte Monument errichtet worden ist.

[2] Das bezeugen die wahrhaft monumentalen Inschriften, die grösstentheils dem ersten Beginne der Kaiserzeit angehören.

[3] Schon Strabo (IV, 3, 2 p. 192) sagt von Lugudunum: εὐανδρεῖ δὲ μάλιστα τῶν ἄλλων πλὴν Νάρβωνος· καὶ γὰρ ἐμπορίῳ χρῶνται. Ueber die Bedeutung von Narbo als Handelsplatz vgl. auch Strabo IV, 1, 12 p. 186; Friedländer, Deutsche Rundschau 1877, S. 402.

und es ist nicht ohne Interesse, die ferneren Geschicke der Griechenstadt in der römischen Provinz zu verfolgen.

Der Ehrenname einer ‚freien und verbündeten' Stadt nebst der Unabhängigkeit von dem römischen Statthalter[1] und dem Exilrecht[2] ist Massalia dauernd belassen worden, und selbst die wahrscheinlich bei und nach der caesarischen Belagerung zerstörten Mauern sind unter der Regierung des griechenfreundlichen Kaisers Nero von einem reichen und patriotischen Mit-

[1] Florus II, 13: *mox dedentibus se omnia ablata praeter quam potiorem omnibus habebant libertatem.* Dio 41, 25: ἀφείλετο . . . τὰ λοιπὰ πάντα, πλὴν τοῦ τῆς ἐλευθερίας ὀνόματος. Orosius VI, 15: *Caesar Massiliam rediens, obsidione domitam, vita tantum et libertate concessa, ceteris rebus abrasit.* Für den Beginn der Kaiserzeit wird diese auf Livius zurückgehende Angabe bestätigt von Strabo, IV 1, 5 p. 181: καὶ ὁ Καῖσαρ δὲ καὶ οἱ μετ' ἐκεῖνον ἡγεμόνες πρὸς τὰς ἐν τῷ πολέμῳ γενηθείσας ἁμαρτίας ἐμετρίασαν, μεμνημένοι τῆς φιλίας καὶ τὴν αὐτονομίαν ἐφύλαξαν, ἣν ἐξ ἀρχῆς εἶχεν ἡ πόλις, ὥστε μὴ ὑπακούειν τῶν εἰς τὴν ἐπαρχίαν πεμπομένων στρατηγῶν μήτε αὐτὴν μήτε τοὺς ὑπηκόους, und Plinius, *n. h.* 3, 34: *in ora Massilia Graecorum Phocaeensium foederata.*

[2] Dass Massalia dies Recht vor Caesar besessen hat, ist selbstverständlich und durch den bekannten Fall des Milo überdies bezeugt. Aber noch zum J. 58 n. Chr. berichtet Tacitus, *ann.* 13, 47: *Cornelius Sulla . . . proinde, quasi convictus esset, cedere patria et Massiliensium moenibus coerceri iubetur.* In eine etwas frühere Zeit (25 n. Chr.) gehört die Nachricht des Tacitus, *ann.* 4, 43: *tractatae Massiliensium preces, probatumque P. Rutilii exemplum. Namque eum legibus pulsum civem sibi Zmyrnaei addiderant. Quo iure Volcacius Moschus exul in Massilienses receptus bona sua rei publicae eorum ut patriae reliquerat.* Es ist dies übrigens, beiläufig bemerkt, unzweifelhaft der zu August's Zeit berühmte Rhetor aus Pergamum, dessen Process Horaz (*epp.* I, 5, 9, vgl. Porphyr. z. d. St.) erwähnt und der nach seiner Verurtheilung seine Lehrthätigkeit in Massalia fortsetzte, vgl. Seneca *controv.* II, 5, 13: *novi declamatores post Moschum Apollodoreum, qui reus veneficii fuit et a Pollione Asinio defensus, damnatus Massiliae docuit;* aber auch der angebliche Rhetor Oscus in Massalia bei Seneca, *controv.* X *praef.*, §. 10 und VII, 3, 8 (in der letzteren Stelle lesen alle Handschriften *noscum*), ist allem Anscheine nach mit demselben identisch. — Der Kieselstein mit der Inschrift Μασσι(λία) [Φωι]κ(αέων) ἄσυλ(ος) αὐτ(όνομος), zuerst veröffentlicht von Caylus, *recueil* VI p. 130 tab. 39 n. 3, ist bereits von Anderen (Franz zu C. J. Gr. III n. 6766; Herzog G. N. S. 163 Anm. 28), wie auch neuerdings von dem jetzigen Besitzer Herrn Thédenat (*Revue archéol.* 40, 1880, S. 229 ff.) als unzweifelhafte Fälschung bezeichnet worden.

bürger[1] wieder erbaut worden. Vor Allem blieb Massalia seine einheimische von Cicero[2] hochgepriesene aristocratische Verfassung, die spätestens im vierten Jahrhundert an Stelle der ursprünglichen oligarchischen getreten war.[3] Ein wenigstens in den Hauptzügen ausgeführtes Bild derselben verdanken wir Strabo,[4] dessen Angaben theilweise wenigstens aus Aristoteles geschöpft sein mögen.

---

[1] Plinius, *n. h.* 29, 9: *Crinas Massiliensis (medicus) .. nuper* HS |c̄| *reliquit, muris patriae moenibusque aliis* (wohl die Hafenbefestigungen) *paene non minore summa exstructis;* den Namen Κρινᾶς trägt übrigens ein Massaliote in der Inschrift bei Wescher-Foucart, *Inscr. de Delphes* n. 18. Noch in dem gewöhnlich unter dem Namen des Eumenius gehenden Panegyricus auf Constantinus wird (c. 19) die starke Befestigung der Stadt und des Hafens, wenn auch nicht ohne rhetorische Uebertreibung, gerühmt.

[2] Cicero, *pro Flacco* 26, 63: *Massilia . . . quae tam procul a Graecorum omnium regionibus, disciplinis linguaque divisa, cum in ultimis terris cincta Gallorum gentibus barbariae fluctibus adluatur, sic optimatium consilio gubernatur, ut omnes eius instituta laudare facilius possint quam aemulari.* Vgl. *de republ.* I, 27, 43.

[3] Aristoteles, *polit.* V, 6 p. 1305 b: ὅταν ὀλίγοι σφόδρα ὦσιν οἱ ἐν ταῖς τιμαῖς, οἷον ἐν Μασσαλίᾳ καὶ ἐν Ἴστρῳ καὶ ἐν Ἡρακλείᾳ . . . καὶ ἔνθα μὲν πολιτικωτέρα ἐγένετο ἡ ὀλιγαρχία, ἐν Ἴστρῳ δ' εἰς δῆμον ἀπετελεύτησεν, ἐν Ἡρακλείᾳ δ' ἐξ ἐλαττόνων εἰς ἑξακοσίους ἦλθεν. Wahrscheinlich ist zu Ende an Stelle von Ἡρακλείᾳ zu schreiben Μασσαλίᾳ und der erste Satz ἔνθα — ὀλιγαρχία auf Heracleia zu beziehen, wenn nicht ἔνθα aus ἐν Ἡρακλείᾳ verdorben ist; der Variante ἐν Κῷ für ἔνθα in dem Codex des Wilhelm von Moerbeke ist gewiss keine Bedeutung beizumessen, da nach dem Vorhergehenden die Nennung derselben drei Städte nothwendig erwartet wird. Susemihl (ed. 1879) schreibt ἐν Μασσαλίᾳ an erster Stelle für ἔνθα, aber einerseits passen die Worte πολιτικωτέρα ἐγένετο ἡ ὀλιγαρχία wenig zu der nachweislich streng aristokratischen Verfassung Massalias, andererseits wissen wir zwar von Massalia, aber nicht von Heracleia, dass es einen Regierungsausschuss von 600 besessen habe. Wäre aber das auch in Heracleia der Fall gewesen, so hätte Aristoteles wenigstens beide Städte zusammen nennen müssen. — Aristoteles hatte übrigens die Verfassung Massalia's in seinen Politien geschildert (Athenaeus XIII, 36 p. 576; Harpocration s. v. Μασσαλία, vgl. die Fragmente bei Rose in der Ausgabe der Berliner Akademie V p. 1561 n. 508). Dass Strabo in seiner Darstellung sich hieran anlehne, ist eine wahrscheinliche Vermuthung von Rose, *Aristoteles pseudepigraphus* p. 499; doch ist dabei im Auge zu behalten, dass diese Institutionen offenbar noch zu Strabo's Zeit in Kraft waren.

[4] Strabo IV, 1, 5 p. 179.

Der Rath der Massalioten ist aus sechshundert auf Lebenszeit bestellten Timuchen zusammengesetzt, die mindestens im dritten Gliede Bürger und im Besitze von Kindern sein müssen. Als Ausführer der Rathsbeschlüsse fungirt ein Vorstand von fünfzehn Männern, dieselben, mit denen Caesar vor Eröffnung der Belagerung die Unterhandlungen führt, die jedoch nur die Beschlüsse des Rathes einzuholen und auszurichten haben.[1] Aus ihnen ist dann ein engerer Ausschuss von drei Männern mit ausgedehnter Vollmacht, von denen einer das oberste Präsidium führt, bestellt. Das Volk nimmt offenbar eine ganz untergeordnete Stellung ein und scheint von jeder Mitwirkung an der Regierung ausgeschlossen gewesen zu sein.[2] Sicherlich ist dieses Verfassungsschema nach phokäischem oder vielleicht allgemein ionischem Muster gestaltet, wie das von den eigenthümlichen Gesetzen und Vorschriften, aus denen einige interessante Züge ein römischer Schriftsteller mittheilt,[3] ausdrücklich Strabo hervorhebt[4] und durch analoge Einrichtungen anderer ionischer Städte bestätigt wird.[5] Auch auf sacralem

---

[1] Caesar, *b. c.* I, 35: *evocat ad se Caesar Massilia quindecim primos. Cum his agit, ne initium inferendi belli ab Massiliensibus oriatur. . . . Cuius orationem legati domum referunt atque ex auctoritate haec Caesari renuntiant.* Wahrscheinlich hat auch das Recht, Todesstrafen zu verhängen, nur den 600 zugestanden, wenigstens deutet darauf die eigenthümliche Nachricht bei Valerius Maximus (II, 6, 7), dass in ihrer Obhut sich Schierlingsgift befunden habe, das sie Selbstmördern, die ihnen hinreichende Gründe zur Motivirung ihres Entschlusses angaben, auszufolgen befugt waren.

[2] Cicero, *de republ.* I, 27, 43: *si Massilienses per delectos et principes cives summa iustitia reguntur* (vgl. §. 44 *Massiliensium paucorum et principum administrationi), inest tamen in ea condicione populi similitudo quaedam servitutis.* Ein solches Eingeständniss wiegt doppelt schwer in Cicero's Munde.

[3] Valerius Maximus II, 6, 7.

[4] Strabo IV, 1, 5 p. 179: οἱ δὲ νόμοι Ἰωνικοί.

[5] Timuchen in anderen Jonischen Städten: Athenaeus IV c. 13 p. 149 (Naucratis); C. J. Gr. n. 3044 v. 29: τιμουχέοντες und n. 3059, 3060 (Teos); n. 2162 eine Frau (Thasos). Derselbe Name findet sich übrigens auch bei den Messeniern: Suidas s. v. Ἐπίκουρος und Τιμοῦχος. Vgl. Brückner, *Historia reipublicae Massiliensium* S. 42 f.; Geisow *De Massiliensium republica* S. 35. — Die ἑξακόσιοι kehren wieder in Lampsakos (vgl. das neuerdings gefundene Decret aus dem Jahre 196 v. Chr.: Lolling in Mittheilungen des deutschen archäolog. Instituts in Athen 1881 S. 96);

Gebiete tritt der enge Anschluss und Zusammenhang mit der Mutterstadt noch in der Kaiserzeit deutlich zu Tage,[1] wenn sich auch früh zu den heimischen Göttern[2] der Kaisercult und zu den griechischen Priestern die römischen Diener des allmächtigen und überall verehrten Kaisergottes gesellt haben.[3] Jedoch bereits unter Marc Aurel begegnet in Massalia ein *augur perpetuus*[4] und in einer schwerlich viel späteren Inschrift, deren Echtheit früher fälschlich in Zweifel gezogen worden ist, treten die römischen Colonialämter: Quaestur, Duovirat und Quinquennalität auf,[5] die ausser Zweifel stellen, dass in

nicht damit zusammenzustellen ist der Rath der 600 in Athen. Auch bei den Nerviern werden übrigens 600 Senatoren von Caesar (*b. G.* II, 28) erwähnt, vgl. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte I³ S. 225 Anm. 1.

[1] Vgl. die in Phokaea gefundenen Inschriften eines πρύτανις στεφανηφόρος καὶ ἱερεὺς τῆς Μασσαλίας τὸ γ' und einer πρύτανις στεφανηφόρος δὶς καὶ ἱέρεια τῆς Μασσαλίας ἀγωνοθέτις: C. J. Gr. II, n. 3413 und 3415; letztere ist die Tochter eines Moschus, vielleicht verwandt mit dem oben (S, 281. Anm. 2) erwähnten. Beide Inschriften gehören wohl in die Kaiserzeit.

[2] Ueber die Verehrung der Artemis Ephesia, des Apollo, der Athena und ihre Darstellung auf massaliotischen Münzen vgl. Brückner a. a. O. S. 47 ff., und Geisow a. a. O. S. 41 ff. In den lateinischen Inschriften finden sich nur Apollo (auch als Belenus), Jupiter Optimus Maximus und Dolichenus und die Mater Magna mit dem Dendrophorencolleg; über die θεὰ Δικτύα vgl. Franz zu C. J. Gr. III n. 6764.

[3] Dedication an Germanicus aus dem Jahre 19, wohl unmittelbar nach seinem Tode, von drei *magistri Larum Aug[ustorum]:* XII n. 406 = Herzog n. 607; zwei *seviri Augustales corporati:* XII n. 400 = Herzog n. 612 und XII n. 409 = Murat. 704, 9. — Betreffs der griechischen Priester vgl. C. J. Gr. n. 6771, wo der ἱερεὺς Λευκοθέας und der προφήτης sich auf Massalia zu beziehen scheinen. Ein *prophetes* scheint auch in einer im Museum von Marseille befindlichen, stark verwitterten lateinischen Inschrift aus der Zeit Marc Aurel's (XII n. 410 = Herzog n. 613) genannt zu werden; προφῆται in anderen griechischen Städten: Roehl, Index zu C. J. Gr. p. 39 s. v. und Kaibel im *Bullett. dell' Instituto archeolog.* 1878, S. 36.

[4] C. J. L. XII n. 410 = Herzog n. 613.

[5] C. J. L. V n. 7914: *C. Memmio Macrino q(uaestori), [duo] vir(o) Massil(iensium), [duo] vir(o) q(uin)q(uennali), item praefecto pro duoviro q(uin)q(uennali), agonothetae, episcopo Nicaensium.* — Ein *decurio* C. J. L. XII n. 407 = Penon, *Catalogue du musée* p. 60 n. 102. Die Bemerkung von Jung, Die romanischen Landschaften des römischen Reiches S. 211: ‚Die Bedeutung der Stadt zeigt sich nicht zum wenigsten in dem Umstande, dass die Regierung die municipale Autonomie hier, wie sonst nur in den Hauptstädten des Reiches beschränkte und die Verwaltung

jener Zeit, unter oder kurz vor Marc Aurel, die einheimische Verfassung durch das römische Colonialschema ersetzt worden ist.[1] Damals mag auch Massalia, das als freie griechische Stadt ausserhalb des Tribusverbandes stand, in die Tribus Quirina, die in zwei massaliotischen Ehreninschriften dieser Zeit[2] sich findet, aufgenommen worden sein, wenn auch das Fehlen derselben in den zahlreichen Grabschriften eher darauf hinzuweisen scheint, dass jene Männer entweder persönlich diese Tribus erhalten haben, oder nicht aus Massalia selbst, sondern vielleicht aus den benachbarten, der Quirina zugetheilten Alpenprovinzen stammten. Aber von einer eigentlichen Romanisirung der Stadt, die trotz der zahlreichen römischen, keltischen[3] und phönikischen Elemente[4] doch durchaus ihren griechischen Charakter zu bewahren gewusst hat, kann keineswegs gesprochen werden,[5] und obschon die griechischen In-

---

durch Reichsbeamte führen liess', ist wohl auf eine Verwechslung mit Lugudunum zurückzuführen.

[1] Eine ganz analoge Wandlung ist jetzt für Tomi bezeugt, vgl. Tocilescu in Archäologisch-epigraphische Mittheilungen aus Oesterreich VI, 1882, S. 16 n. 29.

[2] C. J. L. XII n. 410 = Herzog n. 613: *Cn. Val(erio) Cn. f. Quir(ina) Pomp(eio?) Valeriano* und C. J. Gr. III, n. 6771: Τ. Πορκίῳ Πορκ(ίου) Λουκιλιανοῦ ἐξοχωτάτου ἀνδρὸς καὶ προφήτου υἱῷ Κυρείνᾳ Κορνηλιανῷ. — Der zur Tribus Voltinia gehörige L. Dudistius Novanus (XII n. 408 = Herzog n. 609) war wohl aus Aquae Sextiae gebürtig.

[3] Varro (bei Hieronymus, *comment. in epistul. ad Galatas* cap. III lib. 2 und Isidorus *origg.* XV, 1, 63) nennt die Massilienser: *trilingues, quod et Graece loquantur et Latine et Gallice.* Keltische Inschriften haben sich in Marseille bis jetzt nicht gefunden.

[4] Ueber die grosse im Jahre 1845 in Marseille gefundene phönikische Inschrift und ihre zahlreichen Bearbeiter vgl. Desjardins *Géographie* II S. 135—136: ,*elle nous fait connaître les prescriptions religieuses envoyées de Carthage, de la mère patrie; les caractères ne dénoncent qu'une époque assez basse, probablement le IIe siècle avant notre ère . . . Elle prouverait . . . que les Phéniciens avaient un comptoir et peut-être leur quartier réservé dans la ville phocéenne*'. Ueber phönikische Funde in Marseille vgl. Lenthéric, *La Grèce et l'Orient en Provence* (Paris 1878) S. 382ff.

[5] Für die ältere Kaiserzeit mag der Hinweis auf die Worte des Pomponius Mela II, 5 genügen: *nunc ut pacatis, ita dissimillimis tamen vicina gentibus, mirum quam facile et tunc sedem alienam ceperit et adhuc morem suum teneat.* Aber noch in dem um das Jahr 400 abgefassten Staatshandbuch (*Notit. Dignit. Occid.* c. 42, 16) heisst die Stadt *Massilia Graecorum.*

schriften an Zahl weit hinter den allerdings meist kurzen und inhaltleeren römischen Inschriften[1] zurückstehen und auch die römische Namengebung in Massalia früh an Stelle der griechischen getreten zu sein scheint, so zeigen doch schon die nur Massalia eigenthümlichen gräcisirenden Buchstabenformen in den lateinischen Inschriften, dass die lateinische Schrift den heimischen Steinmetzen stets eine fremde geblieben ist. War doch Massalia, wie einst in den Zeiten seiner Grösse,[2] noch lange nach seinem Fall eine Pflegstätte griechischer Wissenschaft und Literatur geblieben, in der nicht allein gallische Jünglinge, sondern auch vornehme junge Römer, deren Väter den Aufenthalt in der einfachen und sittenstrengen Provinzialstadt dem Leben in den üppigen griechischen und kleinasiatischen Städten vorziehen mochten,[3] ihren Studien oblagen. Freilich hat sich

[1] Es sind etwa 100 römische Inschriften, besonders in der auch für christliche Inschriften ergiebigen Gegend bei dem sogenannten *bassin du Carénage* am Hafen nahe der Kirche St.-Victor gefunden worden, während die Zahl der griechischen Inschriften kaum den vierten Theil betragen dürfte. Uebrigens sind aus diesem Zahlenverhältniss keine Schlüsse zu ziehen, da die in Marseille zu Tage getretenen inschriftlichen wie monumentalen Reste in Folge der mannigfachen Veränderungen der Stadt im Alterthum, Mittelalter und Neuzeit im Verhältniss zu ihrer einstigen Bedeutung ausserordentlich gering sind, vgl. de Villeneuve, *Statistique du département des Bouches-du-Rhône* II p. 384 ff.

[2] Ich verweise auf die bei Brückner S. 61 ff. und Geisow S. 30 ff. zusammengestellten Notizen. Ueber die Bedeutung der geographischen Studien des Pytheas vgl. jetzt besonders Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde I S. 307 ff.; über die massaliotische Recension der homerischen Gedichte, die unter den alten Editionen κατὰ πόλεις am häufigsten citirt wird, vgl. Sengebusch *Homer. dissert. prior.* S. 188 ff. und S. 197.

[3] Strabo IV, 1, 5 p. 181: δηλοῖ δὲ τὰ καθεστηκότα νυνί· πάντες γὰρ οἱ χαριέντες πρὸς τὸ λέγειν τρέπονται καὶ φιλοσοφεῖν, ὥσθ' ἡ πόλις μικρὸν μὲν πρότερον τοῖς βαρβάροις ἀνεῖτο παιδευτήριον καὶ φιλέλληνας κατεσκεύαζε τοὺς Γαλάτας, ὥστε καὶ τὰ συμβόλαια Ἑλληνιστὶ γράφειν· ἐν δὲ τῷ παρόντι καὶ τοὺς γνωριμωτάτους Ῥωμαίων πέπεικεν, ἀντὶ τῆς εἰς Ἀθήνας ἀποδημίας ἐκεῖσε φοιτᾶν, φιλομαθεῖς ὄντας. ὁρῶντες δὲ τούτους οἱ Γαλάται καὶ ἅμα εἰρήνην ἄγοντες, τὴν σχολὴν ἄσμενοι πρὸς τοὺς τοιούτους διατίθενται βίους οὐ κατ' ἄνδρα μόνον, ἀλλὰ καὶ δημοσίᾳ· σοφιστὰς γοῦν ὑποδέχονται τοὺς μὲν ἰδίᾳ, τοὺς δὲ [κατὰ?] πόλεις κοινῇ μισθούμενοι, καθάπερ καὶ ἰατρούς. Tacitus, *ann.* 4, 44: *L. Antonium seposuit Augustus in civitatem Massiliensem, ubi specie studiorum nomen exilii tegeretur.* Tacitus, *Agricol.* c. 4: *arcebat eum ab illecebris peccantium praeter ipsius bonam integramque naturam, quod statim 'parvulus sedem ac magistram studiorum Massiliam habuit, locum Graeca comitate et pro-*

die einst sprichwörtliche massaliotische Sittenstrenge[1] bereits im Laufe des zweiten Jahrhunderts in ihr Gegentheil verkehrt,[2] und wahrscheinlich hat auch sein wissenschaftlicher Ruf nicht die späteren Jahrhunderte überdauert, denn unter den ‚berühmten Städten‘ des Ausonius hat Massalia keine Stelle gefunden.

Inwieweit das Eindringen des Christenthums beigetragen hat, die antik-heidnische Bildung zu verdrängen, lässt sich hier, wie überall, kaum feststellen. Dass in einer mit Kleinasien in so enger Verbindung stehenden griechischen Seestadt sich frühzeitig eine grössere Christengemeinde, wie sie in Vienna und Lugudunum bereits zu Marc Aurels Zeit bestanden hat, gebildet habe, ist jedoch eine an und für sich sehr wahrscheinliche Annahme, die durch eine spätestens dem dritten Jahrhundert ange-

---

vinciali parsimonia mixtum ac bene compositum. Agricola war bekanntlich in dem benachbarten Forum Iulii geboren und nach Massalia in die Schule geschickt; doch blieb er dort offenbar bis er erwachsen war, denn Tacitus fügt hinzu: *memoria teneo solitum ipsum narrare se prima in iuventa studium philosophiae acrius ultra quam concessum Romano ac senatori hausisse.* In griechischen in Marseille gefundenen Inschriften findet sich ein Ἀθηνάδης Διοσκουρίδου γραμματικὸς Ῥωμαϊκός (*Répertoire de la société de statistique de Marseille* III, 1839, S. 469), und ein T. Flavius Nicostratus wird als καθηγητής bezeichnet: *Bulletin de la société des antiquaires de France* 1877, S. 113. Ueber die Anstellung von (grossentheils wohl massaliotischen) Sophisten und Aerzten in Gallien berichtet Strabo a. a. O.; der Rhetor Agroetas aus Massalia scheint in Rom docirt zu haben (Seneca, *controv.* II, 6, 12); fremde Rhetoren, wie Moschus (s. o.) und wohl auch Pacatus (Seneca, *controv.* X *praef.* §. 10) wirkten wiederum in Massalia.

[1] Plautus, *Casina* 5, 4, 1: *ubi tu es, qui colere mores Massilienses postulas?* Cicero, *pro Flacco* 26, 43: *Massilia . . . cuius ego civitatis disciplinam atque gravitatem non solum Graeciae, sed haud scio an cunctis gentibus anteponendam dicam.* Strabo IV, 1, 5, p. 181 führt als Zeugniss für die λιτότης τῶν βίων an, dass die höchste Mitgift bei ihnen hundert Goldstücke betrage und dazu fünf Goldstücke für die Kleidung und ebenso viel für den Goldschmuck. Ueber die Einfachheit der mit Spreu und Erde gedeckten Häuser: Vitruv. II, 1, 5. Die *disciplinae gravitas* und *prisci moris observantia* rühmt Valerius Maximus II, 6, 7 und berichtet, dass in dieser *civitas severitatis custos acerrima* die Aufführung von Mimen verboten sei. Vgl. auch die eben angeführten Worte des Tacitus.

[2] Athenaeus XII, c. 25 p. 523c (also am Anfang des dritten Jahrhunderts): Μασσαλιῶται δ' ἐθηλύνθησαν οἱ τὸν αὐτὸν Ἴβηρσι τῆς ἐσθῆτος φοροῦντες κόσμον· ἀσχημονοῦσι γοῦν διὰ τὴν ἐν ταῖς ψυχαῖς μαλακίαν, διὰ τρυφὴν γυναικοπαθοῦντες· ὅθεν καὶ παροιμία παρῆλθε ‚πλεύσειας εἰς Μασσαλίαν‘.

hörige Inschrift, welche freilich möglicherweise von Rom nach Marseille verschleppt sein könnte,[1] auch eine äussere Bestätigung zu erhalten scheint. Jedesfalls dürfte, wenn man der Schilderung in den allerdings wenig zuverlässigen Acten des heiligen Victor,[2] in denen Massalia als ‚sehr eifrige Verehrerin der römischen Dämonen‘ bezeichnet wird, Glauben schenken kann, das Christenthum nicht ohne heftigen Kampf hier Einlass gefunden haben. Der Bischof von Massalia erscheint bereits in den Acten des arelatensischen Concils vom Jahre 314, während die in der Nähe des früh zu hoher Berühmtheit und grossem Umfang erwachsenen Klosters des heiligen Victor und in der Krypta der Kirche selbst zu Tage getretenen christlichen Inschriften grossentheils[3] erst dem fünften und sechsten Jahrhundert anzugehören scheinen, also einer Zeit, in der Massalia bereits in Folge der erfolgreichen Thätigkeit des Johannes Cassianus, der hier zwei Klöster gründete, und des an derselben Stätte in seinem Geiste wirkenden Salvianus, ein Hauptsitz des Christenthums und insbesondere der sogenannten semipelagianischen Richtung in Gallien geworden war. — Mit der Besitzergreifung der Provence durch die Franken ist auch Massalia nach dem Zeugniss eines Schriftstellers jener Zeit aus einer hellenischen zu einer barbarischen Stadt geworden und hat an Stelle der heimischen die Gesetze seiner neuen Herren angenommen.[4] Aber ein Funken griechischen Geistes scheint sich

---

[1] XII n. 489 = Leblant II n. 548[a] (nach meiner Copie): *[Val]erio Volusiano . . . Eutychetis filio [et . . .]o Fortunato qui vim [? igni]s passi sunt.* Die Ergänzung rührt von Leblant her, der mit Recht die Inschrift, über deren Fundort leider nichts bekannt ist, bezeichnet als ‚*contemporaine des plus vieux marbres de la Rome souterraine*‘. Derselbe fügt hinzu: ‚*devant une telle antiquité, les mots PASSI SVNT, la mention du genre de mort, prennent, on le conçoit, une haute importance. Si, par une réserve peut-être excessive, je n'ose toutefois affirmer que nous soyons en face d'une tombe de martyrs, nul ne pensera, je crois, à nier la possibilité de ce fait.*‘ Vgl. seine *préface* p. XXXIII.

[2] Vgl. Tillemont, *Mémoires pour servir à l'hist. ecclés.* (ed. 1706) IV, 3, p. 1165 und 1346.

[3] Aelter (nach Leblant wohl dem vierten Jahrhundert angehörig) ist XII n. 490 = Leblant II n. 490.

[4] Agathias, *histor.* I, 2: νῦν ἐξ Ἑλληνίδος ἐστὶ βαρβαρική· τὴν γὰρ πάτριον ἀποβεβληκυῖα πολιτείαν, τοῖς τῶν κρατούντων χρῆται νομίμοις· φαίνεται δὲ καὶ

noch bis in das Mittelalter in der phokäischen Stadt erhalten zu haben,[1] die Jahrhunderte, bevor Rom, auf den von ihr geebneten Wegen fortschreitend, seine civilisatorische Mission im Westen begonnen, griechische Sprache und Cultur auf den gallischen Boden verpflanzt hat. —

Ein eigenthümliches Gegenbild zu der griechischen Handelsstadt bietet die zweite verbündete Gemeinde der narbonensischen Provinz: die *civitas Vocontiorum*, deren Gebiet zwischen den Flüssen Isère, Rhône, Durance und den cottischen Alpen liegend, einen Theil der Départements Drôme, Vaucluse, Basses-Alpes, Hautes-Alpes und Isère umfasst.[2] Erst mit der Unterwerfung unter die Herrschaft Roms treten die Vocontier in unseren Gesichtskreis[3] und auch dann begegnet uns ihr Name nur selten in den Annalen jener Zeit. In dem Kampfe der Römer gegen ihre nördlichen Nachbarn: die Allobroger, traf sie der erste Stoss, dem sie wol ohne ernstlichen Widerstand erlagen.[4] Zu einer wirklichen Occupation des zum Theil rauhen

---

νῦν οὐ μάλα τῆς ἀξίας τῶν παλαιῶν οἰκητόρων καταδεεστέρα · εἰσὶ γὰρ οἱ Φράγγοι οὐ νομάδες etc.

[1] Kiepert, Alte Geographie §. 436, Anm. 4: ‚Abschriften griechischer Werke sind hier noch im früheren Mittelalter gemacht worden (worauf diese Angabe beruht, habe ich übrigens nicht ermitteln können), und der Name *Graecia* war damals für die Landschaft, *mare graecum* für den Meerbusen noch in Gebrauch.' Ueber Massalia zur Zeit Gregors von Tours vgl. Longnon, *Géographie de la Gaule au VIe siècle* S. 447 ff.; die Einfuhr des Papyrus aus Aegypten bezeugt Gregorius, *Hist. Franc.* V, 5, vgl. auch über den Handel mit Aegypten ebendas. VI, 6 und Jung Romanische Landschaften S. 210.

[2] Betreffs der im Einzelnen nicht ganz sicheren Begrenzung des Gebietes vgl. Desjardins, *Géographie* II S. 228 ff., und Florian Vallentin, *Bulletin de la société d'études des Hautes-Alpes* I, 1882, S. 22 ff., und die soeben erschienene Schrift desselben Verfassers: *Les Alpes Cottiennes et Graies* (Paris, 1883) S. 24 ff. Die angrenzenden kleineren gallischen Stämme, wie die Vulgientes, Memini u. a. m. dürften in älterer Zeit den Vocontiern botmässig gewesen sein, vgl. Desjardins a. a. O. S. 232: ‚*l'importance assez secondaire de tous ces peuples . . . avait dû les faire absorber dans la clientèle des Vocontii*'. Ueber das Fortbestehen der gallischen *civitates* in ihren wesentlich unveränderten Grenzen in römischer Zeit vgl. E. Kuhn, Ueber die Entstehung der Städte der Alten (Leipzig 1878) S. 443.

[3] Gelegentlich des Zuges Hannibals nennt sie Livius 21, 31.

[4] Ihr Name erscheint in den Jahren 631 und 632 in den capitolinischen Triumphalfasten: C. J. L. I p. 460.

und unwegsamen Gebirgslandes hat aber die in Folge dieses Krieges beschlossene Errichtung der narbonensischen Provinz sicherlich nicht geführt: die gewaltigen Kämpfe gegen die Cimbern und Teutonen, gegen die Italiker und Mithradates haben ein halbes Jahrhundert hindurch Rom nicht zur Ruhe kommen lassen und eine energische Occupation und Organisation der gallischen Provinz hinausgeschoben. Eine Erhebung der gallischen Stämme, die kein gemeinsames Band verknüpfte, war freilich, so lange Rom hier auf Ausübung seiner Oberhoheit verzichtete und Gallien dem Kriegsschauplatz fern blieb, nicht zu befürchten.[1] Erst der kühne und gross angelegte Versuch des genialen Sertorius, den Westen zu gemeinsamer Erhebung gegen die Aristokratenpartei in Rom in die Schranken zu rufen, rüttelte auch die gallischen Stämme aus ihrer apathischen Unzufriedenheit zu offenem Kampf gegen die Unterdrücker auf. Als Pompeius über den Mont-Genèvre in das Land der Vocontier einrückte, fand er hier den ersten heftigen Widerstand;[2] die Beendigung des Kampfes musste er, da ihn immer dringendere Hilferufe der von Sertorius bedrängten Städte zur Eile mahnten, dem Statthalter von Gallien Marcus Fonteius überlassen. Die arge Verstümmelung der gerade für gallische Verhältnisse so wichtigen Rede Cicero's für Fonteius hat uns näherer Nachrichten über den Verlauf des Krieges beraubt; nur aus der erhaltenen Ueberschrift *de bello Vocontiorum*[3] können wir schliessen, dass es hier zu ernsten Kämpfen gekommen ist. Jedoch darf man nach der bekannten Tactik der Römer erwarten, dass auch in diesem gallischen Stamme neben der nationalen eine römische Partei nicht gefehlt haben wird, eine Annahme die sowohl durch die Angabe des Vocontiers Pompeius Trogus,[4] dass sein Grossvater im

---

[1] Vgl. über die Stellung von Narbonensis in dieser Zeit Herzog, *G. N.* S. 59 ff.

[2] *Epist. Cn. Pompei ad senatum* §. 4 (Sallust. p. 118 Jordan): *diebus quadraginta exercitum paravi hostisque in cervicibus iam Italiae agentis ab Alpibus in Hispaniam submovi; per eas* (über die Alpes Cottiae) *iter aliud atque Hannibal, nobis opportunius patefeci. Recepi Galliam* etc.

[3] Auch die neugefundenen Fragmente des Nicolaus von Cues haben zur Ausfüllung dieser Lücke (§. 20) keinen Ertrag gewährt.

[4] Der keltische Name *Trogus* (= *miser*, cf. Zeuss, *gramm. celt.* ed. II, p. 23 und 1057) ist sonst in dieser Gegend nicht nachweisbar; das davon ab-

sertorianischen Kriege das römische Bürgerrecht erhalten habe und im mithradatischen sein Oheim Reiteroffizier unter Pompeius gewesen sei,[1] als durch das auf Bürgerrechtsverleihungen im weiteren Umfange deutende mehrfache Auftreten des Namens Pompeius in den Inschriften des Gebietes der Vocontier und der benachbarten Vulgienter eine Bestätigung findet. Mit der Beseitigung des Sertorius und der Auflösung der nur durch seine geniale Persönlichkeit zusammengehaltenen Banden war auch der Widerstand in Gallien hoffnungslos geworden,[2] und seit jener Zeit haben die Vocontier keinen neuen Versuch gewagt, das römische Joch abzuschütteln: Caesar, bei dem der Vater des Trogus eine Vertrauensstellung einnimmt,[3] zieht bei dem Einmarsch in Gallien ungehindert durch ihr Gebiet[4] und wenn Plancus im Jahre 711 an Cicero meldet, dass der Weg durch das Land der Vocontier zuverlässig offen stehe,[5] so ist daraus nicht auf eine Parteinahme derselben gegen Marcus Antonius, sondern wohl nur auf vollständige Passivität in diesem Kampfe zu schliessen. So haben sie auch nach der definitiven Gestaltung Galliens durch Augustus als Theil der narbonensischen Provinz eine stille, von den gewaltigen Erschütterungen des römischen Reiches kaum berührte Existenz geführt.

---

geleitete gentile *Trogius* findet sich in einer Inschrift von Nemausus (Murat. 1563, 12), ebendaselbst und in der Umgegend die Formen *Trocius* und *Troccius* (Murat. 1411, 4 und 1779, 10).

[1] Justinus 43, 5, 11: *in postremo libro Trogus maiores suos a Vocontiis originem ducere: avum suum Trogum Pompeium Sertoriano bello civitatem a Cn. Pompeio percepisse dicit, patruum Mithridatico bello turmas equitum sub eodem Pompeio duxisse.*

[2] Betreffs der verunglückten Rebellionsversuche der Allobroger (Cicero, *in Catilin.* III, 9, 22: *ex civitate male pacata, quae gens una restat, quae bellum populo Romano facere posse et non nolle videatur)* vgl. Herzog, *G. N.* S. 68; ein Bild der verzweifelten Lage derselben nach der Niederwerfung der Empörung gibt Sallust, *Catilina* c. 40.

[3] Justinus 43, 5, 12: *(Trogus dicit) patrem quoque sub Gaio Caesare militasse epistularumque et legationum, simul et anuli curam habuisse.*

[4] Caesar, *b. G.* I, 10, 5: *ab Ocelo, quod est citerioris provinciae extremum, in fines Vocontiorum ulterioris provinciae die septimo pervenit: inde in Allobrogum fines, ab Allobrogibus in Segusiavos exercitum ducit.*

[5] Plancus bei Cicero, *ad famil.* X, 23, 2: *Vocontii sub manu ut essent, per quorum loca fideliter mihi pateret iter.*

Und doch, so wenig dieser Stamm im gewöhnlichen Sinne des Wortes historisch interessant ist, bieten die Vocontier ein eigenartiges, allerdings bis jetzt kaum beachtetes[1] Bild in dem anscheinend so gleichförmigen Gewebe des römischen Kaiserreiches. Abseits von dem grossen Getriebe hat sich hier eine in den Hauptzügen alte nationale Verfassung erhalten, die in merkwürdiger Weise sich von dem alles Individuelle verwischenden Schema der römischen Municipalordnung abhebt. Wie der griechischen Stadt der Massalioten, so ist dem keltischen Stamme der Vocontier, ohne Zweifel als Lohn für geleistete Dienste und bewiesene Treue, vielleicht schon vor Caesar die privilegirte Stellung einer verbündeten Gemeinde zuerkannt worden. Wenn irgendwo, so darf man daher hier hoffen, ein nach heimischer Sitte organisirtes Gemeinwesen erhalten zu finden,[2] und in der That haben die staatlichen Institutionen hier eine stärkere Widerstandsfähigkeit bewiesen als die heimische Sprache, die, wenn auch vielleicht nur im schriftlichen Gebrauch, von der römischen fast vollständig verdrängt worden ist.[3] Bei unserer geringen

---

[1] Sowohl in der Abhandlung über die Vocontii von Moreau de Vérone im *Bulletin de la société de statistique de la Drôme* I, 1837, S. 70 ff. und S. 129 ff., als auch in der werthvollen Monographie von Jean-Denis Long: *Recherches sur les antiquités Romaines du pays des Vocontiens* (in *Mémoires présentés par divers savants à l'académie des Inscriptions et Belles-Lettres, IIe série*, t. II, 1849, S. 278 ff. mit Karte) ist auf die Verfassung der Vocontier kaum Rücksicht genommen. Auch die Ausführungen Herzog's in seinem sehr verdienstlichen Buche über Gallia Narbonensis sind gerade betreffs der Verfassung der Vocontier, da wichtige Zeugnisse erst später zu Tage getreten sind, in wesentlichen Punkten verfehlt. Eine kurze Uebersicht über die Beamten und Priester der Vocontier hat zuerst Allmer gegeben im *Bulletin de la Société d'archéologie et de statistique de la Drôme* X, 1876, S. 81 ff. Vgl. auch Kuhn, Entstehung der Städte der Alten S. 438.

[2] Mommsen, Schweizer Nachstudien im Hermes XVI, S. 486 (über die zum römischen Bürgerrecht gelangten föderirten Gemeinden): ‚Eine römische Bürgergemeinde dieser Art . . . behielt billig in ihrer inneren Einrichtung den nationalen gallischen Zuschnitt'.

[3] Nur eine einzige keltische Inschrift mit schlecht und oberflächlich eingehauenen griechischen Buchstaben ist in dem ganzen Vocontier-Gebiete gefunden worden (Herzog n. 445 = Allmer, *Inscriptions de Vienne* III, n. 457). In dem benachbarten Gebiete von Apta sind neuerdings noch vier keltische, ebenfalls griechisch geschriebene Inschriften zu Tage

Kenntniss der politischen Verfassung der Gallier, über welche Caesar selbst da, wo er von ihrer Religion und ihren Sitten in grossen Umrissen ein Bild entwirft, fast gänzliches Schweigen beobachtet und Zeugnisse anderer Schriftsteller kaum in Betracht kommen,[1] sind wir um so mehr darauf hingewiesen, die inschriftlichen Documente heranzuziehen und diejenigen nationalen Züge auszuscheiden, welche unter der römischen Tünche noch erkennbar hindurchschimmern.

Dass die Stellung der Vocontii zu Rom, wie die Massalias und mehrerer gallischer Stämme diesseits und jenseits der Alpen[2] auf Grund eines Foedus geregelt war, bezeugt Plinius, der zweimal von der *civitas* oder *gens foederata*[3] der Vocontier spricht. Ueber die näheren Bestimmungen desselben haben wir keine Kunde; dass jedoch darin die nach Cicero in einzelnen dieser Bündnisse befindliche Clausel, es solle keiner der Föderirten in das römische Bürgerrecht aufgenommen werden dürfen,[4] enthalten gewesen sei, ist wohl sicher zu verneinen, wenn auch die Bürgerrechtsverleihung an den Grossvater des Trogus vor dem Abschluss des Foedus erfolgt sein dürfte. Ueberhaupt ist der Fortbestand einer solchen Bestimmung in der Kaiserzeit für die zum römischen Reichsverbande gehörigen Gemeinden schwer denkbar, vielmehr müssen, so weit nicht an Stelle des Foedus das römische Bürgerrecht mit oder ohne das *ius honorum* getreten ist, diese föderirten Gemeinden

---

getreten, vgl. Villefosse, *Bulletin des antiquaires* 1879, S. 128, und Mowat, ebendas. 1880, S. 245; Allmer, *Revue épigraphique* I, S. 333 u. 367.

[1] Bemerkenswerth ist, was Strabo (IV, 1, 12 p. 186) von der Romanisirung der den Vocontiern benachbarten Cavares bemerkt: οὐδὲ βαρβάρους ἔτι ὄντας, ἀλλὰ μετακειμένους τὸ πλέον εἰς τὸν τῶν Ῥωμαίων τύπον καὶ τῇ γλώττῃ καὶ τοῖς βίοις, τινὰς δὲ καὶ τῇ πολιτείᾳ.

[2] Cicero, *pro Balbo* 14, 32: *etenim quaedam foedera exstant, ut Cenomanorum, Insubrium, Helvetiorum, Japydum, nonnullorum item ex Gallia barbarorum, quorum in foederibus exceptum est, ne quis eorum a nobis civis recipiatur.* Ueber die föderirten Lingones, Remi, Haedui, Carnuteni (Plinius, *n. h.* 4, 106—107) vgl. Mommsen im Hermes XVI, S. 486 mit Anm. 1 und S. 478 ff. über Aventicum.

[3] Plinius, *n. h.* 3, 37: *Vocontiorum civitatis foederatae* und *n. h.* 7, 78: *equitem Romanum Iulium Viatorem e Vocontiorum gente foederata*, was Desjardins (*Géographie* II, S. 228) ganz unrichtig auf das Clientelverhältniss der angrenzenden kleineren Stämme bezieht.

[4] Vgl. darüber Mommsen a. a. O. S. 447 ff.

im Wesentlichen die Stellung der mit latinischem Recht ausgestatteten Städte erhalten haben,[1] vor denen ihnen jedoch die Existenz des Bündnisses mit Rom und unter Umständen bestimmte darin zugesicherte Privilegien einen Vorrang sichern mochten. Dem entspricht auch das Rechtsverhältniss der Vocontier; römische Auxiliartruppen sind nach ihnen benannt,[2] also ohne Zweifel ursprünglich aus ihnen recrutirt worden, und wenn sich einzelne Vocontier in den Prätorianercohorten und Legionen finden,[3] so können diese, ebenso wie die in den Inschriften zuweilen mit der Tribus Voltinia versehenen Vocontier, füglich entweder *viritim* das Bürgerrecht erhalten haben, oder ihre Vorfahren durch Aemterbekleidung kraft der Bestimmungen des latinischen Rechtes dazu gelangt sein. Möglich ist freilich, dass im Laufe der Kaiserzeit auch hier an Stelle des Foedus das römische Bürgerrecht getreten ist, wie dasselbe bereits unter Augustus der zweiten Hauptstadt des Landes: Lucus Augusti verliehen zu sein scheint.[4] Wie lange sie das Recht der Münzprägung ausgeübt haben,[5] ist

---

[1] Cicero, *pro Balbo* 24, 54: *Latinis id est foederatis*, vgl. Mommsen, Röm. Münzwesen S. 323.

[2] Eine *ala Aug(usta) Vocontio[r(um)]:* C. J. L. VII, n. 1080; ein *n(umerus Voc(ontiorum):* Ephem. epigr. IV p. 207 n. 698 (Huebner zweifelt an der meines Erachtens richtigen Ergänzung), vgl. Trebell. Poll., *vita Postumi* S. 11: *Postumo tribunatum Vocontiorum dedi.* — Vgl. die aus dem heutigen Wallis ausgehobene *ala Vallensium:* Brambach, *Inscr. Rhenan.* n. 1631 und die *cohors I Helvetiorum:* Brambach, *Index* S. 386.

[3] Ein Veteran der 7. Prätorianercohorte aus Vasio: C. J. L. VI n. 2623 und der 6. Cohorte in einer Inschrift von Ventavon im Vocontier-Gebiet: XII n. 529 = Herzog n. 489. Ein Soldat der *legio I Minervia* in einer Inschrift aus Dea Augusta: XII n. 1576 = Herzog n. 463.

[4] Dies schliesst Mommsen (nach brieflicher Mittheilung) gewiss mit Recht aus dem Umstande, dass zahlreiche Legionare in Inschriften der ersten Kaiserzeit (C. J. L. III n. 1653; Ephem. epigr. II n. 496; Brambach, *Inscr. Rhenan.* n. 940, 1055, 1223, 1247; Mommsen, *Inscr. Helvet.* n. 251; Renier, *Revue des Sociétés savantes* ser. II, 3, 1860, p. 42) Lucus Augusti als ihre Heimat angeben; dass nicht die gleichnamige Stadt in Gallaecia gemeint ist, beweist die Tribus Voltinia, da das spanische Lucus der Galeria angehört (C. J. L. II p. 359). Dass Tacitus an der S. 296 Anm. 2 mitgetheilten Stelle die Stadt als *municipium* bezeichnet, würde allerdings nicht entscheidend sein.

[5] Ueber die Münzen mit der Aufschrift VOOC und die vielleicht nicht hierher gehörigen mit ROW und VOCVN vgl. de La Saussaye, *Numismatique de la Gaule Narbonnaise* S. 132ff.

fraglich, sicherlich nicht über Augustus' Zeit hinaus; dagegen bezeugt Strabo, dass sie, ebenso wie Massalia und die Volcae Arecomici, von der Gewalt des narbonensischen Proconsul eximirt gewesen seien.[1] Gewiss darf man nicht, wie das gemeinhin geschieht,[2] darin ein allen latinischen Colonien auch der späteren römischen Kaiserzeit zustehendes Recht erblicken. Wie wäre denn überhaupt eine Verwaltung denkbar gewesen, wenn z. B. in Gallia Narbonensis die zahlreichen Städte latinischen Rechts der Ingerenz des Statthalters entzogen gewesen wären, oder gar in Spanien, nachdem Vespasian das latinische

---

[1] Strabo IV, 6, 4, p. 203: Ἀλλόβριγες μὲν οὖν καὶ Λίγυες ὑπὸ τοῖς στρατηγοῖς τάττονται τοῖς ἀφικνουμένοις εἰς τὴν Ναρβωνῖτιν, Οὐοκόντιοι δὲ, καθάπερ τοὺς Οὐόλκας ἔφαμεν τοὺς περὶ Νέμαυσον, τάττονται καθ' αὑτούς.

[2] So sagt Marquardt, Staatsverwaltung I² S. 52: ‚Die neue (latinische) Gemeinde bildet einen souveränen Staat . . ., ist keinem römischen Magistrate unterworfen und besitzt das Münzrecht, dessen die Bürgercolonien entbehren', und beruft sich dafür auf Strabo, der IV, 1, 12 p. 187 von der latinischen Gemeinde Nemausus sagt: διὰ δὲ τοῦτο οὐδ' ὑπὸ τοῖς προστάγμασι τῶν ἐκ τῆς Ῥώμης στρατηγῶν ἐστι τὸ ἔθνος τοῦτο. Die Worte διὰ δὲ τοῦτο schliessen allerdings unmittelbar an die Bemerkung an: ἐχούσας (so ist die handschriftliche Ueberlieferung, nicht ἔχουσα) καὶ τὸ καλούμενον Λάτιον, ὥστε τοὺς ἀξιωθέντας ἀγορανομίας καὶ ταμιείας ἐν Νεμαύσῳ Ῥωμαίους ὑπάρχειν, aber so wenig auch an der Thatsache zu zweifeln erlaubt ist, so rührt die Motivirung doch blos von dem mit dem römischen Staatsrecht nur oberflächlich vertrauten griechischen Schriftsteller her. Ueber die Stellung der Colonie Nemausus wird an einem anderen Orte zu sprechen sein; hier sei nur bemerkt, dass die Volcae Arecomici (von dem Volk, nicht von der Colonie spricht Strabo hier, wie in der in vor. Anm. angeführten Stelle) offenbar, wie sich aus der S. 309 Anm. 3 besprochenen Inschrift (XII n. 1028) und aus den Angaben des Plinius (III, 37) und Strabo ergibt, ursprünglich ganz ähnlich den Vocontii organisirt gewesen sind und daher vielleicht ebenfalls auf Grund eines Foedus eine privilegirte Stellung eingenommen haben mögen, woraus sich auch die Ertheilung des Münzrechtes an Nemausus erklären würde; wenigstens von ihren Nachbarn, den Volcae Tectosages, ist überliefert, dass sie das ihnen gewährte Foedus durch ihre Haltung im Cimbernkriege verscherzt haben, vgl. Dio Cassius, *fragm.* 90: Τόλοσαν πρότερον μὲν ἔνσπονδον οὖσαν τοῖς Ῥωμαίοις, στασιάσασαν δὲ πρὸς τὰς τῶν Κίμβρων ἐλπίδας, vgl. Herzog, *G. N.* S. 52. Eine Generalisirung für sämmtliche latinische Provinzialgemeinden der Kaiserzeit aber aus dem διὰ τοῦτο des Strabo herzuleiten, ist nicht gestattet, und sicherlich ist bereits in der ersten Kaiserzeit, wohl schon durch Augustus, das Recht der Latini coloniarii wesentlich beschränkt worden.

Recht der ganzen Provinz verliehen hatte? Vielmehr wird man hier ein specielles Privileg, das wohl ausser den föderirten Gemeinden [1] nur wenigen latinischen Colonien und seit Augustus überhaupt nicht mehr eingeräumt sein dürfte, zu erkennen haben, und das möglicherweise auch den Vocontiern im Laufe der späteren Zeit entzogen worden ist.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die im Vocontier-Lande gelegenen Städte, so werden wir von der Angabe des Plinius (*n. h.* 3, 37) auszugehen haben: *Vocontiorum civitatis foederatae duo capita Vasio et Lucus Augusti, oppida vero ignobilia XVIIII sicut XXIIII Nemausensibus adtributa.* Ob das an zweiter Stelle genannte Lucus Augusti seinen Namen von dem Kaiser Augustus erhalten hat, oder ob der Ort schon in keltischer Zeit als ‚heiliger Hain‘ (wohl der in der Nähe verehrten Göttin Andarta, über die sofort zu sprechen sein wird) benannt und sein römischer Name als lateinische Umgestaltung des keltischen anzusehen ist, muss dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich wollte man neben der damals noch ganz keltischen Hauptstadt Vasio einen mehr römische Elemente enthaltenden und an der grossen Strasse gelegenen Ort schaffen, dem durch Verleihung des Bürgerrechtes künstlich eine gewisse Bedeutung gegeben werden sollte. Jedoch scheint dieser Zweck nicht erreicht worden zu sein, denn ausser bei Plinius und Tacitus, der bei Gelegenheit des Raubzuges des Fabius Valens durch Gallien die Stadt erwähnt,[2] erscheint der Name nur noch in den oben erwähnten Soldateninschriften der früheren Kaiserzeit und später als Station der Strasse, die von Mediolanum her über die cottischen Alpen durch das vocontische Gebiet

---

[1] Das Recht der föderirten Gemeinden definirt Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I[2] S. 45 (im Anschluss an Mommsen, Röm. Münzwesen, S. 322 ff.) folgendermassen: ‚Sie sind autonome Staaten; als solche haben sie das Münzrecht, Befreiung vom Dienste in den Legionen gegen Stellung von Hilfstruppen oder Schiffen und Matrosen, eigene städtische Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit‘.

[2] Tacitus, *hist.* I, 66: *lento deinde agmine per fines Allobrogum ac Vocontiorum ductus exercitus, ipsa itinerum spatia et stativorum mutationes venditante duce, foedis pactionibus adversus possessores agrorum et magistratus civitatum, adeo minaciter, ut Luco (municipium id Vocontiorum est) faces admoverit, donec pecunia mitigaretur.*

an die Rhône führt,[1] und zwar lässt die Bezeichnung *mansio* in dem Jerusalemer Itinerar, wie das Fehlen des Ortes in der Notitia Galliarum keinen Zweifel darüber, dass Lucus Augusti in der späteren Kaiserzeit aus der Reihe der Städte verschwunden und zu einer einfachen Wegstation herabgesunken ist. Auch die auffallend geringe Zahl der dort gefundenen Inschriften[2] und der gänzliche Mangel antiker Ruinen[3] in dem kleinen Ort Luc-en-Diois, der noch den alten Namen bewahrt hat, sprechen für die kurze Zeit der Blüthe von Lucus Augusti.

Nur wenige Meilen von Luc entfernt, in gebirgiger Gegend liegt auf dem rechten Ufer der Drôme am Fusse eines Hügels das Städtchen Die, das alte Dea Augusta, das ohne Zweifel der keltischen Sitte gemäss sich oberhalb der heutigen Stadt an dem Hügel hingezogen hat.[4] Der Name erscheint weder bei Plinius, noch bei irgend einem älteren Schriftsteller; dagegen finden wir ihn in den Itinerarien[5] als Station der obenerwähnten Strasse von Italien nach Gallien, zwölf Miglien von Lucus entfernt, und da in der Notitia Galliarum die *civitas Deensium*[6] unter den *civitates* der *provincia Viennensis* vertreten ist, so muss sie, wahrscheinlich nach dem Niedergang von

---

1 Itiner. Anton. p. 357: *Luco;* itiner. Hierosol. p. 554: *mansio Luco.*

2 Es sind nur sieben, die jüngste (XII, 1692 = Allmer, *Bull. de la Drôme* 1873, S. 257) allerdings noch aus dem Jahre 514.

3 Dass dieselben sich in einem See, der im Jahre 1442 einen Kilometer von Luc entfernt sich durch einen Bergsturz gebildet hat, befinden und noch sichtbar seien, bezeichnet der genaueste Kenner dieser Gegend, Long, in der oben angeführten Abhandlung S. 409 als eine Fabel: ‚*M. Walckenaer et plusieurs auteurs placent l' ancien* Lucus *dans ce lac. Salvaing de Boissieu et Chorier croyaient voir dans ses eaux les ruines de cette ville. . . . Ces prétendues ruines dans le lac de Luc appartenaient à des restes d'habitations rurales qui avaient été englouties.*‘

4 Long a. a. O. S. 374: ‚*Une partie de l'ancienne ville était bâtie sur le plateau compris dans l'enceinte de ses remparts: depuis longtemps cet emplacement est cultivé. Die s'étendait sur le penchant de la colline où se trouve cette partie habitée appelée Chastel* (Castellum), *et se développait dans la plaine.*‘

5 Itiner. Anton. p. 357: *Dea Bocontiorum;* itiner. Hierosol. p. 554: *civitas Dea Vocontiorum;* tabul. Peuting.: *ad Deam Bocontiorum.*

6 Notit. Gall. XI, 7; der Bischof von Dea erscheint seit dem Jahre 517 oft in den Concilienacten des sechsten Jahrhunderts. — Als πόλις Ἰταλίας bezeichnet die Stadt fälschlich Stephan. Byzant. s. v. Δία.

Lucus Augusti, Stadtrecht erhalten haben.[1] Aber beredter als diese mageren Notizen spricht für die Blüthe und verhältnissmässige Bedeutung der alten Stadt die Fülle von Inschriften, die hier und in der nächsten Umgebung gefunden oder aus den im frühen Mittelalter aufgeführten Wällen[2] zum Vorschein gekommen sind. Allerdings hat Dea niemals eine politische Rolle gespielt, aber es war sicherlich schon in keltischer Zeit das religiöse Centrum des Vocontier-Gebietes und hat diese Stellung bis in die späte Kaiserzeit bewahrt. Hier war die Cultstätte der keltischen Göttin Andarta,[3] nach welcher der Ort ohne Zweifel seinen Namen Dea Augusta (so wird auch die Andarta regelmässig in den Inschriften genannt), oder ursprünglich vielleicht *ad Deam Augustam Vocontiorum*[4] führt. In späterer Zeit scheint der Cult der phrygischen Göttermutter[5] an die Stelle getreten zu sein, der hier noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts der Kaiserzeit unter Assistenz der Priester

---

[1] In einer Inschrift von Arles (XII n. 690 = Henzen n. 5223) führt sie sogar den Titel *col(onia)*, vielleicht aber nur durch ein Versehen des Concipienten der Inschrift, da dieser Titel ihr weder in den sonstigen Inschriften beigelegt wird, noch derselbe überhaupt zu dem Verfassungsschema der Vocontier passt.

[2] Vgl. Artaud, *Voyage à Die*, bei Millin, *Annales encyclopédiques* 1818, 1, S. 180; Long a. a. O. S. 393: ‚*La construction des remparts remonte plus haut aux dévastations des peuples du Nord, des Lombards et des Sarrasins. . . . On retire souvent des remparts en ruines des inscriptions.*‘ Florian Vallentin, *Découvertes archéologiques faites en Dauphiné pendant l'année 1879* (Grenoble 1880), p. 27 ff.: ‚*La plupart des monuments de l'époque romaine provenant de Die . . . ont été extraits des remparts de cette ville, où l'on n'a jamais rencontré de fragments du moyen âge. . . . Les remparts de Die subsistent encore en grande partie au nord-est de la ville; le quartier s'appelle Chastel.*‘

[3] Der Name ist nicht mit Sicherheit zu erklären, vgl. Zeuss, *Gramm. celt.* 2. Aufl., S. 859 und 867. Erklärungsversuche sind zusammengestellt bei Florian Vallentin: *Essai sur les divinités indigètes du Vocontium* (Grenoble 1877) S. 28 ff.

[4] So heisst sie in der Peutinger'schen Tafel: *ad Deam Bocontiorum*, vgl. XII n. 1529 = Herzog n. 489: *flam(inis) Aug(usti) et muner(is) publici curat(oris) ad Deam Aug(ustam) Voc(ontiorum).*

[5] Dass Andarta, wie Einige angenommen haben (vgl. dagegen Vallentin a. a. O. S. 29 ff.), mit Cybele zu identificiren sei, soll damit natürlich nicht behauptet werden.

aus den umliegenden Städten Valentia, Arausio, Alba Helvia[1] blutige Taurobolienopfer dargebracht wurden. — Neben dem Göttercult hat nur der Kaisercult Einlass gefunden, von dem die hier gefundenen Inschriften der Flamines, Flaminicae und Seviri Augustales[2], in denen nicht selten der Name der Stadt dem Titel hinzugefügt wird,[3] zeugen, während Denkmäler von Beamten in Dea gar nicht zu Tage getreten sind.[4] Im Verein mit den religiösen Festen sind ferner selbstverständlich die von ihnen unzertrennlichen Gladiatorenspiele und Thierhetzen gefeiert worden,[5] und es ist für den exclusiven Festcharakter der Stadt

---

[1] C. J. L. XII n. 1567 = Herzog n. 450 vom J. 245; andere Taurobolieninschriften XII n. 1568—1569 = Herzog n. 451—452; in dem Garten des Doctor Long (jetzt Lamorte-Félines), der gewissermassen das epigraphische Museum von Die bildet, befindet sich ausserdem noch ein Taurobolienaltar ohne Inschrift, aber mit dem Opfermesser und den anderen üblichen Instrumenten. Ueber die in Die gefundenen Taurobolienaltäre vgl. Delacroix, *Statistique du département de la Drôme* S. 477. Beachtung verdient, dass ein *Viator Sabini filius* ein Taurobolium in Lactora in Aquitanien, dem Hauptsitz des Tauroboliencultus in Gallien, vollzieht (Grut. 30, 3 = *Mémoires des antiquaires de France* XIII, tab. 3 n. 12 p. 142; der Schrift nach gehört die von mir gesehene Inschrift wohl noch dem ersten Jahrhundert an), der mit dem *Viator Sabini f(ilius)* einer Sepulcralinschrift aus dem Vocontier-Gebiet (XII n. 1516 = Herzog n. 494) identisch sein dürfte. Vielleicht darf man demnach, die Identität vorausgesetzt, die Vermuthung wagen, dass die religiösen Centren des Tauroboliencultns in Gallien in enger Beziehung zu einander gestanden haben.

[2] Es möge hier genügen, auf die Zusammenstellung in C. J. L. XII zu verweisen.

[3] C. J. L. XII n. 690 (Herzog 460), n. 1371 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876, p. 210), n. 1529 (Herzog 489), n. 1581 (Vallentin, *Divin. indig.* S. 34 Anm. 1). Vgl. die Inschrift von Nîmes bei Herzog n. 194.

[4] Dass ein Grabmonument von einem *praetor* und *flamen* hier seiner Gattin errichtet ist (XII n. 1586 = Herzog n. 457), spricht natürlich nicht dagegen.

[5] C. J. L. XII n. 1529 (Herzog 489): *muneris publici curat(or) ad Deam Aug(ustam) Voc(ontiorum)*; n. 1590 (Herzog 468): *coll(egium) venator(um) Deensium qui ministerio arenario fungunt* (vgl. Sueton, *Nero* c. 12: *confectores ferarum et varia harenae ministeria* und C. J. L. VII n. 830: *venatores Barnieses)*; XII n. 1596 (Long, p. 404): Inschrift eines *secutor*; n. 1585 (Herzog n. 453) ein *curator muneris gladiatori(i) Villiani*, dem der *ordo Vocontior(um) ex consensu et postulatione populi* ein Monument in Dea setzt: *ob praecipuam eius in edendis spectaculis liberalitatem.*

bezeichnend, dass die spärlich in den Inschriften auftretenden Gewerbetreibenden offenbar nur solche sind, die zur Zurüstung der Opfer und für die Bedürfnisse der fremden Festbesucher erforderlich waren: ein Fleischhändler, eine Salbenverkäuferin, ein Geldwechsler, ein Schreiber.[1] Auch die öffentlichen Sclaven der Vocontii, die nur an diesem Orte vertreten sind, werden zur Dienstleistung bei den Opfern[2] und Festlichkeiten verwendet worden sein; so fehlen nur noch die Händler mit Heiligenbildern und Reliquien, um die Analogie mit unseren modernen Wallfahrtsorten vollständig zu machen.

Wie Dea das religiöse Centrum der Vocontier gebildet hat, so ist Vasio, das Plinius an erster Stelle als Hauptort derselben bezeichnet, offenbar der politische Mittelpunkt gewesen und dauernd geblieben. Der Name vielleicht hergeleitet von dem Flüsschen (heute *l'Ouvèze*), an dessen rechtem Ufer die alte Stadt sich befand,[3] während das heutige Vaison auf dem linken Ufer der Ouvèze an einem Hügel sich hinzieht, bezeugt gleich den ähnlich auslautenden Städtenamen Arausio und Avennio den keltischen Ursprung, und wahrscheinlich hat Vasio, begünstigt durch seine Lage in fruchtbarer und lieblicher Gegend,

[1] C. J. L. XII n. 1593 (*ined.*): *macellarius;* n. 1594 (Herzog 472): *unguentaria;* n. 1597 (Herzog 470): *argentarius;* n. 1592 (Herzog 471): *librarius* (die im Text gegebene Uebersetzung des auch in anderen Bedeutungen gebrauchten Wortes liegt wohl am nächsten).

[2] C. J. L. XII n. 1595 (Herzog 461): *Voc(ontiorum) ser(vus);* n. 1598 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1871/72, p. 359): *Voc(ontiorum) serús* (sic) *[victima]rius;* die von mir gegebene Ergänzung (Allmer's Vorschlag *arenarius* ist nicht zulässig) scheint mir für den Charakter des Ortes am angemessensten.

[3] Vgl. Courtet, *Dictionnaire du département de Vaucluse* (2. Aufl., Avignon 1876) S. 3415 s. v. *Vaison: ‚La partie sur la rive gauche est bâtie en amphithéâtre sur les flancs d'une colline escarpée: c'est la nouvelle ville, qui sera bientôt la vieille à son tour. Celle de la rive droite est bâtie en plaine, sur l'emplacement de l'ancienne cité gallo-romaine. Ce quartier a conservé le nom de la Villasse ou vieille ville';* cf. Suaresius, *Chorogr. dioeces. Vasionens.* v. 3 ff.: *vastataque iterum a Gothis Arabisque supremum | Raymundus princeps intulit exitium; | atque ubi surgebat fanis ac turribus altis, | nunc segetes crescunt, Villatiamque vocant.* Ueber die Zerstörung der alten Stadt durch Raymund V. Grafen von Toulouse vgl. Courtet, *Revue archéol.* 8, 1851, S. 312 ff. Ursprünglich dürfte allerdings das keltische Oppidum auf dem Hügel gelegen und erst in römischer Zeit in die Ebene hinabgestiegen sein.

schon lange vor der römischen Occupation den Vorort der Vocontier gebildet, ähnlich wie Vienna als Metropole und Sitz der vornehmen Allobroger bezeichnet wird.[1] Diese Stellung der Stadt tritt äusserlich darin deutlich zu Tage, dass unter dem Namen *Vasienses Vocontii* nicht die Bewohner des städtischen Territorium, sondern die Bürger des ganzen Gebietes der Vocontier bezeichnet werden,[2] ebenso wie der Name Viennenses auch im officiellen Gebrauch in der Kaiserzeit vollständig an die Stelle der Allobroges getreten ist und die *civitas Viennensium* das gesammte Gebiet von der Rhône bis zu den Alpen und dem Genfersee in sich begreift.[3] Daher wird man, wie später noch gezeigt werden soll, unter den Beamten der *Vasienses Vocontii* Beamte des ganzen Gebietes zu verstehen haben, während der Stadt Vasio, die den Beinamen *Iulia,*[4] vielleicht schon seit Caesar, geführt zu haben scheint, ein eigener Präfect, vergleichbar

---

[1] Strabo IV, 1, 11 p. 186: Ἀλλόβριγες οἱ μὲν ἄλλοι κωμηδὸν ζῶσιν, οἱ δ'ἐπιφανέστατοι τὴν Οὐίενναν ἔχοντες, κώμην πρότερον οὖσαν, μητρόπολιν δ' ὅμως τοῦ ἔθνους λεγομένην κατεσκευάκασι πόλιν. Vgl. Kuhn, Entstehung der Städte S. 193.

[2] Vgl. was S. 308 über den *praetor Vasiensium Vocontiorum* und S. 306 Anm. 5 über die Priester gesagt ist. Bemerkenswerth ist, dass diese Bezeichnung sich bis jetzt nur in Inschriften von Vasio selbst gefunden hat; es mögen daher streng genommen nur die in Vasio ansässigen Gemeindebürger so bezeichnet und nur abusiv in den Magistrats- und Priestertiteln der Name in weiterem Sinne verwendet worden sein. Aehnlich, wenn auch nicht ganz identisch, ist die Stellung von Aventicum, vgl. Mommsen im Hermes XVI S. 480.

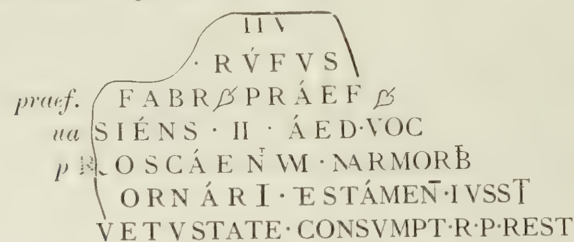
[3] C. J. L. XII n. 113 (Allmer, *Inscriptions de Vienne* I n. 10) im Jahre 74 n. Chr.: *Cn. Pinarius Cornel(ius) Clemens . . . inter Viennenses et Ceutronas terminavit;* ein *duovir Viennensium* in einer Lyoner Inschrift: Allmer II n. 172. Vgl. über diesen Gebrauch Renier, *Revue archéologique* 16, 1859, S. 353 ff.; Allmer II p. 110 ff.; Kuhn a. a. O. S. 193 und 439.

[4] Nur unter dieser Voraussetzung scheint mir die in Vasio gefundene Inschrift, die der Schrift nach ins erste Jahrhundert der Kaiserzeit zu gehören scheint, C. J. L. XII n. 1357 (Herzog 433) zu erklären: *Vasiens(es) Voc(ontii) C. Sappio C. filio Volt(inia) Flavo praefect(o) Iuliensium . . . qui HS* |$\overline{XII}$| *rei publicae Iuliensium quod ad HS* |$\overline{XXXX}$| *ussuris perduceretur testamento reliquit, idem HS* $\overline{L}$ *ad porticum ante thermas marmoribus ornandam legavit.* Denn weder wird man bei der *res publica Iuliensium* mit Henzen (zu n. 6943) an Forum Iulii denken dürfen, noch mit Herzog (zu n. 433), der übrigens sonst richtig die Iulienses

den später zu besprechenden *praefecti pagorum*, vorgesetzt ist.[1] Dass die Stadt aber auch das Cognomen Augusta gehabt habe, ist dagegen eine ebenso unrichtige Behauptung,[2] als dass sie

als die Einwohner von Vasio erklärt, die *praefectura Juliensium* als eine *praefectura cohortis Vocontiorum* fassen, noch schliesslich mit Renier (bei Desjardins, *Table de Peutinger* S. 439) die Julienses für Bewohner eines *pagus* oder *vicus* der Vocontier halten dürfen. Abgesehen von dem Fundort in der Hauptstadt selbst spricht dagegen die Höhe der geschenkten Summen (1,200.000 Sesterzen, die durch Zinsen auf vier Millionen gebracht werden sollen) und die Bestimmung des Legates von 50.000 Sesterzen, wonach bereits Thermen mit einem Porticus vorhanden waren, was offenbar auf einen nicht ganz unbedeutenden Ort hinweist. Auf ähnliche Benennungen, wie *Regini Iulienses*, hat bereits Herzog a. a O. hingewiesen; vgl. auch Detlefsen, Index zu Plinius S. 215 s. v. *Iulienses* und die *coloni Iulienses* in der *colonia Opsequens Iulia Pisana* bei Wilmanns n. 883.

1 Ausser dem *praefectus Iuliensium* findet sich ein allem Anschein nach mit demselben identischer *praefectus Vasiensium* (über den *praefectus Vocontiorum* vgl. S. 310 Anm. 2) in einer im Jahre 1860 zu Vasio im alten Theater gefundenen Marmorinschrift, die sich jetzt in Avignon im Musée Calvet befindet und meines Wissens nicht publicirt ist. Ich theile sie nach meiner Copie mit (XII n. 1375):



Die Inschrift gehört der schönen Schrift nach spätestens dem zweiten Jahrhundert an, und da es am Ende heisst: *vetustate consumpt(um) r(es) p(ublica) rest(ituit)*, so wird der erwähnte *praefectus Vasiensium*, nach dessen testamentarischer Bestimmung das Proscaenium des Theaters mit Marmor ausgeschmückt worden ist, wohl in die erste Kaiserzeit zu setzen sein; dass daher diese Präfectur auch in späterer Zeit noch fortbestanden hat, ist vorläufig nicht zu erweisen. Dass es sich hier um das (in der Stadt) höchste Amt handelt, wird durch die Iteration desselben wahrscheinlich; ob der *aed(ilis) Voc(ontiorum)* als Landesbeamter jedoch im Range höher gestanden hat, ist nicht sicher, wenn auch die *praefectura fabrum* in der Regel frühzeitig bekleidet zu werden pflegt und man daher die Aemterfolge für eine aufsteigende zu halten geneigt sein möchte.

2 Dieselbe beruht nur auf der falschen Erklärung der Abkürzungen in der Inschrift einer *flam(inica) Iul(iae) Aug(ustae)* (also der Livia vor der

den Titel einer Colonie besessen habe; vielmehr wird sie nur, abgesehen von der allgemeinen Bezeichnung *res publica,*[1] in einer allerdings nicht ganz unverdächtigen Inschrift[2] *civitas Vas(iensium)* genannt. Unter den blühendsten Städten des narbonensischen Gallien führt sie ein Schriftsteller der ersten Kaiserzeit[3] auf und sie allein erwähnt im Vocontier-Gebiete der Geograph Ptolemaeus; später erscheint sie nur bei Sidonius, in der Notitia Galliarum[4] und in den Concilacten; auch die zahlreichen in und bei der Stadt gefundenen Inschriften bieten für die Stadtgeschichte kaum einen Ertrag und die Seltenheit der in ihnen erwähnten Handwerkergilden *(fabri centonarii* und *opifices lapidarii)* spricht nicht für eine bedeutende Entwickelung der Industrie. Ohne Zweifel ist Vasio, das entfernt von den grossen Strassen weder politisch, noch commerciell eine Rolle spielen konnte, stets eine von der römischen Cultur kaum berührte, ackerbautreibende Landstadt geblieben.

Das Gebiet der Vocontier zerfiel nach gallisch-germanischer[5] Sitte in eine Anzahl von Gauen *(pagi),* deren Namen

---

Apotheosirung durch Claudius) *Vas(iensium) Voc(ontiorum),* XII n. 1363 = Henzen n. 5222) wo die Neueren, obgleich Henzen bereits die richtige Erklärung gegeben hat, *Iul(ia) Aug(usta) Vas(ione) Voc(ontiorum)* ergänzen.

1 C. J. L. XII n. 1282 (Herzog n. 439) und n. 1375 (*ined.*); über die *res publica Iuliensium* s. oben S. 301 Anm. 4.

2 C. J. L. XII n. 1381 (Moreau de Vérone *Voconces* p. 130).

3 Pomponius Mela II, 75.

4 Ptolemaeus II, 10, 7; Sidonius *epp.* V, 6 und VII, 4: *Vasionense oppidum;* Notitia Galliarum XI, 10: *civitas Vasiensium.*

5 Vgl. die Zusammenstellung der pagi in Gallien aus Schriftstellern und Inschriften bei Deloche *Études sur la géographie historique de la Gaule* in *Mémoires de l'acad. des inscr. sér.* II t. 4, 1860, S. 346 ff. und besonders S. 373 ff. Longnon, *Géographie de la Gaule au VIe siècle* S. 24 ff. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, I³ S. 222 und die dort angeführten Schriften. Baumstark, Urdeutsche Staatsalterthümer S. 330 ff. Mommsen im Hermes 16 S. 450 ff. und S. 483 ff., dessen Worten (S. 450): ‚wo sonst (ausser in den helvetischen) in den gallischen Inschriften pagi begegnen, scheint das Wort in dem eigentlich italischen, von jenem gallischen wesentlich verschiedenen Sinn gesetzt zu sein', ich jedoch betreffs der pagi bei den Vocontiern und Allobrogern nicht beipflichten kann. Wo der pagus, wie hier, als eine unter eigenen Beamten stehende Unterabtheilung der Civitas auftritt, entspricht er ohne Rücksicht auf seine Grösse durchaus dem Begriffe des keltisch-germanischen Gaus, wie ihn Waitz a. a. O. Anm. 1 mit Recht definirt: ‚jede civitas hat die pagi als Unterabtheilungen; diese

noch grossentheils erhalten sind. So nennt Plinius den *pagus Vertacomacorum,*[1] vielleicht eines ursprünglich unabhängigen, später zum Vocontier-Gebiet geschlagenen Stammes. Dieser, wie die übrigen inschriftlich bezeugten *pagi,*[2] sind als grössere Unterabtheilungen und Verwaltungsbezirke der *civitas* zu fassen, welche von freigeborenen Präfecten[3] und von ihnen im Range untergeordneten Aedilen[4] verwaltet werden, die in ihren Befugnissen

---

mögen an Grösse verschieden gewesen sein' (vgl. ebendas. S 223 Anm. 1); auch gibt Mommsen (a. a. O. Anm. 1) selbst zu, dass der Unterschied mehr quantitativ als qualitativ sei; aber auch an Grösse hat vielleicht z. B. der *pagus Vertacomacorum* den helvetischen nicht nachgestanden. — Heimatsbezeichnung nach *pagus* und *vicus* findet sich in Cemenelum an der Grenze der Narbonensis: C. J. L. V n. 7923, vgl. *add.* p. 931 (darnach ist allem Anschein nach gefälscht die Inschrift bei E. Blanc, *Épigraphie des Alpes Maritimes* I p. 94) und in Pannonien (C. J. L. VI n. 3297, vgl. Voigt, Drei epigraphische Constitutionen S. 111), wofür in Moesien, Thracien, Syrien *regio* und *vicus* eintritt (vgl. Marini, *Arvali* S. 476; Archäol.-epigr. Mittheilungen aus Oesterreich IV, S. 127). Ganz eigenthümlich ist der Gebrauch von *pagus* (für *compagani?*) in zwei britannischen Inschriften: C. J. L. VII n. 1072: *pagus Vellaus milit(ans) coh(orte) II Tung(rorum)* und n. 1073: *pagus Condrustis mili[t(ans)] in coh(orte) II Tungrorum.*

[1] Plinius, *n. h.* III, 124: *orta Novaria ex Vertamacoris, Vocontiorum hodieque pago, non (ut Cato existimat) Ligurum;* der beste Codex Leidensis (A) hat nach Detlefsen *uertamocoris*, der Riccardianus: *ucrtacomacoris;* ob Detlefsen im Text und Index mit Recht *Vertamacoris* schreibt, ist mir zweifelhaft. Gegen die gewöhnliche Identification dieses *pagus* mit dem heutigen *Vercors* im Norden des Vocontier-Landes erklärt sich Longnon, *Géographie* S. 25 Anm. 4.

[2] Ueberliefert sind folgende Namen: *Aletanus*, *Bag.*, *Bo. . .*, *Deobensis*, *Epotius*, *Iunius* (vgl. die folgenden Anmerkungen).

[3] C. J. L. XII n. 1529 (Herzog n. 498): *praef. pagi Epoti*; n. 1376 (*Revue archéol. n. s.* 19, 1869, p. 301): *praef. vigintivirorum pagi Deobensis;* n. 1307 (Longpérier, *Bull. archéol. de l'Athénaeum français* I, p. 16, unsicheren Fundortes, aber wahrscheinlich, wofür auch die Dedication *Matris*, deren Cult hier sehr verbreitet war, spricht, aus dieser Gegend): *praefectus pagi Iuni;* n. 1371 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876 p. 210): *praef. Bo . . . tior*, wo schwerlich *Bo[con]tior* zu ergänzen ist; n. 1708 (*ined.*, gefunden in Le Pègue): *praef. pa[gi . . .*, der Name ist verloren.

[4] C. J. L. XII, n. 1377 (Herzog n. 447): *aed(ilis) pag(i) Bag.;* n. 1711 (Herzog 448): *aedili pagi Aletani* (vielleicht schon ausserhalb des Gebietes der Vocontier); n. 1564 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1873 p. 183): *aed(ilis) iter(um)* ohne Zusatz, wahrscheinlich, da die Inschrift fern von den städtischen Territorien gefunden ist, ebenfalls auf einen *pagus* oder vielleicht *vicus* zu beziehen.

durchaus dem römischen Vorbilde entsprochen,[1] aber allem Anschein nach keine Collegen zur Seite gehabt haben.[2] Auch bei den benachbarten Allobrogern hat sich diese nationale Eintheilung des Landes erhalten, jedoch nur, was Beachtung verdient, in dem östlichen gebirgigen Theile ihres Territoriums: in Savoyen,[3] während dieselbe in dem der Colonie Vienna näher gelegenen Gebiete schon frühzeitig geschwunden sein dürfte. Die grösseren und kleineren Ortschaften (*vici*) der Vocontier, die Plinius unter den neunzehn *oppida ignobilia* versteht und von denen nicht wenige sich mit grösserer oder geringerer

[1] Vgl. die interessante Inschrift, von der ich einen guten Abklatsch der freundlichen Intervention des Herrn Tribunalrathes Accarias in Grenoble verdanke, C. J. L. XII n. 1377 (Herzog n. 447): *L. Veratius Rusticus aed(ilis) pag(i) Bay. leg. beneficiaria ex mul(tis) et aere fracto*, d. h. eine Widmung aus den Strafgeldern (*multae = aes multaticium*) und den als nicht richtig befundenen und daher von den Aedilen kraft ihrer Amtsgewalt zerbrochenen Maassen und Gewichten (*frangere* ist der technische Ausdruck dafür, vgl. die Beispiele bei Mommsen St. R. II[2] S. 489 Anm. 2). Ganz entsprechend dem *aere fracto* heisst es in anderen Aedileninschriften bei Wilmanns n. 724: *panarios fabricandos ex metr[etis et ponderib]us iniquis . . . curaverunt*, und n. 2113: *ex iniquitatibus mensurarum et ponder(um) . . . aed(iles) stateram aerea(m) et pondera decret(o) decur(ionum) ponenda curaverunt.* Die Ergänzung von *leg.* bleibt zweifelhaft; Mommsen (*Annali dell' Instituto* 1854 S. 43 ff. und Stadtrechte von Salpensa und Malaca S. 450 Anm. 175) erklärt *leg(ata et) beneficiaria*: ,*ossia, come credo, i donarj riposti nel tempio sia per donazione testamentaria, sia per altro benefizio*'; mir scheint die Ergänzung *leg(e) beneficiaria* vorzuziehen, worunter vielleicht (obschon der Ausdruck *beneficiaria* auffällig ist) eine allgemeine Vorschrift betreffs der Verwendung der für öffentliche Wohlthaten bestimmten Gelder zu verstehen ist.

[2] Sowohl die Präfecten, als die Aedilen treten in den bis jetzt bekannten Inschriften durchaus ohne Collegen auf, und besonders spricht die in der vor. Anm. erörterte Stiftung aus öffentlichen Strafgeldern gegen die Collegialität, da man sonst, wie in anderen ähnlichen Inschriften, bei einem solchen officiellen Act beide Aedilen vertreten zu sehen erwarten müsste.

[3] Erhalten sind drei *pagi*, deren Namen jedoch in den Inschriften sämmtlich abgekürzt sind, nebst ihren Präfecten: *pagus Dia.* (Allmer *inscr. de Vienne* II n. 219, in Hauteville bei Rumilly gefunden), *pagus Oct.* (Allmer II n. 221: Aoste auf der Grenze von Isère und Savoie), *pagus Valer.* (Allmer II n. 220: St-Sigismond bei Albertville); die beiden letzteren Namen sind wohl von den Gentilnamen *Octavius* und *Valerius* abgeleitet, der erste vielleicht zu ergänzen *Dia(nensis)*. Dass auch hier die *vici* Unterabtheilungen des *pagus* bilden, wird durch die zweite Inschrift bestätigt, in der der *praef(ectus) pagi Oct.* den *vican[i Au]gustani*, d. h. den Bewohnern von

Wahrscheinlichkeit benennen und localisiren lassen,[1] haben keine eigene oder doch nur untergeordnete Localbehörden[2] gehabt.

Blicken wir nun auf die Verfassung des gesammten Gebietes der Vocontier, so ergibt sich sofort, dass dasselbe als eine einzige *civitas* im gallischen Sinne fortbestanden hat und verwaltet worden ist. Schon äusserlich tritt dies darin zu Tage, dass abgesehen von den Militärinschriften die Bewohner des Gebietes schlechthin als Vocontier bezeichnet werden;[3] deutlicher noch in der Existenz der oben erwähnten *servi Vocontiorum*, am schärfsten aber in der Thatsache, dass sowohl der Gemeinderath, als auch die Beamten und Priester[4] durchaus als der ganzen Civitas, nicht als einem bestimmten Orte derselben zugehörig bezeichnet werden.[5] Angaben über die

Aoste ein Geschenk macht. — Der angebliche *pagus Luminis* (Allmer III n. 775) ist allem Anscheine nach dem Namen des Fundortes Limony *(dép. de l'Ardèche)* zu Liebe gefälscht.

[1] Plinius, *n. h.* 3, 37: *oppida vero ignobilia XIX, sicut XXIV Nemausensibus adtributa.* Wahrscheinlich haben dazu gehört Segustero *(Sisteron)*, Mons Seleucus *(Mont-Saléon)*, Alaunium *(Aulun)*; andere sind nicht so sicher zu localisiren, vgl. Vallentin, *Bull. des Hautes-Alpes* I S. 24ff.

[2] Dahin gehören wohl die vielleicht sacralen *curatores* in der im Vocontier-Gebiete gefundenen Mars-Inschrift (XII n. 1566 = Long p. 371), wenn sie nicht nur für diesen bestimmten Fall bestellt worden sind. — Ueber die *decem lecti* in Aquae (Aix-en-Savoie), vergleichbar den in einigen Collegien vorkommenden *decemprimi*, vgl. meine Restitution der Inschrift bei Allmer, *Revue épigr. du Midi* I S. 351. Selbst die bedeutenden Orte Cularo und Genava stehen bekanntlich, so lange sie *vici* von Vienna sind, d. h. bis ins vierte Jahrhundert, unter viennensischen Beamten, nur ist in Genava, wie auch in italischen Vici, die Aedilität als Vicanalamt nachweisbar: Allmer II n. 225.

[3] Justinus 43, 5, 11; Plinius, *n. h.* 7, 78 und 29, 54; C. J. L. V n. 7822; Herzog n. 178; Allmer III n. 371.

[4] Dies ist bereits von Long und Allmer hervorgehoben worden.

[5] Dass als Functionsort der Priester der Name Dea Augusta zuweilen hinzugefügt wird, kann nach unseren obigen Ausführungen nicht dagegen geltend gemacht werden. Abgesehen davon führen die Götter- wie die Kaiserpriester oder Priesterinnen entweder keinen Zusatz oder werden sogar ausdrücklich als Priester der *Vocontii* oder *Vasienses Vocontii* bezeichnet, vgl. XII n. 1362 = Deloye, *École des chartes*, sér. II vol. 4 p. 308: *flaminic(a) Vas(iensium) Voc(ontiorum);* n. 1363 = Henzen n. 5222, s. S. 302 Anm. 2; n. 1366 = Herzog n. 435: *flaminic(a) Voc(ontiorum);* n. 1567 = Herzog n. 450: *sacerd(os) civitatis Voc(ontiorum).* Nur der

Competenz des *ordo Vocontiorum*, dessen Mitglieder in der älteren Zeit den ehrenvolleren Namen *senator* geführt zu haben scheinen,[1] und über die Mitwirkung des Volkes bei der Gesetzgebung und den Wahlen fehlen leider vollständig,[2] wahrscheinlich war jedoch die Verfassungsform, wie überhaupt in den gallischen Civitates nach Abschaffung des Königsthums, eine durchaus aristokratische.[3] Neben dem Gemeinderath oder richtiger wohl als engerer Executivausschuss desselben findet sich, etwa vergleichbar den Fünfzehnmännern in Massalia und den δεκάπρωτοι in asiatischen Städten,[4] aber durchaus abweichend von römisch-municipalen Verfassungsformen und daher wohl

sex(vir) Aug(ustalis) Vas. (XII n. 1370 = Herzog n. 438) hat vielleicht zum Unterschied von den in Dea befindlichen Sexviri den Zusatz *Vasione* geführt; doch ist die Richtigkeit der Copie dieser verlorenen Inschrift nicht zweifellos.

[1] In einer nur von Peiresc handschriftlich überlieferten Inschrift (XII n. 1514) aus Manosque wird ein *T. Viriatius Priscus sen. Voc.* genannt, was, die Richtigkeit der Copie vorausgesetzt, eine andere Deutung kaum zulässt. Dazu kommt eine fragmentirte Inschrift von Die (XII n. 1591 = Long p. 467): LDDSV, die wohl *l(oco) d(ato) d(ecreto) s(enatus) V(ocontiorum)* aufzulösen sein wird, und die analoge Formel in der Inschrift des *coll(egium) venator(um) Deensium* (XII n. 1590 = Herzog n. 468): *[l(oco)] d(ato) ex d(ecreto) s(enatus) V(ocontiorum)*, denn die von Henzen (n. 7209) vorgeschlagene und von Herzog angenommene Ergänzung *ex d(ecreto) s(oluto) v(oto)* ist nicht zulässig. — Später tritt dann der Titel *decurio* auf (Herzog n. 456 und wohl auch in einigen nicht ganz sicher zu ergänzenden Fragmenten). — *Senatus* wird der Rath der gallischen Civitates bekanntlich oft von Caesar genannt, vgl. die mir während des Druckes durch die Freundlichkeit des Verfassers zugegangene gründliche Abhandlung von Gustav Braumann: Die Principes der Gallier und Germanen bei Caesar und Tacitus, Berlin 1883, S. 17 und dazu Cicero, *Catil.* III, 5, 10 ff.; ebenso, um von italischen Städten zu schweigen, in der *civitas foederata Bocchoritanorum*: C. J. L. II n. 3695, vgl. ebendas. n. 1343. 1569 und C. J. L. X n. 10525.

[2] Kaum angeführt zu werden verdient in dieser Hinsicht, dass der *ordo Vocontiorum* in Dea ein Monument setzt *ex consensu et postulatione populi:* XII n. 1585 = Herzog n. 453.

[3] Caesar, *b. G.* VI, 13, 1: *in omni Gallia eorum hominum, qui aliquo sunt numero atque honore, genera sunt duo* (vgl. §. 3: *alterum est druidum, alterum equitum); nam plebes paene servorum habetur loco, quae nihil audet per se, nullo adhibetur consilio.* Vgl. dagegen Braumann a. a. O. S. 15 ff., dessen Ausführungen ich jedoch betreffs der Volkssouveränität nicht beipflichten kann.

[4] Marquardt, Staatsverwaltung I[2] S. 214.

ebenso wie die *undecemviri* in Nemausus als national-keltische Institution anzusprechen, ein Collegium von zwanzig Männern,[1] zu deren Befugnissen gewiss nicht allein die Bestellung der *praefecti pagorum*,[2] sondern wahrscheinlich die gesammte Executive gehört hat und die, wie alle Oberbeamten der *civitas Vocontiorum* ihren Sitz in Vasio gehabt haben werden. Duovirn oder Quattuorvirn, wie sie den römischen Colonien und Municipien eigen sind, fehlen hier durchaus; an ihrer Statt finden sich Prätoren, mit und ohne den Zusatz *Vasiensium* oder *Vasiensium Vocontiorum*,[3] die bekanntlich auch sonst, abgesehen von Italien, in verschiedenen Städten des narbonensischen Gallien[4] und vereinzelt auch in Spanien[5] in der ersten Kaiserzeit nach-

---

[1] Am nächsten stehen diesen Zwanzigmännern die *undecimviri* in Nemausus (Herzog n. 109: *IIII vir(um) et XI vir(um)* (vgl. auch die cirtensische Inschrift C. J. L. VIII n. 7041: *princeps et undecimprimus gentis Saboidum*), während die in einigen spanischen Städten vor Ertheilung des latinischen Rechts auftretenden *decemviri* (C. J. L. II n. 1953 mit Anm. und *add.* n. 5048: *X v(ir) maximus)* andere Beamte wohl überhaupt nicht neben sich gehabt haben. Dass die Zwanzigzahl bei den Vocontiern in Zusammenhang mit den 19 *oppida ignobilia* nebst Vasio stehe, ist, wenn auch der einundzwanzigste Ort Lucus Augusti vielleicht erst römischen Ursprunges sein dürfte, sicherlich nicht anzunehmen.

[2] C. J. L. XII n. 1376 (Bertrand, *Revue archéol. n. s.* 19, 1869 p. 301: gefunden bei Séguret in der Nähe von Vaison, jetzt im Museum von St-Germain): *Valeri(i) Maximi . . . praef(ecti) vigintivirorum pagi Deobensis*, der demnach von den Zwanzigmännern bestellt sein muss. Dass der Zusatz bei den Präfecten sonst fehlt, beweist nicht, dass diese Bestellung nur ausnahmsweise erfolgt ist.

[3] C. J. L. XII n. 1369 (Herzog n. 432): *pr(aetori) Vas(iensium)*, ob am Schlusse *Vo(contiorum)* ausgefallen ist, bleibt fraglich, ebenso bei n. 1371 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876 S. 210: *pr(aetori) V[as . . .]*. Ohne Zusatz n. 1586 (Herzog n. 457, in Die gefunden): *praetor, flamen*, vgl. n. 1584 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1873 S. 187 mit Ergänzung): *[praet]or f[lamen]*.

[4] Vgl. Herzog, *de praetoribus Galliae Narbonensis municipalibus* (Leipzig 1862) und *Historia Galliae Narbonensis* S. 56 ff. und S. 213 ff.; Prätoren sind nachweisbar in Narbo, Nemausus, Carcaso, Aquae Sextiae (Avennio ist zu streichen, vgl. S. 309 Anm. 3), also mit Ausnahme von Narbo nur in Städten latinischen Rechtes. Die *praetores duoviri* in Narbo und die *praetores quattuorviri* in Nemausus bilden deutlich die Uebergangsstufe von den Prätoren zu den gewöhnlichen Magistratsnamen. — Ueber die Prätoren in Latium vgl. Henzen, *Annali dell' instituto* 1859 S. 196 ff.; Marquardt, Staatsverwaltung I² S. 148.

[5] Bis jetzt nur sicher nachweisbar in dem *oppidum foederatum Bocchoritanorum:* C. J. L. II n. 3695 vom Jahre 6 n. Chr.; wahrscheinlich sind aber

weisbar sind. Gewiss ist der Grund für das häufige Auftreten dieses Titels in Gallien nicht mit Herzog[1] darin zu suchen, dass man die Institutionen der übrigen Städte nach dem Beispiel von Narbo, wo Prätoren sich finden, gestaltet hat, sondern vielleicht darin, dass *praetor* als der passendste Titel für den Nachfolger des obersten gallischen Beamten: des *vergobretus*, wie er wenigstens bei den Aeduern heisst,[2] erscheinen musste. Demnach dürfte vielmehr umgekehrt der Titel *praetor* in Narbo, wo er nur in Verbindung mit *duovir* erscheint, den obersten Magistraten beigefügt sein, um sie den gallischen Municipalbeamten zu assimiliren. Vollständig analog diesen Prätoren der Vocontier ist der Prätor der in vielfacher Hinsicht den Vocontiern nahestehenden Volcae Arecomici,[3] der wohl noch der Zeit vor der Erhebung von Nemausus zur latinischen Colonie[4]

---

auch in Celsa auf Münzen der Triumviralzeit *pr(aetores) duoviri* und *pr(aetores) quinquennales* mit Lenormant, *La monnaie dans l'antiquité* III S. 227 ff. anzunehmen. Auch in Calagurris haben unter Augustus vielleicht *praetores duoviri* fungirt, vgl. die Münze C · MAR · M · VAL · PR · IIVIR · Eckhel, *d. n.* I p. 40 = Cohen *médailles impériales* I² p. 155 n. 677.

[1] Herzog, *de praetoribus* p. 34: ‚*id tantum peculiare huic provinciae est, ut quo tempore alibi praetorum nomen prope abolitum erat, eodem in Gallia novi instituti sint praetores. Quod nulla alia ex caussa factum esse censeo quam ex Narbonis Martii exemplo*‘.

[2] Caesar, *b. G.* I, 16, 5; ‚Rechtswirker‘ übersetzt Mommsen, R. G. III⁶ S. 235, vgl. Zeuss, *Gramm. celt.* 2. Aufl. S. 857: ‚*iudicio efficax*?‘

[3] C. J. L. XII n. 1028 (Herzog n. 403): *T. Carisius T(iti) f(ilius) pr(aetor) Volcar(um) dat.* Die von Mommsen bei Herzog vorgeschlagene Ergänzung *Volc(ano) ar(am) dat* ist, wie bereits von Anderen hervorgehoben ist (vgl. Garrucci, *Bull. dell' instituto archeol.* 1860 S. 220, *sylloge inscr. Latin.* n. 2221), nicht zulässig, da zwischen VOLC und AR auf dem (auch von mir gesehenen) Stein kein Punkt steht und derselbe auf dieser sehr sorgfältig eingehauenen Inschrift nicht fehlen dürfte; eher könnte man sonst, was aber ebenfalls nicht zulässig erscheint, geneigt sein, nach Analogie der Münzaufschriften VOLC AR (de la Saussaye, *Numismatique de la Gaule Narbonnaise* S. 149, vgl. Herzog, *G. N.* S. 53 Anm. 38) *Volc(arum) Ar(ecomicorum)* zu ergänzen.

[4] Die Zeit der Verleihung des latinischen Rechtes an Nemausus ist nicht sicher; Mommsen (Röm. Gesch. III⁶ S. 553 und Röm. Münzwesen S. 675) schreibt sie Caesar zu, jedoch ist sie vielleicht, worüber an einem anderen Orte zu handeln sein wird, erst später vollzogen worden. Nach der schönen und alten Schrift gehört die Inschrift von Avignon (Facsimile bei Garrucci *syllog.* Taf. 2 n. 9), wozu das Fehlen des Cognomen passt, wahrscheinlich noch der republikanischen Zeit an. — Auf

angehören wird, und hier, wie bei den Vocontiern, möchte ich annehmen, dass abweichend von dem in den Colonien und Municipien sonst durchgeführten römischen Princip der Collegialität nur ein Prätor an Stelle des einstigen Fürsten oder Oberbeamten an die Spitze der *civitas* getreten sei.[1] Wie lange diese Prätoren fortbestanden haben, ist, da die betreffenden Inschriften sämmtlich der älteren Kaiserzeit angehören, nicht festzustellen, und möglicherweise sind später an ihre Stelle *praefecti Vocontiorum* getreten, von denen uns ein Beispiel in einer fragmentirten und verlorenen Inschrift[2] erhalten ist. Aber wahrscheinlicher erscheint mir die Annahme, dass beide Magistrate in der Weise nebeneinander fungirt haben, dass den Präfecten als einer den Prätoren untergeordneten

---

nähere Beziehungen zwischen den Vocontiern und Nemausus deutet übrigens die in Vaison gefundene keltische Inschrift: ϹЄΓΟΜΑΡΟϹ | ΟΥΙΛΛΟΝЄΟϹ ΤΟΟΥΤΙΟΥϹ ΝΑΜΑΥϹΑΤΙϹ ЄΙΩΡΟΥ ΒΗΛΗ | ϹΑΜΙϹΟϹΙΝ ΝЄΜΗΤΟΝ, nach Pictet's Erklärung (*Revue archéol. n. s.* 15, 1867 S. 385 ff.): *Segomaros Villoneos (filius) magistratus Nemausensis effecit Belisamae hocce fanum* (über *Minerva Belisama* vgl. Orelli n. 1431). Die Inschrift dürfte trotz der schlechten und oberflächlich eingehauenen Schrift doch spätestens unter Augustus gesetzt worden sein.

1 Mit Sicherheit ist darüber freilich bei der geringen Zahl der Inschriften nicht zu entscheiden, aber sowohl der Umstand, dass die Dedication in der Inschrift von Avignon nur von einem Prätor vollzogen wird, als auch, was S. 305 Anm. 2 über die Beamten der *pagi* bemerkt ist, und vor Allem die von Caesar (*b. G.* VII, 32, 3) und von Strabo (IV, 4, 3 p. 197) betonte Nichtcollegialität bei den Beamten der Gallier (vgl. Braumann a. a. O. S. 22) empfiehlt diese Annahme. — Die Angabe Caesar's (*b. G.* VI, 23, 5): *in pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos ius dicunt controversiasque minuunt*, wird man keineswegs von den Germanen auf die in Cultur, wie staatlicher Entwicklung weit höher stehenden Kelten übertragen dürfen, wenn auch Spuren grosser Selbstständigkeit der *pagi*, z. B. in dem Auszug des *pagus Tigurinus* bei den Helvetiern (Caesar, *b. G.* I, 12) hervortreten und im Norden Galliens der staatliche Verband ein sehr lockerer gewesen sein dürfte, vgl. Caesar, *b. G.* IV, 22, 5 und dazu Braumann a. a. O. S. 13.

2 C. J. L. XII n. 1578 (Herzog n. 474, gefunden in Luc; nach Angabe älterer Abschreiber war die Schrift schön, also wohl aus guter Zeit): *Felix praef(ectus) Voc(ontiorum).* Ob der oben (S. 302 Anm. 1) besprochene *praefectus Vasiensium* mit dem *praefectus Vocontiorum* identisch ist, lässt sich aus dem bis jetzt vorliegenden Material nicht entscheiden. Die Praefecten etwa als Stellvertreter der Praetoren (entsprechend den municipalen *praefecti pro duoviris* oder *quattuorviris*) zu fassen, halte ich für unzulässig.

Magistratur die Aufsicht über die Sicherheit des Landes obgelegen habe. In einer verlorenen Inschrift aus Le Rasteau bei Vaison, die uns nur handschriftlich in einer Copie aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts überliefert ist,[1] kehrt der Titel *praefectus*, aber in ausführlicherer Fassung wieder. Die Inschrift ist folgendermassen überliefert:

D · M ·
L · LAELI · FORTVNATI
PRAEF · PRAESIDIO, ET
PRIVAT · VOC · FLA
MINI AVG · PONTI
FICI L · LAELIVS
OLYMPVS FILIO
PIISSIMO

Wahrscheinlich stand in der dritten Zeile an Stelle des mit Nachsetzung einer Art von Komma überlieferten PRAESIDIO, auf dem Original eine von dem Abschreiber missverstandene Ligatur PRAESIDIOR· d. h. *praesidior(um)*,[2] ein singulärer, nur hier auftretender Titel, der aber eine passende Illustration in den das benachbarte helvetische Gebiet betreffenden Worten des Tacitus findet: *rapuerant pecuniam missam in stipendium castelli, quod olim Helvetii suis militibus ac stipendiis tuebantur.*[3] Demnach hat es solche *castella* oder *praesidia* auch im Gebiete der Vocontier gegeben, und man wird in dem *praefectus praesidiorum*, wie bereits Allmer richtig gesehen hat, den Commandanten der Municipalmiliz zu erkennen haben, vergleichbar dem *praefectus*

---

[1] C. J. L. XII n. 1368 (Allmer, *Bull. de la Drôme*, 1876 S. 292).

[2] Dass *praefectus*, wo es als militärischer Titel auftritt, in der Regel den Genetiv bei sich führt, ist bekannt.

[3] Tacitus *histor.* I, 67, vgl. Mommsen, Die Schweiz in römischer Zeit S. 21: ‚Bemerkenswerth ist es, dass noch zu Galba's Zeit es den Helvetiern gestattet war, im eigenen Lande von ihnen selbst organisirte und besoldete Truppen zu halten, was vermuthlich zusammenhängt mit der grossen durch ihren Gau geführten Militärstrasse, deren Sicherung ihnen obgelegen haben wird.' Das *olim* bei Tacitus soll übrigens nicht besagen, dass zu seiner Zeit diese Sitte bereits abgekommen war, sondern ist in der in der silbernen Latinität nicht seltenen Bedeutung (vgl. Hand, Tursellin. IV, S. 370, 6; Heraeus zu Tacitus *histor.* I, 60) ‚seit langer Zeit' zu fassen.

arcendis latrociniis bei den Helvetiern,[1] dem *magister hastiferorum* in Vienna,[2] dem *praefectus vigilum et armorum* in Nemausus[3] und anderen ausserhalb von Gallia Narbonensis erscheinenden ähnlichen municipalen Commandanten.[4] Dementsprechend möchte ich den zweiten Theil des Titels ergänzen: *et privat(orum)* und darunter die *manus privata,* d. h. die Municipalmiliz der Vocontier verstehen.

Den Prätoren und Präfecten standen ohne Zweifel an Rang die *aediles Vocontiorum* nach,[5] die nicht mit den in den einzelnen *pagi* fungirenden Aedilen zu verwechseln sind. Fügt man zu den genannten Beamten schliesslich noch einen *Vas(iensium servus) tabularius*[6] hinzu, so ist, abgesehen von den oben besprochenen *servi Vocontiorum* in Dea, der ganze Beamtenapparat der Vocontier, so weit er uns bis jetzt bekannt ist, erschöpft: eine Organisation, die, abgesehen von den Aedilen, durchaus unrömisch ist und allem Anschein nach als Bild einer keltischen Civitas mit ihren *pagi* und ihren theils für das Gesammtgebiet, theils für die einzelnen Gauen bestellten Beamten wesentlich unverändert sich bis in die Kaiserzeit erhalten hat. Sicherlich wird es im mittleren und besonders in dem von römischer Cultur wenig berührten nördlichen Gallien nicht an Beispielen einer ähnlichen Conservirung nationaler Verfassungsformen gefehlt haben,[7] aber leider

---

[1] Mommsen, *Inscr. Helvet.* n. 119.

[2] C. J. L. XII n. 1814 (Allmer II n. 211).

[3] Vgl. Herzog *G. N.* S. 223 ff.

[4] Vgl. Jung, Die Militärverhältnisse der *provinciae inermes* in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 25, 1874 S. 668 ff.; Marquardt, Staatsverwaltung II S. 520.

[5] C. J. L. XII n. 1375 *(ined.)*, n. 1514 *(ined.)*, n. 1579 (Allmer, *Bull. de la Drôme*, 1876 S. 307). In der Inschrift n. 1371 (Allmer, a. a. O. S. 210) ist wohl eher ein Aedil eines Pagus, als der Vocontii anzunehmen.

[6] C. J. L. XII n. 1283 (Bertrand, *Revue archéol. n. s.* 19, 1869, S. 301). — Der angebliche *ab aer(ario)* bei Long S. 305 = Herzog n. 462 ist verlesen aus FRAER.

[7] Selbst der keltische Priestertitel *gutuater* ist noch in zwei Inschriften von Le Puy-en-Velay und Mâcon erhalten: Desjardins, *Géographie* I S. 415 Anm. 2, vgl. II S. 511 Anm. 3: ‚*il serait possible qu'Hirtius* (*b. G.* VIII, 38, 3) *eût pris le titre sacerdotal de ce personnage pour un nom propre*'. Dass bei Hirtius für das in den Ausgaben recipirte *Gutruatum* vielmehr *Gutuatrum* einzusetzen ist, erhellt schon aus der handschriftlichen Ueberlieferung, vgl. Duebner (*edit.* 1867) zu der Stelle: ‚*Gutuatrum hic A* (das sind *Paris.* 5763, *Vat.* 3864, *Moysiacensis*) *praeter* B (*Bon-*

sind dort die Inschriften meist zu dünn gesäet, um aus ihnen bei dem vollständigen Schweigen der literarischen Tradition ein Bild der antiken Verhältnisse erschliessen zu können. Für das Gebiet der Vocontier ist dagegen durch die zahlreichen zum Vorschein getretenen Monumente eine solche Möglichkeit geboten, wenn auch noch manche Fragen vorläufig unbeantwortet bleiben müssen und vielleicht niemals ihre Lösung finden werden. Aber schon allein die Thatsache, dass ein Theil der so energisch romanisirten narbonensischen Provinz seinen national keltischen Zuschnitt so treu hat bewahren können, ist von hohem geschichtlichen Interesse, nicht allein für die Erkenntniss der uns so wenig bekannten gallischen (und bis zu einem gewissen Grade auch germanischen) Verfassungsformen, sondern nicht minder zur richtigen Würdigung der römischen Colonisationspolitik, die überall in ebenso geschickter als schonender Weise den nationalen Eigenthümlichkeiten Rechnung zu tragen und dieselben dem römischen Wesen allmälig und unmerklich zu assimiliren verstanden hat.

Werfen wir zum Schluss einen Blick auf die im Vocontier-Lande gefundenen Inschriften sacraler und privater Natur, so treten uns auch hier noch mancherlei Anzeichen der Erhaltung nationaler Eigenart entgegen. Allerdings ist nur ein einziges keltisches Document, natürlich in griechischer Schrift, zum Vorschein gekommen, während griechische Inschriften sich vereinzelt finden und die freilich meist kurzen

---

garsianus primus), qui Gutruatrum', während in demselben Capitel am Ende, wo die Worte *a Gutruato* aber als offenbar interpolirt von den neueren Herausgebern getilgt werden, allerdings die Handschriften *Gutruato* haben. Bei Caesar *b. G.* VII, 3, 1, ist in den besten Handschriften überliefert: *Carnutes, Cotuato et Concon(n)etodumno ducibus*, wo jetzt mit Unrecht für *Cotuato* meist *Gutruato* eingesetzt wird, vgl. Nipperdey, *Prolegomena* zu seiner Ausgabe S. 87 ff. und Glück, Keltische Namen S. 110; denn wenn auch ohne Zweifel dieselbe Person gemeint ist, so hat doch Caesar sicherlich den Namen, nicht die Würde des oder vielmehr der Anführer angegeben, während Hirtius, der sich ausdrücklich auf Caesar bezieht (,*quorum in civitate superiore commentario Caesar exposuit initium belli esse ortum*'), vielleicht überhaupt keinen Namen nennen, sondern nur hervorheben wollte, dass der Rädelsführer die hohe priesterliche Würde eines *gutuater* bekleidet habe. Es ist daher nicht nothwendig, Hirtius eines Irrthums zu bezichtigen.

und inhaltleeren lateinischen in grossen Massen vertreten sind;[1] ein Beweis gegen die Fortdauer der Muttersprache im mündlichen Verkehre ist aber, wie Hettner in seinem interessanten Aufsatz: ‚Zur Cultur von Germanien und Gallia Belgica'[2] mit Recht bemerkt, aus der geringen Anzahl keltischer Inschriften gewiss nicht zu entnehmen. Dagegen haben sich keltische Namen hier noch vielfach erhalten,[3] wie auch die durchgängige Hinzufügung des Vaternamens, bisweilen selbst ohne den Zusatz *filius*,[4]

---

1 Ueber die keltische Inschrift aus Vaison s. S. 309 Anm. 4; über die keltischen Inschriften von Apta: S. 292 Anm. 3. Die von Becker und Pictet für keltisch oder für aus keltischen und lateinischen Worten gemischt gehaltene Inschrift aus Malaucène bei Vaison (sie ist rechts unvollständig): SVBRON SVMELI | VORETO VIRIVS·F (XII n. 1351 = Deloye, *École des chartes* sér. II vol. 4 p. 326; besser bei Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876 S. 208) ist gewiss römisch; wäre sie keltisch, würde sie in griechischer Schrift eingehauen sein. — Griechische Inschriften bei den Vocontiern: C. J. Gr. III n. 6780; Long S. 355; Deloye, *Congrès archéol.* 1855 S. 439 ff.; Allmer IV n. 2032. Die Zahl der in dem Vocontier-Gebiete gefundenen lateinischen Inschriften beträgt etwa 450.

2 Westdeutsche Zeitschrift II, 1883 S. 7. Wenn Hettner übrigens S. 25 Anm. 2 dagegen polemisirt, dass ich in meinem Aufsatz über ‚Lyon in der Römerzeit' die Intensivität der Romanisirung in Gallien im Vergleich zu Germanien zu hoch angeschlagen habe, so bemerke ich, dass ich, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, dabei nur den Süden Galliens im Auge gehabt habe. Ueber den Gebrauch der keltischen Sprache in Gallien während der Kaiserzeit vgl. Diefenbach, *Origines Europaeae* S. 157 ff. und Budinszky: die Ausbreitung der lateinischen Sprache (Berlin 1881) S. 114 ff.

3 So, um von einigen nicht mit Sicherheit als keltisch zu bezeichnenden Namen abzusehen: *Adcultus*, *Admatius* (wohl auch *Adrumetus*), *Ambidavus*, *Caresus*, *Daverius*, *Coddonus*, *Iovincatus* (wohl auch das zweimal vorkommende *Ioventius*), *Licnus*, *Litugenus*, *Lutevus*, *Matto*, *Magiacus*, *Mogetus*, *Vassatus (?)*, *Vassedo*, *Vercatus*. Frauennamen: *Epato*, *Namuta*, *Rituca*.

4 C. J. L. XII n. 1310 (Vallentin, *Bulletin épigraphique* I S. 187): *Ingenua Solimuti*; n. 1348 (*Procès verbaux de l'Acad. du Gard*, 1857/58 S. 32): *Sedatus Sacrini*. — Eigenthümlich ist bei zwei Frauen (wohl Mutter und Tochter) die Angabe des Namens der Mutter an Stelle des Vaters: XII n. 1433 (Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876 S. 305): *Modesta Namutae fil(ia)* und n. 1435 (Millin IV S. 154): *Namuta Minutae fil(ia)*; doch finden sich ähnliche Beispiele auch bei den Volcae Arecomici, z. B. Ménard, *Nîmes* VII S. 401: *Casuniae Casunae f(iliae) Servatae*, wo das Gentile der Tochter aus dem Namen der Mutter gebildet ist, ähnlich wie in Nordgallien oft das Gentile des Sohnes aus dem barbarischen Namen

auf keltischen Gebrauch hinweist. Auch deuten manche Anzeichen darauf hin, dass man sich nicht ganz leicht und nicht ohne Missverständnisse an die römische Art der Namengebung gewöhnt hat: so der Gebrauch eines abgekürzten Pränomens, das die Stelle des Namens überhaupt vertritt,[1] so die Benennung *Pupus* und *Pupa*, die in römischen Inschriften bekanntlich nur kleinen Kindern eigen ist, hier aber auch für ältere Personen sich mehrfach[2] verwendet findet. Bemerkenswerth ist ferner der zwar auch in anderen Gegenden vorkommende, aber bei den Vocontiern und in dem benachbarten Territorium von Apta besonders häufige Gebrauch, die drei Namen des Dedicanten oder des Bestatteten nur mit den Initialen zu bezeichnen,[3] oder sogar auf den Grabsteinen den Namen des Todten gar nicht zu erwähnen, sondern sich einzig und allein auf die Angabe der Maasse des zu dem Grabmal gehörigen Terrains zu beschränken.[4] Damit dürfte die ganz eigenthümliche Form der Grabsteine in dieser Gegend, besonders in und bei Vaison, zusammenhängen, die mehr Terminalcippen, als Grabsteinen ähnlich sehen[5] und offenbar nicht so sehr zu dem Zwecke errichtet sind, das Andenken an den Verstorbenen zu erhalten, als vielmehr als Grenzsteine und Documente für den Umfang der *area*

---

des Vaters (vgl. Hettner, a. a. O. S. 7) abgeleitet wird. Ein Mann wird als Sohn der Mutter bezeichnet z. B. in einer bei Alais (*départ. du Gard*) gefundenen Inschrift (Germer-Durand, *Académie du Gard*, 1868/69 S. 143): *Iullini Mariae fili.*

1 C. J. L. XII n. 1296 (Long S. 475): *L(ucius) Ceioni f(ilius)*; n. 1314 (Deloye, *École des chartes, sér.* II, t. 4, S. 316): *Sex(tus) Marcelli lib(ertus)*; n. 1322 (Deloye, *ibid.* S. 326): *Marcus* ausgeschrieben, ohne Zusatz.

2 C. J. L. XII n. 1640 (Grut. 695, 3): *Secundino Pupi filio*; n. 1678 (Long S. 466): *[V]erino Pupi f(ilio), Vera Pupi f(ilia)*; n. 1727 (Orelli n. 2840): *Pupa con[t]ubernalis.*

3 So in dem Vocontier-Gebiete XII n. 1287 *(ined.): M. I. F.*; n. 1419 *(ined.): Q. L. B.*; n. 1445 (Long S. 447; das Pränomen ist zerstört): *S. S.*; n. 1468 (Bertrand, *Revue archéol.* n. s. 19, 1869 S. 301): *C. V. R.*; n. 1533 (Vallentin, *Visite au musée de Gap* S. 4): *[C]n. H. S.* Bei anderen ist Pränomen und Gentile nur mit den Initialen bezeichnet, aber das Cognomen ausgeschrieben.

4 C. J. L. XII n. 1476—1489.

5 Zwei sehr häufige Typen dieser Gattung sind nach einer Zeichnung Allmer's im C. J. L. XII S. 162 in Holzschnitt mitgetheilt.

sepulcri zu dienen.[1] Die Maasse sind zwar nach römischer Weise in Fussen ausgedrückt, aber doch hat sich noch auf einer in Die gefundenen Inschrift das gallisch-hispanische Feldmaass: der *arepennis* (daher der französische Name *arpent)* erhalten.[2]

Auch die sacralen Inschriften zeugen von der zähen Conservirung des heimischen Cultes. Abgesehen von zahlreichen Dedicationen an die von Caesar als gallische Nationalgötter bezeichneten Mercurius, Jupiter, Mars (mit verschiedenen Beinamen), Minerva[3] und an andere auch sonst überall wiederkehrende Gottheiten, wie Diana,[4] die Lares, die Nymphae, Sil-

---

[1] Vgl. auch C. J. L. XII, n. 1680 (Guirimand, *Acad. Delphinale* 1876 S. 126): *solum sepul(cri) Sex(ti) Vervini Lepidi intra terminos long(um) p(edes) LX lat(um) p(edes) LX.*

[2] C. J. L. XII n. 1657 (Herzog n. 473): *d(is) m(anibus) liberorum ac coniugibus (sic) Publici(i) Calisti et ipsius, consecratum cum bes(s)e vineae arep(ennis), ex cuius reditu omnib(us) annis prolibari volo ne minus XV v(ini) se(xtariis ?). H(ic) t(umulus ?) h(eredem) n(on) s(equetur).* Ueber die Bezeichnung des *actus* oder *semiiugerum* in Baetica und Gallien durch *arepennis* (oder *arapennis*) vgl. Hultsch, Griechische und römische Metrologie, zweite Bearbeitung, 1882 S. 689 und S. 692, der jedoch diese Inschrift nicht erwähnt.

[3] Caesar *b. G.* VI, 17, 1 (vgl. auch die S. 309 Anm. 4 erwähnte keltische Dedication an die Belisama). An den von Caesar ebenfalls unter den zumeist verehrten Göttern genannten Apollo ist in diesem Gebiete nur eine Inschrift (XII n. 1276 = Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876 S. 204) gerichtet. Dass übrigens die keltischen Namen dieser Hauptgötter in den Inschriften von Gallien kaum nachweisbar sind (über den Altar der *nautae Parisiaci* vgl. Mowat *bull. épigr.* I S. 49 ff. und S. 111 ff.), ist gewiss nicht allein aus der Schnelligkeit und Intensivität des Assimilationsprocesses zu erklären, sondern vielmehr durch staatliche Einwirkung auf die Romanisirung des nationalen Cultus herbeigeführt worden.

[4] Auch Luna ist auf drei in und bei Vaison gefundenen Dedicationen vertreten: XII n. 1292 (Vérone, *Voconces* S. 129) und in den bisher unedirten Inschriften n. 1293 und 1294. — Sol und Luna sind ohne Zweifel unter den *Ignes aeterni* in einer Inschrift aus dem Ende des dritten Jahrhunderts (XII n. 1551 = Herzog n. 564) zu verstehen (vgl. Jahn, Archäologische Beiträge S. 89; Preller, Röm. Mythologie, 3. Auflage, S. 326), die fälschlich von Einigen auf die in der Nähe des Fundortes befindliche *Fontaine ardente* bezogen wird. Eine interessante Parallele bietet, was Caesar von den Germanen sagt (*b. G.* VI, 21, 2, anders Tacitus, *German.* c. 9): *deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur: Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt;* der Cult der Luna ist demnach hier sicher nicht auf orientalischen Einfluss zurückzuführen, sondern als kelto-germanisch anzusehen.

vanus, Volcanus, Victoria nebst den orientalischen Göttern Isis, Magna Mater, Mithras und Belus,[1] treten Localgottheiten, wie Vasio, Alaunius, Andarta, Dullovius[2] und die auch in anderen Gegenden Galliens nachweisbaren Bormanus und Bormana, die Fatae, die Matres und die Proxumae[3] nicht selten in dieser Gegend auf. Erst spät mag hier das siegreich vordringende Christenthum die alten Götter vollständig verdrängt haben und wenn auch bereits zu Constantins Zeit in den Acten des ersten Arelatensischen Concils Vasio als Bischofssitz genannt wird,[4] so sind doch christliche Inschriften wenigstens in dem von Vasio und Dea entfernteren Gebiete der Vocontier nur ganz vereinzelt zum Vorschein gekommen. —

In den vorstehenden Erörterungen ist der Versuch gemacht worden, auf Grund der monumentalen, leider sehr zertrümmerten Ueberlieferung ein Bild der beiden ‚verbündeten Gemeinden' der narbonensischen Provinz in der Römerzeit zu geben, die beide ein eigenartiges Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Auf der einen Seite die glänzende phokäische Meeresstadt, griechische Cultur im Westen verbreitend, lange bevor Roms Name nach diesem Theile des Erdkreises gedrungen war, und selbst nach ihrer politischen Vernichtung ein bedeutsamer Träger hellenischer Bildung in Gallien; auf der anderen Seite ein keltischer Stamm, der, kaum in den Annalen der Geschichte genannt, fern und unbe-

---

[1] C. I. L. XII n. 1277 = Renier, *Mélanges d'épigraphie* S. 129 ff., der gewiss mit Unrecht in dem Dedicanten den Vater des Elagabal: Sextus Varius Marcellus erkennen will.

[2] Vgl. die Zusammenstellung bei Allmer, *Bull. de la Drôme* 1876, S. 86 ff.; Florian Vallentin, *Essai sur les divinités indigètes du Vocontium* (Grenoble 1877), der auch S. 13 einiger ‚*pierres druidiques*' im Vocontier-Gebiete Erwähnung thut.

[3] Vgl. über diese besonders im Gebiete von Nemausus verehrten Göttinnen Séguier *mémoir. de l'acad. de Dijon* I 1769 S. 442 ff.; Aurès, *mém. de l'acad. du Gard* 1869/70 S. 105 ff.; Ludovic Vallentin, *Bull. de la Drôme*, 1875 S. 315; Florian Vallentin, *Le culte des Matrae dans la cité des Voconces* (Paris 1880) S. 22 ff. — Ueber die Fata oder Fatae: Grimm, Deutsche Mythologie I[4] S. 340.

[4] Ob freilich das beigefügte Verzeichniss der *nomina episcoporum cum clericis suis* authentisch ist, scheint mir zweifelhaft. Ueber S. Albinus, der zur Zeit des Alamannen-Einfalles in Vasio, Bischof gewesen sein soll, vgl. Gallia Christiana (*ed.* II) Bd. I S. 921.

rührt von dem grossen Getriebe, sein nationales Gepräge unter römischer Hülle mit merkwürdiger Zähigkeit bewahrt hat. Der gewöhnliche Beschauer, dessen Blick nur durch blendende, auf der Oberfläche liegende Erscheinungen gefesselt wird, geht wohl theilnahmlos an solchen stillen Existenzen vorüber. Aber gleichwie der Naturforscher mit Hilfe des Mikroskops die kleinsten, dem unbewaffneten Auge nicht erfassbaren Organismen zu ergründen sich bestrebt, um aus ihrer Erkenntniss die sichtbaren Erscheinungen der Natur und ihre Gesetze zu erschliessen, so wird auch der Historiker, der nicht daran ein Genüge findet, die Berichte seiner antiken Vorgänger über Krieg und grosse Staatsactionen in moderne Form zu kleiden, aus der Betrachtung der unscheinbaren, aber unmittelbaren Zeugnisse der Vergangenheit den Weg zu den verborgenen Schachten zu finden suchen, in denen sich der ernsten Forschung ein, wenn auch nicht unversehrtes, so doch echtes und ungetrübtes Bild der antiken Welt erschliesst. Eine Geschichte des römischen Kaiserreiches hat in erster Linie die Romanisirung der antiken Welt in allen ihren mannigfachen Abstufungen und Verschiedenheiten zu verfolgen, den Spuren nationaler Sitte sorgsam nachzugehen und die Widerstandskraft derselben gegenüber dem Eindringen fremder Bräuche und Institutionen zu prüfen. Vielleicht nirgends ist diese Aufgabe so lohnend als in Gallien, wo der Romanisirungsprocess erst begonnen hat, als das keltische Volk bereits eine lange Bahn durchmessen, möglicherweise sogar bereits erreicht hatte, was ihm auf dem Gebiete des Staatswesens zu leisten beschieden war.[1] Wohl treten in den nördlicheren Gebieten Galliens die Ueberreste nationaler Eigenart deutlicher zu Tage als in dem von römischer Cultur überflutheten Süden, der nach Plinius' bekanntem Ausspruch nicht als Provinz, sondern als ein Theil von Italien anzusehen sei. Aber doch gilt dieses Wort in vollem Sinne nur von den bedeutenden städtischen Centren, wie Aquae Sextiae, Arelate, Nemausus, Narbo und den blühenden Städten längs dem Ufer der Rhône bis nach Vienna hinauf: in die abseits der grossen Strasse befindlichen Gegenden ist nur ein vielfach gebrochener und abgeschwächter Strahl römischer Cultur gedrungen und in den

[1] Vgl. Mommsen, Röm. Gesch. III[6] S. 241.

stillen Thälern der Berge haben noch Jahrhunderte lang die heimischen Götter und nationale Sitte eine sichere Zufluchtsstätte vor dem Römerthum, wie vor dem Christenthum gefunden. Wer der ebenso schwierigen, als lohnenden Aufgabe, eine Culturgeschichte des römischen Reiches zu schreiben gerecht werden soll, wird vor Allem diesen Resten einer verschwundenen Welt seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen: als ein Beitrag zu einer in solchem Sinne unternommenen Darstellung der Kaiserzeit wünscht die hier versuchte Schilderung der griechischen und keltischen Gemeinde auf römischem Boden angesehen zu werden.

EXCURS.

Die Verbreitung des latinischen Rechts im römischen Reich.

In der vorstehenden Abhandlung habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt, dankbar der fruchtbaren und zu weiteren Forschungen anregenden ‚Schweizer Nachstudien' Mommsen's zu gedenken und an sie meine in vieler Beziehung verwandte Untersuchung anzuknüpfen. Absichtlich habe ich dabei eine wichtige Frage vorläufig bei Seite gelassen, der Mommsen eine eingehende Betrachtung gewidmet hat: die Frage nach der Rechtsqualität der helvetischen Colonie, die zugleich entscheidend ist für die Rechtsqualität zahlreicher anderer Colonien und für die Bestimmung der Grenzen des latinischen Rechtes. Es erscheint mir umsomehr geboten, die von Mommsen vorgetragene neue und der früheren Anschauung entschieden widerstreitende Theorie hier einer Prüfung zu unterziehen, als ich selbst an einem anderen Orte mit dieser Frage mich beschäftigt habe und dabei zu Resultaten gelangt bin,[1] die, wenn Mommsen's Ansicht sich als richtig erweisen würde, als unbe-

[1] ‚Zur Geschichte des latinischen Rechts' in der Festschrift zur fünfzigjährigen Gründungsfeier des Archäologischen Instituts in Rom. Wien 1879.

dingt verfehlt bezeichnet werden müssten. Aber auch abgesehen von diesem persönlichen Moment erheischt die Bedeutung der Frage, der von Mommsen gebotenen Anregung zu einer erneuten Prüfung derselben nachzukommen.

Aus dem Umstande, dass ein Helvetier, und zwar nach der Ertheilung des Colonialrechtes an Aventicum, unter den *equites singulares* gedient hat, zieht Mommsen den Schluss, dass Aventicum wahrscheinlich nicht römisches, sondern nur latinisches Colonialrecht erhalten habe, weil jene Truppe nachweislich nicht aus römischen Bürgern, sondern aus Peregrinen oder nach Mommsen's Ansicht aus Latinern zusammengesetzt war. Daran knüpft Mommsen (Hermes 16 S. 471) die allgemeine Consequenz, ‚dass diejenige Gemeinde, welche Soldaten zu einem latinischen Truppenkörper stellte, entweder peregrinisches oder latinisches, also das römische Bürgerrecht nicht besessen hat', und fügt selbst hinzu: ‚es ist dies allerdings ein Satz von der grössten Tragweite und geeignet, die bisherige Anschauung dieser Verhältnisse in weitem Umfange zu modificiren, zunächst also wohlbegründetes Bedenken zu erwecken'. — In der That, wäre dieser Schluss richtig, so würden wir genöthigt sein, eine stattliche Reihe von Städten — Mommsen (S. 472) zählt deren selbst neunzehn auf — die wir gewohnt waren als Bürgercolonien anzusehen, fortan als latinische zu betrachten; wir würden ferner die Ausbreitung des latinischen Rechtes, von dem sich Spuren bis jetzt nur in Sicilien, den Alpenländern, Gallien, Spanien und Afrika, also in den wesentlich romanisirten Provinzen nachweisen liessen,[1] auf das ganze römische Reich, den Orient nicht ausgeschlossen, erstrecken müssen. Gewiss wird man ohne durchaus zwingende Gründe sich zu einer solchen Annahme nicht entschliessen. Ob nun die von Mommsen hervorgehobene Thatsache wirklich die Beweiskraft besitzt, die er ihr beilegt, oder ob dieselbe nicht vielleicht in anderer Weise erklärt werden kann, werden wir später erörtern; zunächst dürfte es sich empfehlen zu prüfen, ob die von Mommsen selbst angeführten Beispiele mit seiner Theorie sich in Einklang bringen und als Probe für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben verwenden lassen.

---

[1] Vgl. S. 15 der auf S. 319 Anm. 1 citirten Abhandlung.

Mommsen nennt (S. 472) in erster Linie drei Colonien: ‚ausdrücklich werden in den fraglichen Inschriften selbst als Colonien bezeichnet Claudia Ara, die colonia Malvensis und Sarmizegetusa in Dacien, ausserdem Apri, Beroea in Thrakien, Brigetio, Caesarea in Mauretanien, Mursa, Palmyra, Savaria, Scupi, Serdica, Sirmium, Siscia, Traiana, Traianopolis, die Treverer, Virunum und schliesslich die colonia Helvetiorum'. ‚Wenn unsere Ausführung richtig ist,' fügt er hinzu, ‚wird allen diesen Gemeinden das römische Bürgerrecht ab- und soweit sie als Colonie erweislich sind, ihnen das Recht der latinischen Colonie zugesprochen werden müssen . . . Wenn Plinius Siscia Colonie nennt und die Inschriften Sarmizegetusa, warum soll dabei nicht an eine Colonie latinischen Rechtes gedacht werden können?'

Was zunächst diese letzte Frage betrifft, so wird für die Beantwortung derselben der Sprachgebrauch des Plinius entscheiden müssen. Wenn man nun die Fälle prüft, in denen Plinius von *coloniae* spricht, so ergibt sich, dass Plinius die sogenannten latinischen Colonien überall mit dem ihnen eigentlich zukommenden Namen *oppida Latina* (3, 35 *oppidum Latinum Antipolis;* 3, 77: *oppida . . Latina Cinium et Tucim;* 5, 29: *oppidum Latinum unum Uzalitanum*) oder *oppida Latinorum* (3, 15 und 3, 23, wo *oppida* unmittelbar vorhergeht; 3, 20, wo *oppidum* unmittelbar folgt; 3, 32; 5, 20) bezeichnet,[1] während die Municipia *oppida civium Romanorum* heissen, dagegen unter *coloniae,* soweit wir überhaupt ihre Qualität kennen, nachweislich nur römische Bürgercolonieen von Plinius verstanden werden. Es wird genügen, auf die in Jan's Index *s. v. coloniae* zusammengestellten Fälle zu verweisen und hier nur einige marcante Beispiele hervorzuheben. So werden in Gallia Narbonensis (*n. h.* 3, 36) die *coloniae Arelate, Baeterrae, Arausio, Valentia, Vienna* gegenübergestellt den *oppida Latina Aquae Sextiae, Avennio* u. a. m.; in Afrika (*n. h.* 5, 29) die *sex coloniae* (nämlich

[1] Die *gentes* werden als *Latinae condicionis* (3, 91), oder *Latini iuris* (5, 133) oder als *Latio donatae* (3, 7 und 135; 5, 29) bezeichnet. Ueber die Bezeichnung der spanischen Städte als *oppida Latii antiqui* oder *veteris* oder *Latio antiquitus donata* vgl. Detlefsen in *Commentat. Mommsenian.* S. 29 ff.

civium Romanorum) den *oppida civium Romanorum XV* (d. h. den Municipien) und den *oppida Latina, stipendiaria, libera.* Dasselbe gilt für Spanien (*n. h.* 3, 7 und 18; 4, 117), und ebenso heisst es bei Besprechung Mauretaniens von den Städten, die unmittelbar vorher einfach als *coloniae* bezeichnet worden sind (5, 12): *quinque sunt (ut diximus) Romanae coloniae in ea provincia.* Allerdings hat Mommsen schon früher (C. J. L. V S. 83)[1] betreffs Aquileia nachzuweisen versucht, dass Plinius, der diese Stadt als *colonia* bezeichnet (*n. h.* 3, 126), darunter eine latinische Colonie verstanden wissen wollte. Aber es spricht kein Zeugniss dagegen, dass Aquileia zu Plinius' Zeit, ja sogar schon in der ersten Kaiserzeit römische Colonie gewesen sei. Denn Vitruv, der es *municipium* nennt, hat etwa um das Jahr 740 geschrieben und die Inschriften, die Mommsen als einzige sonstige Instanz (aus der Nichterwähnung der Erhebung zur Colonie ist bei dem Stande unserer Tradition ein Schluss nicht zulässig) gegen die Colonialqualität anführt, da in ihnen Aquileia als *municipium* und die Bürger als *municipes* bezeichnet werden, gehören der Schrift nach (n. 903: ‚*litteris optimis*'; n. 968: ‚*litteris magnis et antiquis*') ebenfalls wohl kaum einer späteren Zeit an. Aus dem verstümmelten Fragment (C. J. L. V *add.* n. 8267) endlich, in dem Mommsen *[colonia S]epti[mia Severa Clodia A]lbina [Aquileia]* zweifelnd ergänzt, ist, wenn die Ergänzung auch das Richtige treffen sollte, für die Zeit der Erhebung zur Colonie nichts zu entnehmen, da z. B. *Iulia* oder *Claudia* oder *Flavia* vor *Septimia* ausgefallen sein könnte. Demnach spricht auch dieses Beispiel nicht gegen den constanten Gebrauch des Wortes *colonia* bei Plinius und schon daher wird meines Erachtens auch Siscia, wie allen von Plinius als *coloniae* bezeichneten Städten, der Charakter als römische Colonie nicht abgesprochen werden können.

Wie steht es nun mit der Colonialqualität der von Mommsen an erster Stelle genannten Städte Claudia Ara und Sarmi-

---

[1] Vgl. jetzt Mommsen im Hermes 18, 1883, S. 195: ‚es ist nicht unmöglich die Inschriften (die Aquileia als *municipium* bezeichnen) vor die flavische Epoche zu setzen; Plinius Ansetzung der Stadt als Colonie kann also vertheidigt werden, wenn man die Ertheilung des Colonialrechts etwa auf Vespasian zurückführt. Wahrscheinlicher aber fällt die

zegetusa?[1] Von der ersteren, die unter dem Namen *colonia Agrippinensis* (das heutige Cöln) allbekannt ist, sagt Tacitus ausdrücklich, dass sie als Veteranen-, d. h. als römische Bürgercolonie gegründet worden sei, vgl. *annal.* 12, 27: *Agrippina... in oppidum Ubiorum, in quo genita erat, veteranos coloniamque deduci impetrat, cui nomen inditum e vocabulo ipsius;* demnach spricht dieses Beispiel auf das Entschiedenste gegen die Richtigkeit der Mommsen'schen Hypothese. Aber auch von Sarmizegetusa kann man wenigstens mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie von Traianus nicht latinisches Recht erhalten hat, sondern als Veteranencolonie mit römischem Bürgerrechte gegründet worden ist. Schon aus militärisch-politischen Gründen war es geboten, die Hauptstadt des eroberten barbarischen Landes zu einer Militärcolonie zu machen, umsomehr als die einheimischen Bewohner bekanntlich mit furchtbarer Härte aus Dacien ausgetrieben wurden und das entvölkerte Land mit neuen Colonisten, also neben den besonders aus dem Orient dorthin verpflanzten Kaufleuten in erster Linie doch mit ausgedienten Soldaten besiedelt werden musste. Dass aber überhaupt in der Kaiserzeit bei solchen Neugründungen in den Provinzen, deren militärischer Charakter auch durch die bekannte Gründungsinschrift von Sarmizegetusa[2] bezeugt wird, jemals das latinische Recht anstatt des Bürgerrechtes verliehen worden sei, ist nicht nur nicht nachweisbar, sondern auch an und für sich höchst unwahrscheinlich. Dazu kommt, dass Sarmizegetusa, ebenso wie die *colonia Agrippinensis*, zu Ulpian's Zeit bereits eine Colonie italischen Rechtes war,[3] also ohne Zweifel bereits vorher römische Bürgercolonie gewesen ist. Die Inschrift dagegen, auf deren alleiniges Zeugniss hin Mommsen der Stadt die Qualität als römische Bürgercolonie absprechen will, gehört unzweifelhaft dem dritten Jahrhundert, vielleicht

Umwandlung erst später, möglicher Weise erst unter Severus (vgl. C. J. L. V. n. 8267) und hat Plinius die latinische Colonie Aquileia aus Versehen seiner Liste eingereiht.'

[1] Ueber die Qualität der *colonia Malvensis* ist nichts Näheres bekannt.

[2] C. J. L. III n. 1443.

[3] Digg. 50, 15, 1 § 9 aus der Schrift *de censibus*, die unter Caracalla abgefasst ist, vgl. Fitting, Ueber das Alter der Schriften römischer Juristen S. 37.

erst der Zeit des Severus Alexander an,[1] in der bereits Sarmizegetusa die höchste Bürgerqualität, das italische Recht erhalten hatte. — Heben wir nun aus den übrigen von Mommsen aufgezählten Städten noch Caesarea in Mauretanien hervor, so ergeben sich auch hier die schwersten Bedenken gegen Mommsen's Ansicht. Denn aus den Worten des Plinius (*n. h.* 5, 20): *Cartenna colonia Augusti, legio secunda; item colonia eiusdem deducta cohorte praetoria Gunugu, promontorium Apollinis oppidumque ibi celeberrimum Caesarea, antea vocitatum Iol, Iubae regia, a divo Claudio coloniae iure donata, eiusdem iussu deductis veteranis Oppidum Novum* geht deutlich hervor, dass er unter *coloniae iure donata* nicht an Ertheilung des latinischen Rechtes gedacht hat, besonders wenn man damit die unmittelbar folgenden Worte vergleicht: *et Latio dato Tipasa, itemque a Vespasiano imperatore eodem munere donatum Icosium.* Aber selbst abgesehen von diesem Zeugniss scheint es mir undenkbar, dass die Hauptstadt der barbarischen Provinz Mauretania bis in die späte Kaiserzeit nur latinisches Recht gehabt haben sollte, während zahlreiche Colonien derselben Provinz schon unter Augustus, Oppidum Novum durch Claudius, Sitifis durch Nerva römisches Bürgerrecht erhalten haben.[2] Vielmehr muss nach Constituirung der Provinz und Erhebung von Caesarea zur Hauptstadt derselben ihr auch das in dieser Stellung geradezu unumgänglich nothwendige römische Bürgerrecht verliehen worden sein.

Wenn demnach Städte, die als Heimatsort von *equites singulares* (respective von Flottensoldaten seit Hadrian) angegeben werden, einerseits als *coloniae*, d. h. als römische Bürgercolonien von Plinius bezeichnet werden, andererseits entweder sicher oder doch allem Anscheine nach, wie die eben besprochenen Städte, römische Bürgercolonien gewesen sind, so geht daraus meines Erachtens hervor, dass die Heimatsangabe sowohl bei diesem, wie bei anderen Truppencorps überhaupt

---

[1] C. J. L. VI n. 3175; erwähnt werden die *castra priora*, demnach müssen damals bereits die *castra nova Severiana* gebaut gewesen sein, die vielleicht erst von Severus Alexander herrühren, aber keineswegs älter als Septimius Severus sind, vgl. Marquardt, Staatsverw. II S. 475 Anm. 1.

[2] Vgl. Marquardt, Staatsverwaltung I² S. 487.

nicht zur Bestimmung der städtischen Qualität verwendet werden kann. Aber auch die Art und Weise, wie diese Heimatsangaben auftreten, muss gegen derartige Schlüsse bedenklich machen. Denn in den von Mommsen selbst für die *equites singulares* und die Flottensoldaten zusammengestellten Beispielen[1] findet sich nur ganz ausnahmsweise in zwei Inschriften[2] der Soldat als *civis* bezeichnet, während sonst der blosse Ablativ oder Genetiv der Stadt (respective einmal das Adjectiv *Palmyrenus*), nur hin und wieder mit dem Zusatz *domo* sich findet, in vielen Fällen aber noch dazu *natione* mit folgendem Ländernamen gefügt wird, zuweilen sogar *natione* oder *natus* direct dem Stadtnamen vorausgeschickt erscheint.[3] Daraus scheint mir hervorzugehen, dass es sich bei diesen Angaben nicht so sehr um einen Nachweis der Heimatsberechtigung oder der rechtlichen Zugehörigkeit als Bürger zu der betreffenden Colonie gehandelt hat, als um eine Herkunftsangabe, die zu einer etwaigen Identification in den Grabschriften dieser fern von der Heimat verstorbenen Soldaten erwünscht und ohne Zweifel auch, wie das regelmässige Auftreten derselben erweist, gesetzlich vorgeschrieben war. Aber aus derartigen Angaben ist selbst in officiellen Documenten, wie den Militärdiplomen, keineswegs der Schluss auf die Zugehörigkeit als Bürger der Heimatsstadt zu ziehen: denn auf dem Diplom n. 34 aus dem Jahre 134 (C. J. L. III p. 877) wird Stobi, das bereits Plinius (*n. h.* 4, 34) als *oppidum civium Romanorum* bezeichnet, als Heimat eines Cohortensoldaten, in zwei Diplomen (n. 53 und n. 56: C. J. L. III p. 896 und 899) die römischen Bürgercolonien Misenum und Ateste als Heimat von Flottensoldaten[4] bezeichnet.

[1] Eine Untersuchung der Heimatsangaben sämmtlicher Auxiliartruppen wäre sehr nothwendig und jetzt nach Abschluss der hauptsächlich dafür in Betracht kommenden Bände des Corpus (mit Ausnahme von Germanien) ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen.

[2] C. J. L. VI n. 3196: *nat(ione) Trax civis Bero[e]nsis* und n. 3241: *nation(e) Pannon(io) civi Faustiano*, vgl. auch n. 3300, wo die Herausgeber *c(ivis) Savari(ensi)s* ergänzen, vielleicht aber *C(laudia) Savari[a]* zu lesen ist.

[3] Vgl. für die *equites singulares* C. J. L. VI n. 3311: *nat. Cl(audia) Ara;* n. 3192: *nat. Savarie;* n. 3287 (vgl. n. 3291) *[nati]one Cl(audia) Savaria;* n. 3314: *natus Ulpia Serdicae.*

[4] Dazu kommen zwei Inschriften, in denen Formiae und Nola als Heimath von Flottensoldaten angegeben werden: Ferrero *l'ordinamento delle armate*

Die Erklärung dieser Thatsachen ist meines Erachtens darin zu suchen, dass es einestheils in jeder Colonie zahlreiche Einwohner gab, die nicht als Vollbürger der Gemeinde angehörten, die aber trotzdem mit gutem Recht als ihren Geburtsort diese Stadt nennen durften, andererseits, wie Mommsen selbst (a. a. O. S. 475) hervorhebt, dass den Colonien in den Provinzen vielfach Gemeinden peregrinischen Rechtes attribuirt waren, die in ähnlichem Verhältniss zu denselben gestanden haben werden, wie die Carner und Cataler zu Tergeste, oder die Anauni Tulliasses und Sinduni zu Tridentum.[1] Schwerlich wird man nun in diesen Soldatengrabschriften Anstand genommen haben, an Stelle des kleinen obscuren *vicus*, dessen barbarischer Name oft gewiss selbst den die Inschrift setzenden Erben oder Commilitonen unbekannt war,[2] die Hauptgemeinde, welcher derselbe attribuirt war, einzusetzen, woraus sich dann auch bis zu einem gewissen Grade der für Städtenamen unpassende Zusatz *natione* erklärt.[3] Wenn sich daher, um zu dem Ausgangspunkt der Mommsenschen Untersuchung zurückzukehren, ein *eques singularis* ganz allgemein als *natione Helvetius* bezeichnet, so braucht derselbe keineswegs als Angehöriger der *colonia Pia Flavia Constans Emerita*[4] *Helvetiorum Foederata* angesehen zu werden, da sicherlich auch nach der Ertheilung der Colonialqualität an Aventicum, den Vorort der Helvetier, einzelne helvetische, wahrscheinlich

Romane n. 48: *Cn. Arrius Myro n(atione) Formianus* und n. 85: *P. Sextilio Marcello n(atione) Italus domu Nol(a).* Dem von Mommsen a. a. O. S. 477 daraus gezogenen Schluss: ‚vielleicht wird der Satz, dass für die Flottenconscription die Latinität gefordert wird, dahin zu beschränken sein, dass man seit Caracalla daneben einzelne römische Bürger zugelassen hat', möchte ich mich nicht anschliessen.

[1] Vgl. über dieses Verhältniss Mommsen im Hermes 4 S. 112 ff.

[2] Genaue derartige Angaben sind in diesen Inschriften nicht häufig, vgl. jedoch z. B. C. J. L. VI n. 3297 und 3300.

[3] Aehnliche Angaben finden sich in Gladiatoreninschriften, vgl. z. B. die Inschrift eines *ret(iarius)* in Nîmes: *n(atione) Viannessis* (das ist *Viennensis*) bei Allmer *revue épigraphique* I S. 172; ähnlich C. J. L. VI, 2 n. 10184.

[4] Schon dieser Beiname deutet auf eine Veteranencolonie; vgl. über die *colonia Augusta Emerita* in Lusitania: Huebner C. J. L. II p. 52. Der noch im zweiten Jahrhundert nachweisbare *curator civium Romanorum conventus Helvetici*, auf dessen Vorkommen Mommsen Gewicht legt,

der Colonie attribuirte Gebiete minderen Rechtes geblieben sind.[1] Gewiss hat es solche Gemeinden auch in den *tres Galliae* noch in späterer Zeit gegeben,[2] da ja auch das weit mehr romanisirte Spanien erst durch Vespasian das latinische Recht erhielt, und wenn, wie Mommsen (a. a O. S. 470) betont, Gallier und Spanier unter den *equites singulares* und den Flottensoldaten vollständig fehlen, so wird das ohne Zweifel auf einer kaiserlichen Verfügung beruhen, nach der diese Provinzen als Aushebungsbezirke für diese Truppengattungen nicht dienen sollten. Vielmehr werden die in diese Corps eingereihten Soldaten ausschliesslich aus Gemeinden peregrinischen Rechtes ausgehoben sein und in der Regel erst beim Eintritt in den Dienst, wofür sowohl die häufigen Doppelnamen bei den Flottensoldaten (vgl. Mommsen a. a. O. S. 466 Anm. 2), als auch die zahlreichen Kaisergentilicia bei den *equites singulares* sprechen, römische Namen an Stelle der barbarischen und in Verbindung damit eine der latinischen ähnliche, wenn auch nicht identische Rechtsstellung erhalten haben.[3]

Aus den Angaben der Herkunft dieser Soldaten, wenn dieselben nicht ausdrücklich als Bürger der betreffenden Gemeinden bezeichnet werden, einen Schluss auf die Colonialqualität der Heimatsstädte zu ziehen, scheint mir demnach

---

scheint mir gegen diese Annahme nicht zu sprechen; denn die *cives Romani*, wohl meist Italiker, die als Kaufleute in Helvetien sich aufhielten, waren den Behörden der Colonie sicher nicht unterstellt, und ganz entsprechend erscheint in dem benachbarten lugdunensischen Gebiet der *summus curator c(ivium) R(omanorum) provinc(iae) Lug(udunensis)*: Wilmanns n. 2224.

[1] Betreffs der benachbarten Rauraci hebt Mommsen selbst Hermes 16, S. 482 Anm. 1 eine ähnliche Thatsache hervor.

[2] Mommsen Hermes 16 S. 471 sagt: ‚dass die drei Gallien bereits unter Claudius das römische Bürgerrecht besassen, ist durch Tacitus sicher bezeugt'; aber Tacitus (*annal.* 11, 23) spricht nur von den *primores Galliae, quae comata appellatur, foedera et civitatem Romanam pridem assecuti.*

[3] Vgl. die Bemerkungen von Marini, *Arvali* S. 436 ff. und S. 477 zu Aristides p. 352 Dindorf und besonders zum Martyrium S. Tarraconis (5. October): Τάραχος παρὰ τῶν γεννησάντων με καλοῦμαι, ἐν δὲ τῷ στρατεύεσθαί με Βίκτωρ ἐκλήθην, ferner *vita Maximini* c. 1 § 5 ff. Vgl. Mommsen a. a. O. S. 474 mit Anm. 1.

nicht gestattet, und so glaube ich an der von mir früher[1] ausgesprochenen Ansicht festhalten zu müssen, dass das latinische Recht auf die ganz oder theilweise romanisirten Provinzen beschränkt geblieben sei und weder in den rein militärischen Occupationsgebieten am Rhein und in Britannien, noch in dem griechisch redenden Orient Gemeinden latinischen Rechtes bestanden haben.

---

[1] Zur Geschichte des Latinischen Rechts S. 15 ff.

V. SITZUNG VOM 14. FEBRUAR 1883.

Die gräflich von Chambord'sche Güterverwaltung zu Katzelsdorf übersendet zur Copiatur für die Weisthümer-Sammlung ein Pantaiding von Leyding aus dem Jahre 1546.

Die corresp. Mitglieder Herr Professor Dr. Benndorf und Herr Professor Dr. Hirschfeld in Wien übermitteln für die akademische Bibliothek das zweite Heft des VI. Jahrganges der ‚Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich'.

Von Herrn Dr. Fr. Martin Mayer, k. k. Professor in Graz, wird eine Abhandlung, betitelt: ‚Der innerösterreichische Bauernkrieg des Jahres 1515 nach älteren und neuen Quellen' mit dem Ersuchen des Herrn Verfassers um Veröffentlichung derselben in dem Archiv vorgelegt.

Die Abhandlung wird der historischen Commission übergeben.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Ackerbau-Ministerium, k. k.: Statistisches Jahrbuch für 1881. III. Heft, 2. Lieferung. Wien, 1882; 8⁰.

Bern, Universität: Akademische Schriften pro 1881. 28 Stücke 8⁰ und 4⁰.

Central-Commission, k. k. statistische: Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1880. V. Heft. Wien, 1882; 8⁰.

Genootschap, Bataafsch der proefondervindelijke Wijsbegeerte: Nieuwe Verhandelingen; tweede reeks, deel III, 4de Stuk. Rotterdam, 1882; 8⁰.

Gesellschaft, deutsche morgenländische: Zeitschrift. XXXVI. Band, 3. und 4. Heft. Leipzig, 1882; 8⁰.

— königl. sächsische der Wissenschaften zu Leipzig: Berichte. 1881. I. II. Leipzig, 1882; 8⁰.

Gesellschaft, königl. sächsische der Wissenschaften zu Leipzig: Abhandlungen des VIII. Bandes Nr. IV. Beiträge zur Kenntniss der melanesischen, mikronesischen und papuanischen Sprachen, ein erster Nachtrag zu Hans Conon's von der Gabelentz Werke ‚Die melanesischen Sprachen' von Georg von der Gabelentz und Adolf Bernhard Meyer. Leipzig, 1882; 8⁰.

Harz-Verein für Geschichte und Alterthumskunde: Zeitschrift. XV. Jahrgang, 1882. Wernigerode, 1882; 8⁰. — Register über die ersten zwölf Jahrgänge der Zeitschrift des Harz-Vereines für Geschichte und Alterthumskunde (1868—1879). Wernigerode, 1882; 8⁰.

Instituut, het koninklijk voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië: Bijdragen. IV. Volgreeks, VI. Deel. — 2e Stuk. 's Gravenhage, 1882; 8⁰.

Kriegs-Archiv k. k., Direction: Mittheilungen. Jahrgang 1882. I—IV. Wien, 1882; 8⁰.

Mittheilungen aus der livländischen Geschichte. XIII. Band, 2. Heft Riga, 1882; 8⁰.

Société d'histoire et d'archéologie de Génève: Mémoires et Documents. 2e série, Tome premier. Génève, Paris, 1882; 8⁰.

Society, the Asiatic of Bengal: Journal. N. S. Vol. LI, Part I, Nos. III und IV, 1882. Calcutta, 1882; 8⁰.

— the royal of New South Wales in 1881: being a brief statistical and descriptive account of the Colony up to the end of the year, extracted ochiefly from fficial records, by Thomas Richards, Esquire. 2d issue. Sydney, 1882; 8⁰.

Verein, historischer für den Regierungsbezirk Marienwerder: Zeitschrift. V. Heft, 1. und 2. Abtheilung. Marienwerder, 1881—1882; 8⁰.

VI. SITZUNG VOM 28. FEBRUAR 1883.

In der Gesammtsitzung der Akademie am 22. Februar gedachte Se. Excellenz der Präsident des Verlustes, den die Akademie durch den am 20. d. M. erfolgten Tod des w. M. Eduard Freiherrn von Sacken erlitten hat, und die Anwesenden gaben ihr Beileid durch Erheben von den Sitzen kund.

Das k. u. k. Ministerium des Aeussern übermacht das von dem k. italienischen Unterrichtsministerium der Akademie gewidmete Exemplar der vierten Lieferung des IV. Bandes des ‚Vocabolario degli Accademici della Crusca'.

Das k. k. Reichs-Kriegsministerium übersendet die im Drucke erschienene amtliche Zusammenstellung, betreffend ‚die Verluste der im Occupations-Gebiete und in Süd-Dalmatien befindlichen Truppen im Jahre 1882'.

Von Herrn Hofrath M. A. Ritter von Becker wird das achte Heft seiner ‚Topographie von Niederösterreich' für die akademische Bibliothek eingeschickt.

Von dem w. M. Herrn Dr. Pfizmaier wird eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: ‚Untersuchungen über Ainu-Gegenstände' vorgelegt.

Das w. M. Herr Hofrath Prof. Miklosich legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor unter dem Titel: Über Goethe's ‚Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga'.

Die Kirchenväter Commission überreicht zur Aufnahme in die Sitzungsberichte eine Abhandlung des Herrn Professor Dr. Petschenig in Graz: ‚Ueber die textkritischen Grundlagen im zweiten Theile von Cassian's Conlationes'.

Das w. M. Herr Hofrath Zimmermann theilt mit, dass das für das laufende Triennium constituirte Preisgericht der Grillparzer-Stiftung an Stelle des verstorbenen Preisrichters Hofrath Hettner in Dresden das c. M. Herrn Professor Dr. Wilhelm Scherer in Berlin cooptirt und dieser die Wahl angenommen habe.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique: Bulletin. 51e année, 3e série, Tome IV, No. 12. Bruxelles, 1882; 8⁰.

— — Annuaire, 1883. 49e année. Bruxelles, 1883; kl. 8⁰.

Accademia della Crusca: Vocabolario degli Accademici. Quinta impressione. Vol. IV. Fascicolo IV ed ultimo. Firenze, 1882; Folio.

Bureau, k. statistisch-topographisches: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrgang V, 1882. Hefte I—IV. Stuttgart, 1882; 4⁰.

Gesellschaft, k. k. geographische in Wien: Mittheilungen. Band XXV (N. F. XV), Nr. 10, 11 und 12. Wien, 1882; 8⁰.

— für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte: Zeitschrift. XII. Band. Kiel, 1882; 8⁰.

— kais. königl. mährisch-schlesische, zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn: Mittheilungen, 1882. LXII. Jahrgang. Brünn; 4⁰.

Institute, the anthropological of Great-Britain and Ireland: The Journal. Vol. XII, Nr. III. London, 1883; 8⁰.

Ministerium cultus et publicae institutionis: Monumenta graphica medii aevi ex archivis et bibliothecis imperii Austriaci collecta. Fasciculus X. Vindobonae, 1882; Folio.

Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt von Dr. A. Petermann. XXIX. Band, 1883. II und III. Gotha; 4⁰.

Society, the American geographical: Bulletin, 1882. Nr. 2. New-York; 8⁰.

— the royal Asiatic of Great Britain et Ireland: The Journal. N. S. Vol. XIV, Part IV. October, 1882. London, 1882; 8⁰. — N. S. Vol. XV. Part I. January, 1883. London; 8⁰.

— the royal geographical: Proceedings and monthly record of Geography. Vol. V, Nr. 2. February, 1883. London; 8⁰.

Tübingen, Universität: Akademische Schriften pro 1882. 36 Stücke, 4⁰ und 8⁰.

Verein, historischer für Schwaben und Neuburg: Zeitschrift. IX. Jahrgang, 1. und 3. Heft. Augsburg, 1882; 8⁰.

— für Hamburgische Geschichte: Mittheilungen. V. Jahrgang. Hamburg, 1883; 8⁰.

Wissenschaftlicher Club: Monatsblätter. IV. Jahrgang, Nr. 5. Wien, 1883; 4⁰. — Jahresbericht 1882—1883. VII. Vereinsjahr. Wien, 1883; 8⁰.

Untersuchungen über Ainu-Gegenstände.

Von

Dr. A. Pfizmaier,

wirkl. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften.

Die in dieser Abhandlung untersuchten Gegenstände beziehen sich vorerst auf Glaube und Sitten der Ainu, was auf Grund der von M. M. Dobrotwórski zur Kenntniss gebrachten Nachrichten aus Sachalin geschah. Das Verständniss dieser sehr werthvollen (posthumen) Nachrichten war indessen, besonders in Rücksicht auf manche Lücken und bei den Eigenthümlichkeiten des russischen Textes, im Ganzen nur in Verbindung mit Erläuterungen und fortwährenden Hinweisen auf die Ainusprache vollkommen möglich.

Gegenstand weiterer Untersuchung ist ferner die von H. de Charencey theilweise aus meinem Wörterbuche zusammengestellte Ainu-Flora, indem ich die in dieser Schrift vorkommenden botanischen Namen, auch die japanischen und Ainunamen, nach ihrer Richtigkeit prüfe und, wenn nöthig, verbessere.

Bemerkt werde noch, dass ich in dieser Abhandlung den bisher gebrauchten Volksnamen Aino überall durch das mehr angemessene Ainu ersetzt habe. Ueber den Unterschied beider Wörter wurde schon in meinen ‚Erörterungen und Aufklärungen über Aino' S. 48—49 (1068—1069) Einiges gesagt.

Glaube und Sitten.

‚Die Sarúntara verehren den Sitóri, den Onnew, den Kámporo. Sie ziehen den Bären und den Fuchs auf.'

Sarù ist ein Ainudorf an dem Flusse Síkari auf Jezo. Síkari ist ein grosser Fluss im Inneren von Jezo.

Sarúntara oder *sarun-útara* ist soviel als *sarù-un-útara* ‚ein Mensch des Dorfes Sarù'. Man sagt auch *sarun-kuru,* d. i. *sarù-un-kuru* ‚ein Mensch von Sarù'. So heissen die Bewohner der Ostseite von Jezo. Sie wohnten früher auf der Insel Sikòch.

Sitóri, ein grosser Vogel mit langem Halse. Als der schwarze Storch betrachtet. Derselbe verschlingt einen ganzen kleinen Häring. Syn. *no.*

Onnew ‚ein Adler'.

Kámporo, eine schwarze Krähe mit etwas dünnem Schnabel.

‚Die Čuwka-untara drücken den Hals des zu Tödtenden (умерщвляемаго) Urai kinihe(ani) zusammen und ersticken ihn mit diesem Werkzeuge. Die Opfer sind ihre eigene Leute und Fremde, vorzüglich jedoch Kranke und Feinde.'

Vor Allem ist hier Uraiki nihe abzutheilen und dabei richtig zu sagen: die Čuwka-untara drücken den Hals des zu Tödtenden mit dem Urai-ki nihe zusammen.

Čúwka-úntaru, ein Bewohner des östlichen Theiles von Jezo. Auch *Čup- katà-útare.*

Uráiki nihè ani ‚mit dem tödtenden Pfeifenstiele'. Der Name des Werkzeuges *uráiki nihè,* dessen Abbildung nebenan steht, ist aus *uráiki* ‚tödten' und *nihè* ‚Pfeifenstiel' zusammengesetzt.

‚Zu dem Čohujeku betet man wie zu einem Gotte. Zu dem Delphin Okòm betet man ebenfalls und wirft ihm zum Opfer Seeflaggen für eine glückliche Schiffahrt hin.'

Čóhujeku ‚ein Meerschwein'.

Okòm, ein kleines Cetaceum von schwarzer Farbe, ein kleinflossiger Delphin.

Iná-u ‚Baumopfer, eine Flagge'. Im Japanischen durch *nigi-te* ‚gefaltete Papierstücke als Opfer für die Götter' erklärt.

‚Wenn der Téki-kéuna bemerkt hat, dass der Ipóje den kleinen Häring verzehrt, und nicht den Rogen, so geht er zu dem Čohujeku und erzählt ihm davon. Der Čohujeku kommt dann und tödtet desswegen den Ipóje.'

Das Wort *téki-kéuna* wurde von mir nirgends aufgefunden. Es scheint jedoch soviel, als das in meinem Wörterbuche verzeichnete *tekina* ‚der Name einer grossen Walfischart' zu sein.

Ipóje, ein magerer Walfisch, der mit dem kleinen Häring ankommt und dessen Rogen er verzehrt. Er hat nach der Erzählung der Ainu keine Zitzen.

Čóhujeku, wie oben ‚ein Meerschwein‘.

‚Ein Ainusarg (poró-ni) besteht: aus niedrigliegenden Seitenbretern (sokom ità), Haupt- und Fussbretern (etúwsu) und Deckeln (inúmbita). Er hat keinen Boden. Dieser wird durch das Grab selbst gebildet.‘

Poró-ni ‚Sarg‘ bedeutet wörtlich: grosses Holz. Auf ähnliche Weise sagt man im Japanischen *fitsu-gi* und *fito-ki* ‚Menschenholz,‘ in der alten Sprache auch *owo-gi* ‚grosses Holz‘.

Sokom-ita, ein Wort theilweise ungewissen Ursprungs. *Ità* ‚Bret‘ ist ein japanisches Wort. *Sokom* könnte als das japanische *soko* ‚Boden‘ betrachtet werden, jedoch wurde die Zusammensetzung *soko-ita* von mir nicht verzeichnet.

Etúwsu dürfte von *etúwso* ‚Seite, Wand‘ nicht verschieden sein.

Inúmbita lässt sich nicht mit Gewissheit erklären *Ita* ist *ita* ‚Bret‘. Sonst sind von ähnlichem Laute *inun* ‚beten‘ und *inumbe* ‚Wärmofen, Herd‘.

‚Bei den Ainu geht die Seele nicht zugleich mit dem Leibe in das Grab, sondern sie geht nach Pochna-Sirì oder Pochna-kotan durch eine Oeffnung im Walde, welche Iwásui genannt wird. In Pochna-Sirì ist es Sommer, wenn es bei uns Winter ist, und umgekehrt. In Pochna-Sirì lebt blos der Gott. der Erschaffer, welcher *Kotan-karapè* genannt wird.‘

Póchna-sirì (in meinem Wörterbuche *boki-na-širi)* ‚die untere Erde‘.

Póchna-kotàn ‚die untere Niederlassung‘.

Iwà-sui ‚eine Felsenhöhle‘.

Kotàn-karappè ‚der Gründer einer Ansiedlung‘.

Kamùi-eučakašno ‚die Glaubenslehre‘. Bis zu dem fünften oder zehnten Lebensjahre beten die Ainukinder nicht. Aber dann beginnen die alten Leute sie zu den verschiedenen Göttern beten zu lehren.

Kamùi-ìčákašno ‚die göttliche Lehre‘. Von *ičákašno* ‚lehren oder lernen‘.

Das japanische *nigi-te*[1] und das *iná-u* der Ainu, beides ‚Handopfer‘, sind nach ihrer äusseren Gestalt zwei sehr ver-

---

[1] Auch mit anderen verschiedenen Namen wie *nusa*, *mi-nusa*, *fei*, *go-fei*, *won-bei*, *fei-faku*, *te-gura*, *mi-te-gura* benannt.

schiedene Dinge. Der japanische Gegenstand waren ursprünglich Stücke fünffarbigen Tuches, ungewebter Baumwolle oder Hanfes, welche man den Göttern zum Opfer brachte. Gegenwärtig sind es gefaltete Papierstücke. Das Ainuwort *iná-u* wird von den Japanern 和 幣 *(nigi-te)* geschrieben. Ueber das *iná-u* der Ainu's gibt Dobrotwórskí mehrfache Aufklärung.

Die Iná-u als Opfer von Bäumen oder als Flagge betrachtet, sind Stäbe und Stäbchen mit Hobelspänen. Man bringt sie verschiedenen Göttern und bei verschiedenen Gelegenheiten dar, z. B. bei Beginn einer Krankheit und bei Befreiung von ihr. Die Iná-u unterscheiden sich je nach den Göttern, welchen man sie zum Opfer bringt. So werden die Feuer-Iná-u *(unči-iná-u)* den Göttern des Feuers, die Berg-Iná-u *(núburi-iná-u)* den Göttern der Berge, die Haus-Iná-u *(tiše-iná-u)* dem alten Hausgotte dargebracht.

Isò-iná-u ‚Bärenflagge‘ sind Stäbe, welche für den zum Opfer herbeigeführten Bären bestimmt sind.

Tákusa oder *wére-tákusa* ist eine Flagge der Zaubertrommel, eine Flagge für die Götter der Schamanen. Die Bedeutung dieser zwei Wörter ist ungewiss.

Die Theile der Flagge sind:

Épusiś ‚das Blumenauge‘ oder *iná-u-sabà* ‚das Flaggenhaupt‘. Dazu gehören *étochko* ‚der Wirbel‘, *iná-u-sabarù* ‚das Haupthaar der Flagge‘ und bisweilen *nińkari* ‚die Ohrringe‘. Die letzteren sind Ringe aus angehobelten Bindfäden.

Épusiś steht für *épui-śiś* ‚Blumenauge‘.

Étochko oder *etòch* ‚das Ende‘.

Nińkari ‚ein Ring oder Ohrring‘. Man sagt auch *nińkar korò uná-u* ‚eine Flagge mit Ohrringen‘.

Ferner *trekùf* ‚der Hals‘ und *téki* ‚die Hände‘.

Kotorò ‚die Vorderseite des Rumpfes‘.

Nusa-kotorhe, auch *nusa-kotorò, nusa-kotorohe, nusa-kotorchì* und *nusa-kotoro-ka,* grosse Hobelspäne. Dieselben stellen die Haare des Rumpfes dar.

Tóchpa ‚Einschnitte‘. Dieselben stellen das Aufschlitzen des Bauches dar.

Kéchpa-kéchpa etwas kurze Anhobelungen (коротенькïе застружки). Dieselben, von den Einschnitten *(tóchpa)* aufwärts

und abwärts gehend, stellen die nach oben und unten abgewendeten weichen Theile der vorderen Bauchwand dar.

Ničímpa oder *níčiši* ‚der Stiel'. Derselbe ist die Handhabe des Fusses (черенъ ноги).

Dobrotwórski glaubt, dass, nach diesen Theilen zu schliessen, die Iná-u unzweifelhaft Ueberbleibsel der Sitte der Menschenopfer seien.

Ungeachtet der Umständlichkeit der obigen Beschreibungen kann man sich, solange eine Abbildung fehlt, von der Gestalt der Iná-u keine richtige Vorstellung machen. Noch einige Aufklärung, welche nachträglich gefunden wurde, folgt jedoch weiter unten.

Das Ainulied, welche bei dem im Monate November, an den drei ersten Tagen des Vollmondes stattfindenden Bärenfeste von drei Mädchen gesungen wird, lautet:

Uwa-uwa-uwa-nu,
Uwa-uwa-nuwa-nu,
Uwa-uwa-urwa-nu,
Uwa-uwa-nurwa-nu.

Uwa-nuwa-uwa-nu,
Uwa-urwa-uwa-nu,
Uwa-nurwa-uwa-nu,
Uwa-nuwa-nuwa-nu.

Nuwa-uwa-uwa-nu,
Urwa-uwa-uwa-nu,
Nurwa-uwa-uwa-nu,
Nuwa-uwa-urwa-nu.

u. s. f. ins Unendliche. Es konnte für diese Wörter nicht ein bestimmter Sinn gefunden werden. Ein Ainu Namens Čiwokánke bemerkte gegen Herrn Dobrotwórski, dieses Lied werde *machnekŭ-chétsire* ‚Frauenspielen' genannt. Es seien nicht die Lieder Júkara, Sinóchtä oder Cháuki.

Nachrichten von dem Bärenfeste:

Kamŭi-asíňke ‚das Herausführen des Gottes'. *Kamŭi-ománte* ‚das Fortschicken des Gottes'. *Kamŭi* ‚Gott' bezeichnet auch ein geisterhaftes oder wildes Thier. Beide Wörter bedeuten das Fest des Herausführens des Bären. Zu diesem Feste laden die Ainu die Bewohner der benachbarten Dörfer, Verwandte und Bekannte. Sie laden auch japanische und russische Angestellte ein, in der Hoffnung, von ihnen *sakè* (japanischen Wein oder russischen Branntwein) und Geschenke zu erhalten.

Núman-nijáto ‚der Vorabend‘. Diesen Tag, sowie die ganze ihm vorangehende Nacht verbringt man im Reigentanze. Bei diesem Tanze trennen sich die Reigen der Männer von den Reigen der Frauen. Bei dem Tanze der Männer ist die ungewöhnliche Kunst, die Laute des Bären, dessen Brummen und Brüllen nachzuahmen, bemerkenswerth. Der Tanz der Frauen lächert, selbst bei den Ainu durch starkes Zurückziehen der Hintern (смѣшитъ сильнымъ отпячиваніемъ задницъ). An diesem Tage trinkt man Sakè, aber nicht viel.

Osíri kotonu ukuràn ‚die schlaflose Nacht‘. So heisst die Nacht vor dem Feste. In dieser Nacht schläft man nicht, man verbringt sie ganz mit Tanz und Tanzliedern in der Nähe des Bärenkäfigs und nicht zu Hause, wie auch die vorhergegangene Nacht. Sakè trinkt man nur wenig, und selbst dieses thuen nur die geehrtesten Gäste. Den Uebrigen gibt man keinen Sakè. Gegen Morgen hören Singen und Tanzen auf, und die Ainu beginnen den Bären zu beweinen, indem sie vor ihm kauern, niederknieen oder in gekrümmter Stellung mit dem Angesicht auf der Erde liegen. Dabei fliessen bei ihnen häufig eine Menge Thränen, und bei Männern gefrieren die Nasentropfen in Gestalt von Eiszapfen auf dem Barte. Man weint um den Bären, welcher getödtet wird, aber nicht über Sünden.

Kamùi-asíń-to ‚der Tag des Herausführens des Gottes‘. An diesem Tage wird der Bär herausgeführt. Am Morgen gegen neun oder zehn Uhr legt man an den Bären eine doppelte Schlinge, welche ihm den Bauch oder die Brust umfasst. Man zieht fingerdicke Riemen aus Seelöwenhaut von zwei Seiten des Käfigs zwischen einem oberen Balken der vier Wände und einem der Balken, welche die Decke ersetzen, hindurch. Sodann springen zwei Ainu hinauf und beginnen die Decke hinunter zu werfen. Sie sind kaum zu der letzten Reihe der Deckenbalken gekommen, als der Bär wie ein Pfeil sich hinauf wirft, die letzte Reihe selber hinunter wirft und aus dem Käfig so schnell herausspringt, dass die auf dem Käfig Stehenden kaum Zeit haben herabzuspringen und die Riemenhalter kaum Zeit haben, ihn zurückzuhalten, indem sie die Riemen derjenigen Seite, von welcher er sich entfernt, anziehen.

Ein schlauer Bär betrügt zuweilen dabei die Ainu. Wenn er den Widerstand von der einen Seite bemerkt, wirft er sich,

ehe man an der entgegengesetzten Seite noch Zeit hat, die Riemen anzuziehen, plötzlich nach dieser Seite und es gelingt ihm mitunter, irgend wen zu packen, zu beissen und zu kratzen. Doch gelingt es, indem man ihn neckt, ihm einen Stock in den Mund zu stecken, und während er diesen Stock erfasst und ihn zu zernagen beginnt, bringt es einer von den Behenderen dahin, den Bären beim Halse zu packen. In einem Augenblicke fällt der ganze Haufe der Ainu über den Bären her, erfasst ihn bei den Ohren, bei den Füssen u. s. w.

Hierauf legt man dem Bären einen aus der Sumpfpflanze Orikòn verfertigten Gürtel an. Dieses nennt man *isò-ekuf-kónte* ‚den Bärengürtel geben‘. Dieser Gürtel wird mit dem rothen Safte gewisser Früchte, z. B. der Beere Hu-turìp oder Enónuka, bunt gefärbt. Hernach schmückt man den Bären mit Ohrringen, welche aus Hobelspänen der Sandweide (*susu-nì*) zusammengedreht sind. Man nennt dieses *čibúinoch kónte* ‚Ohrringe aus Hobelspänen geben‘. Man führt den auf diese Weise geschmückten Bären an Riemen zu dem Iná-u-čubo, einem Halbkreise aus Flaggen (*iná-u*), welche zu Ehren des als Opfer dargebrachten Bären, aber nicht zu Ehren des Berggottes, verfertigt wurden. Man nennt sie deshalb *isò-iná-u* ‚Bärenflaggen‘. Andere Flaggen gibt es in diesem Halbkreise keine.

An den Flaggen hängt man ausserdem Sachen von Seide, Gold- und Silberstoff, sowie mandschurische Säbel (сабли) auseinander. Auf dem Gaukelwerke (фокусъ) Iná-u-čubo wird an demselben Tage des Festes ein nach oben gabelförmig zertheilter Baum ohne Aeste aufgestellt. Derselbe ist an den Gabeln mit Hobelspänen geschmückt und wird Túkusi ‚Pfahl‘ oder Túkusi-uná-u ‚Pfahlflagge‘ genannt. Das Führen des Bären zu dem Halbkreise Iná-u-čubo[1] nennt man *atù-ámpa* ‚zu den Banden bringen‘. Hier bindet man den Bären an den Pfahl. Daher heisst *túkusi-ochtà-muǰè* ‚an den Pfahl binden‘.

Einer der Ainu, welcher gut mit dem Bogen zu schiessen versteht, nimmt Bogen und Pfeil und tödtet gewöhnlich mit einem einzigen Schusse den Bären, der nur noch den eindringenden Pfeil zerbeissen kann. Alsdann nimmt Einer der Aeltesten unter den Anwesenden, oder ein Schamane einen

[1] Nach einer anderen Angabe zu dem Pflocke Túkusi.

langen Stab, d. i. einen geschmückten Iná-u, Namens Jóritako-iná-u, welchen er über dem erschossenen Bären schwingt, wobei er halblaut ein Gebet murmelt. Man nennt dieses *joritáku* ‚ein Gebet über dem getödteten Bären hersagen'.

Hierauf legen sich drei oder vier Ainu, nachdem sie sich durch Betasten und Zupfen überzeugt, dass der Bär wirklich gestorben, um ihn mit dem Gesichte zur Erde und beweinen ihn zum letzten Male. Dann zieht man dem Bären das Fell ab (man sagt *isò trije* ‚dem Bären das Fell abziehen'), zertheilt ihn in Stücke (man sagt *isò trukúmpa* ‚den Bären zertheilen') mit dem Messer, nicht mit dem Beile, und trägt ihn zum Kochen. Das abgetrennte Haupt bringt man dabei in das Haus des Wirthes und legt es an der vorderen Seite *(rúruwso)* nieder. *Rúruwso* ist die der Thüre gegenüberliegende Seite. Hernach verzehrt man das Fleisch des Bären, trinkt den ganzen Tag Sakè und tanzt.

Der zweite Tag des Bärenfestes heisst *ruś-kara-to* ‚Tag des Herrichtens des Felles'. Von *ruś* ‚Fell', *karà* ‚machen, in Ordnung bringen' und *to* ‚Tag'. Man reinigt das Fell und das Haupt des Bären. Auch diesen Tag verbringt man in Trunkenheit.

Der dritte Tag des Bärenfestes heisst *saba-makánke-to* ‚Tag des Ausspannens des Hauptes'. Von *sabà* ‚Haupt' und *makánke* ‚ausspannen'. Man sagt auch *kei-makánke-to* ‚Tag des Ausspannens der Hirnschale', von *kei* ‚Hirnschale'. An diesem Tage trinkt man bis Mittag Sakè und trägt um Mittag die Hirnschale des Bären in den Wald in der Richtung der Berge.[1] Die Trunkenheit hat jetzt gänzlich ein Ende, weil, wie der Ainu Čiwokánke bemerkte, kein Sakè vorhanden ist.

Dieses Fest feiern auch die den Ainu benachbarten Volksstämme, die Olčà und die Amurischen Giläken. Die Olčà machen dabei auch von der Flagge (*iná-u*) Gebrauch. In Śiśka, nahe der Mündung des Flusses Śu findet sich eine eben solche, sehr grosse Aufstellung von Flaggen (*iná-u-si*) wie bei den Ainu. Dieselbe gehört den Olčà, aber nicht den Ainu. *Iná-u-si* bedeutet eine Sammlung oder Aufstellung von Iná-u.

---

[1] Nach einer anderen Angabe trägt man sie nach dem Laufe des Flusses hinauf.

Die Giläken führen jährlich von Sachalin an den Amur Bären, welche zu diesem Zwecke gefangen oder bei den im Bärenfang geschickteren und kühneren Ainu gekauft wurden.

Der mit Dobrotwórskí befreundete Ainu Čiwokánke gestand, er selbst habe durch die Sója-úntara (Bewohner des nördlichen Jezo) erfahren, dass die Čúwka-úntara (Bewohner des östlichen Theiles von Jezo)[1], vor den Japanern es geheim (*pinufpóne*) haltend, in den Wäldern an dem Ursprung der Flüsse noch jetzt Menschen braten.

Ueber die Iná-u finden sich bei Dobrotwórskí noch mehrere Angaben. Es wird vorerst gesagt, dass, wie in den Schriften der sibirischen Abtheilung der russisch-geographischen Gesellschaft (Jahrgang 1864) zu sehen, gelehrte Reisende erklären, das Opfer Iná-u bestehe in Stäbchen mit krausen Anhobelungen (палочки съ кудрявыми застружками). Wenn man eine solche Benennung als Ausdruck für die Iná-u der Ainu annehme, verstosse man stark gegen die Wahrheit. Die Iná-u verfertige man sowohl aus Stäbchen als aus grossen Stäben, aus langen Stangen und selbst aus ganzen Bäumen. Die Hobelspäne (стружки) an ihnen seien gekrauste und ungekrauste. Endlich brauchen die Iná-u gar keine Anhobelungen zu haben und alle würden doch Iná-u genannt.

Ausserdem, wenn man alle Theile der Iná-u aufmerksam betrachte, sehe man in ihnen eine Aehnlichkeit mit dem menschlichen Körper. Denn es gebe an den Iná-u ein Haupt, einen Hals, Hände u. s. w. Desswegen seien die Hobelspäne, welche das Haar an verschiedenen Körpertheilen vorstellen, bloss ein Theil der Iná-u. Somit passe auf diese Baumopfer, höchst wahrscheinlich Ueberbleibsel der Sitte der Menschenopfer, keineswegs die Benennung: ‚Stäbchen mit krausen Anhobelungen', während, wenn man bei vorläufiger Beschreibung das Wort Iná-u gebrauche, man sich kurz, deutlich, und in der Hauptsache richtig ausdrücken werde.

Die Ainu bringen alljährlich im Monate November dem Berggotte ein Sühnopfer, indem sie den Bären tödten, den sie für einen Sohn des Berggottes halten. Es wird noch bemerkt,

---

[1] Von den ‚Cúwka-untara' wurde oben gesagt, dass sie den Hals der Menschen mit einem gewissen Werkzeuge zusammendrücken.

dass man den aus dem Käfig befreiten Bären mit Blumengewinden bekränzt. Dobrotwórski heilte einen Ainu Namens Sámbakus-ainu aus Nájero, welchem der Bär an dem Festtage zur Zeit der Bekränzung mit Blumengewinden die Fingerspitze abgebissen hatte.

Der Richtplatz, auf welchen man den Bären führt (*inâ-u-čubu*), wird, so heisst es, in halbkreisförmiger Gestalt aus einer Menge Inâ-u gebildet und mit reichen Teppichen, Schärpen, Tüchern und Zobelfellen geschmückt. In der Mitte dieses Halbkreises binde man den Bären an zwei mit einer Menge Inâ-u geschmückte und oben gabelförmig endende Pfähle[1] und erschiesse ihn mit einem Bogen.

Das gebräuchlichste und häufigste Opfer bei den Ainu sei ein mit krausen Hobelspänen geschmückter Stock von verschiedener Grösse. Es sei der Inâ-u. Die Grösse der Inâ-u schwanke zwischen zwei Werschòk und anderthalb Klaftern. Den verschiedenen Göttern bringe man verschieden hergerichtete Inâ-u zum Opfer. Doch bei allen Inâ-u treffe man Theile des menschlichen Körpers. Als Dobrotwórski aufmerksam einen kopflosen Inâ-u betrachtete, argwöhnte er, dass eine solche Art, Inâ-u zu bilden, ein Ueberbleibsel der Sitte der Menschenopfer sei.

Die Gestalt eines See-Inâ-u (*atùi-inâ-u*), der zur Zeit der Stürme in das Meer geworfen wird, desen ausgestreckte Arme und zerhackter Bauch erinnerten stark an die biblische Erzählung von dem ausgeworfenen Jonas. Die Ainu selbst, heisst es, schämen sich, davon zu reden und versichern, dass unter allen Ainustämmen nur die Čuwka-úntara in der alten Zeit Menschenfresser (*únkaju*) gewesen seien.

Von dem Halse der Inâ-u (*inâ-u-trekŭf*) gehen nach oben kurze Anhobelungen, welche zeigen, dass kein einziger Leib ‚anfänglich‘ (первоначально) sich der ‚Aufdeckung‘ (скрытіе) unterwerfen konnte. Das Gesagte ist nicht gut verständlich.

Die Feuer-Inâ-u (*unči-inâ-u*) stellt man auf die vordere Ecke des Herdes. Ihre Zahl beläuft sich bis auf zwölf. Die alten trägt man zu der gewöhnlichen Zusammenlegung hinaus.

---

[1] Nach der früheren Angabe ist es ein nach oben gabelförmig getheilter Baum ohne Aeste, welcher Túkusi ‚Pfahl‘ oder Túkusi-unâ-u ‚Pfahl-Unâ-u‘ genannt wird.

Indem man in dieser Abhandlung zu gottesdienstlichen Gegenständen übergeht, möge vorerst über das Wort *kamùi*, welches ursprünglich ‚Gott‘ bedeutet, Einiges gesagt werden. Herr Dobrotwórski kommt mit Recht zu dem Schlusse, dass der Gottesglaube der Ainu anfänglich in der Vergötterung sinnlicher Gegenstände bestand, sagt aber, dass das Wort *kamùi* von *kamu* ‚Fleisch‘ und *trui* ‚stark‘ abgeleitet werde und somit ‚ein an Fleisch reiches Wesen‘ bedeute. Dass es höchst wahrscheinlich einige Wirbelthiere gewesen, welche von den Ainu vergöttert wurden, mag ebenfalls unbestritten bleiben.

Es ist indessen unzweifelhaft, dass das japanische *kami* und das Ainu *kamùi* in der Bedeutung ‚Gott‘ ein und dasselbe Wort sind, dass jedoch beide Wörter, wo man sie auf Menschen bezieht, nichts mit dem Sinne von ‚Gott‘ gemein haben. Obgleich sich eigentlich nicht nachweisen liesse, ob das fragliche Wort japanischen oder Ainu-Ursprungs ist, steht es doch fest, dass von dem japanischen *kami* ‚oben‘ alle übrigen Bedeutungen des Wortes stammen, zumal das Ainu-Wort für ‚oben‘ nicht *kami* oder ein ähnliches Wort, sondern *káske*, auch *rišta* ist. Was die Japaner über die Ableitung sagen, ist grundlos, widersprechend und kindisch.

Als Ainu-Ausdrücke, in welchen *kamùi* nicht ‚Gott‘ bedeutet, sondern das veränderte japanische *kami* ‚älteste Obrigkeit, Statthalter‘ ist, mögen genannt werden *mósiri-kamùi* ‚Statthalter der Insel, König des Reiches‘ und die hinsichtlich des ersten Theiles der Zusammensetzung noch immer unerklärbaren zwei Wörter *Tsmájeri-kamùi* ‚Himmelssohn‘ und *Tsiánhi-kamùi* ‚der Heerführer von Japan, der Siôgun‘.

Die Zusammensetzungen, in welchen *kamùi* ursprünglich ‚Gott‘ bedeutet, sind sehr zahlreich. Besonders bemerkenswerth sind:

Porò-atùi-kamùi ‚der grosse Meergott‘, der Seelöwe.

Pon-atùi-kamùi ‚der kleine Meergott‘, der Seehund.

Kamùi-tišè ‚das göttliche Haus‘, der Bärenkäfig.

Pon-kamùi ‚der kleine Gott‘, ‚das Sommerjunge des Robben‘.

Ónnew-kamùi ‚der Adlergott‘, ‚das im Winter geborene Junge des Robben‘.

Čuw-kamùi ‚der Sonnengott‘, ‚das Junge des Robben, welches im Herbste getödtet wird‘.

Jamà-kamùi ‚der Waldgott‘, ein Thier des Waldes.

Die Götter der Ainu's sind eine unzählige Menge und es gibt deren für jedes Land und jeden Ort. So sagt man *tan mósiri sikáśma kamui* ‚die Schutzgötter dieser Insel‘, *tan kotàn sikáśma kamùi* ‚die Schutzgötter dieses Dorfes‘. Es gibt gute und böse Götter. Die vorzüglichsten guten Götter sind:

Čuw-kamui, die Lichtgötter.

Núburi-kamùi, der Berggott.

Atùi-kamùi, die Meergötter.

Únči-kamùi, die Feuergötter, die Götter des Herdes.

Tišè-kamùi, die Hausgötter.

Toi-kamùi, der Erdgott.

Tusù-kamùi, die Schamanengötter.

Kotàn-karappe, der Gründer der Niederlassung.

Kóiki-kamùi, die Jagdgötter.

Sikáśma-kamùi, die Schutzgötter.

Besonders die Schutzgötter sind unzählige, da jede Gegend, jede Insel, jeder Hügel, jedes Dorf u. s. f. einen eigenen Schutzgott hat.

Das Aeussere dieser Götter ist den Ainu's unbekannt. Blos der Herdgott kommt nächtlich aus der Asche in Gestalt eines hübschen Knaben hervor und das Angesicht des Lichtgottes kann man in einer hellen Nacht an dem Monde sehen. Der Mond der Lichter, oder der Mondgott lebt in dem Monde. In jedem Neumond wird er geboren, wächst dann auf, wird ein Knabe, ein Mann und stirbt am Ende der Abnahme des Mondes als hochbetagter Greis. Unter allen Göttern hat blos der Mondgott ein Weib und einen Hund bei sich, welche er fing, als er in den Mond fortging.

Zu den bösen Göttern gehören:

Ojási, der Dämon.

Wen-ojási, der böse Dämon. Auch *wen-kamùi* ‚der böse Gott‘ genannt.

Kánna-kamùi, der Donnergott.

Der Berggott *(nùburi-kamùi)* wird für einen beinahe ebenso grossen Gott wie der Gott der Lichter *(čuw-kàmui)* gehalten. Man hält ihn auch für einen gleich grossen.

Der Erdgott *(toi-kamùi)* wohnt in Póchna-kotàn ‚in der Unterwelt‘, doch ist nicht bekannt, in welcher Unterwelt, ob in

derjenigen der Menschen, oder in einer besonderen. Wenn er auch nur den Finger bewegt, bersten die Felsen und die ganze Insel zittert. Dabei zittern auch die Häuser. Dieser Gott wird ein grosser Gott *(porò-kamùi)* genannt.

Einer der Meergötter überwacht die Seefischerei, deren Erfolg einzig von ihm abhängt. Man bringt ihm die untere Kinnlade des kleinen Lachses *(čiràì)* zum Opfer. *Atùi-kamùi* ‚Meergott' werden auch alle grossen Seethiere, die Seelöwen, Robben, Walfische, Delphine, u. s. w. genannt.

Tusù-áinu oder *tusù-kurù* heisst ein Schamane. Von *tusù* ‚die Schamanenkunst üben'.

Tusù-áinu kamùi, ein Schamanengott, der Gott der Schamanen. Derselbe heisst auch *kosúmpu* oder *kosúmbu*.

Tusù-kamùi, die von den Schamanen herbeigerufenen Götter.

Von dem Dasein der Götter, ihrem Leben und ihren wechselseitigen Beziehungen sagen die Ainu nicht ein Wort. Nur die Schamanen behaupten kühn, dass sie Götter sehen, ihre Stimme hören, und die Ainu glauben ihnen vollkommen.

Von einem Schamanen vorgerufen, erscheinen die Schamanengötter und beginnen mit einem Geräusch ähnlich demjenigen, welches durch eine in der Luft geschwungene Gerte hervorgebracht wird, zu fliegen. Dieses Geräusch ist ihre Sprache, welche nur von den Schamanen verstanden wird. Hierauf macht der Schamane dem Kranken das von den Göttern bezeichnete Heilmittel, oder irgend Jemandem sein Schicksal, gewöhnlich ein günstiges, bekannt.

Bei dem Schamanen Péputu war einst mit dem Schamanen Chi-ichì ein Streit, bei welchem Péputu immer zwei Schamanengötter sah, welche auf ihn mit Pfeilen schossen und von welchen der eine traf. Der Pfeil fiel hierauf von selbst heraus und er blieb am Leben.

Wenn ein Schamanengott auf Befehl eines Schamanen auf einen Nichtschamanen schiesst, so kann ein anderer Schamane den Pfeil herausziehen, sonst ist der Mensch auf der Stelle todt. Die Pfeile der Schamanengötter verursachen keine Wunden. Ausser solchen Pfeilen ziehen die Schamanen auch aus den Eingeweiden der Kranken verschiedene Krankheiten heraus.

Tóse heisst eine Rolle aus Hobelspänen des Iná-u. Der Schamane Kochkò nahm eine solche Rolle Hobelspäne aus dem

Brustfleische des Ainu Tsiśkajánke heraus und zeigte, dass dieses ein Gift *(súruku)* sei. Indem er es herausnahm, liess er keine Wunde zurück. Die Schamanengötter theilten Kochkò mit, dass der Ainu Úiruke dieses Gift hineingelegt habe. Die Verwandten begehrten desswegen von Úiruke das Blutgeld *(asímpe)*.

Von dem Schamanen Sirúbusiś aus Kusùn-kotàn wurde erzählt, er habe ein todtes Mädchen zum Leben erweckt, nachdem er ihr an dem Halse in einer Schale kalten Wassers ihre Seele ausgegossen. Nach einer anderen Angabe habe er ihr hinter dem Rücken ihre Seele in einer Schale kalten Wassers ausgegossen. Das Mädchen habe anfänglich die Finger, dann die Arme und die Füsse bewegt und sei zuletzt lebendig geworden. Dieser Schamane läugnete vor Herrn Dobrotwórskí diese ihm zugeschriebene Erweckung eines todten Mädchens. Die Seele sehen nur einige Schamanen. Sie sagen, dieselbe sei von der Gestalt eines ganz kleinen Vogels, der in dem Herzen lebt.

Namen von Schamanengöttern sind:

Chétsire-kamùi, der spielende Gott.

Núburu-kamùi, der kunstverständige Gott.

Chétsire-kosúmbu, der spielende Schamanengott.

Diese drei Namen bezeichnen Götter der Gaukelwerke.

Chétsire-kamùi karà áinu, der den spielenden Gott vorstellende Ainu. So heisst der den Göttern der Gaukelwerke gebietende Schamane.

Chétsire-tusù-áinu, der spielende Schamane. Dieses Wort hat die Bedeutung des vorhergehenden.

Ćimujè-kamùi-karà, die anbindenden Götter vorstellen, d. i. Gaukelwerke aufführen. *Ćimujè* ist so viel als *mujè*, anbinden.

Chétsire-kamùi-karà, die spielenden Götter vorstellen. Hat die Bedeutung des vorhergehenden Wortes.

Ein Mensch, der einen Schamanengott sieht, stirbt augenblicklich. Sonst sind nur die Schritte dieser Götter hörbar.

Als Gaukelwerke der Schamanen wurden bekannt:

Der Schamane Cherókki-eku wurde gebunden und band sich im Finstern los.

Der Schamane Péputu verwandelte Glasperlen aus der Rinde der Sandweide *(susù)* in echte Glasperlen oder in Tabak.

Der Schamane Péputu sog ferner Krankheiten aus den Eingeweiden in Gestalt rothen Fleisches aus.

Die Götter gaben ihm Glaskorallen und Tabak. Er vertheilte dieses unter die Anwesenden.

Er liess auf sich mit Pfeilen schiessen. Die Götter nahmen die Eisenspitzen *(káni)* der Pfeile heraus, so dass ein Pfeilschaft auf die Erde fiel. Péputu hob einen der anwesenden Ainu empor, und die Eisenspitze fiel diesem zwischen die Füsse aus dem Gewande heraus.

Péputu liess Feuer aus dem Munde heraus. Er zerschlägt eine kupferne Pfeife mit einem Hammer, steckt sie in den Mund und nimmt sie als eine ganze Pfeife heraus. Er zerbricht eine Nadel, steckt sie in den Mund und nimmt sie als eine ganze Nadel heraus.

Man bindet ihn, doch die Schamanengötter binden ihn los, indem sie zu ihm bei einem erloschenen Feuer herabsteigen.

Er schöpft in einen leeren, mit keinem Boden versehenen Zuber *(síntoko)* Wasser, welches alle Anwesenden trinken. Das Wasser läuft aber nicht aus.

Die Ainu gedenken des Schutzgottes *(sikúśma-kamùi)* der Niederlassung beim Trinken. Vor der ersten Schale Sakè sagen sie ein stilles Gebet her, indem sie über der Schale den Trinkstiel *(ikúniś)* fest halten. Hierauf fahren sie über der Schale mit diesem kleinen Spatel zweimal in die Luft, bringen damit einen Tropfen Sakè zum Opfer für den Schutzgott der Niederlassung hin und wenden die Hand nach der Seite, unbekümmert, ob das Tröpfchen in den Trinkstiel läuft oder nicht. Indem sie endlich den Schnurrbart emporhalten, trinken sie die Schale aus. Die letzten Tropfen jedoch wischt man mit dem Zeigefinger ab und beleckt diesen. Nachdem man zum Schlusse den kleinen Spatel auf die Schale gelegt, erhebt man diese zum Zeichen der Dankbarkeit gegen den Wirth zur Stirn und gibt sie dem Nächstfolgenden weiter.

Ikúniś ‚Trinkstiel‘ ist ein kleiner Spatel, mit welchem man den Schnurrbart zur Zeit des Trinkens emporhebt. Derselbe hat oft Verzierungen von Einschnitten. Das Wort ist aus *ikù* ‚trinken‘ und *niś* ‚Stiel‘ zusammengesetzt.

In Bezug auf den erwähnten Gebrauch, den Zeigefinger zu belecken, ist *ikemúmpe* ein Name des Zeigefingers. Das

Wort ist aus *ikèm* ‚lecken‘ und *múmpe* ‚Finger‘ zusammengesetzt. In demselben Sinne sagt man auch *itanki-kembe* ‚der Trinkschalenfinger‘.

Den bösen Göttern bringt man keine Opfer dar. Dem Donnergotte *(kánna-kamùi)* desswegen nicht, weil er heftig zankt *(ukoikì-porò)*.

Kánna-kamùi ‚der Donnergott‘ bedeutet wörtlich: der obere Gott. Von *kánna* ‚ober, oben befindlich‘, welches mit dem bei *kamùi* angeführten japanischen *kami* übereinstimmt. Davon *kanna-kamui-fumi*, die Stimme des oberen Gottes, der Donner, für welches, wie angegeben wird, in der Wörtersammlung Ptuškin's die Verbindung *rišta-kamùi hummi* gesetzt ist.

Rišta-kamùi ist jedoch der Himmelsgott, ein besonderer Gott, nicht der Donnergott, obgleich *rišta* ebenfalls ‚ober, oben befindlich‘ bedeutet. Für *rišta* wird auf Jezo dialectisch *riki-ta* gesagt. Dasselbe bedeutet sowohl ‚ober‘ als auch ‚Himmel‘, wie in meinem Wörterbuche zu sehen.

Zu den Opfern für die guten Götter gehört noch die Sitte, häufig Stäbchen mit Vogelköpfen in die Wände einzufügen. Wenn man über einen Berg geht, wirft man dem Berggotte einen Finger voll Tabak hin. Sonst werden Thiere des Waldes dem Berggotte, Vogelköpfe dem Meergotte zum Opfer gebracht.

Sanìnà-usi ist eine Häufung von Flaggen an dem Meerufer. Man stellt sie an einem hohen und steilen Meerufer *(kíseri)* und auf Sandbänken *(másara)* zum Opfer für den Meergott auf. Das Wort stammt von dem einfachen *iná-u-si* ‚eine Häufung von Iná-u‘. Das vorgesetzte *san* ist von ungewisser Bedeutung.

Die Dämonen *(ojási)* sind die Urheber aller Krankheiten und gehören zu den bösen Göttern. Da die bösen Götter von den guten unabhängig sind, erdachten die Ainu verschiedene Mittel, um sich vor Schaden zu bewahren.

Ein Dämon, der von Gestalt einem Ainu ähnlich ist, geht in der Nacht um die Dörfer herum. In dem Dorfe, zu welchem er gelangt, kommen dann allerlei schwere Krankheiten, vorzüglich Krankheiten der Brust, zum Vorschein. Die Ainu nennen ihn auch den Hustengott *(ónke-kamùi)*. Das Nahen des Ojási ist jedoch von einem eigenthümlichen Geräusch *(ojási-chum*, Geräusch des Dämons) begleitet. Wenn die Ainu dieses

hören, werfen sie sogleich in das Feuer einen Stein, der bei den Iná-u des Herdes liegt, und der Ojási entflieht.

Der erwähnte Stein, den man als Mittel gegen die Dämonen braucht, ist eine Steinkohle *(ánči)*. Dieser Stein, der von den Ainu von Aniwa nicht verwendet wird, führt bei den übrigen Ainu den Namen *únči-kúsuri* ‚Feuerarznei‘.

Der böse Dämon *(wen-ojási)*, auch der böse Gott *(wen-kamùi)* genannt, lenkt die Reisenden von dem Wege ab und bewirkt, dass sie herumirren und vor Hunger sterben. Wenn man die Stimme dieses bösen Dämons hört, welcher einen Menschen beim Namen ruft und ihn von dem Wege abirren macht, so muss man die beschwörenden Worte *chánka kemáte-ech kúni-nu kì* ‚schrecke nicht in der Nacht‘! vorbringen, und der böse Dämon entflieht.

Dieser Dämon macht den Menschen auf zweierlei Weise wahnsinnig, indem er entweder in der Nacht auf dem Wege ein Feuer anzündet, oder den Menschen von rückwärts berührt. Ein Ainu, der in der Nacht auf dem Wege das Feuer des bösen Dämons gesehen, schlitzt einem Hunde das Ohr auf und bestreicht sich mit dem Blute das Gesicht. Das Feuer verschwindet hierauf. Dennoch läuft ein furchtsamer Ainu zu der ersten besten Jurte in einem solchen Schrecken, dass er sich oft auf der Erde wälzt und man ihn mit kaltem Wasser begiesst, oder selbst ihm am Arme einen Aderlass macht.

Wenn ein Ainu in der Nacht hinter sich auf dem Wege das Geräusch der Schritte des bösen Dämons hört, nimmt er von sich das untere Leinenzeug weg, entblösst seine zwei Messer und geht gebückt und mit seinem Messerchen nach rückwärts fahrend daher. Der böse Dämon entflieht, indem er sich vor den Ainumessern fürchtet, vielleicht aber auch über dieses Bild sich schämt.

Der Wahnsinn ist für die Ainu schrecklich, besonders desswegen, weil sie diese Krankheit zu den unheilbaren und schnell zum Tode führenden zählen. Die Wahnsinnigen leben nicht in den Häusern und kommen, in dem Walde herumirrend, schnell durch Selbstmord oder Hunger um.

Der Ainu Čiwokánke sah im Winter das Feuer des bösen Dämons nahe dem Dorfe Ai, als es finster wurde, in Gestalt einer grossen Leuchte. Als er das Ohr des Hundes aufschlitzte

und vorbeifuhr, verschwand das Feuer des bösen Dämons, doch darauf zeigte es sich wieder und war von vorn an verschiedenen Orten, dicht bis zu dem Flusse Otosàn sichtbar.

Ein besonderer Gott bringt die Bilder in den Wolken, Thiere, Berge u. s. w. hervor. Diese Bilder nennt man *niśochtsi-karà*. Von *niśochta* ‚an dem Himmel', welches so viel als *nísoro-ochtà*.

Čitukánni ist eine Birke, nach welcher die alten Ainu und Giläken mit Pfeilen schossen, indem sie die Pfeile zum Opfer für die Götter in der Nähe der Häufungen der Flaggen (*inú-u-si*) aufstellten. Eine solche Birke befand sich vor nicht sehr langer Zeit unfern von dem Berge Sirútsiś, einem Orte zum Ueberwintern an der Ueberfahrt zwischen Kúsunai und Mánuja.

Die Ainu glauben an die Unsterblichkeit der Seele und nehmen an, dass nach dem Tode die Seelen nach Páchno-kotàn gehen. Die Seele heisst *tramàch* oder *tramátsi*. Das letztere Wort ist bei den südlichen Ainu üblich. In Páchno-kotàn geniessen die guten Menschen alle Freuden. Die bösen Menschen werden zugleich mit den bösen Göttern gequält. Einige sind aufgehängt, Andere stehen in heissem Wasser u. s. f.

Aus der Zahl der Thiere leben in Pácho-kotàn nur Hunde. Für den Bären hat man nach dem Tode einen Wohnsitz in dem Walde (*jamà-kotàn*, Niederlassung des Waldes), für die Seehunde und die Seelöwen einen in dem Meere (*atùi-kotàn*, Niederlassung des Meeres) angewiesen. Die übrigen Thiere besitzen kein Leben nach dem Tode.

Wenn ein Ainu von einem Abwesenden Böses spricht, so niest derjenige, von welchem man spricht, mit einem Schmerz in der Nase. Wenn man aber Gutes spricht, so niest derselbe ohne einen Schmerz in der Nase. Der mit einem Schmerz Niesende sagt: *chémata setà kočaru-wen* ‚welcher Hund redet übel nach?' Man sagt auch *chémata setà wempesáni*, oder *chémata setà esám-pi*, oder *chémata setà sáni-pisì* ‚welcher Hund redet übel nach?'

Kočaru-wen, *wempesáni*, *esámpi* und *sáni-pisì* bedeuten gleichmässig: übel nachreden. *Wempesáni* steht für *wen-pesáni*, von *wen* ‚schlecht'. In *sani-pisì* hat *pisì* allein die Bedeutung ‚fragen'.

Etù-kíśma, sich bei der Nase nehmen. Wenn die Frauen der Sója-úntara Jemanden grüssen, reiben sie sich die Hände,

erheben sie zum Angesicht, und fahren mit der Hand zur Oberlippe. Wenn die Sója-úntara und Sarúntara sich verwundern, rufen sie O! und nehmen sich bei der Nasenspitze.

Die Sitte, sich bei der Nase zu nehmen (*etù-kišma*) wird bei den Ainu von Sachalin selten beobachtet. Wenn sie sich verwundern, rufen sie gewöhnlich nur *O! ho! sitamarè* ‚Oho! wunderbar‘! oder *sitomarè-na* ‚wunderbar!‘

Wie der Ainu Čiwokánke sagte, gibt es eine Art zu grüssen, welche *urankarabarè* genannt wird. Der Gruss besteht darin, dass man sich, gerade wie bei der Danksagung (*jái-iráikere*) einmal über den Bart streicht. Ausserhalb des Hauses entbietet man ihn kauernd, da man sich nicht setzen kann.

Wörter, welche die Art des Grusses bezeichnen, sind noch *umuráipa* und *inánukarachte*.

Uránkarabare oder *uránkarapare* ist dem Sinne nach zu *u-ran-kara-ba-re* abzutheilen. Von *rámu* ‚Gemüth‘ und *karà* ‚thun‘ mit den Endsylben *ba re*. *U-ramu* ist soviel als *uko-ramu*, oder das in meinem Wörterbuche verzeichnete *iramu* ‚kennen‘. Zu vergleichen hiermit *uránkara-kara* ‚sich nähern, sich versöhnen‘ und das ebenfalls bei mir verzeichnete *i-ramu-kambare* ‚eine ängstliche, erschrockene Miene‘.

Umuráipa ist *u-mu-rai-pa* abzutheilen. Dabei hat *mu* die muthmassliche Bedeutung von *mui* ‚binden, zusammenbinden‘.

Inánukarachte ist *i-nanu-karachte* abzutheilen. Von *nánu* ‚Angesicht‘, *karà* ‚thun‘ und *te* ‚Hand‘. Dass *inánukarachte* in japanischer Schreibung durch *jangarapte* ausgedrückt zu sein scheint, ist in meiner Abhandlung ‚Erörterungen und Aufklärungen über Aino‘ (S. 1082) zu sehen.

Bei dem Grusse Umuráipa legen die Grüssenden alle vier Hände wechselweise zusammen. Es kommt zuerst die Hand des Einen, dann des Anderen, hierauf wieder die Hand des Einen, dann des Anderen, und zwar so, dass die Daumen Beider an den Enden einander berühren. Nachdem auf diese Weise die Hände zusammengelegt, schüttelt man sie oberflächlich.

Wie der Ainu Čiwokánke sagte, ist der Gruss Uránkarabare soviel als der Gruss Inánukarachte. Bei dem Grusse Uránkarabare kauern die Ainu einander gegenüber, reiben sich zweimal die Hände und erheben sie zum Angesicht, womit die Sache ein Ende hat. Die Ainu stehen auf und füllen einander

die Pfeife an, ein Jeder eine fremde mit seinem eigenen Tabak. Der kauernd entbotene Gruss Uránkarabare findet dort statt, wo kein Platz zum Sitzen ist, da die Ainu es für unschicklich halten, stehend zu grüssen.

Der Ainu Čiwokánke versicherte, dass der oben genannte Gruss Umuráipa nur unter Verwandten gebräuchlich sei.

Kasä, das japanische *kasa* ‚Schirm', ist ein Stroh- oder Bambushut für Festtage. Derselbe hat breite, mit Fischbein besetzte Krämpen, deren vier Streifchen quer über die Krämpe bis zu einem über dem Hute befindlichen kleinen Kreise, *moráphu* genannt, gehen.

Móisima kann als *moi-zima*, von *moi* ‚wenig' und dem japanischen *sima* ‚die Streifen eines Tuches', betrachtet werden. Es ist eine Art gemodelter Ueberärmel, welche von Männern im Winter, besonders bei Schlittenfahrten und der Kälte wegen getragen werden.

Opómpe ‚weite Beinkleider, Kniestück' kann von *pompe* ‚kleine Sache' abgeleitet sein. Dieses Kleidungsstück reicht nur bis zu der Mitte der Hüften. Man unterscheidet *poś-opómpe* ‚Kniestück aus grober Leinwand' und *setà-opómpe* ‚Kniestück aus Hundsfell'.

Čímpai ‚Hemd' ist ein bis zu den Knieen gehendes Kleid ohne Unterfutter, mit einem Bande zum Zubinden an dem Halse.

Ekajè ist ein gemodelter Saum rings um die Aermel des Kleides. Von *ekài* ‚rings umher'. Man sagt auch *tusà-ekajè* von *tusà* ‚Aermel'.

Kúfke ist ein Ledergürtel, an welchem sich gegen siebzig Schnallen und Ringe befinden. Die Ainu erhalten diesen Gürtel von den Giläken.

Ártuś heisst der Rock der Ainu. Es gibt vier Arten dieses Rockes.

Káránni-ártuś ist ein Rock aus dem Baste des Baumes *kаránni* oder *kará-ni*. Derselbe ist ein rother Rock.

Opíwni-ártuś ist ein Rock aus dem Baste des Baumes *opìw* oder *opìw-ni*. Derselbe ist ein gelber Rock.

Káčko-karà-ártuś ist ein bunter Rock mit einem Aufzug aus Brennesseln und einem Einschlag aus dem Bast des Baumes Opìw.

Tetarápe bedeutet ‚weisses Kleid'. Von *tétara* ‚weiss'. Das Wort, in Mo-siwo-gusa nicht enthalten, hat in der Wörter-

sammlung Lapeyrouse die Schreibung *tétarapé* und wird erklärt: *Sorte de chemise d'étoffe grossière, et orné d'un liséré de nankin bleu au bas, ainsi qu'au collet.* Durch ‚weiss' würde somit der ungefärbte Stoff bezeichnet werden.

Hámpaki ist das japanische *Fabaki*, eine Art Strümpfe. Man bedient sich deren auf Reisen, damit die Schienbeine von Gräsern und Aesten nicht geritzt werden.

Móse-kabù ist Brennesselhaut. Die Ainu verfertigen aus Brennesselhaut Zwirn des Aufzuges zum Weben von Doppelmatten und bunten Röcken, ferner Nähzwirn und ganze weisse Röcke. *Móse* ‚Brennessel' heisst japanisch *ito-wo toru kusa* ‚die Spinnpflanze'.

Chai ist ein Spinnrockenvoll Brennesseln oder Brennesselhaut. *Chai-ka* ist Brennesselzwirn. Von *ka*, Zwirn. Brennesselzwirn ersetzt bei den Ainu das Leingarn und die Seidenfäden. Man zieht von der Brennessel die Haut an Ort und Stelle ab, wenn die Brennessel noch steht.

Ckai-karà ‚den Brennesselrocken bereiten'. Dieses bedeutet, dass man der Brennessel die Haut abzieht.

Chai-kirè ‚den Brennesselrocken kratzen'. Dieses bedeutet, dass man die Brennesselhaut mit dem Messer schabt.

Chajùf-karà ist muthmasslich die Zusammenziehung von *chai-júfke-karà* ‚den Brennesselrocken fest machen'. Es bedeutet, dass man die geschabte Brennesselhaut anfeuchtet. Dieses geschieht im ganzen Monate September. Im Monate October hängt man die Brennesselhaut auf Stangen und trocknet sie.

Ónka, ein Wort unbekannten Ursprunges, bedeutet: Seehundfell für Stiefel bearbeiten. Es wird hier die Seehundart Poròch genannt. Man schabt das Haar mit dem Messer ab und hängt das Fell auf Böden, wo es unter der Einwirkung des Regens weiss und zur Anfertigung von Stiefeln tauglich wird.

Etù-korò-kirò, ‚mit Nasen versehene Stiefel'. So heissen Stiefel mit langen und dünnen, nach oben gekrümmten Spitzen. Dieselben dienen zum häuslichen Gebrauche und für blinde Greise, welche nicht weit vom Hause weggehen und folglich nicht anstossen können.

Onnài-kita či an monášna čiwénte ‚innerlich schwitzen und schnell verderben' sagt man von den Ainustiefeln, bei welchen dieses der Fall sein soll, wenn man sie in der Wärme anbehält.

Kónko ‚Schelle, Kinderklapper' stammt von dem japanischen *kon-gò* ‚Diamant'. Der Gegenstand wird statt der Schellen bei Schlittenfahrten verwendet. Die Kinder tragen ihn häufig an dem Gürtel.

Óchkew, ókke-u oder *óchke-u*, der Kragen. *Óchkew-he* oder *ártuś ochkew-he*, ist ein in den Kragen rückwärts eingenähter Fleck. Derselbe hat die Gestalt einer Raute mit einer abgestumpften Ecke. *Óchkew-éntem* ist ein diesen eingenähten Fleck umschliessendes schwarzes Zwirnband.

Die Ainu tragen an der rechten Hüfte zwei Messer. Dieselben heissen *čéiki-makiri* und *sa-makíri.*

Čéiki-makíri ist ein Messer zum Verfertigen der Iná-u, ein Messer für die Hobelspäne.

Sa-makíri ist das zweite Messer, welches die Ainu tragen. Die Bedeutung von *sa* ist ungewiss. Dieses Messer soll auch *porò-makíri* ‚grosses Messer' und *inásaku* heissen. Die ursprüngliche Bedeutung des letzteren Wortes ist ebenfalls ungewiss.

Nebstdem tragen die Ainu an der rechten Hüfte den Gegenstand Óchkita, ein Hörnchen zum Auflösen der Knoten.

Epírike ist ein Messer, welches die Frauen rückwärts an dem Gürtel tragen.

Okóre-epírike ist das zweite kleinere Messer, welches die Frauen an dem Gürtel tragen. Viele tragen es nicht. Der Ainu Čiwokánke verwarf dieses Wort und sagte, dass die Frauen nur ein Messer, das oben genannte Épiriki tragen.

Das Messer Porò-makíri oder Inásaku dient zur Bereitung von Speisen. Das Messer Sa-makíri dient zur Zeichnung von Mustern, auch zum Zerkrümeln, Zerschneiden u. s. w. Das Messer Čéiki-makíri dient zur Zubereitung der Fische, zum Schneiden der Hobelspäne der Iná-u und zu allen anderen Arbeiten in Holz.

Mirò ist ein an der linken Hüfte getragenes Täschchen für Feuerschwamm, Feuerstein und Stahl. Es ist aus Seehundfell verfertigt und besteht aus zwei Hälften, von denen die eine in die andere sich hineinschiebt. Man sagt auch *károma.*

Sáchka sind Essstäbchen. Es gibt hölzerne und beinerne, gefärbte und ungefärbte.

Ipè-ki-ku-à ist ein Stock zum Ausgraben essbarer Wurzeln. Von *ipè* ‚essen' *ki* ‚thun' und *ku-à* ‚Stock'.

Máre oder *mári* ist ein Werkzeug zum Fangen der Walfische oder der an den Ursprüngen der Flüsse befindlichen Hausen. Es ist eine an einem Ende mit einem Widerhaken versehene Stange. Man hakt damit den Fisch einfach an.

Mokomài ist der Name einer essbaren Muschel. Um sie zu erlangen, durchgräbt man den Meeresboden mit einer Hacke, welche man nach der einen und der anderen Seite dreht, wenn man die Muschel nicht erreicht. In der Wörtersammlung *Lapeyrouse* findet sich: *Mocomaie, grand came d'espèce commune, coquille bivalve.*

Itsànoi oder *ičánoi* ist der frühzeitige Buckellachs, der weisse Buckellachs mit kurzer Schnauze. Das Wort ist die Abkürzung von *itsàn-hemòi* oder *itsàn-emòi* ‚geschmackloser Buckellachs'. Derselbe heisst auch *homáporo.* Es ist ein von den Ursprüngen der Flüsse zurückkehrender, am Leibe mit Wunden und rothen Streifen bedeckter Fisch mit grossem Kopfe und grossen Zähnen.

Čóhujeku heisst das Meerschwein. Man sagt auch *etáspe kóiki, chúmpe kóiki-áikiste* ‚die den Seelöwen fangende, die den Walfisch fangende Pfeilspitze'. In dem sonst nirgends vorkommenden Ausdrucke *áikiste* scheint *kiste* für *kéchto* ‚Spitze der eisernen Pike' zu stehen. Die Ainu nennen das Meerschwein auch *áinu-uneinu* ‚mit dem Ainu gleich', weil die von dem Meerschwein getödteten Walfische und Seelöwen den Menschen zur Nahrung zu Theil werden.

Chúmpe-kemà ‚Walfischfuss' heissen die Schweifflossen des Walfisches. Man trocknet sie und bindet sie zu zweien zusammen. Man siedet sie in der Suppe und hält sie für sehr schmackhaft.

Arakòi heisst ein Fisch, der für eine Art Stint gehalten wird. Derselbe streicht in den Monaten Mai und November in ungeheuren Mengen. Die Ainu fangen ihn mit Hamen.

Keró oder *arappè* heisst eine essbare Muschel. Die Ainu verzehren sie roh.

Nipápo heisst eine Schüssel. Dieselbe dient zum Darreichen von nicht flüssiger Speise.

Von Pilzen (*karùś*) essen die Ainu bloss eine Art Erdschwämme (agaricus piperatus).

Otáru oder *otáruf* heissen die Hagebutten. Man trocknet sie auf den Herden im Winter und isst sie zerrieben mit Fischrogen.

Čipoku oder *chure-kinà* ‚die rothe Pflanze‘ ist der Name einer essbaren Pflanze. Man isst sie getrocknet.

Charà ist das Mark der Pflanze Siturù-kinà. Ainu und Japaner trocknen es im Winter und essen es mit Fisch. Nach einer Angabe essen sie es in der Suppe. Das genannte Mark wird *óchkaju* genannt.

Ajùs-kinà heisst eine andere essbare Pflanze. Man brät sie am Feuer.

Toma-rà heisst eine Frühlingsblume mit zwiebelartiger Wurzel. Die blaue Blume selbst heisst *itópentra*. *Ra* bedeutet das Mark, auch die Röhre oder der Stengel einer Pflanze und wird dem Namen der Blüthe oder der Wurzel angehängt.

Tomà heisst die essbare zwiebelartige Wurzel der oben genannten Pflanze. Die Zwiebeln an dieser Wurzel sind von der Grösse einer Haselnuss und gleich Perlen von Bernstein an einander gereiht. Sie sind eine Lieblingsspeise der Ainu und werden in gekochtem Zustande zugleich mit Flünderrogen gegessen.

Kitò heisst der Waldknoblauch. Derselbe ist ebenfalls eine Lieblingsspeise der Ainu. Er wird in trockenem und rohem Zustande, gebraten und gekocht, gegessen und ist zugleich ein Heilmittel gegen den Scorbut.

Mit dem Safte der Sandweide (*susu-nì*) bestreicht man im Frühlinge frische Wunden. Die Heilung erfolgt schnell. Ein Pulver aus dem Holze der Sandweide, genannt *susu-ni-ko* ‚Pulver der Sandweide‘, legt man im Winter auf Wunden.

Ikéma heisst die heilkräftige Wurzel einer gewissen Gebirgspflanze. Sie ist ein vorzügliches Mittel gegen Verletzungen.

Otà-kinà ‚Sandpflanze‘ oder *otà-kinahè* heisst eine der Erbse ähnliche Pflanze. Die Ainu gebrauchen sie zu Umschlägen auf Wunden.

Ramokówpe heisst eine unter dem Magen der Fische befindliche Drüse, welche man als Heilmittel bei Brustkrankheiten verwendet. Sie dient zu Einreibungen.

Íkisach-čeb ‚Pfriemenfisch‘ heisst ein kleiner achteckiger, kegelförmiger Fisch mit einer mehr länglichen unteren Kinnlade. Die aus ihm bereitete Suppe ist ein Heilmittel bei stechenden Brustschmerzen.

Irúre oder *erùf* heisst eine dem Pferdeampfer ähnliche essbare Pflanze. Man gebraucht sie bei Durchfall und als Speise.

Ičárapu oder *ičárapo* ist eine Pflanze mit vielfach zertheilten Blättern gleich der Schafgarbe. Ihr Stengel hat einen Anflug von unangenehmen Geruch und Geschmack. Sie wird von Ainu und Japanern roh und getrocknet gegessen. Die Ainu essen die Pflanze wider den Scorbut.

Mehùm ist ein venöser Ausfluss bei Fischen. Derjenige des kleinen Lachses (*čiràì*) dient zu Einreibungen der Brust bei Brustkrankheiten. Die Sache ist dunkel und wird dabei an die Milz gedacht. Es ist etwas gleich dem obigen *Ramokówpe.*

Núchča ist eine aromatische Arzneipflanze. Ihre Blätter sind auf einer Seite sammtartig und die Blüthen moderig. Sie wächst an feuchten Orten. Die Ainu bereiten aus ihr einen Absud, den sie gegen den Husten trinken.

Der Biss der Schlangen von Sachalin, von welchen die Ainu selten, die Hunde jedoch häufig gebissen werden, läuft glücklich auch ohne das Schlangenkraut (*ojàw-kinà*) ab.

Pará-kinà ist die Bärenklau, eine an morastigen Orten wachsende Pflanze mit weissen üppigen Blumen, welche einen kegelförmigen gelben Boden von der Länge eines Fingers besitzen. Von dieser Pflanze nähren sich fast ausschliesslich die Bären, wenn es keine kleinen Häringe gibt. Sie ist ein Heilmittel gegen Wunden. Man legt sie auch auf die Finger bei Nagelgeschwüren.

Súruku ist der Eisenhut. Mit der zerweichten Wurzel desselben bestreichen die Ainu ihre Pfeile, welche für sehr giftig gehalten werden. Nicht selten vergiften die Ainu damit aus Unkenntniss sich selbst. Bei Kopfschmerzen reibt man mit der Wurzel des Eisenhutes den Leib ein.

Taráma-ni ist ein strauchartiges, inwendig rothes Nadelholz. Man legt es (welchen Theil desselben?) in Umschlägen auf die Brust bei Husten.

Chúra-wen-kinà ‚die übelriechende Pflanze' oder *chúra-wen-čípoku* ‚die übelriechende Pflanze Čípoku'.[1] Die Wurzel wird von den Ainu als ein Mittel gegen den Husten gebraucht.

Četòi ‚weisser Thon', ein mit *toi* ‚Erde' zusammengesetztes Wort. Derselbe wird bei Brandwunden aufgelegt und dient auch als Brechmittel.

---

[1] Die Pflanze *čípoku* wurde oben verzeichnet.

Toi-ukurúpe bezeichnet, wie Dobrotwórskí angibt, vielleicht den Regenwurm. Das Wort ist aus *toi* ‚Erde‘ und *ukurúpe* oder *ikurúpe* ‚Blutigel, Fadenwurm‘ zusammengesetzt. Wie der Ainu Čiwokánke sagte, essen die Ainu diesen Wurm bei Augenkrankheiten. Nach Anderen sei sein Geschmack angenehm.

Wen-kamùi-kísara-pui ‚die Ohröffnung des bösen Gottes‘ ist eine Art weicher Muscheln. Diese Muschel dient dem Einsiedlerkrebse zum Wohnorte und ist einem Ohre ähnlich. Man gebraucht sie bei allen Ohrenkrankheiten. Man giesst auf sie Wasser auf und bestreicht mit diesem Wasser das Ohr, oder verbrennt sie und bestreicht mit der in Wasser aufgelösten Asche das Ohr.

Otà-kuru ‚Sand anlegend‘ ist die Wurzel einer gewissen Pflanze. *Pírikarà-kinà* ‚die Pflanze der Verwundung‘, aus *pirì* ‚Wunde‘ und *karà* ‚machen‘ zusammengesetzt. Man legt beides auf Wunden.

Ajústonko ist ein kleiner Fluss- und Teichfisch von der Länge eines Werschòk. Die aus ihm gekochte Suppe ist ein Mittel gegen Seitenstechen.

Mit dem Safte einer Pflanze, welche die Pflanze *pínnikinà* ‚die männliche Pflanze‘ zu sein scheint, bestrich der Ainu Músochte die Augen bei Augenlider- und Bindehautentzündung.

Von *Ikéma*, der Wurzel einer unbekannten Gebirgspflanze, ist nachzutragen, dass diese Pflanze nur in dem südlichsten Theile von Sachalin wächst. Sie sei im vollen Sinne des Wortes die Panacee der Ainu, nach Art des chinesischen Ginseng oder des russischen Zarenkrautes (der gelben Wolfswurz). Sie helfe gegen alle Krankheiten, besonders diejenigen der Brust. Ausserdem verwende man sie auf der Jagd zum Herbeiziehen der Zobel, Fischottern und Bären. Man brauche sie bloss ein wenig zu kauen, dann auszuspucken, und die Wirkung sei, dass kein einziges Thier weggeht, so lange man es nicht tödtet.

Das oben genannte Wort *četòi* wird auch *ketòi* ‚Fetterde‘ geschrieben. Es ist aus *ke* ‚Fett, Oel, Salbe‘ und *toi* ‚Erde‘ zusammengesetzt. Es ist weisser fetter Thon. Derselbe werde von den Ainu zu Speise verwendet und diene, in Wasser umgerührt, in grösseren Gaben als Brechmittel.

Bei trockener und weisser Zunge zur Zeit der Anfälle von Wechselfieber legt man auf die Zunge Fett und reibt dieses auf die Zunge mit einem Stäbchen ein.

Sirátte oder *aweipùf* bedeutet ‚rauh, belegt', von der Zunge der Kranken gesagt.

Bei Nierenkrankheiten (*kinópi-arakà*) essen die Ainu Hundenieren.

Das oben genannte Schlangenkraut (*ojàw-kinà*) wird bei Schlangenbiss in Umschlägen aufgelegt.

U-rái-ne-kinà ist eine Arzneipflanze. Sie ist essbar, jedoch isst man sie wenig. Man trinkt einen Absud von ihr bei Syphilis.

Bei Wunden legt man das geschabte Holz des rothen Johannisbeerstrauches (*áneka-ni*) oder die zerstossene Rinde der Sandweide (*susu-ni*) auf. Die Heilung erfolgt nach der Angabe der Ainu schnell.

Áneka-ni ‚der rothe Johannisbeerstrauch'.

Áneka-turèpp oder *áneka-ni-turèp* ‚rothe Johannisbeeren'.

Entzündliche Geschwüre bestreut man mit dem Pulver des löcherigen Kalksteines, welcher häufig an das Meerufer nahe bei Kusunài ausgeworfen wird. Die regelmässig cylindrischen Löcher dieses Kalksteines, welche von der Tiefe eines Fingers sind, werden von den Ainu den Blutigeln (*ukurúpe*) zugeschrieben. Die entzündlichen Geschwüre heissen bei ihnen *ukurúpe-chuf* ‚Blutigelgeschwüre' und werden ebenfalls dem Bisse der Blutigel zugeschrieben.

Sojè-sumà ‚der Stein in welchen man Löcher bohrt' ist der löcherige Kalkstein. Von *sojè* ‚Löcher bohren' und *sumà* ‚Stein'. Derselbe heisst auch *ukurúpe-sumà* ‚der Blutigelstein'.

Ukurúpe-chuf ist aus *ukurúpe* ‚Blutigel' und *chuf* oder *huf* ‚entzündliches Geschwür' zusammengesetzt.

Sikáchka heisst ein Augenleder, welches man bei Augenentzündungen trägt.

Siś-kamù ist ein bei Doppelsichtigkeit gebrauchtes Augenleder für ein einziges Auge. Von *siś* ‚Auge' und *kamù* ‚bedecken'.

Kónke-ni oder *kónkeń* ist das Beinholz, ein Strauch mit rothen Blüthen. *Kónkeń-ach* ist der Bast des Beinholzes. Mit *ach* ‚Lindenbast, Bast' zusammengesetzt. Bei Kopfschmerzen verbindet man sich das Haupt mit dem Baste dieses Strauches, was durch *kónkeń-ach áni sabà mujè* ‚mit Beinholzbast das Haupt binden' ausgedrückt wird.

Kúw-kinà ‚Gürtelpflanze' ist die giftige weisse Nieswurz. Von *kúw* oder *kuf* ‚Gürtel' und *kinà* ‚Pflanze'. Man reibt

juckende Stellen des Körpers mit dem Safte dieser Pflanze ein. Der Saft bringt starken Reiz an den juckenden Stellen hervor. Gegen Jucken gebraucht man auch die Asche dieser Pflanze mit Oel.

Ínkara-káni ‚Sehmetall' ist ein Spiegel. Derselbe ist zuweilen einfach ein an einer Seite mit Russ bestrichenes und in einen Rahmen hineingelegtes Glas.

Irantráiki ist der Name einer Pflanze mit gelben Blüthen. Die Ainu bestreichen mit dem Safte dieser Pflanze die Fischgabel, wenn man den Fisch nicht fängt. Mit *tráiki* ‚tödten' zusammengesetzt.

Tokósa ‚Schachtelhalm'. Von dem japanischen *to-kusa* ‚Schachtelhalm'. Die Ainu glätten mit dieser Pflanze ihre Holzarbeiten.

Éččaro oder *éčoro* ist eine Winterfalle für Zobel. *Káma* ist eine Frühlingsfalle. Man legt auf diese Falle einen kleinen Häring.

Opíspe ist soviel als *wan-ka* ‚sechs Stricke'. Es sind Stricke zum Zobelfange. *Sne-opíšpe* ‚ein Opíspe' sind sechs solche Stricke. *Tu-opíšpe* ‚zwei Opíšpe' sind deren zwanzig. *Tánku* sind hundert solche Stricke. Im Winter stellt jeder Zobelfänger einhundert bis zweihundert Stricke auf.

Durchsicht der Ainu-Flora.

Die von *H. de Charencey* verfasste Schrift *Recherches sur la Flore Aïno (Actes de la Société philologique, Tome II. Janvier 1873)* enthält, nach den botanischen Namen geordnet, eine Zusammenstellung sämmtlicher aus den vorhandenen spärlichen Quellen geschöpfter Ainunamen für Pflanzen. Diese Quellen sind:

1. *Martin Gerv. Vries, Reis naar de Eilanden ten N. en O. van Japan.*

2. *Pfizmaier, Vocabularium der Aino-Sprache.*

3. *Vocabulaire des habitans de l'île Tchoca* in dem Werke *Voyage de La Pérouse autour du monde (Paris 1797).*

4. *Dawýdow,* Wörtersammlung aus der Sprache der Aino's. Herausgegeben von A. I. von Krusenstern.

Von der letzteren, ursprünglich in russischer Sprache verfassten Schrift gibt es nur eine sehr fehlerhafte deutsche

Uebersetzung, welche von Klaproth in seiner *Asia polyglotta* mit allen Fehlern wiedergegeben wurde.

Der in das oben erwähnte Reisewerk aufgenommene Katalog ist ein besonderer botanischer Katalog.

Hinsichtlich meines Vocabulariums sagt *H. de Charencey: La traduction en allemand, par Pfizmaïer, du manuel aïno-japonais, intitulé: Mosiwo-Gousa, nous a fait connaître les noms aïnos de bon nombre de plantes non indiquées dans l'ouvrage hollandais. Ce dernier se trouvait par là même ne plus répondre aux besoins de la science actuelle.*

Die in der Wörtersammlung Lapeyrouse vorkommenden Ainunamen für Pflanzen sind indessen nicht mehr als sechs an der Zahl.

Unter den in dem Verzeichnisse angeführten botanischen Namen sollen ungefähr sechzig, sowohl was das *Genus* als die *Species* betrifft, vollkommen gewiss sein. Bei vielen wird die *Species* als ungewiss betrachtet, während bei anderen in verschiedenen Quellen verschiedene botanische Namen angegeben werden. Unter den verzeichneten 304 Pflanzen erscheint bei 41 auch das *Genus* ungewiss.

Fast bei jedem Ainunamen ist das japanische Synonymum in Parenthese gesetzt. Ich muss jedoch bemerken, dass diese Synonyma, mit wenigen Ausnahmen, nicht von Vries oder einem Anderen beigefügt, sondern meinem Vocabularium, wo ich sie nach dem Mo-siwo-gusa gewöhnlich mit den Ainuwörtern brachte, entlehnt sind. *H. de Charencey* bringt nur nach Thunberg, von Siebold, Hoffmann und Schulz die wahren oder muthmasslichen für japanische Pflanzen aufgestellten botanischen Namen. In meinem Vocabularium erklärte ich sie durch deutsche oder sonst allgemein gebräuchliche Namen.

In der nachfolgenden Durchsicht berichtige ich die in dem Verzeichnisse entdeckten Irrthümer auf Grund eigener Forschungen sowie der sehr zuverlässigen Angaben Dobrotwórskí's, wobei ich zugleich die in meinem Vocabularium enthaltenen Ainunamen und japanischen Synonyma durch Vorsetzung der Anfangsbuchstaben meines Namens kennbar mache. Letzteres thue ich hauptsächlich in Rücksicht dessen, dass die hier besprochene Schrift vielleicht erst zwanzig Jahre nach Vollendung meiner Arbeiten über Ainu zu Stande gekommen und auch

die Entzifferung und Lesung der japanischen Zeichen damals nicht leicht einem Anderen möglich war.

Die zur Andeutung der benützten Quellen dienenden Abkürzungen bieten auf den ersten Blick nicht Klarheit genug. Ich ersetze sie daher durch folgende:

Vries, d. i. *Martin Gervais Vries* statt *M. V.*

Pfizm., d. i. *Pfizmaier* statt *PF.*

Daw., d. i. *Dawýdow* statt *KL.* (Klaproth). Die Ursache davon erhellt aus dem oben Angegebenen.

Pér., d. i. *La Pérouse* statt *PR.*

Sieb., d. i. v. Siebold statt *SD.*

Die mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind, bis auf die veränderten Abkürzungen und die Nennung meines Vocabulariums als Quelle, der Wortlaut der einzelnen Nummern.

Ainu-Flora.

A.

1. ‚(*Vries.*) *Abies bifida. Sunk. Sieb. Syung,* siehe *A. Yezoensis* (*Vries momi. Sieb.* übersetzt durch *Abies*)‘.

In meinem Vocabularium steht *sijunku* mit den japanischen Synonymen *kara-matsu* und *je-zo-matsu*, welche ‚chinesische Fichte‘ und ‚Fichte von Jezo‘ bedeuten, wofür ich jedoch einfach ‚Fichte‘ setzte. Dobrotwórski hat dafür *súku* ‚Tanne‘ und *súku-ni* ‚Tannenbaum‘ (ель). *Ni* ‚Baum‘. 樅 (*momi*) wird als ein Baum mit dem Laub der Fichte und dem Stamm der Pistazie beschrieben. *Sunk* und *Syung* scheint willkürliche Aussprache der Japaner zu sein.

2. ‚(*Sieb.*) *Abies homolepsis. Fup., fupp* (*Pfizm. aisa, toto. Vries. Yezo mats,* siehe *A. Yezoensis.*)‘

Die von mir aus dem Mosivo-gusa aufgenommenen Synonyma *aiso* und *toto* kommen als Namen von Bäumen in den Wörterbüchern nicht vor. Ich erklärte daher einfach: der Name eines Baumes.

3. ‚(*Sieb.*) *Abies leptolepis. Kùi. Pfizm. Gui* (*Kara mats*). *Vries* und *Pfizm.*, siehe *Larix, Pinus larix.*‘

Bei mir: *Gui* (jap. *kara-matsu*), ein Lärchenbaum. Bei Dobrotwórski *kui* ‚Lärchenbaum‘ (лиственница).

4. ‚*Abies Yezoensis. Vries. Fup.*, S. *A. homolepsis. Sieb. Sirobe*‘.

Das angeführte Ainuwort *sirobe* kommt nirgends sonst vor.

5. ‚(*Vries.*) *Acer saccharinum. To béni,* wörtl. *lactis aquae arbor.* (*Pfizm. Itaya. Vries. Kaide.*)‘

Itaya hat in Mosivo-gusa die Schreibung 板 屋 (*ita-ja*) ‚Bretterhaus‘. Es kommt als japanischer Name eines Baumes sonst nicht vor. *Kaide* bedeutet ‚Ahorn‘.

6. ‚(*Vries*) *Acer. Spec. Buch ni. Vries Futsi ni;* wörtl. *pharetrae arbor* (*Pfizm. Oho gasiva,* s. *Terebinthus indica*).

Bei mir: *Busi-ni* (jap. *wowo-gasiwa*) ‚eine Art Pistazienbaum‘. *Busi* oder *pus* ‚Köcher‘. Die Form *futsi ni* wurde nicht aufgefunden.

7. ‚(*Vries*) *Aconitum Kamschatkaicum. Syosino churk. Pfizm. Syonno churk*; wörtl. *sagittae venenum.* (*Udzu.*)‘

Bei mir: *Sijonno-sjuruku* (jap. *u-dzu*), eine Art Eisenhut. *Syosino* wurde nirgends gefunden. *Churk* ist *sijuruku* ‚Eisenhut‘, auch ‚Gift‘. Bei Dobr. *súruku.*

8. ‚(*Vries*) *Aconitum sinense. Séta churk*; wörtl. *canis venenum.* (*Pfizm. busi. Vries. Tori Kabuto*).‘

Bei mir: *Seta-sjuruku* (jap. *bu-si*), Eisenhut. *U-dzu, bu-si* und *tori-kabuto* sind japanische Synonyma.

9. ‚(*Vries*) *Aconitum tenuifolium. Pon churk*; wörtl. *parvum venenum. Pon-súruku* ‚kleiner Eisenhut‘.

10. *Adonis sibirica. Kunau, Kumaubo. Vries Kumaubé* (*Pfizm. Fuk zyn sô*)‘.

Bei mir: *Kuna-u* und *Kuma-ubo* (beides jap. *fuku-ziû-sò*) der Name einer Pflanze. Das japanische Wort wird 福 壽 草 (*fuku-ziû-só*) ‚Pflanze des Segens und der Langjährigkeit‘ geschrieben.

11. ‚*Aesculus turbinata? Beroni* (*Tots, tots no ki. Vries Nara?* S. *Quercus.*)‘

Bei mir: *Bero-ni* (jap. *totsi*), der Name eines Baumes. Der Baum ist jedoch 橡 (*totsi*) ‚Esche‘. Richtig ist daher *totsi* ‚Esche‘ und *totsi-no ki* ‚Eschenbaum‘ zu lesen. Der Baum 楢 (*nara*) soll Aehnlichkeit mit dem Eichbaum haben.

12. ‚(*Vries*) *Agaricus.* Species ungewiss. Auf dem Baume *Larix leptost.* Wachsende Esswaare. *Vries: Éburiko.* Klaproth: *Téburiko.*‘

Liess sich nicht erklären. Der Pilz wird sonst *karùś* genannt. *Ipere-ko* würde heissen: nährendes Mehl.

13. ,(*Vries*) *Airoclytrum japonicum. Ikidara?* (*Sasa kusa*). S. *Arundinaria.*'

Bei mir: *Ikidara* (jap. *sasa*), ,junge (essbare) Bambusblätter.'

14. ,(*Vries*) *Alga.* Species ungewiss. *Ikke konfu*; wörtl. *Fucus muscosus, dorsi fucus*; von dem japanischen *Konfù* oder *Kombu, fucus* (*Wakamé*)'.

Ikke-u oder *ikki* ,das Rückgrat'. 昆 布 (*kon-bu*) ,Seegras, *fucus* (jap. Wort). *Waka-me* ,das Hornblatt' (jap. Wort). Das Ainuwort für ,Moos' ist *síntruš.*

15. ,*Allium cepe. Kina chu*; *Chu kina*; wörtl. *flava herba* (*Nira*).'

Bei mir: *Kina siju* (jap. *nira*), eine Zwiebel. Von *kinà* ,Pflanze' und *si-u* ,gelb'. Daher: Pflanzengelb. *Siju-kina* kommt bei mir nicht vor. Bei Dobr. findet sich: *Si-u-kinà* ,eine für Menschen giftige Pflanze'.

16. ,(*Vries*) *Allium sativum. Ninnik* (*Fuksa*).'

Nin-niku ,Knoblauch' ist ein japanisches Wort. *Fuksa* nicht zu erklären.

17. ,(*Vries*) *Allium uliginosum. Héroni,* S. *Quercus* (*Nira*).

Firu (hiru) ,Knoblauch', ein japanisches Wort, welches gleich dem obigen *nin-niku* durch das Zeichen 蒜 ausgedrückt wird. Ihm entspricht das hier gesetzte Ainuwort *heroni*, in welchem vielleicht *ni* ,Baum' angehängt sein könnte. Auf *Quercus* (*nira*, richtig *nara*) wird mit Unrecht hingewiesen, weil das Wort von *beroni* (Nr. 11) verschieden ist.

18. *Allium.* Species ungewiss? (*Daw. kido*).

Bei Daw. *kido* ,Bärenknoblauch'. Bei Dobr. *kitò* ,Bärenknoblauch' (черемша).

19. ,*Allium* Species ungewiss. *Membiro,* von dem jap. *Mébir.*'

Bei mir: *Membiro* ,Knoblauch'. Von dem jap. *me-biru.*

20. ,(*Vries*) *Alnus (genus). Kéné (Fan nò ki).*'

Bei mir: *Kene* (jap. *fan-no ki*), der Name eines Baumes. Das jap. Synonynum wird (木 + 豈) *fan-no-ki* geschrieben und ist die Erle *(alnus japonica).*

21. ,(*Vries*) *Alnus incana. Nitats Kéné;* wörtl. *capuli arbor (Fan no ki).*'

Bei mir: *Nitakkene* (jap. *fan-no ki)*, der Name eines Baumes. Also als gleichbedeutend mit *kene* ,Erle' bezeichnet. *Nitats* wurde für sich allein oder in der Bedeutung ,Handhabe' nicht gefunden. Doch steht bei mir *nitsu* ,Griff, Handhabe'.

22. ,*(Vries) Alnus japonica.* *Yanyan kéné;* wörtl. *levis alnus (Fan no ki)*.'

Bei mir: *Yayan-kene* (jap. *fan-no ki)*, der Name eines Baumes. Also ebenfalls ,Erle'. *Yayan* (jap. *karusi)*, leicht von Gewicht.

23. ,*(Vries) Amelanchier?* (Mispelbaum.) *Imotsits. (Yama nasi)*, S. *Pyrus*.'

Bei mir: *Imotsi-imotsi* (jap. erklärt *yama-nasi-no gotoku)*, eine Art Holzbirnen.

24. ,*(Vries) Anacyclus?* Species ungewiss. *Ota nésik;* wörtl. *arenarum juglans*.'

Ota ,Sand'. *Nesiko* ,ein Wallnussbaum'.

25. ,*Andromeda. (Azemi, V. Carduus)*.'

Der Ainuname nicht angegeben. Bei mir *u-ei-muni* (jap. *azami)* ,eine Distel'.

26. ,*(Vries) Andropogon?* Species ungewiss. *Nino (Kase gousa)*'.

Der Ainuname nicht zu ermitteln, ebensowenig das Synonymum *kase-gusa*. Jedoch findet sich *kasa-kusa* als Name einer Pflanze, welche auch *suzu-kusa* ,Schellenpflanze' genannt wird.

27. ,*Anemone altaica. Ubéu (Toki)*'.

Bei mir: *Ube-u* (jap. *tò-ki)*, der Name einer Pflanze. *Tò-ki* wird 當 歸 *(tò-ki)* geschrieben und ist der Name einer Pflanze, welche auch *jama-zeri* ,wilde Petersilie' genannt wird.

28. ,*(Vries) Anemone.* Species ungewiss. *Futabéra;* wörtl. *operculae cochlear*'.

Das Ainuwort richtiger *putà-perà* auszusprechen. Es kommt jedoch als Pflanzenname sonst nicht vor.

29. ,*(Vries) Anemone.* Species ungewiss. *Mokkarbé;* wörtl. *tubae res*.'

Der Ainuname sonst nicht vorgekommen. In dem Index: *Mukkarbé*. Was die Uebersetzung *tubae res* anbelangt, so findet sich bei mir *mukkuri* (jap. *kutsi-bi-wa*), eine Art Maultrommel.

30. ,*(Lapérouse) Angelica?* Species ungewiss. *Pechkoutou*, Dialect von Krafto. S. *Polygonum cuspidatum*.'

Bei Dobrotwórski: *péchkutu* ‚wilder Sauerampfer' (конскій щавель). Die Pflanze sei mehr als mannshoch.

31. ‚*(Vries) Anthistiria japonica. Um* s. *Lollium (karkaya).*'

Bei mir: *Umu* (jap. *inu-bi-je*), der Lolch.

32. ‚*Apium palustre. Itchari-bo;* wörtl. *qui agit intùs (Yab sirami, Ko syak). (Vries)* S. *Aralia edulis*'.

Bei mir: *Itscha-ri-bo* (jap. *jabu-sirami, ko-ziaku)*, der Name einer Pflanze, wilder Celeri oder Liebstöckel. Abgeleitet von *itscha-ri* (jap. *saru*) ein Tragkorb. Von *itscha,* innerhalb.

Bei Dobrotwórski *ičári* oder *itčári,* ein Sieb (рѣшето).

33. ‚*(Lapérouse) Apium?* Species ungewiss. *Tsiboko.*'

Bei Lapérouse: *Tsiboko, ache ou céléri sauvage.*

Bei Dobrotwórski *Čípoku,* eine essbare Pflanze (съдобная трава). Synonymum: *chúre kinà* ‚die rothe Pflanze'.

34. ‚*(Vries) Apocynum venetum, Baskuro muni;* wörtl. *corvi planta*'.

Baskuro-muni ‚Rabenpflanze' ist bei mir nicht verzeichnet.

35. ‚*Aralia edulis. Itchari kina;* wörtl. *herba quae intus agit. (Vries) Itcharibo,* S. *Apium palustre (udo, ko zyak)*'.

Bei mir: *Tsima-kina* (jap. *u-do*), Liebstöckel.

36. ‚*(Vries) Aralia edulis* (die Wurzel). *Tsima kina* (*udo*). *Vries* S. *Heracleum*'.

Bei Dobrotwórski: *Tsimákina* oder *čimákina,* eine gewisse essbare Pflanze. Wenn man aber viel von ihr isst, so erbricht man sich.

37. ‚*(Vries) Aralia pentaphylla. Horokayosi (Ukogi)*'.

In dem Index: *Horokayusi.* Bei mir nicht verzeichnet. *U-ko-gi,* jap. der Name einer unbekannten Pflanze.

38. ‚*Aralia.* Species ungewiss. *Séva (Udo)*'.

Bei mir: *Sewa* (jap. *u-do),* Liebstöckel.

Bei Dobrotwórski: *Sewà-ni,* ein hohler Baum (дуплистое дерево).

39. ‚*(Vries) Archemora?* Species ungewiss. *Ota kina;* wörtl. *arenae herba*'.

Otà kinà, Sandpflanze.

Bei Dobrotwórski: *Otà-kinà* oder *otà-kinahè,* eine den Erbsen ähnliche Pflanze. Sie wird zu Umschlägen auf Wunden gebraucht.

40. ‚*(Vries) Arisaema japonicum. Ura-ura. Vries. Rau-rau (Ten nan syo)*'.

Bei mir: *Ura-ura* (jap. *ten-nan-siò*), der Name einer Pflanze. 天南星 (*ten-nan-sio*), *arum triphyllum*, Drachenvurzel.

41. ‚*Artemisia (genus). Méya. Vries.* S. *Nelumbium*'.

Bei mir: *Meya* (jap. *yomogi),* Beifuss.

‚Species: *Noya (Yomogi*)'.

Bei Dobrotwórski: *Kamurusà,* eine Art Beifuss. Syn. *nojà.*

42. ‚*Artemisia capillaris. Retar noya.* Wörtl. *alba artemisia (Kavara yomogi)*'.

Bei mir: *Retaru-noya* (jap. *kawara-yomogi),* Wermuth.

43. ‚*Artemisia.* Species ungewiss. *Tsikorbé (Yomogi)*'.

Bei mir: *Tsikuru-be* (jap. *yomogi),* Beifuss.

44. ‚*(Vries) Artemisia.* Species ungewiss. *Kamoi noya.* Wörtl. *domina artemisia (siro yomogi)*'.

Kamoi-noja, Götterbeifuss. *Siro-jomogi*, weisser Beifuss, weisser Wermuth.

45. ‚*(Vries) Arundinaria japonica. Korbé;* wörtl. *hominis res (Také)*'.

Korbe findet sich als Pflanzenname nirgends verzeichnet. *Koru-be,* Besitz, Eigenthum. *Take,* jap. Bambus.

46. *Arundinaria japonica;* die Blätter? *Ikidara. Vries* S. *Phyllostachys* und *Airoclytrum; Futtak, furach (sasa)*'.

Bei mir: *Ikidara* (jap. *sasa),* junge Bambusblätter. *Futtaku* oder *furasi* (jap. *sasa),* junge Bambusblätter.

47. ‚*Arundinaria japonica*; der Stengel? *Top, topp (Také)*'.

Bei mir: *topp top* (jap. *take),* das Bambusrohr.

48. ‚*(Vries) Arundo nifida. Chukki*'.

Bei Dobrotwórski: *Súchki,* grosses ausgewachsenes Riedgras (осока). Das kleine noch grüne heisst *tokóki* oder *ki.*

49. ‚*Arundo.* Species ungewiss *Chariki (Yosi)*'.

Bei mir: *Schari-ki* (jap. *josi),* Riedgras.

50. ‚*Aster.* Species ungewiss. *Chamono;* wörtl. *(Magnus) sicut homo (No kik, No gik)*'.

Bei mir: *Schamo-no*, der Name einer der chinesischen Sternblume *(no-giku)* ähnlichen Pflanze. *No-giku,* die wilde Goldblume.

B.

51. ‚*(Vries) Betula.* Species ungewiss. *Beïtats (Kaba)*'.

Bei mir: *Bei-tats* (jap. *kaba),* der Name eines Baumes.

樺 *(Kaba)* ist eine Art Kirschbaum, der nur Blüthen trägt.

52. ‚*(Vries) Betula.* Species ungewiss. Pfizm. *Si itatsu. Vries. Si tatsu*; wörtl. *Magna arbor (Kaba)*'.

Bei mir: *Si-i-tatsu* (jap. *kaba*). eine Birke.

Bei Dawýdow: ‚die Birke *karimbanii*'.

Bei mir: *Karimba-ni* (jap. *sakura*), ein Kirschbaum. Wörtl. Doppelpfeilbaum. Von *karimba* (jap. *kasane-ja*), Doppelpfeil.

Im Japanischen wird das Ainuwort für ‚Birke' durch Wörter, welche ‚Kirschbaum' bedeuten, erklärt. *Si-i-tatsu* wörtl. grosse Birke.

Bei Dobrotwórski: *Sitáchni*, die schwarze Birke *(betula daurica)*.

53. ‚*Betula.* Species ungewiss. *Tats, Tats ni (Kaba)*'.

Bei mir: *Tats* und *Tatsu-ni* (jap. *kaba*), der Name eines Baumes. Richtig *tats* ‚Birke', *tats-ni* ‚Birkenbaum'.

Bei Dobrotwórski: *Táchni*, die weisse Birke (береза бѣлая). Davon *táchni-wakka* oder *táchni-to-pe*, Birkensaft.

54. ‚*Betula.* Species ungewiss. *Ats, Atsni (Vo fio)*. S. *Broussonetia*'.

Bei mir: *Atsu*, *ats* (jap. *wo-fiò-kawa*), Birkenbast. *Atsu-ni* (jap. *wo-fiò*), eine Birke.

O-fiò und *sina* wird in der gemeinen Sprache des nördlichen Japan der Papierbaum *(kadzi* oder *kòzo)* genannt.

55. ‚*Betula.* Species ungewiss. *Ki érupp né; Ki érupp-néri (Asada)*'.

Bei mir: *Ki-erupp-ne* und *ki-erupp-ne-ri* (jap. *asada*), der Name eines Baumes.

56. ‚*Betula.* Species ungewiss. *Seï Kabara; Seï Kabarka (Asada)*'.

Bei mir: *Schei-kabara* und *schei-kabaru-ka* (jap. *asada*), der Name eines Baumes.

57. ‚*Boletus igniarius.* Species ungewiss. Esswaare von einer Eichenart *(Korma)*'.

Korma, in dem Index *kurma*, soll ein Ainuwort sein, wurde jedoch nirgends aufgefunden. Es dürfte statt *kappara* oder *karusi* ‚Schwamm' gesetzt sein.

58. ‚*(Vries) Broussonetia?* Species ungewiss. *Ats ni*, S. *Betula*'.

Das obige *Atsu-ni*, Birke.

59. ,*Buergeria stellata. Maukuch ni (Ko bùts; Gyok ran)* Pfizm. S. *Magnolia; Wistaria japonica*'.

Bei mir: *Ma-ukusi-ni* (jap. *ko-busi, gioku-ran),* der Name einer Pflanze, eine Art Magnolia.

C.

60. ,*(Vries) Cacalia delfinifolia. Ihàn Zami (Momitsi haguma)*'.

Das Ainuwort *ihàn zami* wurde nirgends aufgefunden. *Momidzi* ,rothe Blätter'. *Faguma,* der Name einer Gebirgspflanze.

61. ,*(Vries) Cacalia hastata? Komulisô?*'

Das Ainuwort *komulisô* wurde nicht aufgefunden. Vielleicht japanisch so viel als *kòmuri-sô* ,Mützenpflanze'.

62. ,*(Vries) Calamagrostis?* Species ungewiss. *Muri* (Mundart von Krafto). S. *Cerealia*'.

Bei mir: *Muri* (jap. *fama-bata-no mugi-no gotoku yone),* eine Art Reis, gleich dem Meeruferweizen *(fama-bata-no mugi).*

63. ,*(Vries) Calendula officinalis. Ura yéné Kina (Kin sen Kwa)*'.

Bei Dobrotwórski: *Uráinekina,* eine heilkräftige Pflanze. Sie ist essbar, aber man isst sie wenig.

Kin-sen-kua (die Blume der goldenen Schale), *Calendula officinalis.* Syn. *o-guruma.*

64. ,*Campanula.* Species ungewiss. *Muké kach. (Vries) Ki keo.* Pfizm. *Arino firagi*'.

Bei mir: *Muke-kasi* (jap. *ari-no firagi,* richtig *ari-no fifuki),* eine blaue Glockenblume *(campanula glauca).* Syn. *ki-kiò.*

65. ,*(Vries) Camphora officinarum. Tsura or (Kosuno ki)* S. *Pachyrrhiza*'.

Das Ainuwort *tsura or* ist nirgends vorgekommen.

Kusu-no ki, jap. der Kampherbaum.

66. ,*Thunberg. Cannabis ma. Untcha Kina.* S. *Graminea*'.

Bei mir: *Untscha-kina* (jap. *ma-komo),*der Name einer getreideartigen Pflanze.

67. ,*Cannabis satira. Asakara,* von dem jap. *Asagara,* Hanfstengel, oder nach Hoffm. *Pterostyrax Corymbosum (Asa)*'.

Bei mir: *Asa-kara* (jap. *asa*) Hanf. Von dem jap. *asagara,* Hanfstengel.

68. ‚*Thunberg. Carduus acaulis. Wei Muni (Azami). S. Andromeda*‘.

Bei mir: *U-e-i-muni* (jap. *azami*), eine Distel.

69. ‚*Carex caespitosa. Imakottuts (Sugé)*‘.

Bei mir: *Imakkotuts* (jap. *suge*), eine Art Riedgras.

70. ‚(*Vries*) *Carex variegata. Firachné Kina (Sugé)*‘.

Bei mir: *Firasi-ne-kina* (jap. *suge*), eine Art Riedgras.

71. ‚*Carex*. Species ungewiss. *Chariki* (*Yosi*). S. *Arundo*‘.

Bei mir: *Schari-ki* (jap. *yosi*), Riedgras.

72. ‚(*Vries*) *Carex*. Species ungewiss. *Irrap* (*Tsimo*)‘.

Ein Ainuwort *irrap* konnte von mir nicht aufgefunden werden. Einige Aehnlichkeit hat das bei Dobrotwórski vorkommende *irúpe* oder *erùf*, eine essbare, dem wilden Sauerampfer ähnliche Pflanze.

知 母 (*Tsi-mo*) ist eine dem Calmus ähnliche Gebirgspflanze.

73. ‚*Thunberg. Carthamus tinctorius. Kuttsi (Ni Kio; Ko Kwa). S. Spiraea callosa*‘.

Bei mir: *Kuttsi* (jap. *ko-kwa, ni-kiò*), der Name einer Pflanze.

74. ‚*Castanea vesca. Yam (Kiri)*‘.

Bei mir: *Yam* (jap. *kuri*), ein Kastanienbaum. Das obige *kiri* ist unrichtig.

75. ‚(*Vries*) *Catalpa? Ayuch; Ni;* wörtl. *Sagittas possidens arbor (ob formam fructuum). Siné (Yama Kiri)*‘.

Bei mir *Ajusi-ni* (jap. *jama-kiri*), der Name eines Baumes. *Ajusi* ist als Zusammenziehung von *ai-usi* ‚zu dem Pfeile gehörend‘ zu betrachten.

Siné als Ainuwort für *jama-kiri* ‚wilder Stinkbaum‘ (*sterculia*) ist mir nicht vorgekommen.

76. ‚*Cercidiphyllum japonicum. Ran Ko (Katsura no ki)*‘.

Bei mir: *Ranko* (jap. *katsura-no ki*), ein Zimmtbaum.

77. ‚*Cerealia, Oryza. Kami tats. Vries, S. Gentiana. Kéma Kochné Kam,* wörtl. *Caro quae levem facit sanguinem. S. Oryza. Muri. Vries. S. Calamagrostis, Tsimo Komo Kippé*‘.

Bei mir: *Kamitatsi,* Reis, auch Getreide.

Bei mir: *Kema-koschine-kam* (jap. *kome*), der Reis, das Getreide. Wörtl.: das leichtfüssige Fleisch.

Bei mir: *Muri,* eine Art Reis.

Bei mir: *Tsimokumo-kippi*, der Name einer Getreideart. *Kippi* (jap. *kibi*), Roggen.

78. ‚*Chenopodium album, vel rubrum. Chiruch Kina* (*Akasa*)‘.

Aka-za, jap. *Chenopodium album.*

Chiruch Kina in Verbindung wurde von mir nicht aufgefunden. Es könnte entweder für *sirùś-kina* ‚Schimmelpflanze‘ oder für *síntuś-kinà* ‚Moospflanze‘ stehen.

Bei Dobrotwórski: *Sirùś*, Schimmel, Kahm (плѣсень).

Bei Dawýdow: Das Moos *schinrusch.*

Bei Dobrotwórski: *Síntuś* (*síntruś*), das Moos (auf Bäumen oder zum Bau der Häuser).

79. ‚(*Vries*) *Cicuta.* Species ungewiss. *Kamoï tésîna*‘.

Das Ainuwort für *Cicuta* ist mir bisher nicht vorgekommen.

80. ‚*Cissus.* Species ungewiss. *Bungara, Bungari. Vries. Fungara.* (*Vries. Tsuta. Pfizm. Tsuta mono*)‘.

Bei mir: *Bungari* und *Bungara* (jap. *tsuta-mono*), das Geschlecht der epheuartigen Pflanzen.

81. ‚*Cissus.* Species ungewiss. *Aha, iha.* (Pfizm. Dem *Cissus Thunbergii* nahestehende und der Erbse ähnliche Species‘.

Bei mir: *Aha* und *Iha*, der Name einer epheuartigen, der Erbse ähnlichen Pflanze (*tsuta-mono-nite mame-no gotoku*).

82. ‚(*Vries*) *Cochlearia.* Species ungewiss. *Tsi, Kisé séri.* S. *Raphanus sativus*‘.

Bei mir: *Tsi* (jap. *wasabi*), der Meerrettig. *Kise-seri* (jap. *wasabi*), der Meerrettig.

83. ‚(*Vries*) *Convallaria majalis. Séta Kito* (*Kimikakesô*)‘.

Seta-kito, wörtlich: Hundeknoblauch.

Bei Dobrotwórski: *Kitò*, Bärenknoblauch, Waldknoblauch (черемша).

Das jap. *kimikakesô* ist mir nicht vorgekommen.

84. ‚*Thunberg. Convolvulus edulis.* S. *Dioscorea*‘.

Das Ainuwort nicht angegeben. *Dioscorea* ist die lange Kartoffel (*naga-imo*).

85. ‚(*Vries*) *Cornus albus. Ukanni, Tokorochni?* (*Midzgi*)‘.

Bei mir: *Ukkanni* und *tokorosi-ni* (jap. *midzuki*), der Name eines Baumes.

86. ‚(*Vries*) *Cornus Canadensis. Kakka* (*Gôzen, tats bano*)‘.

Weder das Ainuwort, noch die japanischen Synonyma wurden von mir aufgefunden.

87. ‚(*Vries*) *Corydalis*. Species ungewiss. *Toma* (*Vries. Yezo yen gô sak*. Pfizm. *Zen-bu*)‘.

Bei mir: *Toma* (jap. *zen-bu*), der Name einer Pflanze.

Yen-go-saku, caltha palustris?

Bei Dobrotwórskí: *Tomà*, die essbare zwiebelartige Wurzel der Pflanze *tomarà* (*tomatrà*). Die Lilienzwiebel (сарана), in welcher diese Wurzel besteht, ist aufgereihten Bernsteinperlen ähnlich.

Tomarà (*tomatrà*), eine Frühlingsblume mit zwiebelartiger Wurzel. Die blaue Blüthe allein heisst *itópentra*.

88. ‚(*Vries*) *Corylus americana. Ohoba* (*Hosi-bami*)‘.

Das Ainuwort und das japanische Synonymum sind nicht mit Gewissheit zu bestimmen.

89. ‚(*Vries*) *Crinum maritimum. Imaki bar*. S. *Lillium callosum* (*Yama-Yuri*)‘.

Bei mir: *Imaki-baru* (jap. *fama-yuri* und *fime-yuri*), der Name einer der Lilie ähnlichen Pflanze. Wörtlich: der gezähnte Mund.

90. ‚*Cryptomeria japonica. Rabuch ni* (jap. *Tsugi ki*)‘.

Bei mir: *Rabuschi-ni* (jap. *tsugi-ki*), der Name eines Baumes.

91. ‚*Cympedium virescens. Imats matts* (*Yama ran*. Var. *Fara ran*)‘.

Der Ainuname nicht vorgekommen und nicht zu erklären. In dem Index: *Faru ran* statt *Fara ran*.

92. ‚(*Vries*) *Cypripedium macranthon. Séta nokì*; wörtl. *Canis colea*‘.

Das Wort bei mir nicht verzeichnet. Aus *seta* ‚Hund‘ und *noki* ‚Ei‘ zusammengesetzt.

D.

93. ‚(*Vries*) *Dioscorea opposita* (die Wurzel). *Kosa, tsyurip, onkotsu-ibé* (*Naga-imo*)‘.

Bei mir: *Kosa* (jap. *naga-imo*) eine lange Art Yamwurzeln, auch unter den Namen der unerklärten Pflanzen.

Bei mir: *Tsi-urip* (jap. *naga-imo*), eine lange Art Yamwurzeln.

E.

94. ‚(*Vries*) *Eleagnus?* Species ungewiss. *Syu simau* (*Gumi*)‘.

Der Ainuname nicht vorgekommen. Ungewiss, ob *siù-si-ma-u,* wörtl.: gelbe grosse Rose. *Gu-mi* (jap.) Oleaster.

95. (*Vries*). *Eleusine coracana vel indica. Aira syayam, Biyaba (Fiyé).* S. *Polygonum fagopyrum.*

Bei mir: *Airasi-amamu* (jap. *fije),* Buchweizen. Mit *amamu* (jap. *kome)* ‚Reis‘ zusammengesetzt.

Bei mir: *Biya-ba* (jap. *fije)* Buchweizen.

96. ‚(*Klapr.*) *Empetrum.* Species ungewiss. *Itchku mùma* (kamtschadalische Mundart)‘.

In dem Index: *mumo* statt *mùma.* Bei Klapr. *Empetrum,* Apenbeere. Der Ainuname nicht zu erklären, wenn nicht etwa durch die jap. Zusammensetzung: *Idziku momo* (Feigenpfirsich).

97. ‚*Equisetum.* Species ungewiss. *Tchup-Tchup. Vries. Tchip-Tchip. (To Kusa)*‘.

Bei mir: *Tschup-tschup* (jap. *to-kusa),* der Name einer Pflanze, eine Art *Equisetum.*

98. ‚(*Vries*) *Erianthus.* Species ungewiss. *Um.* S. *Anthistiria Lollium (Kaya?)*‘.

Bei mir: *Umu* (jap. *inu-bi-je),* der Lolch.

Kaya, langes Gras.

99. ‚(*Vries*) *Euphorbia latyris. Ikakka (Kan sui).* S. *Glycirrhiza*‘.

Bei mir: *Ikakka,* der Name einer dem Süssholze *(ama-ki)* ähnlichen Pflanze mit rother Frucht.

Kan-zui (jap.) die süsse Pflanzenfrucht.

100. ‚*Thunb. Evonymus japonicus vel Europaeus. Konké ni (Mayumi)*‘.

Bei mir: *Konke-ni* (jap. *mayumi),* der Name eines Baumes.

Bei Dobrotwórskí: *Kónkeni,* das Geissblatt, Beinholz, (жимолость). Ein Strauch, dessen Holz zur Verfertigung von Bogen dient.

Mayumi (jap.), der Spindelbaum.

101. ‚*Evonymus japonicus. Vries. Macha (Masaki)* jap. Wort‘.

Bei mir: *Mascha* (jap. *masa-ki*), der Name eines Baumes, eine Art *Ligustrum.*

102. *,(Vries) Evonymus Sieboldianus. Ukepp;* wörtl. *Ligneae cochlearis arbor (Mayumi)'.*

Bei mir: *Ukep-ni* (jap. *mayumi),* der Name eines Baumes. Mit *ukep* (jap. *siaku-si)* ,ein hölzerner Löffel' zusammengesetzt.

103. *,(Vries) Evonymus subtriflorus. Kachup ni;* wörtl. *Cochlearis arbor (Mayumi)'.*

Bei mir: *Kaschiup-ni* (jap. *mayumi),* der Name eines Baumes. Mit *kaschiup* (jap. *siaku-si)* ,ein Löffel zum Wasserschöpfen' zusammengesetzt.

104. *,Evonymus.* Species ungewiss. *Vries. Bunko;* Pfizm. *Fungau (Vries). Mayumi;* Pfizm. der Name eines dem jap. *Mayumi* ähnlichen, jedoch grösseren Baumes. Es werden daraus Ueberschuhe verfertigt'.

Die Form *Bunko* kommt bei mir nicht vor.

F.

105. *,Fagus pumila. Pira ni (Buna, Buna no ki)'.*

Bei mir: *Pira-ni* (jap. *buna),* der Name eines Baumes.

106. *,(Vries) Filix. Toha, Tsep ma kina.* S. *Pteris'.*

Bei mir: *Toha* (jap. *warabi),* der Name einer Art Farnkraut.

Bei mir: *Tsep-ma-kina* (jap. *warabi),* eine Art Farnkraut. Mit *tsep* ,Fisch' zusammengesetzt.

107. *,Fimbristylis aestivalis (Amané).* S. *Gagea'.*

Die Pflanze *tsikapp toma,* eine Frühlingspflanze mit zwiebelartiger Wurzel (jap. *ama-ne).*

108. *,(Vries) Fragraria indica. Bunki kama furepp (Fébi itsigo)'.*

Bei mir: *Bunki-ka-ma furepp* (jap. *febi-itsigo),* eine Erdbeere oder Erdbeeren. *Febi-itsigo,* wörtl.: Schlangenerdbeere.

109. *,Fragraria vesca. Imaré furepp.* Wörtl. *Fructus dendibus utilis (Itsigo)'.*

Bei mir: *Ima-re-furepp* (jap. *itsigo),* eine Erdbeere. Von *ima,* Zahn. Wörtl.: die gezähnte Beere.

110. *,Fritillaria kamschaktaïca. Arérakor, Har, Chirakor (Kuro yuri). Vries.* S. *Sarana'.*

Bei mir: *Are-ra-koru* (jap. *kuro-yuri),* der Name einer lilienartigen Pflanze von schwarzer Farbe. Dieselbe Erklärung haben bei mir *haru* und *schira-koru.*

Kuro-yuri, jap. die schwarze Lilie.

111. ‚*(Vries) Fucus.* Species ungewiss. *Komfu,* von dem jap. *Kombû*'.

Kon-bu, jap. essbares Seegras.

112. ‚*Fungus.* Species ungewiss. *Kappara (Také)*'.

Bei mir: *Kappara* (jap. *take),* ein Schwamm, ein Pilz.

113. ‚*Fungus.* Species ungewiss. *Karsi (Také)*'.

Bei mir: *Karusi* (jap. *take),* ein Schwamm, ein Pilz.

114. ‚*(Vries) Fungus.* Species ungewiss. *Yuku karsi;* wörtl. *Cervi agaricus (Maï také)*'.

Yuku-karusi bei mir nicht verzeichnet. Mit *yûku* ‚Hirsch' zusammengesetzt.

Mai-take, jap. ‚tanzender Pilz' bei mir ebenfalls nicht verzeichnet.

G.

115. ‚*(Vries) Gagea lutea. Tsikapp toma? (Amana, Amane)* S. *Fimbristilis aestivalis*'.

Tsikapp-toma, wörtl. Vogelzwiebel. Bei mir nicht verzeichnet.

Ama-na, ama-ne (jap.), Name verschiedener Pflanzen.

116. ‚*(Vries) Gautiera yezoënsis. Kotokoni*'.

Kotokoni ist bei mir nicht verzeichnet.

Bei Dobrotwórski: *Kótoko,* ein Dreifuss (таганъ). Japanisches Wort.

Das zu Grunde liegende japanische Wort ist 五徳 *(go-toku)* ‚Dreifuss, dreifüssiger Kessel'. Hierzu das Ainuwort *Ni* ‚Baum' angehängt, bedeutete daher *kótoko-ni* wörtl. Dreifussbaum.

117. ‚*(Vries) Gentiana?* Species ungewiss. *Kamitats (Sasa Rin dô),* S. *Cerealia, Oryza*'.

Bei mir: *Kami-tatsi,* Reis, auch Getreide.

Sasa-rin-dò, jap. Enzian.

118. (Pfizm.) *Glycirrhiza?* Species ungewiss. Mit rothen Früchten. *Ikakka.* S. *Euphorbia.*

Bei mir: *Ikakka,* der Name einer dem Süssholze *(ama-ki)* ähnlichen Pflanze, mit rother Frucht.

119. ‚*Gongronema.* Species ungewiss. *Penup;* wörtl. *ex aqua nascens (Ikéma, Vries. Urostelma)*'.

Bei mir: *Penup* (jap. *ikema),* der Name einer Pflanze. Mit *pe* ‚Wasser' und *nu* ‚hervorbringen' zusammengesetzt.

Ikema (jap.), Mechoacana (weisse Rhabarber).

120. ‚*Gossypium herbaceum, Déba, Chenkaki (Ki wata, Wata no ki)*'.

Bei mir: *Deba* (jap. *ki-wata)*, eine Baumwollenpflanze, *gossypium herbaceum.*

Schenkaki, ebenso erklärt.

121. ‚*(Vries) Graminea?* Species ungewiss. *Isyo;* Pfizm. *Isyo kina;* wörtl. *usitata herba (Yama kusa)*'.

Bei mir: *Isio-kina,* der Name einer Pflanze, wörtl. die gewöhnliche Pflanze.

Jama-gusa, jap. der Name einer Pflanze, wörtl. die Bergpflanze.

122. ‚*(Vries) Graminea?* Species ungewiss. *Siki (Oni kaya)*'.

Bei mir: *Schi-kina* (jap. *gama),* eine Binse.

Oni-kaja, jap. die Dämonenbinse.

123. ‚*Graminea?* Species ungewiss. *Untscha*; Pfizm. *Untscha kina (Makomo; Thunb. Cannabis ma)*'.

Bei mir: *Untscha-kina* (jap. *ma-komo),* der Name einer getreideartigen Pflanze.

H.

124. ‚*(Klapr.) Helleborus.* Species ungewiss. *Tschukup* (kamtschadalische Mundart)'.

Dobrotwórskí verzeichnet: *Sukùp,* weisse Niesswurz (чемерица).

125. ‚*(Vries) Heracleum?* Species ungewiss. *Tsima.* S. *Aralia*'.

Bei mir: *Tsima-kina* (jap. *u-do),* Liebstöckel.

126. ‚*(Vries) Heracleum.* Species ungewiss. *Bit*'.

Bit, als Ainuname für eine Pflanze nicht aufzufinden.

127. ‚*(Vries) Hordeum vulgare.* Pfizm. *Menguro, (Vries). Menkuro (Mugi)*'.

Bei mir: *Menguro* (jap. *mugi),* der Weizen.

128. ‚*(Vries) Hydrangea acuminata. Kikin ni;* wörtl. *fricans arbor.* Pfizm. Eine der *Rottlera japonica* ähnliche Art mit Frucht. S. *Rottlera*'.

Bei mir: *Kikin-ni,* der Name eines dem japan. *Adzusa* ähnlichen Fruchtbaumes. Mit *kiki* (jap. *mi-wo kaku)* ‚sich kratzen' zusammengesetzt.

I.

129. ‚(Vries) *Ilex crispa. Yétô katoréni (Yama yadomé)*‘. Die Richtigkeit sowohl des Ainunamens als des japanischen Namens nicht zu bestimmen.

130. ‚(*Vries) Ilex integra. Lyamun*, wahrscheinlich für *rya muni*, wörtl. *planta procrastinatrix (motsi no ki)*‘.

Das Ainuwort aus *Rija* (jap. *tosi-wo suguru*), ‚die Jahre zurücklegen‘ und *muni* ‚Pflanze‘ zusammengesetzt.

Motsi-no ki, wörtl. Kuchenbaum.

131. ‚*Illicium*. Species ungewiss, mit rothen Früchten. *Uttoba kina*‘.

Bei mir: *Uttoba-kina*, der Name einer fruchttragenden Pflanze, ähnlich dem japanischen *sikimi*.

Sikimi (jap.), *Illicium anisatum?*

132. ‚(*Vries) Imperata pedicellata. Nupkauch*, wörtl. *agros possidens* (Pfizm. *Inu biyé*. S. *Lollium. Vries. Tsi gaya)*‘.

Bei mir: *Nupka-usch* (jap. *inu-bi-je)*, der Lolch. Mit *nupka* ‚Feld‘ zusammengesetzt.

Tsi-gaja, jap. Riedgras.

133. ‚*(Vries) Iris japonica. Bittoki*; *Chuvé (Syaka)*‘.

Bei mir: *Bittoki* (jap. *siaku)*, der Name einer Pflanze. *Siu-u-e* (jap. *siaku)*, der Name einer Pflanze.

134. ‚*(Vries) Iris Kaempferi. Sitau (Kaki tsubata)*‘.

Bei mir: *Schita-u* (jap. *kaki-tsubata)*, der Name einer Pflanze.

Kaki-tsubata (jap.), *Iris sibirica?*

J.

135. ‚*Juglans nigra. Nechko (Kurmi)*. — Die Frucht, *Énum, Énomi, Ninomi (Kurmi no mi)*‘.

Bei mir: *Nesiko* (jap. *kurumi)*, ein Wallnussbaum.

Bei mir: *Ninumu* (jap. *kurumi-no mi)*, eine Wallnuss. Auch *ninomi, enumu, enumi, enomi*.

136. ‚*Juncus effusus. Opké kina*; wörtl. *hastae herba (Ohoi)*‘.

Oho-wi, jap. die grosse Binse.

137. ‚*Juncus*. Species ungewiss. Pfizm. S. *Typha*‘.

Das Ainuwort ist *schi-kina* (jap. *gama)*, eine Binse. Wörtl. grosse Binse.

L.

138. ‚(*Vries*) *Lappa?* Species ungewiss. *Sik béchoro* (*Yama kobô*). S. *Phytolacca octandra*‘.

Unter den Namen der Fische, aber nicht der Pflanzen, wurde von mir gefunden: *Schiki-be-schioro*, der Name eines dem jap. *tsika* ähnlichen Fisches.

Jama-go-bò (jap.), die Bergklette oder wilde Klette.

139. ‚(*Vries*) *Lappa edulis. Séta Korokoni* (die Wurzel), wörtl. *canis nardosmia*. S. *Nardosmia* (*Kobô*, die Pflanze)‘.

Bei mir: *Koru-ko-ni* (jap. *fugi*), der Name einer Pflanze. Vorgesetzt *seta* ‚Hund‘.

Go-bò (jap.), die Klette.

140. ‚(*Vries*) *Larix europaea. Gui*. S. *Abies leptolepis, Pinus densiflora*‘.

Bei mir: *Gui* (jap. *kara-matsu*), ein Lärchenbaum.

141. ‚(*Vries*) *Laurinaea*. Species ungewiss. *Binni*, wahrscheinlich für *Binné ni*, wörtl. *masculus arbor* (*Tamo no ki*). *Thunb.* übersetzt *Tamo* durch *Laurus indica*‘.

Binne-ni wörtl. der männliche Baum. *Tamo* als Name eines Baumes, ist ein Wort der gemeinen jap. Sprache und in keinem Wörterbuche enthalten.

142. ‚(*Vries*) *Laurinaea*. Species ungewiss. *Tsikicha ni* (*Adza tama*)‘.

Bei mir: *Tsikischa-ni* (jap. *aka-tamo*), der Name eines Baumes.

Aka-tamo (jap.), rothe Lorbeerpflanze. *Adza tama* ist ein Druckfehler.

143. ‚(*Vries*) *Lespedeza*. Species ungewiss. Pfizm. *Singepf*. (*Vries*) *Sinkepf* (*fagi*). *Thunb. Lythrum salicaria*. S. *Lythrum*‘.

Bei mir: *Schingep* (jap. *fagi*), der Name einer Pflanze.

Fagi (jap.), der Weiderich (*Lythrum salicaria*).

144. ‚Pfizm. *Lichen*. Species ungewiss. *Nip kapû*, wörtl.: *arborum pellis*. (Hat Aehnlichkeit mit der Haut des *Boletus igniarius*)‘.

Bei mir: *Nip kapû*, eine dem Moose auf verfaulten Bäumen ähnliche Pflanze, eine Flechtenart. Von *nip* ‚Holz im Allgemeinen‘ und *kapû*, Haut, Rinde.

145. ‚*Ligularia Kaempferi. Oïnamats* (*Tsuva buki*)‘.

Bei mir: *O-inamatsu* (jap. *tsuwa-buki*), der Name einer Pflanze. *Tsuwa-buki* (jap.) *Ligularia*, Aschenkraut? Bei Kämpfer ist *tsuwa-buki* nicht zu finden.

146. ‚(*Vries*) *Ligusticum!* Species ungewiss. *Séta ubeu.* Wörtlich: *canis anemone*‘.

Bei mir: *Ube-u* (jap. *tò-ki*), der Name einer Pflanze. Gleichbedeutend mit *jama-zeri*, wilde Petersilie. Vorangesetzt *seta*, Hund.

147. ‚*Ligustrum obtusifolium. Ni rui*, wörtl.: *lignum crassum* (*Ima ki*)‘.

Bei mir: *Ni rui* (jap. *iwa-ki*), der Name eines Baumes. *Iwa-ki*, Felsenbaum.

Ni-rui, dick von Holz.

148. ‚*Lillium callosum. Ni yokaï; Imaki bar*, wörtlich: *bucca dentibus munita*, S. *Crinum maritimum; Thure, turep*, S. *Lillium pomponiacum.* (*Fimé yuri, Bata yuri, Yama yuri*)‘.

Bei mir: *Niyokai* (jap. *fime-yuri*), eine Lilie. *Fime-yuri*, eine rothe Lilienart (*lilium pomponium*).

Bei mir: *Ima-ki-baru* (jap. *fama-yuri, fime-yuri*), der Name einer der Lilie ähnlichen Pflanze. Wörtl.: der gezähnte Mund.

Fama-yuri, wörtl. die Meeruferlilie.

Ture wird bei mir nicht verzeichnet. *Turep* (jap. *fime-yuri*) der Name einer Lilienart.

Bei Dobrotwórskí: *Turèp*, eine Beere (ягода). Davon *turèp-kem*, Beerenblut (zum Färben gebrauchter Saft rother Beeren).

Bata yuri d. i. *fama-bata-yuri* ‚Meeruferlilie‘ für *fama-yuri* gesetzt.

149, ‚(*Vries*) *Lillium canadense. Imakiané*, wörtl.: *dens minuta* (*Kuruma yuri*)‘.

Bei mir: *Ima-ki-ane* (jap. *kuruma-yuri*), der Name einer der Lilie ähnlichen Pflanze. Wörtl.: dünnzähnig.

Kuruma-yuri (jap.), wörtl.: die Wagenlilie.

150. ‚(*Vries*) *Lillium partheneion?* (*Fimé yuri*), S. *Lillium callosum*‘.

Das Ainuwort ist *turep*, eine rothe Lilienart.

151. ‚(*Thunb.* oder *Sieb.?*) *Lillium pomponiacum? Turep;* (*Vries*) *Thurep.* (*Fime yuri*, S. *Lillium callosum;* (*Vries*) *Bata yuri*)‘.

Turep (jap. *fime-yuri*), eine rothe Lilienart.

152. ‚*Lillium.* Species ungewiss. *Binnéra.* (*Vries*). S. *Lillium canadense (Kuruma yuri)*‘.

Kuruma-yuri (jap.), die Wagenlilie.

Binne-ra, wörtlich: männliches Mark, männliche Röhre. Mit *binne* ‚männlich‘ und *ra* ‚Mark‘ zusammengesetzt.

Bei Dobrotwórski: *Ra*, das Mark (стержень) einer Pflanze, der Stengel oder die Röhre (стволъ) einer Pflanze. Dieses Wort werde dem Namen der Blüthe oder der Wurzel hinzugefügt.

153. ‚(*Vries*) *Linaria.* Species ungewiss. *Yukkatomabak* (*Yûkf, Cervus*)‘.

Das Ainuwort lässt sich mit keiner Gewissheit erklären. Es mag aus *yûku* ‚Hirsch‘, *ka* ‚Zwirn‘, *tomu* ‚Farbe‘, *bake* ‚Kopf‘ zusammengesetzt sein.

154. ‚Pfizm. *Lollium temulentum? Um (Inu biyé). Vries,* S. *Anthistria, Erianthus*‘.

Bei mir: *Umu* (jap. *inu-bi-je*), der Lolch.

155. ‚(*Vries*) *Lonicera nigra. Tonkayu (Biyôtambok),* S. *Xylosteum*‘.

Sowohl das Ainuwort als das japanische Wort sind mir nicht vorgekommen.

156. ‚*Luzula campestris. Vries. Riten muni,* wörtlich: *nitida planta (Suzuméno yuri)*‘.

Bei mir: *Riten-muni*, der Name einer dem Riedgras (*suge*, Binse) ähnlichen dünnen Pflanze. Mit *riten* ‚rein, lauter, klar‘ zusammengesetzt.

Suzume-no yuri (jap.) wörtl.: die Lilie des Sperlings.

157. ‚*Thunb. Lythrum salicaria.* S. *Lespedeza.*

Das Ainuwort ist *singep* ‚der Weiderich‘.

M.

158. ‚*Magnolia acuminata? Buch ni, Fuch ni,* wörtl.: *pharetrae arbor. (Oho gasiwa).* Pfizm. S. *Terebinthus indica? (Vries)* S. *Acer*‘.

Bei mir: *Busi-ni* (jap. *wowo-gasiwa*), eine Art Pistazienbaum. Mit *busi* (jap. *ja-bako*) ‚Köcher‘ zusammengesetzt.

159. ‚*(Vries) Magnolia hypoleuca. Ikayup ni,* wörtl.: *pharetrae arbor.* (Pfizm. *Oho gasiwa,* S. *Terebinthus indica; Vries. Hôno ki)*‘.

Bei mir: *Ikajup-ni* (jap. *wowo-gasiwa),* ein grosser Crotonbaum. Mit *ikajup* (jap. *ja-bako)* ‚Köcher' zusammengesetzt.

Fô-no ki ‚der Baum des rohen Stoffes' (jap.), der Name eines Baumes. Auch *fowo-gasiwa* ‚der Pistazienbaum des rohen Stoffes' genannt.

160. ‚*(Vries) Magnoliaca?* Species ungewiss. *Mau-kuch ni (Ko buts,* S. *Buergeria stellata; Gyôk ran)*'.

Bei mir: *Ma-ukusi-ni* (jap. *ko-busi, gioku-ran),* der Name einer Pflanze, einer Art Magnolia. Mit *ma-ukusi* (jap. *towôru)* ‚durchdringen' zusammengesetzt.

161. ‚*(Vries) Microptelea parviflora* oder *parvifolia. Opcha ni, Kine ni. (Niré; Sabita;* Pfizm., S. *Ulmus)*'.

Bei mir: *Opscha-ni* (jap. *nire, sabita),* eine Ulme. Syn. *ki-ne-ni.*

162. ‚*Millium?* Species ungewiss. *Riten Amam;* wörtlich: *nitida oryza (Mots ava)* S. *Panicum*'.

Bei mir: *Riten-amamu* (jap. *motsi-awa),* der Name einer Art Hirse.

Amamu (jap. *kome),* Reiss, Getreide überhaupt.

163. ‚*(Vries) Morus indica. Techma (Kuva)*'.

Bei mir: *Tesima-ni* (jap. *kuwa),* ein Maulbeerbaum. Mit *tesima* (jap. *kandziki)* ‚Stelzschuh' zusammengesetzt.

164. ‚*(Vries) Mulgedium?* Species ungewiss. *Vavahal* (Mundart von Krafto)'.

Dieses Ainuwort ist offenbar fehlerhaft und lässt sich nicht berichtigen.

165. ‚*(Vries) Muscus edulis.* Species ungewiss. *Ikké maï maï (Koké no mi)*'.

Bei mir: *Ikki-mai-mai* (jap. *koke-no mi),* eine Moosbeere. Wörtlich: Frucht des Mooses.

166. ‚*(Vries) Muscus.* Species ungewiss. *Furkama;* Pfizm. *Furkamaï (Koké)*'.

Bei mir: *Furukamai,* der Name einer ungenannten Pflanze.

167. ‚*Klapr. Muscus.* Species ungewiss. *Chinruch;* kamtschadalische Mundart, *Odop*'.

Bei Dawýdov: *Schinrusch,* das Moos.

Bei Dobrotwórski: *Síntuś (síntruś)* das Moos (auf Bäumen oder zum Bau der Häuser).

168. ‚*(Vries) Myosotis apula? ? Kavara kéna.* (Der Name vielleicht jap.)'.

Kawara-kena (jap.), der Name einer Pflanze *(prenanthes?)*.

169. ‚*(Vries) Myosotis*. Species ungewiss. *Kappara*, wahrscheinlich *kavara*, S. *Fungus*'.

Kappara (jap. *take)*, ein Schwamm, ein Pilz.

Kawara erinnert an das obige *Kawara-kena*.

N.

170. ‚*(Vries) Nardosmia japonica. Maka yo; Korkoni; Vries.* S. *Lappa edulis (Fugi; Fuki no tô)*'.

Bei mir: *Maka-yo* (jap. *fuki-no tô)*, der Name einer Pflanze.

Bei mir: *Koru-ko-ni* (jap. *fugi)*, der Name einer Pflanze.

171. ‚*(Vries) Nelumbium speciosum* (die Wurzel). *Méya*. S. *Artemisia (Hatsits)*'.

Meya ‚Wasserlilie' scheint in dem *Mo-siwo-gusa* mit *Noya* Beifuss' verwechselt worden zu sein, wozu das einander ähnliche *Kata-kana* von *me* und *no* Anlass gab.

Hatsisu (jap.), Wasserlilie.

Bei Dobrotwórski ist *Nojà* ein Synonymum von *kamurusà (kamutrusà)*, eine Art Beifuss (чернобыльникъ).

172. ‚*Nicotiana tabaccum. Tambako*, von dem jap. *Tabako*'.

Bei Dobrotwórski: *Támbaku*, Tabak.

173. ‚*(Vries) Nyphar japonicum. Kabato (Kava boné; kó boné)*'.

Bei mir: *Kabato* (jap. *kawa-bone)*, der Name einer Wasserpflanze.

Kawa-bone (jap.), die Seeblume *(nymphaea lutea)*. Syn. *kò-boni, kawa-na-gusa*.

O.

174. ‚*(Vries) Orchis*. Species ungewiss. *Likon kamuï kina*; wörtlich: *domini cervi herba*'.

Zu lesen: *Ri-kon-kamui-kina*, die Pflanze des verständigen Gottes.

Bei mir: *Rikon kamoi*, der Name eines einer Hirschkuh ähnlichen Thieres von der Grösse eines Hundes. Offenbar das jap. 利 根 *(ri-kon)* ‚verständig' zu Grunde liegend.

175. ‚*Oryza sativa. Amam, Fu amam, Bunma, Numi-Numippé, Kéma kochni Kam,* S. *Gentiana. (Kome)*'.

Bei mir: *Amamu* (jap. *kome)*, Reiss, auch Getreide überhaupt. Syn. *Amama, Fu-amamu, Bunma, Numi-numippe*.

Bei mir: *Kema-koschine-kam* (jap. *kome*), Reiss, auch Getreide. Wörtlich: das leichtfüssige Fleisch.

176. ‚*Oryza.* Species ungewiss. *Muri (Fama batano mugino gotoku yoné)*‘.

Bei mir: *Muri*, der Name einer dem Uferweizen *(fama-bata-no mugi)* ähnlichen Reissart.

P.

177. ‚*(Vries) Pachyrrhizus Thunbergianus. O-ïkara (Kudz kadzura;* Pfizm. übersetzt auch *Filasse).* S. *Camphora*‘.

Bei mir: *O-ikara* (jap. *kadzura)*, Flachs. *Kudzu* oder *kudzu-kadzura* (jap.), Flachs.

In dem *Mo-siwo-gusa* wurde die jap. Erklärung unrichtig gelesen. Es soll offenbar *kusu* ‚Kampherbaum‘ heissen.

178. ‚*Panicum italicum vel milliaceum. Kiten amam,* wörtlich: *furcae piscatoriae oryza; Mudjiro; Muri kunné,* wörtlich: *nitida oryza; Tsipské (Awa; [Vries] Kibi).* S. *Cerealia, Oryza*‘.

Bei mir: *Ki-te-na-amamu* (jap. *awa)*, Hirse. Wurde die Zusammensetzung mit *ki-te* (der Körper, eigentlich die Rinne des zum Fischfange bestimmten gabelförmigen Holzes) angenommen.

Bei Dobrotwórski: *Kitè*, eine eiserne Lanze mit eisernen Spitzen und einem Riemen. An diesen Gegenstand wird ein Aufsatz, eine lange Lanze *(tunà)* gebunden. Man fängt damit Seehunde und Seelöwen.

Bei mir: *Mudschiro* (jap. *awa)*, Hirse. Syn. *Muri-kunne, sipusi-ke.*

Kibi (jap.), Roggen.

179. ‚*(Vries) Peucedanum japonicum. Kenta poro (Bôfû)*‘.

Bei mir: *Kenta-poro*, der Name einer dem jap. *bô-fû*, der ‚Ufermalve‘ ähnlichen Pflanze.

180. ‚*(Vries) Peucedanum?* Species ungewiss. *Uraïbauch (Bô rû ni nite)*‘.

Bei mir: *U-rai-ba-usi*, der Name einer Pflanze, ähnlich dem jap. *bô-fû*, der ‚Ufermalve‘.

181. ‚*(Vries) Phaseolus mungo. Atski*, von dem jap. *Anthuki*‘.

Bei mir: *Antuki* (jap. *ko-mame)*, Bohnen. Von dem jap. *adzuki*, Bohnen. Verwechslung des Ainuwortes mit dem jap. Worte.

182. ‚*(Vries) Phyllostachys?* Species ungewiss. *Sasa (Iki tara).* S. *Arundinaria japonica,* deren Blätter‘.

Bei mir: *Ikidara* (jap. *sasa*), junge Bambusblätter. Verwechslung des Ainuwortes mit dem jap. Worte.

183. ‚*Phytolacca octandra. Séta korokoni,* wörtlich: *canis nardosmia (Yama go bu).* S. *Lappa*‘.

Koru-ko-ni (jap. *fuki*), *nardosmia japonica.*

184. ‚*Pinus densiflora. Kui (Aza mats).* S. *Abies leptolepis*‘.

Bei mir: *Gui* (jap. *kara-matsu*), ein Lärchenbaum.

Aka-matsu (jap.), die rothe Fichte.

185. ‚*Pinus larix.* S. *Larix europaea. (Vries) Pinus parviflora vel pauciflora. Iné kéré ni, Tsikapp fupp,* wörtlich: *avis abies (Go yo no mats)*‘.

Bei mir: *Ine-kere-ni* (jap. *go-yô-no matsu*), die fünfblätterige Fichte. Syn. *tsikapp-fupp,* die Vogeltanne.

186. ‚*(Vries) Pisum sativum. Pasitkara (Yen dô)*‘.

Bei mir: *Pasikutara,* der Name einer der flachen Erbse (*yen-dô*) ähnlichen Pflanze.

187. ‚Pfizm. *Pisum.* Species ungewiss. *Menachi yar (Ibi, No yen dô)*‘.

Bei mir: *Menaschi-yaru* (jap. *ibi* und *no-yen-dô*), wilde Erbsen.

188. ‚*(Vries) Plantago kamschatkaica. Yérum kina (Yezo ôbako*‘.

Yerumu-kina, wörtlich: Rattenpflanze.

Ye-zo owo-bako, der grosse Wegerich von Jezo.

189. ‚*(Vries) Podocarpus maki. Tsik ni.* Pfizm. übersetzt durch ‚Holz‘ *(Mi)*‘.

Bei mir: *Tsiku-ni, tsigu-ni,* das Holz. Inwiefern dieses ein Fehler ist, lässt sich augenblicklich nicht untersuchen.

190. ‚*(Vries) Polygonatum latifolium? Bebéu kina*‘.

Der Ainuname ist bei mir nicht verzeichnet.

191. ‚*(Vries) Polygonatum.* Species ungewiss. *Isui*‘.

Der Ainuname ist bei mir nicht verzeichnet.

192. ‚*Thunb. Polygonum barbatum? Kapaï (Aï)*‘.

Bei mir: *Ka-pai* (jap. *ai*), Indigo.

193. ‚*Polygonum cuspidatum. Chikkut (Itadori);* Pfizm. übersetzt durch *Polygonum sinense*‘.

Bei mir: *Schikkutu* (jap. *ita-dori*), der Name einer Pflanze, das *Polygonum chinense.*

194. ‚*Polygonum fagopyrum. Airach amam; Tunach amam*, wörtlich: *celer oryza. (Fiyé, Biyaba [Vries]. S. Eleusine)*‘.

Bei mir: *Airasi-amamu* (jap. *fije)*, Buchweizen.

Tunaschi-amamu (jap. *fije)*, Buchweizen. Wörtlich: frühzeitiger Reiss.

Bija-ba (jap. *fije)*, Buchweizen.

195. ‚*Polygonum multiflorum*. Pfizm. *Hékutut; (Vries) Kokuth, Ikokuth*, S. *Angelica; Sikkwà* (Pfizm. *Kwa taï; (Vries) Inu itadori)*‘.

Bei mir: *Hekukutu* (jap. *kwa-tai)*, der Name einer Pflanze.

Ikokutu (jap. *ita-dori)*, der Name einer Pflanze *(polygonum chinense)*.

Sikkutu (jap. *ita-dori), Polygonum chinense.*

196. ‚Pfizm. *Polygonum sinense.* S. *Polygonum cuspidatum*‘.

Das Ainuwort ist *Schikkutu* (jap. *ita-dori)*.

197. ‚*Klapr. Populus alba. Syh nyh* (kamtschadalische Mundart). Wörtlich: *magna arbor*‘.

Schi-ni, wörtlich: grosser Baum.

198. ‚*(Vries) Populus.* Species ungewiss. *Déro*‘.

Das Ainuwort *dero* bei mir nicht verzeichnet.

199. ‚*Porophyllum japonicum. Popké kina*, wörtlich: *calefaciens arbor (san-sitsu)*‘.

Bei mir: *Popke-kina* (jap. *san-sitsi)*, der Name einer Pflanze. Mit *popke* ‚warm, heiss‘ zusammengesetzt.

Die Pflanze *san-sitsi* heisst auch *yama-urusi*, wörtlich: Bergpech.

200. ‚*(Vries) Potentilla. Kizi muziro*‘.

In dem Index: *Kizi musiro.* Wird als Ainuwort von mir nicht verzeichnet. Als japanisches Wort betrachtet, kann es *kizi-musiro* ‚Fasanenmatte‘ sein.

201. ‚*(Vries) Primula farinosa. Konzumui (Yuk varé sô)*‘.

Konzumui wird von mir unter den Ainuwörtern nicht verzeichnet. Als japanisches Wort betrachtet, könnte es für *kozumai* ‚kleiner Wohnort‘ stehen, ähnlich dem obigen *kizi-musiro.*

Das jap. Synonymum, welches bei mir fehlt, kann als *juki-ware-sò* ‚die schneegetheilte Pflanze‘ betrachtet werden.

202. ‚*Prunus cerasus. Karimba ni*, wörtlich: *duplicis sagittae arbor (Zakra)*‘.

Bei mir: *Karimba-ni* (jap. *sakura)*, ein Kirschbaum. Mit *karimba* (jap. *kasane-ja*) ‚Doppelpfeil‘ zusammengesetzt.

203. ‚*Prunus.* Species ungewiss. *Oma ukuch ni (Fiki zakra)*‘.

Bei mir: *Oma-ukusi-ni* (jap. *fiki-zakura*), der Name eines Baumes.

Fiki-zakura, wörtlich: die Ziehkirsche.

204. ‚*Prunus.* Species ungewiss. *Opké ni*, wörtlich: *crepitûs ventris arbor. (Fik zakra)*‘.

Bei mir: *Opke-ni* (jap. *fiki-zakura*), der Name eines Baumes.

205. ‚*Pteris aquilina. Tsepp ma kina;* wörtlich: *piscis herba. Toha (warabi)*, eine essbare Art. S. *Filix*‘.

Bei mir: *Toha* (jap. *warabi*), der Name einer Art Farnkraut. Syn. *Tsep-ma-kina* (jap. *warabi*).

206. ‚Pfizm. *Pterocarpus flavus. Tsikéré béni (Ki fada).* S. *Gossypium*‘.

Bei mir: *Schikere-be-ni* (jap. *ki-fada*), der Name eines zum Färben gebrauchten Baumes, *Pterocarpus flavus.*

Davon *Schikere-be-ni furepp* (jap. *ki-fada-no mi*), die Frucht (Beeren) des *Pterocarpus flavus.*

207. ‚Pfizm. *Pyrus.* Species ungewiss. *Imotsits (Yama nasi)*‘.

Bei mir: *Imotsi-imotsi*, eine Art Holzbirnen (*jama-nasi*).

208. ‚Pfizm. *Pyrus.* Species ungewiss. *(Vries) Ri*‘.

Ri ist bei mir nicht verzeichnet. S. das Folgende.

209. ‚Pfizm. *Pyrus.* Species ungewiss. Die wilde Art. *Scheta ri*, wörtlich: *canis pyrus*‘.

Bei mir: *Scheta-ri* (jap. *jama-nasi*), eine Holzbirne. Wörtlich: Hundsbirne, in der Voraussetzung, dass das obige *Ri* wirklich das nur in Zusammensetzungen gebrauchte jap. 梨 *(ri)* ‚Birne‘ ist.

Q.

210. ‚*(Vries) Quercus dentata. Gom ni (Kasiva).* Pfizm. übersetzt durch *Terebinthus indica*‘.

Bei mir: *Gomu-ni* (jap. *kasiwa*), ein Pistazienbaum.

211. ‚*(Vries) Quercus.* Species ungewiss? *Bero ni (Nara)*‘.

Bei mir: *Bero-ni* (jap. *totsi*), der Name eines Baumes. *Totsi*, eine Art Esche *(aesculus).*

Nara, nara-no ki, der Name einer Eichenart. S. *Aesculus.*

R.

212. ‚*(Vries) Ranunculus japonicus. Bui (Kin poké)*‘.

Der Ainuname *Bui* ist bei mir nicht verzeichnet. Es findet sich nur *boho*, der Name einer ungenannten Pflanze.

Kin-fô-ke (jap.) *Ranunculus asiaticus?*

213. ‚*Raphanus sativus. Tsi (wasabi) Vries.* S. *Cochlearia*‘.

Bei mir: *Tsi* (jap. *wasabi*), der Meerrettig.

214. ‚*Raphanus.* Species ungewiss. *Kisé séri*, von dem jap. *Seri. Petroselinum (wasabi) Vries.* S. *Cochlearia*‘.

Bei mir: *Kische-scheri* (jap. *wasabi*), der Meerrettig. Von dem jap. *seri*, Petersilie.

215. ‚*(Vries) Retinospora?* S. *Thuya?*‘

Das Ainuwort ist *Syungu (schiunku)*.

Bei Dobrotwórskí: *Súnku* und *súnku-ni*, die Tanne, Rothtanne (ель).

216. ‚*(Vries) Rheum.* Species ungewiss. *Chonaba (Dai vô)*‘.

In dem Index: *Chunaba*. Das Ainuwort ist bei mir nicht verzeichnet. Es kann aus *schiù* oder *schio* ‚gelb‘ und *naba* oder *namba* ‚langer Pfeffer‘ (auch Pilz?) zusammengesetzt sein.

217. ‚*(Vries) Rhododendron.* Species ungewiss. *Néta nai (Nino chaku nanejé)*‘.

Das Ainuwort ist bei mir nicht verzeichnet. Als jap. Synonymum nur *Siakunagé ‚rhododendron‘* bekannt.

218. ‚*(Vries) Rhus toxicodendron. Utchi muni;* wörtlich: *paleae herba; Vries. Uttsi (Tsuta uruch)*‘.

Bei mir: *Utuschi-muni*, der Name einer ungenannten Pflanze. Mit *utuschi* (jap. *wara*) ‚Stroh, strohartige Pflanzen‘ zusammengesetzt.

Bei Dawýdow: Stroh *wattes.* Auf Jezo: *wattesch.*

Tsuta-urusi, wörtlich: ‚Epheupech, Epheufirniss‘.

219. ‚*(Vries) Rosa rugosa. Mau (Hama nasi)*‘.

Bei mir: *Ma-u* (jap. *fama-nasu*), eine Hagerose.

Fama-nasu (jap.) *rosa rugosa.*

220. ‚*Rottlera japonica. Iwakich ni (Adunsa, Konko),* S. *Hydrangea*‘.

Bei mir: *Iwakisi-ni* (jap. *adzusa, konkò*), der Name eines Baumes.

221. ‚Pfizm. *Rottlera.* Species ungewiss. Mit rothen Früchten. *Tsikappo séta ni*‘.

Bei mir: *Tsikappo-schetanni,* der Name eines Baumes, ähnlich dem jap. *Adzusa* (Hartriegel) mit rother Frucht.

222. ‚*(Vries) Rubus palmatus? Imaré furepp (Itsigo). S. Fragaria vesca*‘.

Bei mir: *Ima-re-furepp* (jap. *itsigo),* eine Erdbeere.

223. ‚*(Vries) Rumex crispus? Séta kamaro.* Pfizm. *Sita kaï maro (Kitsi gits)*‘.

Bei mir: *Schita-kama-ro,* der Name einer unerklärten Pflanze.

Gisi-gisi (jap.), *rumex crispus.*

S.

224. ‚*(Vries) Sagittaria sagittaefolia. Tokaop (Omo daka)*‘.

Bei mir: *Toka-op* (jap. *omo-daka),* der Name einer Pflanze, Schlangenwurzel.

225. ‚*Salix? Salix babylonica? Chuchu (Yanagi)*‘.

Bei mir: *Schiù-schiù* (jap. *janagi*), ein Weidenbaum.

226. ‚*Salix babylonica* (die Rinde). *Méromai, Nikauma (Yanagi kava)*‘.

Bei mir: *Meromai* (jap. *janagi-no kawa),* Weidenrinde. Ein Wort der Mundart von Soja.

Bei mir: *Nika-unai* (jap. *janagi-gawa),* Weidenrinde.

227. ‚*Salix.* Species ungewiss. *Toi chuchu;* wörtlich: *terrae salix (Inokoro yanagi)*‘.

Bei mir: *Toi-schiù-schiù* (jap. *inokoro-janagi),* der Name einer Art Weidenbäume. Mit *toi* ‚Erde‘ zusammengesetzt.

228. ‚*(Vries) Salix.* Species ungewiss. *Toppikara (Ko yanagi)*‘.

Ko-janagi (jap.), der kleine Weidenbaum.

Das Ainuwort *toppikara* findet sich bei mir unter den Namen der Fische, was einer Untersuchung noch vorbehalten bleibt.

229. ‚*Sambucus ebuloïdes. Ochpara ni (Niwa toko)*‘.

Bei mir: *osipara-ni* (jap. *niwa-toko),* ein Hollunderbaum *(sambucus nigra).*

230. ‚*(Vries) Sarana kamschatkaica. Anrakol, Har, Sirakor.* S. *Fritillaria*‘.

Bei mir: *Are-ra-koru* (jap. *kuro-juri),* der Name einer lilienartigen Pflanze von schwarzer Farbe. Syn. *Itaru, Schira-koru.*

Kuro-juri (jap.) wörtlich: die schwarze Lilie.

231. ‚(*Vries*) *Senecio.* Species ungewiss. (Mundart von Krafto); *Poro ya,* wörtlich: *magnum rete*‘.

Poro-ja ‚das grosse Netz‘ ist ein Name für das Kreuzkraut *(senecio).*

232. ‚*Sinapis japonica vel integrifolia. Turanup (Karasi)*‘.

Bei mir: *Taranup* (jap. *karasi),* der Senf. *Turanup* ist unrichtig.

233. ‚(*Vries*) *Sinapis Sinensis. Kurasuf,* wahrscheinlich für *Turanup (Karasi).* S. *Sinapis japonica*‘.

Kurasuf ist offenbar nur ein durch den Gebrauch von Katakanaschrift veranlasster Schreibfehler für *taranup,* nämlich bei leicht zu verwechselnden Zeichen Setzung von クラスフ *(kurasuf)* statt タラヌプ *(taranup).*

234. ‚*Smilacine racemosa. Yuk sasa;* wörtlich: *cervi arundinaria.* (*Vries*) *Smilacine.* Species ungewiss. *Fira yoma*‘.

Die Richtigkeit der bei mir nicht vorkommenden Wörter *Yuk sasa* und *Fira yoma* ist sehr zweifelhaft.

235. ‚*Soja hispida. Mame,* jap. Wort‘.

Bei mir: *Mame* (jap. *mame),* Bohnen oder Hülsenfrüchte im Allgemeinen.

236. ‚(*Vries*) *Solanum caroliniense? Kata kina;* wörtlich: *vicina herba.* Pfizm. *Katam?*‘

Das Ainuwort *kata-kina* kommt bei mir nicht vor.

Bei mir: *Katamu,* der Name einer ungenannten Pflanze.

Kina ist ein generischer Name für grössere oder strauchartige Pflanzen.

Bei mir: *Kata* (jap. *kata-je),* auf, gegen. Von dem jap. *kata,* Seite.

Bei Dobrotwórskí: *Káta,* ein Spielball (мячъ).

Ebenda: *Káta,* ein Zwirnknäuel (клубокъ нитокъ).

Bei mir: *Kina* (jap. *toma),* Dachstroh.

Bei Dobrotwórskí: *Kinà,* das unechte Bärenklau, *Heracleum* (пучка).

237. ‚(*Vries* und Pfizm.) *Sophora japonica. (Hoffm., Styphnolobium japonicum. Tokbéni, Tsikbéni.* (*Vries*) *Tsikbé (Yen zyu)*‘.

Bei mir: *Tokube-ni* (jap. *yen-ziù),* der Name eines Baumes, *sophora japonica.*

Ebenda: *Tsikube-ni* (jap. *yen-ziù), sophora japonica.*

238. ‚*Thunb. Spiraea callosa. Kuttsi (Nikio, Kokwa). S. Carthamus*‘.

Bei mir: *Kuttsi* (jap. *ko-kwa, ni-kiò*), der Name einer Pflanze.

239. ‚*Styphonolobium japonicum. S. Sophora*‘.

Das Ainuwort ist *tokube-ni* und *tsikube-ni.*

T.

240. ‚*(Vries) Taraxacum dens leonis. Iné muni*; wörtlich: *quadripartita herba (Tampô)*‘.

Bei mir: *Ine-muni* (jap. *tampô*), Löwenzahn, eine Pflanze.

241. ‚Pfizm. *Taxus.* Species ungewiss. *Ipitap (Momi)*‘.

Bei mir: *Ipitap* (jap. *momi*), der Name eines Baumes, eine Art Taxus. Aus der Mundart des Gebietes Schari.

Momi (jap.), *Taxus baccata?*

242. ‚*(Vries) Taxus cuspidata. Tarma ni, Rar ma ni (Kiu ra bok, Onko, Araraki)*‘.

Bei mir: *Taruma-ni* (jap. *kia-ra-boku, wonko*), der Calambac, eine Art Weihrauchbaum. Davon *Taruma-ni-furepp* (jap. *wonko-no mi*), die Beeren des Calambac.

Ebenda: *Raru-ma-ni*, verschiedene Aussprache des Wortes *Taru-ma-ni.*

Kija-ra-boku (jap.), Aloeholz, Calambac.

Araragi (jap.), *Taxus cuspidata.*

Wonko, ein Wort der gemeinen jap. Sprache. In den Wörterbüchern nicht enthalten.

243. ‚Pfizm. *Terebinthus indica.* S. *Magnolia*‘.

Das Ainuwort ist *Busi-ni* (jap. *woro-gasiwa*), eine Art Pistazienbaum.

244. ‚*(Vries) Thermopsis fabacea. Konti kina (Sendoi hagi)*‘.

Das Ainuwort ist bei mir in dieser Form nicht verzeichnet und gleich dem jap. Synonymum nicht mit Sicherheit zu erklären. Das jap. *hagi* kann *fagi* (Weiderich, *Lespedeza*) sein.

245. ‚*Thunb. Thuya dolabrata. Otach kébéra (Ibuki)*‘.

Bei mir: *Otasikebera* (jap. *ibuki*), der Name eines Baumes. Ein Wort der Mundart von Schari.

Ibuki (jap.), *Juniperus communis.* S. *Biaku-sin.*

246. ‚*(Vries) Thuya? retinospora? Syungu.* S. *Abies bifida (Kara hiba)*'.

Siunku (jap. *kara-matsu, je-zo-matsu)*, ein Lärchenbaum, die Jezofichte.

Fiba (jap.) *Thujopsis dolabrata.* Vorgesetzt: *kara,* chinesisch.

247. ‚*Tilla parviflora. Kobérégep (Sina, Sinano ki)*'.

Bei mir: *Kobe-re-gep* (jap. *sina)*, der Name eines Baumes. *Sina* ist in der gemeinen Sprache des nördlichen Japan der Papierbaum *(kòzo).* Das Wort fehlt in den Wörterbüchern.

248. ‚*Trapa incisa. Békambé (Fits)*'.

Bei mir: *Be-kanbe* (jap. *fisi)*, der Name einer Wasserpflanze.

Fisi (jap.), Stachelnuss *(trapa natans, trapa incisa).*

249. *Trillium grandiflorum. Hero ara (Mikado sô).*

Hero ara als Ainuwort mir nicht bekannt. *Mikado-sô,* die Mikadopflanze.

250. ‚*(Vries) Trollius asiaticus (Churk bui)*'.

Schiuruku ‚Gift, Eisenhut'. *Bui,* bei mir nicht verzeichnet, steht unter *Ranunculus japonicus.* Der Name wörtlich: die giftige Ranunkel.

251. ‚*(Vries) Typha angustifolia. Chi kina;* wörtlich: *magna herba (Gama).* S. *Juncus*'.

Bei mir: *Schi-kina* (jap. *gama)*, eine Binse. Wörtlich: die grosse Pflanze.

U.

252. ‚*Ulmus.* Species ungewiss. *Kiné ni; Rachpa nich kots (Niré, Sabita.* S. *Microptelea)*'.

Bei mir: *ki-ne-ni (nire, sabita)*, eine Ulme.

Ebenda: *Raschiupa-nisi-kotsu (nire, sabita)*, eine Ulme.

253. ‚*(Vries) Umbellifera.* Species ungewiss. *Kamoï chu kina,* wörtlich: *dominus cepa.* S. *Allium cepa*'.

Bei mir: *Schiû-kina* (jap. *nira)*, eine Zwiebel. Wörtlich: die gelbe Pflanze.

Kamoi-schiû-kina, wörtlich: die göttliche gelbe Pflanze.

254. ‚*(Thunb.* und *Vries) Umbellifera.* Species ungewiss. *Orapp (Kava vots gusa; Vries. Sen kyu)*'.

O-rapp (jap. *kava-wotsi-gusa)*, der Name einer Pflanze.

Sen-kiû (jap.), das Synonymum von *kawa-wotsi-gusa.*

255. ‚*(Vries) Urtica?* Species ungewiss. *Mosl, Utarpé? (siro mavo)*‘.

Statt *Mosl* zu lesen: *Mose. Utarpe* wurde nicht aufgefunden.

Bei mir: *Mose* (jap. *ito-wo toru kusa),* der Name einer Pflanze. *Ito-wo toru kusa,* wörtlich: die Spinnpflanze.

Bei Dobrotwórski: *Móse,* die Brennessel (крапива). Die Ainu verfertigen aus dieser Pflanze das Nesseltuch.

Davon: *Móse-tsikapp* (jap. *teô),* ein Schmetterling. Wörtlich: der Brennesselvogel. Ferner: *Móse-kabù* ‚Brennesselhaut‘. Die zur Verfertigung von Zwirn gebrauchte dünne Haut der Brennessel.

Siro-ma-wo (jap.), weisser Hanf.

V.

(256.) 257. ‚*(Vries) Vaccinium Chamissonis? Isu suka.*

Dieses Ainuwort ist nicht zu ermitteln. Nr. 256 fehlt.

258. ‚*(Vries) Viola.* Species ungewiss. *Moto kina*‘.

Moto kina wird bei mir nicht verzeichnet.

Bei Dobrotwórski: *Motò,* ein Eingeborner, ein Einheimischer. Davon *Motò-kotàn,* das Geburtsdorf, der Geburtsort.

Motò-kinà bedeutete daher wörtlich: die Heimatspflanze.

259. ‚*(Vries) Vitis yezoensis. Hats* bedeutet auch ‚Weintraube‘ *(Yezo butô)*‘.

Bei mir: *Hats* (jap. *bu-dò),* eine Traube, Weintraube.

Bei Dawýdow: *Chaz,* Johannisbeeren (смородина).

Ye-zo-bu-dò (jap.), die Weinrebe von Jezo.

X.

260. ‚*(Vries) Xylosteum.* S. *Lonicera*‘.

Das bei *Lonicera* gesetzte Ainuwort *tonkayu* ist mir nicht vorgekommen.

W.

261. ‚*(Vries) Wistaria japonica. Kutsuts (Ko futs).* S. *Buergeria stellata*‘.

Bei mir: *Kuttsi* (jap. *ko-kwa, ni-kiò),* der Name einer Pflanze.

Z.

262. ,*Zanthoxylum piperitum. Kantskama ni (Kama fazikami); Vries. San syo*‘.

Bei mir: *Kantsikama-ni* (jap. *jama-fazikami*), wilder Pfeffer.

San-seô (jap.), Bergpfeffer.

Statt *kama-fazikami* soll *yama-fazikami* gesetzt werden.

263. ,*(Vries) Zanthoxylum?* Species ungewiss. *Obak, Sikérébé* (*Ki vada*, S. *Gossypium*).

Bei mir: *Schikere-be-ni* (jap. *ki-fada*), der Name eines zum Färben gebrauchten Baumes, *Pterocarpus flavus*.

Obak ist das jap. *wô-baku*, das Koje von *ki-fada* (*Pterocarpus flavus*). Es ist kein Ainuwort.

Gossypium wird mit Unrecht angedeutet. Es ist Verwechslung von *ki-fada* ,gelbe Flügelfrucht‘ mit *ki-wata* ,Baumwollpflanze‘.

Bäume von ungewisser Synonymik.

264. ,*Apnini* (*M. C.*), der Name eines Fruchtbaumes‘.

Fehlt bei mir und anderswo. Unbekannt, welche Autorität durch *M. C.* bezeichnet werden soll.

Bei mir: *Ap-nini-furepp*, der Name einer Beere.

Ebenda: *Ap-nini-sei*, der Name einer Muschelart.

Ap (jap. *tsuri-bari*), ein Angelhaken.

265. ,*Kaba tats (Yane kaba)*, S. *Betula*‘.

Bei mir: *Kaba-tats* (jap. *ja-ne-kaba*), der Name eines Baumes.

Ja-ne-kaba (jap.), Kirschbaum der Dachwurzel. Durch *kaba* ,Kirschbaum‘ werden von den Japanern die Ainunamen für ,Birke‘ (*tats, tats-ni* u. s. w.) wiedergegeben.

266. ,*Tsipere kep (Kava kurmi, Yas)*, S. *Tilla*‘.

Bei mir: *Tsibere-kep* (jap. *kawa-kurumi* und *yasu*), der Name eines Baumes.

皮 (*kawa*)-*kurumi*, wörtlich: der Bastwallnussbaum. Der Name kommt, so wie *yasu*, anderswo nicht vor.

Bei *Tilla parviflora*: *Kobérégep (Sina, Sinano ki)*.

Bei mir: *Kobe-re-gepp* (jap. *sina*), der Name eines Baumes.

Sina oder *sina-no ki* ist der volksthümliche Name des Papierbaumes.

Ko-beregep ist mit *bere-kep* ‚spalten' zusammengesetzt.

267. ‚*Tsikésirani (Kata sogi)*'.

Bei mir: *Tsikesira-ni* (jap. *kata-so-gi*), der Name eines Baumes.

Der Ainuname nicht zu erklären. *Kata-so-gi* (jap.) ‚feste Abschneidung' bedeutet sonst nur die Dachspitze eines Tempels.

268. ‚*Tsiri nii;* wörtl. *parva arbor*'.

Bei mir: *Tsiri-ni-i*, ein Baum. Das Wort kommt unter den unerklärten Namen vor. Es dürfte ‚breiter Baum' bedeuten und mit *tsiri* (jap. *firoi*) ‚breit' zusammengesetzt sein.

269. ‚*Toké ayuch ni (Tarabu)*'.

Bei mir: *Toke-ajusi-ni* (jap. *tarabu*), der Name eines Baumes.

Das japanische *tarabu*, ein Wort der gemeinen Sprache, ist in den Wörterbüchern nicht enthalten.

Bei mir: *Ajusi-ni* (jap. *jama-kiri*), der Name eines Baumes. Die Bedeutung des vorangesetzten *toke* ist ungewiss. *Jama-kiri*, der wilde Stinkbaum *(sterculia)*.

270. ‚*Uen ni;* wörtl. *mala arbor*'.

Bei mir: *u-en-ni-furepp*, der Name einer ungenannten Beere. Wörtlich: die Beere des bösen Baumes. *U-en-ni* ‚böser Baum' allein ist bei mir nicht verzeichnet.

271. ‚*Yaï ni (Doro)*'.

Bei mir: *Yai-ni* (jap. *doro*), der Name eines Baumes.

Doro (jap.), ein Wort der gemeinen Sprache, fehlt in den Wörterbüchern.

Bei Dobrotwórski: *Jáini*, an das Ufer gespülte Baumstämme (плавникъ). Syn. *janni*. Mit *jan* ‚an das Ufer auswerfen' und *ni* ‚Baum' zusammengesetzt. Die Richtigkeit des zweiten von Dobrotwórski angeführten Synonymums *mónni* kann nicht dargethan werden.

Pflanzen von ungewisser Synonymik.

272. ‚*Akké betsi*'.

Bei mir: *Akke-be-tsi*, der Name einer unerklärten Pflanze.

273. ‚*Atturi*'.

Bei mir: ‚*Atturi*', der unerklärte Name einer Pflanze.

274. ‚*Bittoki, Syuvé (Syaku)*'.

Bei mir: *Bittoki* (jap. *siaku),* der Name einer Pflanze.

Ebenda: *Schù-u-e* (jap. *siaku),* der Name einer Pflanze.

Siaku als japanischer Pflanzenname ist ein Wort der gemeinen Sprache und kommt in den Wörterbüchern nicht vor.

Beide Ainuwörter, das letztere fehlerhaft, sind bei *Iris japonica* verzeichnet.

275. ‚*Boho*'.

Bei mir: *Boho,* der Name einer ungenannten Pflanze.

276. ‚*Eni,* S. *Honi*'.

Bei mir: *Honi-u-eni-furepp,* der Name einer ungenannten Beere. Das Wort steht für *honi-u-en-furepp,* die Beere des Bauchwehs.

277. ‚*Enumi tanné;* wörtl. *juglans extensa*'.

Bei mir: *Enumi-tanne,* der Name einer unerklärten Pflanze. Aus *enumi* ‚Wallnuss' und *tanne* ‚lang' zusammengesetzt.

278. ‚*Futs koch par*'.

Bei mir: *Futsu-hokusi-paru,* der Name einer ungenannten Pflanze.

Paru ‚Mund'. Hierzu vielleicht *hokusi,* der Name eines ungenannten Fisches.

279. ‚*Hara tets*'.

Bei mir: *Hara-tetsu,* der Name einer ungenannten Pflanze.

280. ‚*Honi, Eni? (M. C.)*'

Unbekannt, welche Autorität durch *M. C.* bezeichnet werden soll. Offenbar ein einziges Wort, nämlich das Nr. 276 angeführte *honi-u-eni-furepp,* Beere des Bauchwehs.

281. ‚*Ibopké-repp*'.

Bei mir: *I-bopke-repp,* der Name einer ungenannten Pflanze.

Das Wort ist mit *bopke* (jap. *atataka*) ‚warm' zusammengesetzt.

282. ‚*Itakira*'.

Bei mir: *Itakira,* der Name einer ungenannten Pflanze.

Bei Dobrotwórski: *Kíra,* das Mark einer Pflanze (стержнь травы). Dieselbe Bedeutung hat *charà.* S. *Hara tetsu* (Nr. 279).

283. ‚*Itsitchar,* Species mit rothen Früchten'.

Bei mir: *Itsitscharu* (jap. erklärt *mi-akaku*), der Name einer ungenannten Pflanze mit rother Frucht.

284. ‚*Iturap,* eine der Erdbeere ähnliche Species mit an den Wurzeln hervorkommenden Früchten'.

Bei mir: *Itu-rap*, eine der Erdbeere ähnliche, bei der Wurzel hervorkommende Beere.

Das Wort ist aus *itu* ‚Nase‘ und *rap* ‚Feder, Flügel‘ zusammengesetzt.

285. *‚Kotan okoima (Nari fira)‘.*

Bei mir: *Kotan-o-koi-ma* (jap. *nari-fira*), der Name einer Pflanze.

Das Wort ist aus *kotan* ‚Dorf‘ und *okoima* ‚Harn lassen‘ zusammengesetzt.

Das japanische *nari-fira* ist als Pflanzenname ein Wort der gemeinen Sprache und kommt in den Wörterbüchern nicht vor.

286. *‚Mukut‘*. In dem Index: *Makut.*

Bei mir: *Makutu*, der Name einer ungenannten Pflanze.

287. *‚Moché (Itoro tor gousa)‘.*

Móse (jap. *ito-wo toru-gusa* ‚Spinnpflanze‘) ist die Brennessel (S. Nr. 255).

288. *‚Moch koribé (Totoki?)‘.*

Bei mir: *Moschi-karu-ibe* (jap. *totoki*), der Name einer Pflanze.

Totoki ist eine an feuchten Orten wachsende Pflanze, welche auch *suna-gusa* ‚die Sandpflanze‘ genannt wird.

289. *‚Muk‘.*

Bei mir: *Muku*, der Name einer ungenannten Pflanze.

290. *‚Nimaktottuk (Sasa fa kuri)‘.*

Bei mir: *Nimakkotuku* (jap. *sasa-fa-kuri*), der Name einer Pflanze.

Das Ainuwort kann aus *nimáki* ‚Zähne‘ oder *nima* ‚Trog‘ und *kótuku* ‚Dreifuss‘ zusammengesetzt sein.

Sasa-fa-kuri bedeutet: Kastanie mit jungen Bambusblättern.

291. *‚Onkots ibé‘.*

Dieser Name ist bei *Dioscorea opposita* vorgekommen.

292. *‚Oromukkut, Oromokkut*, eine dem Blatte *(feuille?)* des *Porophyllum japonicum* ähnliche Pflanze‘.

Bei mir: *Oromukkutu*, der Name einer ungenannten Pflanze.

293. *‚Paï‘.*

Bei mir: *Pai*, der Name einer ungenannten Pflanze.

Bei Dawýdow: *Pai*, dickes Schilfrohr.

294: *‚Pukch (Aï bakama)‘.*

Bei mir: *Pukusa* (jap. *ai-bakama*), der Name einer Pflanze.

Ai-bakama (jap.), blaue Beinkleider. Ein Pflanzenname. Ein Wort der gemeinen Sprache, welches in den Wörterbüchern fehlt.

295. ‚*Sinkutz*‘.

Bei mir: *Schinkuts*, der Name einer unerklärten Pflanze.

296. ‚*Sinzits (Né)*‘.

Bei mir: *Schinzitsu* (jap. *ne)*, eine Wurzel.

297. ‚*Syoromé (Zen maï)*‘.

Bei mir: *Schioro-ma* (jap. *zen-mai)*, der Name einer Pflanze.

Zen-mai (jap.) ist eine Art Farnkraut. Dasselbe wird auch *inu-warabi* ‚Hundefarnkraut‘ genannt.

Bei Dobrotwórskí: *Soróma*, das wollige Farnkraut (папоротникъ пушистый). Davon *soróma-wata*, Farnkrautbaumwolle. So heissen die Härchen dieses Farnkrautes, welche von den Ainu als Zunder gebraucht werden.

Arten von Farnkraut sind noch *toha* und *tsep-ma-kina*. S. *Filix* und *Pteris aquilina*.

298. ‚*Syuvé*, S. *Bittoki*. S. *Iris japonica*‘.

Der Gegenstand wurde bei Nr. 274 berührt.

299. ‚*Tokina;* wörtl. *lactis herba (Firumo)*‘.

Bei mir: *To-kina* (jap. *firumo)*, der Name einer Pflanze.

To-kina kann ‚Milchpflanze‘ oder ‚Teichpflanze‘ bedeuten.

Das japanische *Firumo* ist ein Wort der gemeinen Sprache und fehlt in den Wörterbüchern. Es kann aus *firu* ‚Blutigel‘, auch ‚Knoblauch‘ und *mo* ‚Hornblatt‘ zusammengesetzt sein.

300. ‚*Toppits*‘.

Bei mir: *Toppits*, der Name einer Pflanze.

Die Pflanze unbestimmbar und der Ainuname nicht mit Sicherheit zu erklären.

301. ‚*Tsiri muts*‘.

Bei mir: *Tsiri-mutsu*, der Name einer ungenannten Pflanze

Das Ainuwort lässt sich nicht mit Gewissheit erklären. *Tsiri* ‚Vogel‘ auch ‚breit‘. *Mutsu* (jap. *fusagu)* ‚verstopfen‘.

302. ‚*Tsisé no muni;* wörtl. *domûs planta*‘. Muss *tsise-ne muni* geschrieben werden.

Bei mir: *Tsise-ne-muni*, der Name einer Pflanze. Wörtl.: die Hauspflanze.

303. ‚*Uttoba kina*. Eine Pflanze, deren Frucht an diejenige des *Illicium religiosum* erinnert‘.

Bei mir: *Uttoba-kina*, der Name einer fruchttragenden Pflanze, ähnlich dem japanischen *sikimi*.

Die Pflanze wird mit dem Baume *sikimi (Illicium)*, dessen Früchte sehr giftig sein sollen, verglichen. Da *Kinà* nur eine grössere Pflanze bezeichnet, dürfte die Setzung von *Uttoba-kina* bei *Illicium* (Nr. 131) nicht begründet sein.

304. ‚*Wakka kukuts*'.

Bei mir: *Wakka-kukutsu*, der Name einer ungenannten Pflanze.

Mit *wakka* ‚Wasser' zusammengesetzt. *Kukutsu* (ククツ), der zweite Theil des Wortes, wurde sonst nirgends aufgefunden. Es scheint, dass es *kutsu* ‚Gürtel' heissen müsse, wobei *ku* aus Versehen doppelt gesetzt worden. Für *kutsu* ‚Gürtel' wird auch *kuch, kuf* und *kutsi* gesetzt. Das letztere ist nach Dobrotwórski ein schlechtes Wort.

Nachtrag.

Als diese Abhandlung bis hierher geschrieben war, erhielt ich von Herrn J. M. Dixon, Professor an dem kaiserlichen Collegium der Ingenieure zu Tô-kiò, einige für mich sehr werthvolle Mittheilungen über Ainu-Gegenstände. Herr Dixon hatte drei Sommer auf Jezo unter Ainu verbracht und daselbst eine Anzahl Geräthschaften, welche er in der Monatschrift ‚*The Chrysanthemum*' abbilden liess, gesammelt. Darunter befanden sich auch drei Ináu, gewisse oft erwähnte Opfergaben, von denen man sich, da Abbildungen fehlten, bisher keine ganz richtige Vorstellung machen konnte.

Die abgebildeten Ináu sind Stangen, an welchen sich ein buschiger oder verzierter, mit einer Art Krone versehener Kopftheil und ein entweder glatter oder verzierter Halstheil unterscheiden lassen. Von dem Halstheile fallen sehr lange, bis zu dem Fusstheile reichende Ringeln herab, welche wohl die in der Beschreibung genannten Hobelspäne sind.

Diese drei Bildnisse sind:

Opitta-kamui, der allgemeine Gott.

Tschup-kamui, der Sonnengott.

Tombe-kamui, die Mondgöttin. Dieselbe habe einen verzierten Stamm, wodurch gezeigt werden solle, dass sie eine Göttin sei. Bei den Ainu von Sachalin ist der Mondgott ein Mann.

Das Wort *iná-u* hat auf Jezo die Aussprache *inawo* oder *inao.*

Es gibt indessen, wie aus dieser Abhandlung zu ersehen, sehr viele Arten der gewiss auch nach den Gegenden verschiedenen Iná-u, jedoch genügen, um sich einen Begriff von der Sache machen zu können, die genannten drei Abbildungen.

Ein Ainu scheine, wie Herr Dixon sagt, einem Iná-u keine besondere Heiligkeit beizumessen, denn er schnitze einen solchen für einen Fremden bereitwillig aus einem frisch abgeschnittenen und seiner Rinde beraubten Aste.

Die übrigen Gegenstände sind an sich und zum Theil auch durch ihre Namen, deren Anführung zur Kenntniss der sehr abweichenden Mundarten beiträgt, bemerkenswerth. Ich verzeichne sie hier mit sprachlichen Erklärungen.

Die folgenden elf Gegenstände erwarb Herr Dixon von den Tsuischikari, einem Ainustamme, welcher ganz vor Kurzem aus Sachalin nach Jezo gekommen. Es sind vorerst drei Werkzeuge, mit welchen die Frauen das einheimische Tuch aus der Rinde (dem Baste) des Baumes *ohio,* einer Art Ulme, weben. Ich bemerke hierzu, dass *o-fiò (o-hiò)* im Norden Nippons eine öfters erwähnte Art des Papierbaumes ist. Es ist ein Wort der gemeinen Sprache und in den Wörterbüchern nicht enthalten.

Nr. 1. ‚*Pera* oder der Stab *(staff)*‘.

Bei Dobrotwórski: *Perà*, der Weberkamm (бердо), ein Bretchen zum Weben des Rockes *(ártuś).*

Nr. 2. ‚*Wosa* oder Kamm *(comb)*‘.

Bei mir: *Osa*, der Einschlag für den Faden der Webe. Japanisches Wort.

Nr. 3. ‚*Affunnit* oder Weberschiffchen *(shuttle)*‘.

Bei Dobrotwórski: *Achhúnniś,* das Weberschiffchen (zum Weben). Aus *achhùn* ‚hineingehen‘ und *niś* ‚Stiel‘ (черенъ) zusammengesetzt.

Bei Dawýdow: *Afungini*, das Weberschiffchen (челнокъ ткальной). Aus *afungi,* d. i. *afunke* ‚hineingehen machen‘ und *ni* ‚Holz‘ zusammengesetzt.

Nr. 4. ‚*Kite*, ein zum Seehundfang gebrauchter Widerhaken *(barb)* oder eine Harpune‘.

Bei mir: *Ki-te,* der Körper des zum Fischfange bestimmten gabelförmigen Holzes.

Bei Dobrotwórski: *Kitè*, eine eiserne Pike mit Eisenspitzen und einem Riemen.

Nr. 5. ‚*Yotép*, ein Haken, um grosse Fische ans Land zu ziehen'.

Bei Dobrotwórski: *Jouma* oder *jóma*, eine Pike. *Yotep* wurde nirgends sonst aufgefunden.

Nr. 6, 7. ‚*Otski*. Tragen, Speisetragen *(trays)* aus Sapporo. Sie zeigen die Art der Auszierung, welche die Ainu lieben'. Es sind viereckige Teller mit Rändern und einigen einfachen Verzierungen.

Bei Dobrotwórski: *Óchčiki* oder *óčiki*, ein Präsentirteller (подносъ) von japanischer Arbeit.

Nr. 8. ‚*Shikaribachoyene*, eine Reissschüssel *(rice-bowl)*'.

Sikárimba-čoóine, rundes Gefäss. Aus *sikárimba* ‚rund' und *čoóine* ‚Gefäss' zusammengesetzt.

Nr. 9. ‚*Chebechoyene*, eine Fischschüssel *(fish-bowl)*'.

Čebe-čoóine, Fischschüssel. Aus *čeb* ‚Fisch' und *čoóine* ‚Gefäss' zusammengesetzt.

Die letzteren zwei Gegenstände schienen nur dem Ainustamme Tsuischikari eigen zu sein, wenigstens hätten die Ainu von Jezo, denen man sie zeigte, sie nicht nennen gekonnt und gesagt, dass sie solche Sachen in ihren Häusern nicht haben.

Nr. 10, 11. ‚*Kasúp* oder Löffel *(spoons)*'.

Bei Dobrotwórski: *Kaśù*, auch *kaśùw* oder *kaśùch*, ein grosser flacher Löffel, um etwas damit aus dem Kessel zu nehmen. *Pon-kaśù*, ein kleiner Löffel, ein Tischlöffel.

Es sei bemerkenswerth, dass die Ainu einen Stolz darein setzen, ihre Geräthe, selbst diejenigen, welche aus mehreren Theilen bestehen, aus einem einzigen Stücke Holz zu schneiden. In der Abbildung sind es gestielte Löffel.

Nr. 12. ‚*Tsikiribi*, ein verzierter Ainurock *(ornamented Aino coat)*'. Derselbe ist aus blauem, weissem und rothem japanischen Baumwollenzeug, aber von Ainuhand verfertigt.

Das Wort *tsikiribi* findet sich sonst nirgends verzeichnet. Es kann aus dem japanischen *tsi-kiri* ‚Weberbaum' und dem Ainuworte *bi* oder *be* ‚Sache' zusammengesetzt sein.

Nr. 13. ‚*Maitare*. Eine Schürze *(apron)*'. Ein viereckiges, etwas verziertes Stück Tuch mit zwei Bändern.

Maitare ist das japanische Wort *maje-dare*, Schürze.

Nr. 14. ‚*Hetomŏye*, der Kopfputz eines Mädchens'. Der Gegenstand ist eine einfache niedrige und runde Kappe.

Das Wort *hetomoye* wird sonst nirgends verzeichnet, und lässt sich darüber, selbst ob es Ainu oder japanisch ist, nichts Bestimmtes vermuthen. Als japanisch betrachtet könnte es *fetomoje* ‚vorbeigehendes Blumenmuster Tomoje' sein.

Nr. 15. ‚*Hos*, das Beinkleid *(legging)* eines Mannes'.

Ist in der Zeichnung ein kleines beinahe unförmiges Viereck mit kaum einigen Zierathen.

Bei Dobrotwórskí: *Chos*, Stiefelschaft (голенище). Plural *chósihi*.

Nr. 16 a, 16 b, 16 c sind die oben besprochenen Inâ-u oder Ainubilder.

Nr. 17 ist eine doppelte Abbildung des von mir (S. 347) angeführten Trinkstieles *ikúniś*. Er wird hier *ikônit* genannt, was Aussprache von Jezo sein wird.

Bei mir: *Iku-basi*. Aus *iku* ‚trinken' und *basi* (jap. *fasi*) ‚Essstab' zusammengesetzt.

Nr. 18. ‚*Makiri*, ein Messer *(knife)*'.

Die Abbildung einer etwas gekrümmten kleinen Schwertscheide.

Nr. 19. ‚*Kisheri*, eine Tabakpfeife aus weissem Holze, mit einer mit Blei besetzten Kugel *(bowl)*. Die Frauen rauchen sie beständig'.

Nr. 50. ‚*Mokuni*, eine hölzerne Maultrommel'. Der Gegenstand soll aus der Mandschurei *(Santan)* stammen.

Bei mir: *Mukkuri* (jap. *kutsi-bi-wa)*, eine Art Maultrommel.

Zu vergleichen bei Nr. 29 der Ainu-Flora:

Anemone. Species unbekannt. *Mokkarbé,* wörtlich: *tubae res.* In dem Index auch: *Mukkarbé.* Dieser Name wäre wirklich aus *mokkari* oder *mukkari* ‚Maultrommel' und *be* ‚Sache' zusammengesetzt.

Ob *mokuni* vielleicht ein Druckfehler statt *mokuri*, lässt sich nicht bestimmen. Das Wort ist bei Dobrotwórskí nicht zu finden.

‚*Tokari*, eine fünfsaitige Laute'. Die Saiten sind an dem schmalen Ende der Laute an ein Stück Lachshaut befestigt und quer über zwei Stege gelegt.

Das Wort *tokari*, welches übrigens auf Jezo nicht unbekannt zu sein scheint, wurde von mir nirgends sonst ge-

funden, auch nicht im Japanischen. Als japanisches Wort betrachtet, könnte es *togari* ‚scharf, gespitzt' bedeuten. Das Werkzeug ist auch wirklich an dem unteren Ende, wo die Lachshaut sich befindet, zugespitzt.

Nr. 21 a. ‚*Ku*, ein Bogen'. Derselbe ist aus dem Holze der farbigen Eibe (*iro-maki*).

Nr. 21 b. ‚*Ai*, ein Pfeil'. Derselbe hat einen Widerhaken von sogenanntem Santanmetall. Der Mann, der ihn verkaufte, wollte damit drei Bären getödtet haben.

Später erhielt ich weitere Mittheilungen, deren ich hier so viele, als der Raum zulässt, der Reihe nach anführe und mit einigen sprachlichen und anderen Bemerkungen begleite.

Tsuischikari ist ein Weiler in der Ebene von Sapporo und etwa zwölf Miles östlich von dieser Stadt gelegen. Die Bewohner, eingewanderte Ainu aus Sachalin, hatten vor ungefähr acht Jahren über Einladung der japanischen Behörden ihre Heimat verlassen. Die alten Leute sprechen mit Bedauern von den Zeiten vor dem Jahre 1875. Sie sagen, die Flüsse und Ufer von Sachalin hätten Ueberfluss an grösseren und schöneren Fischen, als man in den Gewässern und in der Bucht des Ischikari finden könne.

Japan hatte von 1863 bis 1875 mit Russland über eine Gränze auf Sachalin verhandelt und war endlich dahin gekommen, seinen Antheil an dieser Insel gegen die nördlichen Kurilen zu vertauschen. Im Jahre 1875 bewilligte es einer Anzahl seiner Ainu-Unterthanen in Sachalin, welche sich auf japanischem Gebiete ansässig machen wollten, Ländereien an den Ufern des Ischikari. Es kamen sieben- bis achthundert Ainu und bauten ihre Strohhütten an dem Zusammenflusse des Tojohira und Ischikari, gegen zwölf Miles von der Mündung des letzteren.

Der Name ihres Aeltesten (*oténa*) ist Čikobiru. Derselbe ist jetzt ein alter Mann und von Leid um die früheren Zeiten erfüllt. Sein Haus sei beinahe ebenso einfach wie die übrigen Hütten seines Stammes, nur etwas grösser. Eine Art Thorweg (jap. *tori-i* ‚Vogelsitz') sei das Einzige, wodurch es sich auszeichne.

Oténa ist das japanische *otóna* ‚Aeltester'. Auf Sachalin sagt man *otóna*. In Batchelor's Vocabularium wird *ottena* gesetzt.

Die Ainu von Tschuischikari sind hauptsächlich Fischer, und ihre Nahrung besteht beinahe ausschliesslich aus Fischen, Reiss und den zerstossenen Wurzeln der Lilie Kiû.

Der Pflanzenname *kiû* wurde nur bei Langsdorff wiedergefunden, wo *kiû* einfach ‚Gras' bedeutet.

Rothwild befinde sich nicht in ihrer unmittelbaren Nähe, und dieser Ainustamm verbrächte daher nicht, gleich den Ainu von Saru, die Zeit mit der Jagd auf dasselbe. Dagegen jage man mit Vorliebe den Bären, der in den nahen Bergen in Menge vorhanden sei. Ein solcher Bär, beinahe von dem Ausmasse eines Ochsen, werde in dem Museum von Sapporo aufbewahrt. Er sei wenige Jahre vorher erlegt worden, nachdem er mehrere Menschen verzehrt und noch ehe er seine letzte Beute, ein Kind, ganz verdaut hatte. Die Ainu konnten oder wollten Herrn Dixon nicht das in ihrer Sprache übliche Wort für Feigling *(coward)* nennen, indem sie sagten, dass es bei ihnen kein solches Wort gebe. Es solle indessen ein diesen Sinn bezeichnendes Wort in der Mundart von Saru geben.

In der That finden sich für ‚feige' die drastischen Ausdrücke *úškui osè, úškui porò* und vielleicht noch andere.

Ohne Zweifel seien diese Ainu ein furchtloses Geschlecht. Sie gehen auf die Jagd mit einem nicht sehr mächtigen Bogen, und wenn sie einmal einen Pfeil losgelassen, werden sie mit dem Bären handgemein und gebrauchen ihr rohes Messer mit Vortheil.

Einige derselben werden als Lastträger *(coolies)* bei der neuen Eisenbahn nach Poronai verwendet. Einige Wenige werden als Pferdeknechte oder zu einzelnen unbedeutenden Arbeiten gemiethet. Doch die grosse Masse hängt vom Fischfang als ihrem Erwerbe ab.

Der am meisten von Fröhlichkeit wiederstrahlende Mann, welchen Herr Dixon jemals gesehen, sei der Ainu gewesen, der ihm bei seinem ersten Besuche in Tsuischikari als Cicerone diente. Viele Männer seien sehr schön, mit hohen, gutgeformten Stirnen und offenen Gesichtern. Die Männer scheren ferner ihre Augenbrauen und schneiden ihr Haar rücklings an dem Nacken. Ihr Kopf scheint somit zurückgeworfen zu sein. Sie wandeln mit stolzen und freien Schritten. Lange Bärte seien die Regel, besonders unter den älteren Leuten, doch der

Volksstamm sei im Durchschnitt nicht haariger als Menschen, welche in der (europäischen) Heimat ein Leben im Freien führen.

Die Frauen seien keineswegs ohne anziehende Eigenschaften. Von Benehmen schüchtern und befangen, hätten sie sehr angenehme klagende Stimmen und dunkle ausdrucksvolle Augen. Unter den Kindern, besonders den Mädchen, finde man Augen so hell und funkelnd, dass sie beinahe Licht auszusenden scheinen.

Das Tättowiren des Mundes, welches bei Mädchen und Frauen noch immer im Gebrauche ist, beginne mit dem sechsten oder siebenten Lebensjahre, und zwar zuerst mit einem kleinen Flecke, welcher an den Lippen angebracht wird und dann allmälig sich ausdehnt, bis das blaue Maalzeichen völlig zu jedem Ohre reicht. Zum Färben bediene man sich der Rinde des Baumes *kaba,* welcher entweder eine Art Bergbirke oder ein Blüthenkirschbaum sei.

Unter *kaba* ist wohl der japanische Baum *kaba* ‚wilder Blüthenkirschbaum', auch als Uebersetzung des Ainunamens *tatsu* ‚Birke' gebraucht, zu verstehen. Zu vergleichen in dieser Abhandlung bei der Ainu-Flora das Wort *Betula.*

Auf Sachalin geschieht das Färben der Lippen auf andere Weise. Dobrotwórskí sagt: Die Ainumädchen beginnen, von dem zehnten Lebensjahre angefangen, sich die Lippen mit dem öligen Russe der zum Aussieden des Fettes der Häringe dienenden japanischen Kessel zu färben. Man macht zu diesem Behufe zuerst Einschnitte in die Lippen. Die Lippen schmerzen nach dem Einschmieren heftig und schwellen in dem Masse an, dass das Ainumädchen oft nicht den Mund öffnen kann und durch drei bis vier Tage genöthigt ist, sich ausschliesslich mit flüssiger Speise vermittelst einer kleinen Röhre zu nähren. Man färbt sich ein- bis viermal im Jahre, je jünger man ist, desto öfter. Man färbt anfänglich nur die Mitte der Oberlippe und geht dann stufenweise zu dem Anstrich der Lippen über. Die alten Frauen färben sich nicht, doch von den alten schwach angestrichenen Narben bekommen die Lippen eine Bleifarbe.

Das Färben der Lippen bezeichnet man auf Sachalin durch *sinujè,* ein Wort, welches aus *nujè* ‚schreiben, malen', mit Vor-

setzung von *si* (d. i. *sui*) ‚nochmals' gebildet ist. Sonst ist *kambe-nuje* ‚schreiben', wörtl. ‚auf Papier schreiben' allgemein üblich.

Herr J. Batchelor, derzeit Missionär in Piratoru, bringt eine etwas abweichende Schilderung. Er sagt: Die Ainufrauen tättowiren sich den Mund, die Arme und mitunter die Stirne. Man sagt, es sei ein sehr schmerzliches Verfahren, weswegen man es stufenweise verrichten müsse. Es geschieht folgendermassen: Ein Topf wird über ein Feuer aus Birkenrinde gestellt und daselbst so lange gelassen, bis er tüchtig geschwärzt ist. Die mit der Ausführung sich befassende Frau nehme dann ein scharfes Messer und schneide Linien in den zu tättowirenden Theil. Hierauf nehme sie von dem aus der Wunde fliessenden Blute etwas auf ihren Finger, reibe es in die an dem Topfe haftende Schwärze und verarbeite es dann gut an der geschnittenen Stelle. Das Mädchen sei so lebenslänglich gezeichnet.

Das Tättowiren beginne in der Kindheit und ende nach nach der Heirat. Sowohl Oberlippe als Unterlippe würden zu gleicher Zeit tättowirt.

Die japanischen Behörden hätten den Gebrauch verboten, doch das Verbot werde von den Ainu gänzlich missachtet, indem sie sagen: Unsere angestammte Mutter Okikurumi Tureš Mači wurde so tättowirt und befahl uns, den Gebrauch beizubehalten.

Ein Ainurock sei gleich dem japanischen *Kimono,* ausser dass er viel kürzer ist und die Aermel eng gegen das Handgelenk zulaufen. Das einheimische, aus der Rinde einer Art Ulme *(ohio)* verfertigte Tuch sei sehr stark und dauerhaft. Seine Farbe wechsle zwischen blass und röthlichbraun. Der Ainu sei jedoch immer bereit, prachtvolle Röcke aus Stückchen fremden Tuches, welches ihm in die Hände kommt, zu verfertigen. Solche Röcke nenne man *tskiribi (tsikiribi).*[1]

Der Gürtel der Männer *(kut)* sei oft von beträchtlicher Länge, gegen zwei bis drei Zoll breit und häufig an den Enden mit Glasperlen verziert, welche, wenn auch werthlos, sehr geschätzt zu sein scheinen. Eine Schürze *(maitare)* wird unter dem Rocke *(artrus)* getragen und Schäfte *(hos)* aus Tuch be-

[1] Von diesem Gegenstande wurde bereits bei der Erwähnung der Abbildungen (Nr. 12) gesprochen.

decken die Waden. Schuhe aus Lachshaut und Handschuhe aus demselben Stoffe, mit Pelz verbunden, trägt man im Winter.

Die Kleidung der Frauen sei nicht wesentlich von derjenigen der Männer verschieden. Der mit Metallringen und Münzen beschwerte Ledergürtel sei ein auffallender Schmuck. Er diene als eine Art Geldbeutel, und der Arzt werde daraus bezahlt, wenn er seine Rechnung schickt.

Der Kopfputz *hetenoye (hetomoye?)*, der sich unter den Abbildungen findet, ist wenig von der Mütze *(senkaki)* der Männer verschieden. Die Wintermütze mit Lappen wird von beiden Geschlechtern getragen und heisst *hachka (haghka)*.

Bei Dobrotwórski: *Cháchka* oder *háchka*, Mütze (шапка, фуражка).

Davon: *Cháchka asińke,* die Mütze abnehmen.

Cháchka korò, die Mütze aufsetzen, aufbehalten.

Cháchka nótekariś, die Ohrlappen der Mütze.

Cháchka ómpuś, die Köpfchen an der Mütze (zur Verzierung).

Cháchka tebà, der Aufschlag, die Verbrämung an der Mütze.

Der Bogen der Ainu wird aus dem Holze des Baumes *konke-ni* ‚Beinholz‘ oder *iro-maki* verfertigt. Vergiftung der Pfeile mit Eisenhut wurde nicht beobachtet.

Emùś heisst das Schwert. *Makíri* ist ein Messer. Es wurde davon S. 354 gesprochen.

Der Seehund wird mit der Harpune *kitè* gejagt. Sowohl Männer als Frauen rauchen Tabak, die letzteren fortwährend. Die Pfeifen *(kiśeri)*, ein einheimisches Product, werden aus einem einzigen Stücke weissen Holzes geschnitten, der Kopf wird mit weichem Metall überzogen.

Musikwerkzeuge scheinen ausschliesslich bei Frauen in Gebrauch zu sein. Es giebt zwei Arten von Maultrommeln *(môkuni)*, die eine von Holz, die andere von Santan-Metall. Man bringe daraus sehr angenehme Töne hervor.

Was das Wort *môkuni* betrifft, so findet sich sonst nur *mokkuri* (jap. *kutsi-bi-wa*), eine Maultrommel. In Batchelor's Vocabularium: *Mukku, a musical instrument.*

Tonkare oder *Tokari*, schon unter den Abbildungen erwähnt, ist eine Laute von der Gestalt eines Schiffes, mit fünf

Saiten und zwei Stegen. Das Spiel auf dieser Laute scheine äusserst einfach zu sein. Ein Ainu sagte, dass man russische Lieder dazu singe.

Die Hütten der Ainu bestehen aus einem Dache von Strohmatten, welche einen rohen Bau von Holzklötzen überdecken. Sie haben gewöhnlich ein Vorhaus oder einen Eingang, welcher gross genug ist, um daselbst Wassereimer und andere Hausgeräthe hinstellen zu können. Das hier und dort von einem Fenster *(puyara)* erleuchtete Innere hat einen gedielten Fussboden und riecht von Rauch. In der Mitte befindet sich der Herd, wo ein Holzfeuer brennt, dessen Rauch durch eine Dachöffnung (ebenfalls *puyara* ‚Fenster' genannt) hinausgeht. Ein russiges altes Weib sieht man an dem Herde ihre Pfeife rauchen und Alles, was vorgeht, überwachen.

In der fernen Ecke zur Linken seien die Familiengüter, die gefirnissten Kästen *(shindoko)* und andere Erbstücke des Hauses. Vor diesen befinde sich der Ehrenplatz für einen Gast. Um den Herd herum seien einige wenige Iná-u (*inawo*) in den Boden eingestochen.

Síntoko oder *síntoku* (jap. *oke*) ‚Zuber' ist ein japanisches gefirnisstes Fässchen, mit einem Deckel verdeckt und von Gestalt einem Korbe ähnlich, welches zur Aufbewahrung von Reiss und anderen Gegenständen dient.

Kemà koru síntoko, eine Kufe mit Füssen.

Kemà o síntoko, ein Reisszuber, ein Zuber, an welchem man Füsse angebracht hat. *O* ist die Abkürzung von *omáre,* eingehen machen, einlegen.

Porò síntoku, ein grosser Zuber.

Amàm síntoku, ein Reiss- oder Brodzuber.

Sakè karà síntoku, ein Zuber zur Weinbereitung.

Ein alter Ainu erzählte, vor langer Zeit habe sein Stamm die Gewohnheit gehabt, auf Sachalin in unterirdischen Häusern, welche *toichisei* hiessen, zu leben.

Toi-tišè bedeutet: Erdhaus. Für *tiše* oder *tisè* ‚Haus' sagt man auch *tsišè, čišè,* auf Jezo *čisei.*

Im Frühlinge verliess man diese Häuser und lebte über der Erde, bis Frost und Schnee die Menschen wieder zwangen, in diesen unterirdischen Wohnplätzen Schutz zu suchen. Diese Wohnorte seien überdachte Gruben, keine Höhlen gewesen.

Ueberbleibsel ähnlicher Gruben finde man noch immer in der Nähe des neuen Museums zu Sapporo, doch wisse man nicht, ob diese Gruben von den Ainu oder von einem früheren Volksstamme gegraben wurden.

Die Ainu hätten sehr wenig Töpferwaare im Gebrauche, und dieses Wenige hätten sie von den Japanern bezogen. Ihre einheimischen Geräthe seien von Holz und von der rohesten Form. Löffel, Schöpflöffel, Fisch- und Reissschüsseln, Tragen, eine grosse Mörserkeule und ein Mörser zum Zerstossen der Lilienwurzeln seien fast Alles, was sie besitzen.

Ihre Vorrathshäuser *(pu)* seien mehrere Fuss über der Erde auf Pfählen aufgeführte Schuppen. Unter dem Vorrathshause liege ein Hundeschlitten *(shikeni)* für den Winter bereit. Derselbe sei sehr eng und von leichter Bauart. Die Ausläufer seien mit Bein beschlagen.

Pu ist das japanische 府 *(fu)* ‚Vorrathshaus'.

Bei Dobrotwórski: *Sikéni*, ein Hundeschlitten (ohne Hunde), ein Schlitten überhaupt. Das Wort ist aus *siké* ‚Last' und *ni* ‚Holz' zusammengesetzt.

Bärenkäfige *(isochisei)*, gleich dem Vorrathshause *(pu)* wenige Schuhe über dem Boden aufgeführt, baut man, um darin junge Bären aufzuziehen, welche, wenn sie sehr jung sind, von ihren Herrinnen, den Ainufrauen, gesäugt werden. Die einheimischen Bären werden bei dem Bärenfeste im September getödtet.

Isò-tišè, wörtlich: Bärenhaus.

Isò ‚Bär' sagt man hauptsächlich auf Sachalin für das auf Jezo allgemein gebräuchliche *hokujuku* oder *hokojuk*. Zu bemerken sind die Wörter:

Isò-kotàn, das Bärendorf, der Aufenthaltsort der Bären nach dem Tode.

Isò-kuf, Bärengürtel, der Gürtel, den man dem Bären an dem ersten Tage des Bärenfestes anlegt.

Isò-óipe, ein länglicher enger Trog, aus welchem der Bär gefüttert wird.

Isòn-áinu, ein auf der Bärenjagd glücklicher Mensch.

Die Namen der Verwandtschaften stimmen mit anderen Angaben nicht ganz überein.

Das Familienhaupt sei der Grossvater *(ača)*.

Bei Dawýdow: *Atscha*, Oheim (дядя). In Mo-siwo-gusa steht *atscha* unter den Bedeutungen für ‚Vater‘ (jap. *tsitsi).*

Der Sohn des Grossvaters *(ača)* heisse *ačabo* ‚das Kind des Greises‘.

Bei Dobrotwórskí: *Áčabo* oder *áčapo*, der Oheim (дядя). *Ku-áčabo,* mein Oheim.

In Mo-siwo-gusa: *Atscha-po* (jap. *rui),* eine Verwandtschaft.

Der Enkel des Grossvaters *(ača)* heisse: *bo* ‚Kind‘.

Statt *ača* sage man auch *onna* ‚Vater‘.

Onna soll *onne* heissen. *Onne* (jap. *tosi-joru),* alt, bejahrt.

Die Grossmutter heisse *sfutschi.* Die Mutter heisse *unu.*

Futtschi (jap. *so-bo),* die Grossmutter. *Sfutschi* ist nicht vorgekommen.

Únu ist gleichbedeutend mit *habo* oder *habu,* auch *chabu, chapu* ‚Mutter‘. Scheint auch den Wörtern *unarabe, unárachpe, unarpe, únachpe* ‚Amme‘ zu Grunde zu liegen.

Ein Urgrossvater oder entfernterer Vorfahr heisse *ekás,* und *sfutschi* ‚Grossmutter‘ sei ein allgemeiner Name für ‚Ahnfrau‘:

Ekasi (jap. *so-bu),* der Grossvater. Bei Dobrotwórskí: *Ekàś,* der Grossvater. In Mo-siwo-gusa auch *ikasi.*

Der Grossvater und die Grossmutter von mütterlicher Seite des Enkels *(bo)* würden von diesem und seinem Vater beziehungsweise mit den Namen *henki* und *unarabe* benannt.

Henge (jap. *fu-dai),* die Abstammung von väterlicher Seite.

Unara-be (jap. *uba),* ein altes Weib, auch Grossmutter.

Bei den Ainu werde ebenso wie in Japan zwischen den Benennungen für ältere und jüngere Geschwister ein Unterschied gemacht. Der ältere Bruder heisse *yubó,* der jüngere Bruder oder die jüngere Schwester heisse *akhi.* Die älteste der jüngeren Schwestern heisse *turesh.*

Júbi oder *júpi,* älterer Bruder. Man sagt auch *júbu* und *júpu,* ingleichen *júpi-hi.* Als Adjectivum: der älteste.

Davon *júpu-kamùi,* der älteste Gott. Derselbe heisst auch *tiśè júpi kamùi* ‚der älteste Hausgott‘ oder *kamùi-pinnisam,* wobei *pinnisam* von ungewisser Bedeutung.

Der jüngere Hausgott heisst *únči-kamùi* ‚Feuergott‘ und *tsiare-gutsì.*

Áki (jap. *iroto)* ist blos ‚jüngerer Bruder‘, nicht zugleich ‚jüngere Schwester‘.

Turèš (tureš, turiš), jüngere Schwester. Japanisch *imoto.*

Früher, vor dem Verkehr mit Japanern, sei es auf Jezo Sitte gewesen, dass der Sohn den Namen des Grossvaters führte. Gegenwärtig pflegten Viele einen Namen, welcher nur eine Sylbe des Namens des Vaters enthält, zu geben; z. B. *Yaichi, Yanosuke, Yataro.* In dem angeführten Beispiele sei Yaichi ein Japaner, welcher eine Ainufrau heiratete, gewesen. Sein Sohn Yanosuke heiratete ebenfalls eine Ainufrau, und ihr Kind Yataro werde als ein ächter Ainu auferzogen werden. Der Name werde dem Kinde nach Vollendung des ersten Lebensjahres gegeben.

Die oben genannten drei Namen sind sämmtlich japanisch. *Yaichi* ist 矢 一 *(ja-itsi)* oder 矢 市 *(ja-itsi).*

Yanosuke ist 矢 助 *(ja-no suke).*

Yataro ist 矢 太 郎 *(ja-ta-rò).*

Die Männer heiraten in der Regel mit zwanzig, die Frauen gewöhnlich mit achtzehn Jahren. Geld werde von keiner Seite gegeben oder genommen. Die Frau solle jedoch ihre Kleidung, Schmuckgegenstände und die kleineren Hausgeräthe, wie Fischschüsseln *(chebechoyene)* und Reissschüsseln *(schikaribachojene)* mitbringen. Sie bringe auch einige wenige Matten. Den mit Metallringen und Münzen verzierten Ledergürtel *(kut)* erbe sie meistentheils von ihrer Mutter. Ausserdem werde für sie ein neuer verfertigt.

Die Wörter *čebe-čojene* und *šikariba-čojene* sind bei den Abbildungen (Nr. 8 und 9) erklärt worden. Sie sind bei dem Ainustamm Tsuischikari gebräuchlich.

Wenn ein Mann stirbt, werde seine Witwe gewöhnlich das Weib eines seiner Brüder, oder es heirate sie, wenn keine Brüder da sind, der nächste Verwandte. Vielweiberei gebe es nicht, doch sei es nichts Ungewöhnliches, ein zweites oder sogenanntes kleines Weib *(pon-mači)* zu haben. Es gebe in Tsuischikari vierzehn oder fünfzehn solche kleine Frauen. Zwischen der grossen Frau *(poro-mači)* und der kleinen Frau werde kaum ein Unterschied gemacht und scheine es, dass die Kinder derselben keine andere Behandlung erfahren.

Die bei den Japanern übliche Annahme an Kindesstatt sei früher wenig bekannt gewesen; jetzt sei sie allgemeiner und

werde von der Regierung begünstigt, indem man die nördliche Insel gut bevölkert sehen möchte, um eine Schutzwehr gegen russische Uebergriffe zu haben.

Die Ainu, ein sehr gesundes Volk, hätten wenig von Krankheiten zu leiden, obgleich bei ihrer Unreinlichkeit Viele von einer Art Räude befallen werden, nach welcher das Haupt kahl werde. Zu Zehrkrankheiten nicht geneigt, litten sie doch an starker Bronchitis *(tan)*, welche oft tödtlich verlaufe.

Tan ist das japanische 痰 *(tan)*, Verstopfung der Brust.

Wassersucht *(nitobaki fup)*, woran ihre Trunkenbolde leiden, und die genannte Bronchitis *(tan)* betrachte man als die schwersten Krankheiten.

Netópaki, der Leib, der Körper. Auch *nidobaki*, *netobake* und *nidobagi*. *Fup* oder *fupp*, Geschwulst.

Minder gefährlich seien die Erkältungen *(onkikara)* und die Fieber *(nitobakaraka)*.

Ónke, husten, der Husten. Hierzu *karà*, thun. Man sagt auch *ongi* und *omki*.

Davon *ónke arakà*, die Krankheit des Hustens. *Ónke kamùi*, der Hustengott.

Nitobakaraka ist *netópaki arakà*, der Leib krank. Man sagt auch *emúiki netópaki arakà*, der ganze Leib krank.

Beulen *(fuppe)*, welche vorkommen, seien etwas lästig. *Fuppe* ist aus *fup* ‚Geschwulst‘ und *pe* ‚Sache‘ zusammengesetzt.

Die Heilmittel seien hauptsächlich vegetabilische. Abkochungen zum inneren Gebrauche werden aus den einheimischen Gräsern *fushkina* und *kamuikina* bereitet.

Fushkina kann *fusiko-kina* ‚alte Pflanze‘ bedeuten.

Kamùi-kinà, Götterpflanze.

Eine Art getrockneter Auster legt man in laues Wasser, welches dann abgeseiht und getrunken wird. Die Austern *wâka* und *ashketa* werden auf diese Weise gebraucht. Bei Wassersucht trinkt man blos die Hälfte dieser Flüssigkeit, die andere Hälfte wird in Form von Bähung angewendet.

Die Wörter *wâka* und *ashketa* wurden sonst nirgends gefunden.

Es gibt einen kleinen Fisch, Namens *ikisatscheppo*. Derselbe wird von den Ainu sehr als ein Mittel gegen Seiten-

stechen geschätzt. Er wird calcinirt und dann in Form eines Teiges aufgelegt.

Bei Dobrotwórskí: *Ikisachčeb*, ein achtflächiges kegelförmiges Fischchen. Aus *íkisach* ‚Pfrieme, Bohrer‘ und *čeb* ‚Fisch‘ zusammengesetzt. In *ikisatcheppo* Hinzufügung des Diminutivums *po*.

Die Ainu von Tsuischikari versichern, dass sie die Sprache der Ainu von Oschima nicht verstehen und umgekehrt auch von diesen nicht verstanden werden. Man glaube jedoch, dass es nur einen geringen dialektischen Unterschied zwischen der Sprache dieser zwei Volksstämme gebe. Er möge sich auf einige gewöhnliche Wörter und auf die Aussprache beziehen.

Dem gegenüber lässt sich annehmen, dass allen Beobachtungen zufolge die Mundarten der Ainusprache, besonders wenn Sachalin in Betracht gezogen wird, bedeutend von einander abweichen, und dass die Behauptung der Ainu von Tsuischikari wahr ist. Uebrigens ist die Sprache von Jezo bisher noch weit weniger bekannt als diejenige von Sachalin, welche durch die Arbeiten Dobrotwórskí's beinahe vollständig zugänglich geworden.

Über Goethe's ‚Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga‘.

Geschichte des Originaltextes und der Übersetzungen.

Von

Dr. Franz Miklosich,
wirkl. Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften.

Einleitung.

In dem 1774 in Venedig gedruckten ‚Viaggio in Dalmazia‘ des Abate Alberto Fortis ist ein ‚morlackisches‘ Lied veröffentlicht: *‚Žalostna pjesanca plemenite Asanaginice.‘* Es ist ein wahres Volkslied, zwar nicht das ‚erste serbische Volkslied‘, das Gutenberg's Erfindung aus seiner weltvergessenen Heimat in die weite Welt getragen, da früher schon von Andrija Kačić Miošić (1690 bis 1760) in dem 1756 [1] in Venedig erschienenen *‚Razgovor ugodni naroda slovinskoga‘* einige wirkliche Volkslieder aus der Heimat der Kroaten und Serben durch den Druck bekannt gemacht worden sind, wenn auch keines in unveränderter nationaler Fassung: dies gilt auch von dem Liede vom Vojvoden Janko und von dem von Sekula.

Die Asanaginica wurde von keinem Geringeren als Goethe deutsch übersetzt und in dieser Übertragung von Herder 1778 in seine Volksliedersammlung aufgenommen. Das Lied steht nun in Goethe's Werken und ist dadurch ein Theil der Weltliteratur geworden.

Der Werth des Liedes, dessen eigenthümliche Geschichte und der der Kritik gar sehr bedürftige Text haben

[1] Eine frühere Ausgabe soll in Ofen gedruckt worden sein. I. Kukuljević, Bibliografia hrvatska. I. 62.

mich bestimmt dasselbe zum Gegenstande einer Studie zu machen: dieselbe handelt I. vom Originaltext, II. von den Übersetzungen.

I. Geschichte des Originaltextes.

Wir besitzen von der Asanaginica einen dreifachen Text: 1. den von Fortis bekannt gemachten, 2. den Vuk'schen und 3. den uns in einer Spalatiner Handschrift aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhaltenen.

1. Der Text von Fortis.

Der italienische Naturforscher Abate Alberto Fortis (1741 bis 1803) schöpfte seinen Text unzweifelhaft aus der angeführten Spalatiner Handschrift: der slavischen Sprache unkundig, verdankte er die Übersetzung der Mittheilung halbgelehrter Eingebornen.

Nicht ohne Interesse ist die Frage, wie der italienische Naturforscher dazu kam, sich um slavische Lieder zu kümmern, die Niemand der Beachtung werth hielt. Wohl gab es schon vor Herder Männer, die den göttlichen Funken der Poesie auch in den Schöpfungen des Volkes erkannten. Man wird jedoch Fortis kaum Unrecht thun durch die Annahme, dass irgend eine äussere Veranlassung ihn bestimmt hat, einer Poesie nachzuforschen, die mit der italienischen seiner Zeit so wenig als möglich gemein hat: die italienische Volkspoesie hat erst in unserem Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen. Man hat in der That diese äussere Veranlassung in der Bekanntschaft mit Percy's Relics of ancient english poetry zu finden geglaubt. Sie ist jedoch wohl zunächst in Ossian zu suchen, der dem Mineralogen Fortis durch den Verkehr seiner Mutter mit Cesarotti nahegerückt wurde. Fortis selbst sagt I. 89: ‚Io ho messo in italiano parecchi canti eroici de' Morlacchi, uno de' quali, che mi sembra nel tempo medesimo ben condotto e interessante, unirò a questa mia lunga diceria. Non pretenderei di farne confronto colle poesie del celebre bardo scozzese, cui la nobiltà dell' animo vostro (gemeint ist Giovanni Stuart, Conte di Bute) donò all' Italia in più completa forma, facendone ripubblicare la versione

del ch. abate Cesarotti: ma mi lusingo, che la finezza del vostro gusto vi ritroverà un' altra spezie di merito, ricordante la semplicità de' tempi Omerici e relativo ai costumi della nazione.'

Fortis verdient für die Veröffentlichung des Liedes den Dank aller Freunde der Volkspoesie und muss gegen die hämische Kritik von Giovanni Lovrich in dessen ‚Osservazioni sopra diversi pezzi del Viaggio in Dalmazia del signor abate A. Fortis, Venezia, 1776,' in wesentlichen Punkten, namentlich in dem hier in Betracht kommenden Theile, in Schutz genommen werden.

Xalostna pjesanza plemenite Asan-Aghinize.

Scto se bjeli u gorje zelenoj?
Al-su snjezi, al-su labutove?
Da-su snjezi, vech-bi okopnuli;
labutove vech-bi poletjeli.
Ni-su snjezi, nit-su labutove;
nego sciator Aghie Asan-Aghe.
On boluje u ranami gliutimi.
Oblaziga mater i sestriza;
a gliubovza od stida ne mogla.
Kad li-mu-je ranam' boglie bilo,
ter poruça vjernoi gliubi svojoj:
‚Ne çekai-me u dvoru bjelomu,
‚ni u dvoru, ni u rodu momu.'
Kad kaduna rjeci razumjela,
josc-je jadna u toj misli stala.
Jeka stade kogna oko dvora:
i pobjexe Asan-Aghiniza,
da vrât lomi kule niz penxere.
Za gnom terçu dve chiere djevoike:
‚Vrati-nam-se, mila majko nascia;
‚ni-je ovo babo Asan-Ago,
‚vech daixa Pintorovich bexe.'
I vrâtise Asan-Aghiniza,
ter se vjescia bratu oko vrâta.
‚Da! moj brate, velike sramote!
‚gdi-me saglie od petero dize!'

Bexe muçi: ne govori nista,
vech se mâscia u xepe svione,
i vadi-gnoj kgnigu oproschienja,
da uzimglie podpunno vjençanje,
da gre s' gnime majci u zatraghe.
Kad kaduna kgnigu prouçila,
dva-je sîna u celo gliubila,
a due chiere u rumena liza:
a s' malahnim u besicje sinkom
odjeliti nikako ne mogla.
Vech-je brataz za ruke uzeo,
i jedva-je sinkom raztavio:
ter-je mechie k' sebi na kogniza,
s' gnome grede u dvoru bjelomu.
U rodu-je malo vrjeme stâla,
malo vrjeme, ne nedjegliu dana,
dobra kado, i od roda dobra,
dobru kadu prose sa svî strana;
da majvechie Imoski kadia.
Kaduna-se bratu svomu moli:
‚Aj, tako te ne xelila, bratzo!
‚ne moi mene davat za nikoga,
‚da ne puza jadno serze moje
‚gledajuchi sirotize svoje.‘
Ali bexe ne hajasce nista,
vech-gnu daje Imoskomu kadii.
Josc kaduna bratu-se mogliasce,
da gnoj pisce listak bjele kgnighe,
da-je saglie Imoskomu kadii.
‚Djevoika te ljepo pozdravgliasce,
‚a u kgnizi ljepo te mogliasce,
‚kad pokupisc gospodu svatove,
‚dugh podkliuvaz nosi na djevojku;
‚kada bude aghi mimo dvora,
‚neg-ne vidî sirotize svoje.‘
Kad kadii bjela kgniga doge,
gospodu-je svate pokupio.
Svate kuppi, grede po djevoiku.
Dobro svati dosli do djevoike,

i zdravo-se povratili s' gnome.
A kad bili aghi mimo dvora,
dve-je chierze s' penxere gledaju,
a dva sîna prid-gnu izhogiaju,
tere svojoi majçi govoriaju.
‚Vrati-nam-se, mila majko nascia,
‚da mi tebe uxinati damo.'
Kad to çula Asan-Aghiniza,
stariscini svatov govorila:
‚Bogom brate, svatov stariscina,
‚ustavi mi kogne uza dvora,
‚da darujem sirotize moje.'
Ustavise kogne uza dvora.
Svoju dizu ljepo darovala:
svakom' sinku nozve pozlachene,
svakoj chieri çohu da pogliane:
a malomu u besicje sinku
gnemu saglie uboske hagline.
A to gleda junak Asan-Ago;
ter dozivglie do dva sîna svoja:
‚Hodte amo, sirotize moje,
‚kad-se nechie milovati na vas
‚mojka vascia, serza argiaskoga.'
Kad to çula Asan-Aghiniza,
bjelim liçem u zemgliu udarila;
u pût-se-je s' dusciom raztavila
od xalosti gledajuch sirota.

30. L' originale: Affinchè prenda con piena libertà coronazione (da sposa novella), dopo che sarà ita con esso della madre ne' vestigj.

36. Dovrebbe dire *odjeliti se*, separarsi; ma la misura del verso decasillabo non lo permette, quantunque lo richieda la buona sintassi.

45. *Imoski*, l' Emota dei bassi geografi greci, luogo forte, tolto a' Turchi nell' ultima guerra.

47. L' originale: ‚Deh! così non debba io desiderarti!' che vale a dire ‚così viva tu a lungo, ond' io non ti desideri dopo d' averti perduto!'

72. *Uxinati* non significa propriamente ‚cenare', ma ‚far merenda', il che mi sarebbe stato difficile da esprimere non ignobilmente.

92. La mancanza di caratteri adattati mi ha costretto a usare della lettera z nostra, in luogo della slavonica, ch' equivale al ζ greco; lo hanno però fatto molti altri prima di me senza scrupolo, nel che mi è sembrato di doverli seguire a preferenza di quelli, che usano della lettera s alta. Non hò raddoppiato lettere, per uniformarmi all' ortografia de' manoscritti slavonici più antichi.

2. Der Vuk'sche Text.

Der Vuk'sche Text beruht auf dem von Fortis, von dem er sich durch eine nicht geringe Anzahl von grossentheils unberechtigten Änderungen unterscheidet. Vuk, der bei seinen Reisen in Dalmatien von diesem Liede beim Volke keine Spur auffinden konnte, hat den Text von Fortis serbisirt. Dass das Lied den Serben von jeher als ein Volkslied bekannt gewesen sei, ist eine grundlose Behauptung.

Hasanaginica.

Šta se b'jeli u gori zelenoj?
Al' je snijeg, al' su labudovi?
Da je snijeg, već bi okopnio,
labudovi već bi poletjeli.
Nit' je snijeg, nit' su labudovi,
nego šator age Hasan-age.
On boluje od ljutijeh rana.
Oblazi ga mati i sestrica,
a ljubovca od stida ne mogla.
Kad li mu je ranam' bolje bilo,
on poruči vjernoj ljubi svojoj:
‚Ne čekaj me u dvoru b'jelomu,
‚ni u dvoru, ni u rodu momu.'
Kad kaduna r'ječi razumjela,
još je jadna u toj misli stala,

jeka stade konja oko dvora;
tad pobježe Hasanaginica,
da vrat lomi kule niz pendžere;
za njom trče dv'je ćere djevojke:
‚Vrati nam se, mila majko naša!
‚Nije ovo babo Hasan-aga,
‚već daidža Pintorović beže.'
I vrati se Hasanaginica,
ter se vješa bratu oko vrata:
‚Da moj brate, velike sramote!
‚gdje me šalje od petero djece!'
Beže muči, ništa ne govori,
već se maša u džepe svione,
i vadi joj knjigu oprošćenja,
da uzimlje potpuno vjenčanje,
da gre s njime majci u natrage.
Kad kaduna knjigu proučila,
dva je sina u čelo ljubila,
a dv'je ćere u rumena lica,
a s malahnim u bešici sinkom
od'jelit' se nikako ne mogla,
već je bratac za ruke uzeo,
i jedva je s' sinkom rastavio,
ter je meće k sebi na konjica,
s njome grede dvoru bijelomu.
U rodu je malo vr'jeme stala,
malo vr'jeme, ni nedjelju dana,
dobra kada i od roda dobra,
dobru kadu prose sa svih strana,
a najviše Imoski kadija.
Kaduna se bratu svomu moli:
‚Aj tako te ne željela, braco!
‚nemoj mene davat' ni za koga,
‚da ne puca jadno srce moje
‚gledajući sirotice svoje.'
Ali beže ništa ne hajaše,
već nju daje Imoskom kadiji.
Još kaduna bratu se moljaše,
da napiše listak b'jele knjige,

da je šalje Imoskom kadiji:
,Djevojka te l'jepo pozdravljaše,
,a u knjizi l'jepo te moljaše:
,Kad pokupiš gospodu svatove,
,i kad podješ njenom b'jelu dvoru,
,dug pokrivač nosi na djevojku,
,kada bude agi mimo dvora,
,da ne vidi sirotice svoje.'
Kad kadiji b'jela knjiga dodje,
gospodu je svate pokupio,
svate kupi, grede po djevojku.
Dobro svati došli do djevojke,
i zdravo se povratili s njome;
a kad bili agi mimo dvora,
dv'je je ćerce s pendžera gledahu,
a dva sina pred nju izhodjahu,
tere svojoj majci govorahu:
,Svrati nam se, mila majko naša!
,da mi tebe užinati damo.'
Kad to čula Hasanaginica,
starješini svata govorila:
,Bogom brate, svata starješina!
,ustavi mi konje uza dvora,
,da darujem sirotice moje.'
Ustaviše konje uza dvora.
Svoju djecu l'jepo darovala:
svakom sinu nože pozlaćene,
svakoj ćeri čohu do poljane;
a malomu u bešici sinku,
njemu šalje uboške haljine.
A to gleda junak Hasan-aga,
pak dozivlje do dva sina svoja:
,Hod'te amo, sirotice moje!
,kad se ne će smilovati na vas
,majka vaša srca kamenoga.'
Kad to čula Hasanaginica,
b'jelim licem u zemlju ud'rila,
uput se je s dušom rastavila,
od žalosti gledajuć' sirote.

Noch viel einschneidender und noch weniger zu rechtfertigen sind Vuk's Änderungen in der Pesnarica vom Jahre 1814. Vers 15: *‚jošt stajaše u tugi velikoj‘*. 26. *‚gdi me tera od petoro dece‘*. 30. 31. *‚da odlazi svojoj staroj majci, i da s'opet može preudati‘* usw.

3. Der Text der Spalatiner Handschrift.

Herrn Professor L. Zore in Ragusa verdanke ich die Mittheilung einer aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Handschrift von sechs Octavblättern, auf welche der Text von Fortis zurückzuführen ist. Diese Handschrift, die wahrscheinlich im Gebiete von Spalato entstanden ist, die man daher füglich die Spalatiner Handschrift nennen kann, bietet einen Text, an dem der Conjecturalkritiker seine Kunst zu üben keine Veranlassung hat. Über diesen Text kann nicht hinausgegangen werden: er ist für uns die letzterreichbare Form des Liedes, in welchem wir allerdings einiges dunkel finden und es zu erklären suchen werden. Daran, dass Fortis das Lied aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet habe, ist nicht zu denken: dies ist wohl geraume Zeit vor seiner dalmatinischen Reise von einem Ungenannten geschehen. Noch weniger statthaft wäre die Annahme, der Spalatiner Text beruhe auf einer Übersetzung aus Fortis. Die Handschrift ist Eigenthum des Herrn Dujam Srećko Karaman.

Što se bili u gori zelenoj?
al su snizi, al su labutovi?
da su snizi, već bi okopnili,
labutovi već bi potetili:
ni su snizi, nit su labutovi,
nego čator age Asan age.
On boluje u ranami ljutim;
oblazi ga majka i sestrica,
a ljubovca od stida ne mogla.
Kad li mu je ranam bolje bilo,
ter poruča virnoj ljubi svojoj:
‚Ne čekaj me u dvoru bilomu,
‚ni u dvoru, ni u rodu momu.‘
Kad kaduna riči razumila,
još je jadna u toj misli stala,

jeka stade konja oko dvora,
i pobiže Asanaginica,
da vrat lomi kule niz penžere;
za njom trču dvi ćere divojke:
,Vrati nam se, mila majko naša,
,ni je ovo babo Asan ago,
,već daiža Pintorović beže.'
I vrati se Asanaginica,
ter se viša bratu oko vrata:
,Da moj brato, velike sramote,
,di me šalje od petero dice.'
Beže muči, ne govori ništa,
već se maša u žepe svione,
i vadi njoj knjigu oprošćenja,
da uzimlje podpuno vinčanje,
da gre s njime majci uza trage.
Kad kaduna knjigu proučila,
dva je sinka u čelo ljubila,
a dvi ćere srid rumena lica;
a s malaknim u bešici sinkom
odilit se nikako ne mogla,
već je bratac za ruke uzeo,
i jedva je s sinkom rastavio,
ter je meće k sebi na konjica,
s njome grede k dvoru bijelomu.
U rodu je malo vrime stala,
malo vrime, ni nedilju dana,
dobra kado i od roda dobra,
dobru kadu prosu sa svi strana,
ja najveće imoski kadija.
Kaduna se bratu svomu moli:
,Aj tako te ne želila, braco,
,ne moj mene davat za nikoga,
,da ne puca jadno srce moje,
,gledajući sirotice svoje.'
Ali beže ne ajaše ništa,
već je daje imoskom kadiji.
Još kaduna bratu se moljaše,
da njoj piše listak bile knjige,

da je šalje imoskom kadiji:
‚Divojka te lipo pozdravljaše,
‚a u knjizi lipo se moljaše,
‚kad pokupiš gospodu svatove,
‚dug podkluvak nosi na divojku;
‚kada bude agi mimo dvore,
‚nek ne vidi sirotice svoje.'
Kad kadiji bila knjiga dodje,
gospodu je svate pokupio,
svate kupi, grede po divojku,
dug podkluvak nosi na divojku.
Dobro svati došli do divojke,
i zdravo se povratili s njome;
a kad bili agi mimo dvore,
dvi je ćere s penžere gledaju,
a dva sina prid nju izodjaju,
tere svojoj majci govoraju:
‚Vrati nam se, mila majko naša,
‚da mi tebi užinati damo.'
Kad to čula Asanaginica,
starišini svatov govorila:
‚Bogom brate! svatov starišina!
‚ustavi mi konje uza dvore,
‚da darujem sirotice moje.'
Ustaviše konje uza dvore,
svoju dicu lipo darovala,
svakom sinku nozve pozlaćene,
svakoj ćeri čohu do poljane,
a malenu u bešici sinku
njemu šalje ubošku aljinu.
A to gleda junak Asan ago,
ter dozivlje do dva šinka svoja:
‚Ote amo, sirotice moje!
‚kad se neće smilovati na vas
‚majka vaša srca ardjaskoga.'
Kad to čula Asanaginica,
bilim licem zemlji udarila,
u put se je dušom rastavila
od žalosti gledajuć sirota.

Anhang.

Auf den folgenden Blättern erscheinen die in der Spalatiner Handschrift enthaltenen drei Lieder abgedruckt, und zwar in der Schreibung des Originals. Es geschieht dies, damit der Leser die Richtigkeit meiner Transscription der Asanaginica beurtheilen könne. Es bietet ferner der Text dieser Lieder einige nicht uninteressante sprachliche Eigenthümlichkeiten. Schliesslich ist das erste der Lieder eine beachtenswerthe Variante eines durch Vuk bekannt gemachten Liedes.

Vor allem ist zu bemerken, dass die Handschrift Kürzen und Längen, wenn auch nicht alle, bezeichnet.

Die Kürze ̏ und ̀ wird durch Verdopplung des folgenden Consonanten ausgedrückt: *alli. bratta. brattzu. brattia, bracchia. kadda. mallo. padde. svatte. etto. jeccha* sonus. *nebbo. neggo. sebbe. tebbe, tebbi. trecchi. vecchie, vecch. zette. žeppe. dizzu. inno. knjiggu. milla. millos. pitti. sitti. svittom. viddi. griotta. morre* potest. *onni. roddu (ròdu). sramotta. toddor. togga. ovvo. budde. čulla. drugga. duggu. kuppi* colligit. Abweichend ist *kopitto (kȍpito).*

Die Länge eines Vocals wird durch - bezeichnet. *a)* In den Stämmen: *bābo. brāto. drāga. grāda. mlāde. pāsa. sāma. stāla* (aus *stojala*). *vrāt. bīle. dīte. līca. pīr. pīta. svīte* lucent. *kūs. pūte.* *b)* In der Declination und Conjugation. α) In der Declination: sg. gen. f. *dicē. knjigē. sramotē.* pl. gen. *dānā. divojāka. iljāda. prijateljā. sirōtā. strānā. svāta. ustā. ljudī.* Man beachte *svatōv* und *svatōva.* Numeralia: *dvā. dvī. trī.* Pronomina: *mī. vī. nās. vās. njū. ovō.* Zusammengesetzte Adjectivformen: *žarkō. jadnō. millā. višē. težkē. drugū. milī.* pl. gen. *golemī. svī. jednakī. sa svī strānā.* β) In der Conjugation: praes. *bilī. molī. mučī. oblazī. velī.' vidī. pucā. višā. kunū, kunnū:* serb. *kȕnū. crnē. imāde. nećē.* Durch den Accent erkennt man *gledāju* III. 69 und *izodjāju* 70 als Imperfecta. Abweichungen: *gōri* III. 1. *māša* III. 28. *māši* I. 188. 202. *nāš* I. 46. *vōdi* ducit I. 213. *divojkee* I. 2 ist *divojkē.*

Das partic. praet. act. II. lautet auf *o* und auf *a* aus: *napravia. naučia. pasa (paslъ). položia. posidnuja. privaria. udria. zania (zaneslъ)* usw.

Man beachte Formen wie *besidkajo* I. 199. *posidnuja* 81. *poznavajo* 89. *uztegnujo* 110. 111. und *izniše* I. 171. *zanio* 103. *zania* 87.

Praefixe werden regelmässig von den Verben durchgetrennt: *od-govara*. Ebenso *za-ušnica* usw.

Pisma 1.

Prosio-je sarblschi czar stipane
u Legenu divojchee Rosanche.
devet godin pod prstenom stala.
cadse svrsi deveta godina,
cgnigu pisu legensca gospoda,
terje sagliu srblscom czar-stipanu:
‚Da nas zette, srblschi czar-stipano,
‚cuppi svāta, colicoti drago,
‚alli ne-moj dvā tvoja nechiaca,
‚dvā nechiaca, dvā Voinovichia:
‚u vinu-su varle varavize,
‚u junastvu varle inadxije,
‚a brez crvi nechiē pitti vina.'
Cad-li czaru bila cgniga dogie,
sam govori, a sam od-govara:
‚Daj-mi, boxe, uçinit veseglia,
‚pogubi-chiu dvā moja nechiaca,
‚u Vuçaju dvā Voinovichia.'
Cuppi svatte, znane i ne-znane,
al ne zove dvā svoja nechiaca.
Onni svojoj majci govorise:
‚O starice, milla majco nasa,
‚ovvō, majco, bit mani nemore,
‚da nās ujçe ne-chie na veseglie:
‚nicco-nas-je o-mrazio s-gnime.'
A gnima-je govorila majca:
‚Sinci moji, ludovat ne-mojte,
‚da ne-chiete ujzu na veseglie:
‚bi-lli bila od boga griotta,
‚a od gliudī velica sramotta.'
A onni-su govorili majci:

,Caco-chiemo mi ot-ichi, majco,
,ne-zove-nas na pīr ni u svatte,
,a sto-bi-nam recao daixa,
,da-smo dosli k-gnemu na veseglie
,za cūs ļiba i za çasu vina?
,jer ne-znanu nigdi mista ne-jma.'
Jos-je sincom majca govorila:
,Vammi sinci jesti srichia dobra,
,vī imate bratta i trechiega,
,pri ovzam-je u Vuçjaj planini.
,Svac-ga hfali, da-je dobar junak,
,za trī copja da u nebbo scaçe.'
To-su sinci majcu poslusali,
brattzu svomu pisu cgnigu tancu:
,Aj Millose, nās millī braine,
,ostav ovze, oddi dvoru svome,
,bile-smo-ti sagradili dvore.'
Cad Millosu bila cgniga dogie,
Millos rujno vince izpiase
samo trista svoizi çobana;
çobanom-je svoim govorio:
,Vince pijte, i ovze pazite,
,a ja gredem bilu dvoru mome;
,od bracchie-mi bila cgniga dogie,
,da-su bile duore sagradili.'
I po-side dobra cogna svoga,
ter ot-igie bilu dvoru svome.
Ne-umide po-znavati dvore,
al prida-gne brattia iz-setase,
u bile-ga dvore u-vedose,
Millosu-su bracchia govorila:
,Aj Millosu, nasc milli brajene,
,nas daixa po-cupi svatove.
,Oddi, brato, da sagliemo tebbe,
,tebbe ne-chie po-znati daixa,
,jer-te nicad ni vidio ni-je.'
Millos bracchi svojoj od-govara:
,Ja-chiu ot-ich, milla bracchio moja.'
Sedlaju-mu cogna po-tajnoga,

sedlaju-ga sedlom srebrnime,
za-uzdaju uzdom po-zlachienom;
pocroise svittom do copitta,
varhu toga mrcom medvidinom,
da-se dobra i ne-vidi cogna,
nec-se cognu pod-gnom occi crnē;
a na-braza scherlet i cadifu,
na bedrizu chiordu o-covanu;
po-criju-ga duggom cabanizzom,
dvā arsina po-zemgli-se vuçe.
Millos dobra cogna po-sidnuja,
po-cognu-je copje po-losia,
a u ruche od zlata buzdovan.
Millosa-su bracchia svitovala:
‚Cad budete croz Mraçaj planinu,
‚da-te nebbi sanac pri-varia,
‚da-te nebbi dobar cogn za-nia,
‚a pod onni czarev alaj-barjac,
‚da-te nebbi czare po-znavajo.'
Od-tole-se zdravo po-digose.
A cad bise croz Mraçaj planine,
iz-agiose vischi calauzi,
mrclom nochzom bez jasna miseza.
Veli taco czare gospodare:
‚Azna-dare, otvor aznu moju,
‚ter izvadi dvā camena draga,
‚jeda bismo pūte u-pravili.'
Scoçilose mlado azna-darçe,
czarevu-je aznu o-tvorio,
dvā camena drāga izvadio,
po-gnim svati pūte u-pravise.
Millosa-je sanac pri-vario,
biase-ga dobar cogn za-nio,
a pod onni czarev alaj-bariac.
Veli taco czare gospodare:
‚Dobra cogna da losa junaca,
‚ni-sam cogna vidio ovaca,
‚vech acco-sam u Voinovichia.'
To-je Millos croz sanac chiutio,

golema-je cogna uz-tegnujo,
colico-ga laco uz-tegnujo;
modar plamen iz ustā udrio.
Cognem doode dvī delie mlade:
‚Prodaj cogna, bugarine jedan,
‚dacchiemoti dvā ducata za-gne.‘
Millos muçī, ne-govori nista,
vech-ji bije zlatnim buzdovanom,
colico-ji laco udarase,
udigl czarnoj zemgli sastavase.
Molemu-se dvī delie mlade:
‚Ne-udaraj, milli gospodare,
‚jer vidimo, daje cogniz za-te.‘
Svi-su svatti sitti i piani,
alli ni-je Millos dīte mlado,
vecchie igie po voj(s)ci czarevoj,
a ischiuchi ajçibase mlāde:
‚Daj-mi jisti, ajçibasa mladi.‘
Ggnemu velī czarev ajçibasa:
‚Bis od-tolem, budalino jedna,
‚ni-je ovde tasa darvenoga,
‚iz-sta-si-se jisti na-uçio,
‚vech-su ovde sve srebarni saani,
‚iz-sta jidu svattovi gospoda.‘
To Millosu varlo xao bilo,
uz obraz-ga rucom udario,
colico-ga udario laco,
dvā cutgnamu poletise zuba
i dva vrutca crvi iz obraza.
Pīta pitti Millos dīte mlado:
‚Daj-mi pitti, czarev ajçibasa.‘
Gnemu veli czarev ajçibasa:
‚Bix od-tolem, budalino jedna,
‚ni-je ovde vlasche bundurie,
‚stono-si-se pitti na uçia,
‚vecch-je ovdu slatche malvasie,
‚stonno piju svattovi gospoda.‘
To Millosu varlo xao bilo,
udara-ga s-zlatnim buzdovanom,

molimu-se czarev ajçibasa:
‚Ne-udaraj, milli gospodare,
‚dacchiemo-ti pitti, sto-ti drago,
‚i pro-minit vino svacojaco.'
Cad-su dosli ka Legenu gradu,
iz-setala legensca delia:
‚Co-je ovdi srbl(s)chi czar-Stipane,
‚ne-damo mu divojche Rosanche,
‚do-çim k-meni na mejdan iz-age.'
Od dvanajest igliada svattōva
ne-nage-se golema delia,
vech-se scocci Millos dite mlādo,
gge-mu velī legensca delia:
‚Bix o-tolem, budalino jedna,
‚ne-plasi-mi dobra cogna moga
‚s-tome tvojom duggom cabanizom.'
Millos dobra cogna na-pustio,
svoju svitlu chiordu po-vadio,
za-taçnicu glavu odsicao,
ter-je nosi czaru pod çadore:
‚Etto, czare, glava za-toçnica.'
Jos-gnim drugghi zacon postavise:
iznise-gnim na copju jabucu:
‚Co-je ovdi srbl(s)chi czar-Stipane,
‚ne-damomu divojche Rosanche,
‚doc u-strili na copju jabucu,
‚i pade mu u nidarza sāma.'
Od dvanajest igliāda svatova
ne-nagiese golema delia,
vech-se scoççi Millos dite mlado,
brzo svitlu strilu na-pravia,
i u-strili na copju jabucu,
i padde-mu u nidarza sāma.
Jos gnim trecchi zacon postavise:
iz-vedu-gnim devet divojāca,
svī jednachī, u jednim aglinam,
ter govore legensca gospoda:
‚Co je ovde srblschi czar-Stipane,
‚nech u-zimglie divojcu Rosancu;

,al acco-se coje drugghe māsi,
,nit-che ot-ich ni od-vest divojche.'
Od dvanajest igliāda svattova
ne-nage-se golema delia,
coji-bi-se tome do-mislio,
vecch-se scoççi Millos dīte mlado,
s-sebbe baza duggu cabanizu,
vas-on sinu cao sunze xarcō,
ter prostire sarene azdije,
po-gnoj prosu spenzu i prstenche,
s-bedrizeje chiordu po-vadio,
divojcam-je mladim besidcajo:
,Coja-je ovdi divojca Rosanca,
,nec u-zimglie spenzu i prstenche;
,al accose coja drugga māsi,
,osta-che-joj na azdiji ruca.'
Ponizno-se zemgli na-smiala,
pri-stupila, s-cuppi prstenove,
a osam-ji bigne ka Legenu,
a za gnima Millos dite mlado,
ter do-ziva svatte vitezove:
,Tu imāde golemī delia,
,a coj-se ni-su o-xenili,
,sad-se ovde o-xenit morete
,na veseglíu czara çestitoga.'
Ujnu vōdi czaru pod çadore:
,Etto, czare, lipota divojca.'
Czar-ga zove za divera mlada,
a on svome ujzu od-govara:
,Ni-sam togga çujo, ni viddio,
,da-je nechiac ujzu za divera;
,etto-ti ujna, a ne-tribovala-ti!
,jer-bi boglie, da-je gliuba moja,
,jere-sam-je junastvom do-bio.
,Vech oddimo bilu dvoru momu,
,jesti onde Palasco vojvoda:
,cad-je sa-mnom bile ovze pasa,
,daleccomi odmetnu camenom,
,pobogli-je on od mene junac.'

Pisma 2.

Hfalia-se begh Filipovichu
u Glamoçu svoim priategliem:
‚Sto-mi hfale Toddor Latinina,
‚stogga hfale, da-je dobar junac!
‚kadda-ga-sam ja junac udria
‚na srid grāda Zadra bieloga,
‚a uz obraz s-xenscom za-usnizom.'
U Toddora dosta priategliā,
priategliā, vecchie pobratima,
ter Toddoru bilu cgniggu pisu:
‚A ne-znas-li, Toddor Latinine,
‚da se hfali beg Filippovichiu,
‚da-je tebbe junac udaria
‚na-srid Zadra grada bieloga,
‚a uz-obraz s-xenscom za-usnizom.'
Cad Toddoru bila cgnigga dogie,
onnu stije, brxje druggū pise,
ter-je saglie beg-Filippovichiu:
‚Çujo jesam, da-si-se hfalio,
‚da-si junac udario mene,
‚a uz obraz s-xenscom za-usnizom.
‚Nec bog znade, vidio-te nisam,
‚a cad velis, da-si dobar junac,
‚za-zivam-te na junaschi mejdan,
‚çecachiu-te vise Zadra grada,
‚a cod bila turna Mestrovichia.'
Cad-li begu bila cgnigga dogie,
viddi, da-se na inno ne morre,
od-pravglia-se na junaschi mejdan.
Mlada begga zaclignala majca:
‚A taco te ne-xelila, sinco,
‚cojem vlahu padnes na conacu,
‚ne-çini-mu nicacva zuluma,
‚da ne-cunū vlasi siromasi,
‚jeda-bi-te pri-çecala majca.'
A-li bexe i ne mari nista:
cojem vlahu padde na conache,

onim coglie ovce iz pod zvona
i biele janze cod ovaza,
i gliubi-im na oççi divojche,
a da vlasi bilim mummom svīte.
Vrlo cunnū vlasi siromasi:
,Oddi tamo, begh Filippovichiu,
,ti mejdana toga ne do-bio,
,nit-te tvoja priçecala majca!'
Cadsu dosli k-turnu Mestrovichia,
juris çini beg-Filippovichiu,
ter do-zivglie Toddor Latinina:
,Drxi-me-se, Toddor Latinine,
,a mojega zlatna buzdovana
,meggiu oççi u çelo junasco.'
I udara beg-Filippovichiu,
udarao Toddor Latinina,
al-mu ni-je teschē rane dao.
Çini juris Toddor Latinine,
ter do-zivglie beg-Filippovichia:
,Darxi-me-se, beg-Filippovichiu,
,a mojega zlatna buzdovana
,nixe pāsa po visē svitgnaca.'
I u-dari Toddor Latinine,
u-dario beg-Filippovichia
nixe pāsa po visē svitgnaca.
Mrtav bexe k-cernoj zemgli padde,
dostixe-ga cletva siromasca.

Pisma 3. (Asanaginica.)

Sto-se bilī u gōri zelenoj?
al-su snizi, al-su labutovi?
da-su snizi, vech-bi o-copnili,
labutovi vech-bi poletili:
ni-su snizi, nit-su labutovi,
neggo çator aghe Asan-aghe.
On boluje u ranami gliutim;
oblazī-ga majca i sestriza,
a gliubovza od stida ne-mogla.

Cad-li-mu-je ranam boglie bilo,
ter po-ruça virnoj gliubi svojoj:
‚Ne çecaj-me u dvoru bilomu,
‚ni u dvoru, ni u rodu momu.'
Cad caduna riçi razumila,
jos-je jadna u toj misli stāla,
jeccha stadde cogna occo dvora,
i pobixe Asan-aghiniza,
da vrāt lomi cule niz penxere;
za gnom trçu dvi chiere divojche:
‚Vrati-nam-se, millā majco nasa,
‚ni-je ovvo bābo Asan-ago,
‚vech daixa Pintorovich bexe.'
i vratise Asan-aghiniza,
ter-se visā bratu occo vrāta:
‚Da moj brāto, veliche sramotē,
‚dime saglie od petero dizē.'
Bexe muçī, ne govori nista,
vech-se māsa u xeppe svione,
i vadi-gnoj cgniggu oproschienja,
da uzimglie podpuno vinçagne,
da grē s-gnime majci uza-traghe.
Cad caduna cgnigu pro-uçila,
dva-je sinca u çelo gliubila,
a dvī chiere srid rumena līza;
a s-malacnim u besici sincom
od-dilitse nicaco ne-mogla,
vech-je brataz za ruche uzeo,
i jedva-je s-sincom rastavio,
ter-je mecchie k-sebi na cogniza,
s-gnome grede k-dvoru bielomu.
U roddu-je malo vrime stāla,
mallo vrime, ni nedigliu dānā,
dobra cado i od roda dobra,
dobru cadu prosu sa svī strānā,
ja naj-vechie imoschi cadija.
Cadunase bratu svomu molī:
‚Aj taco-te ne-xelila, brazo,
‚ne-moj mene davat za-nicoga,

‚da ne-puzzā jadnō sarze moje,
‚gledajuchi sirotize svoje.‘
Ali bexe na ajase nista,
vech-je daje imoscom cadij.
Jos caduna bratu-se mogliase,
da gnoj pise listac bīle cgnighē,
da-je saglie imoscom cadij:
‚Divojca-te lipo pozdravgliase,
‚a u cgnizi lipo-se mogliase,
‚cad po-cuppis gospodu svatove,
‚dugh podcluvac nosi na divojcu;
‚cadda budde agghi mimo dvore,
‚nec ne-vidī sirotice svoje.‘
Cad cadji bila cgniga dogie,
gospodu-je svatte po-cuppio,
svatte cuppi, grede po divojcu,
dug podcluvac nosi na divojcu.
Dobro svatti dosli do divojche,
i zdravo-se po-vratili s-gnome;
a cad bili agghi mimo dvore,
dvi-je chiere s-penxere gledāju,
a dvā sina prid gnū iz-ogiāju,
terre svojoj majci govoraju:
‚Vrati-nam-se, milla majco nasa,
‚da mī tebbi uxinati damo.‘
Cad to çulla Asan-aghiniza,
starisini svattōv govorila:
‚Bogom bratte! svattōv starisina!
‚ustavimi cogne uza dvore,
‚da darujem sirotice moje.‘
Ustavise cogne uza dvore,
svoju dizzu lipo darovala,
svacom sincu nozve pozlachene,
svacoj chieri çohu do pogliane,
a mallenu u besici sincu
gnemu saglie uboscu aglinu.
A to gleda junac Asan-ago,
ter do-zivglie do dvā sinca svoja:
‚Otte amo, sirotice moje,

‚cadse nechie s-milovati na vās
majca vasa srza argiascoga.‘
Cad to çula Asan-aghiniza,
bilim licem zemgli udarila,
u put-se-je dusom raz-stavila
od xalosti gledajuch sirōtā.

Anmerkungen.

Pisma 1.

Lieder von ähnlichem Inhalte sind: *Ženidba Dušanova,* Vuk 2. 132. Marjanović 14. Kačić 119 usw. Milad. 73.

1. 6. *srblski:* vergl. *srъblinъ, srъbli (srъblъ)* Daničić, Rječnik 3. 147.

2. *Legen*, d. i. *Ledjen*, sonst *Ledjan.* Der *Rosanka* entspricht bei Vuk 2. 132. *Roksanda,* bulg. bei Kačanovskij 237. *Roksana,* bei Milad. 309. *Rusanta.*

11. *u vinu su vrle varavice* ist falsch; bei Vuk v. 44: *u piću su teške pijanice;* bei Marjan. v. 92: *neće vina da piju rujnoga, dokle ćorde krvlju ne napoje.* Kačić v. 14: *u vinu ga kabgadžijom kažu.*

12. *u junaštvu vrle inadžije;* bei Vuk v. 45: *a u kavzi ljute kavgadžije. inadžije,* bei Vuk. *inat* Zank; *inadžija* Zänker: türk. ęnadżę.

23. *ovo, majko, bit mani ne more.* Türk. mani ist Hinderniss Zenker 802. 3, daher: ‚dass wir nicht geladen sind, das kann kein Hinderniss sein, dass wir dennoch hingehen‘. Vuk's *mani biti komu,* Jemand neidisch sein, passt nicht.

29. *li* in *bi li bilo* ist mir nicht klar.

51. *samo trista svojizi čobana* ist wohl: er mit seinen Hirten, zusammen dreihundert. Vergl. *samdrugi, samtreći.*

59. *ne umide* steht fehlerhaft für *ne unide* non intravit. *konja potajnoga: siguraše dobre konje svoje, koji s' bili do devet godina | u potaji u toplom podrumu, | a za koje nitko znao nije* Volkslied. *(konj) niti vidja sunca nit' mjeseca, van da Usu mlada u podrumu* Volkslied. *konj, kojino ti stoji u potaji* Kačić 119.

73. *pokroise* ist wohl: bedeckten. Vergl. 79.

76. *nek se pod njom (pod medvidinom) oči crne* damit unter der Bärenhaut des Rosses Augen dunkeln, wohl um zu schrecken.

92. *vischi* d. i. *višći,* serb. *vješti.*

113. *konjem doode* zu Pferde kommen: *doode* ist zweisilbig zu lesen.

114. *bugarin* wohl: Hirt.

115. *daćemo ti dva dukata za nje: za nje* für *za nj. e* ist angefügt wie in *tome* 164. *svome* 216. aus *svom, svomu* usw.

119. *udilj* bei Vuk ,semper', bei Stulli ,subito'. Für *sastavaše* erwartet man *sastavljaše.*

126. *ajčibaša* Hauptkoch: Vuk *ašči,* türk. ašči.

128. *ggnemu* für *gnemu, njemu.*

132. *saani* oder *sani:* wenn jenes, so ist *sāni* zu lesen, bei Vuk *sân* türk.

143. *bundurie,* Art Getränk: unbekannten Ursprungs.

145. *ovdu* ungewöhnlich.

161. *gge-mu* für *gnemu, njemu.*

167. *zatačniku* dem Gegner neben und für Vuk's *zatočnik* von *zateći se.* Bei *zatačnik* lässt sich an die Wurzel *tъk* denken, woher aslov. *tъkъmъ* aequalis, bulg. *tъk* Paar und *tekmena devojtja* Kač. 129, serb. *utakmice* gegeneinander, nsl. *tekmovati se* aemulari.

175. *u nidarca sama* in ipsum sinum.

196. *azdija* langes Oberkleid. Nur im Liede gebräuchlich Vuk. Das Wort ist türkisch, ich kann jedoch die türkische Form nicht nachweisen.

199. *besidkajo:* ein *besidkati* ist den Wörterbüchern unbekannt.

200. Zu lesen: *koja j' ovdi.*

204. *zemlji,* zu Boden blickend.

210. Zu lesen: *a koji se.*

219. Vielleicht: *eto t' ujna, ne tribovala ti,* wodurch der Vers wenigstens zehn Silben erhält.

223. *Palaško* scheint gelesen werden zu müssen; es steht dem *Balačko* Vuk's gegenüber.

Pisma 2.

41. *mumom* fehlt bei Vuk: türk. mum Kerze, Licht.

Pisma 3. (Asanaginica).

f. bedeutet Fortis; v. Vuk; h. die Handschrift. Mit I. II. III werden die im Anhange abgedruckten Lieder bezeichnet.

1. *što* f. h. *šta* v.: nirgends *ča*.

2. *al su snjezi* f. *al su snizi* h. *al' je snijeg* v.: v. wollte den auch in 3. und 5. vorkommenden Plural von *snig, snijeg* vermeiden und wurde dadurch zu einschneidenden Änderungen gedrängt. Zum Schutze des Plurals kann angeführt werden it. nevi und fz. neiges in den Übersetzungen dieser Stellen, lat. nives usw. Auch die slavischen Sprachen kennen den Plur. von *snêgъ:* čech. *sněhy* jungm., pol. *śniegi* Linde, oserb. *sńehi* Schneemassen Pfuhl. *labutovi* h. *labutove* f. *labudovi* v.

3. *okopnuli* f. *okopnili* h. *okopnio* v.

6. *čator* h. *šator* f. v. Das serb. kennt *čador* neben *šator* Marjan. 8. türk. čadęr. *čador* I. 168. *Age Asan-age:* ebenso *aga Bećir-aga, agi Bećir-agi* Volkslied. *beg Ali-beg* Jukić 494. Einen ähnlichen Eingang bietet ein Lied in der Sammlung von Jukić 350: *Šta l' procvili jutrom na uranku | nasred Senja grada bijeloga | pred ćemerli Iva novom kulom? | Da je vila, u gori bi bila; | da je zmija, u st'jenam bi bila. | Veće cvili mali Radojica* usw. 460. *Ili grmi, il' se zemlja trese? il' se ore niz planine st'jene? il' planine u debelo more? | il' se vozi po kršu djemija? | Niti grmi, nit' se zemlja trese, nit' se ore niz planine st'jene, | nit' planine u debelo more, | nit' se voze po kršu djemije: | već pucaju topi na ostrogu.* Bulg. bei Miladin 10 usw.

7. *u ranami ljutim* h. *u ranami ljutimi* f. *od ljutijeh rana* v. Kroat. lautet der Plural loc. *u ranah ljutih,* serb. *u ranama ljutima, ljutim,* der Plural instr. kroat. *ranami ljutimi,* serb. *ranama ljutima, ljutim.* Im kroatischen Sprachgebiete wird von der alten Regel häufig abgewichen, indem das serbische gegen Westen vordringt; man liest: *u jednim aljinam* I. 184. *grob mu turskim glavam nakitio* Marjan. 34. *ujala je (zmiju) s bilima rukami, zaklala je s nožim srebrnima.* Volkslied. Selbst im Norden hört man *z bilimi nogami* neben *z bilimi rukama, crnima očima, belima rukama, junačkim rukama* Hrvatske narodne pjesme II. 8. 36. Man beachte den Plural dat. *vami* I. 39. *njim* I. 170. 171. 182. *čobanom svojim* I. 52. *sinkom* I. 38. *svojim prijateljem* II. 2.

divojkam I. 199. *ovcam* I. 41. *ranam* III. 10; den Plural gen. *svatov, godin* I. 3.

9. *a ljubovca od stida ne mogla.* Die Frau konnte die Scheu vor männlicher Begegnung selbst in diesem Falle nicht überwinden. Einem Mädchen wird in einem Volksliede nachgerühmt: *muške glave nigda ni vidila* sie hat nie ein männlich Haupt gesehen.

10. *ranam* h. *ranam'* f. v.

11. *ter* h. f. *on* v. *poruča* h. f. *poruči* v. *Poručati* führt Stulli aus einem glag. Brevier an: aslov. *porąčati.*

15. Kroat. und ragus. für *stajala. stāla* III. 15. *stala* I. 3. aus **stojala.*

18. *kule* h. f. v. Man erwartet *kuli: pojdi kuli na prozore. i išli su Radulu na dvore.* kroat. Volkslied. Vergl. 24. 60. 68. *penžere* h. *pendžere* v. türk. pendžere. Mit *penžera* vergl. 69. *s penxere,* bulg. *pendžera-ta* Milad. 398.

19. *trču* h. f. dialektisch für *trče.* Vergl. *prosu* 44. *dvi ćere* h. *dv'je ćere* v. Ebenso 34. 68. Vergleichende Grammatik 2. 216.

21. *ago* h. f. *aga* v.

22. *daiža* h. I. 34. 64. *daidža* v. serb. *daidža.* Vergl. türk. daję, Onkel mütterlicher neben amudža Onkel väterlicher Seits; für beides russ. *djadja.* Dass *daiža,* nicht *daidža* zu lesen ist, ergibt sich aus *bexe* III. 22. 51. *boxe* I. 16. *brxje* II. 17. *dostixe* II. 64. *uxinati* III. 73. *xarco* I. 195. *xao* I. 134. 147. *xelila* II. 31. III. 47. *oxenili* I. 210. *xeppe* III. 28: serb. *džepe. dž* wird durch *dx* bezeichnet: *inadxije* I. 12.

26. *di* h. *gdi* f. *gdje* v.

27. *ne govori ništa* h. f. Die gewöhnliche Wortfolge *ništa ne govori* v. *ništa ne divani* Marjan. 90. *ništa ne badîra* 130. 131. Doch *ne govori ništa* I. 116. *i ne mari ništa* II. 36. *ne ajaše ništa* III. 51. *a on toga ništa ne hajaše.* Volkslied.

29. *oproschienja* h., d. i. *oprošćen-ja* neben *vinçagne* 30, d. i. *vinčańe; oproschienja, vjencanje* f.: *ń* bezeichnet die Handschrift durch *gn: kogna, gnoj, kgnigu, kognica.* Vergleichende Grammatik 1. 407.

30. *da uzimlje podpuno vinčanje.* Der Vers besagt nicht: dass die Frau frei sei sich einem andern zu ergeben, zu vermählen, ‚ond' ella ricoronarsi pienamente possa', sondern, wie Vuk richtig lehrt, dass die Frau jene Summe erhalte, welche

ihr nach türkischem Rechte vor dem Kadi für den Fall versprochen wurde, dass sie verstossen würde. Diese Summe heisst türk. nikjah parasę, etwa Hochzeitsgeld; gleichbedeutend damit ist pers. kābin, die bei der Heirath der Frau vom Manne ausgesetzte Geldsumme, die sie im Falle der Ehescheidung erhält Zenker 731. 1. Das türk. nikjah ist als *niće* in das serb. eingedrungen. Der Sinn des Verses war offenbar den Freunden von Fortis unbekannt.

31. *grē* III. 31. *grede* 40. 64. *gredem* I. 54. *u zatrage* f. *u natrage* v. Die Handschrift bietet *uza-trage*, was mir das Richtige scheint: *uza trage* kann durch Daničić, Sintaksa 550. 551. Vergleichende Grammatik 4. 402 gerechtfertigt werden. Bei Marjan. 148. liest man *uz natrage*, 20. *u natrage. zatrage* ist ein völlig unbekanntes Wort.

35. *malahnim* f. v., dies ist vielleicht trotz dem *malacnim* der Handschrift richtig.

36. *odjeliti* f. *od'jelit' se* v. *odilit se* h.

37. *sinkom* f. *s' sinkom* v. h. Der Instr. kann hier ohne *s* stehen: *jerbo ću te rastaviti glavom* kroat. Volkslied. *sinak* findet sich auch I. 27. 39. 44. *sinci. sinka* III. 33.

39. *k sebi;* nach v. wäre *za-se* richtiger.

40. *u dvoru bjelomu* f.: richtig *k dvoru bijelomu* h. *ni nedilju dana* h.: nicht ein Mal eine Woche. Schon v. hat *ne* f. durch *ni* ersetzt.

44. *prosu* Vergl. 19.

45. *majveće* f. *najviše* v. *najveće* h.

48. *za nikoga* f. h.: grammatisch richtig *ni za koga.*

51. *ne hajaše ništa* f. *ne ajaše ništa* h. Vergl. 27.

54. *da njoj piše* h. *da napiše* v.

56. *divojka* ist auffallend. Ebenso 64.

58. Nach 58. hat Vuk einen entbehrlichen Vers hinzugedichtet: *i kad podješ njenom b'jelu dvoru.*

59. *podkluvak: podcluvac* h.: auslautendes *c* ist *k: barjac* I. 88. 104. *junac* I. 226. II. 4. 5. 13. 20. III. 85: daneben *junak* I. 42. *listac* III. 54. *sanac* I. 86. 102. 109. *ts* wird durch *z* bezeichnet: *brataz* III. 37. Es ist daher *podkluvak* zu lesen; dafür *podkliuvaz* f. *pokrivač* v., das im Wörterbuch durch ‚Decke, Bettdecke, stragulum‘ erklärt wird. Das Wort ist unbekannt; dass es etwa ‚Schleier‘ bedeutet, ist unzweifelhaft.

Es mag dem türk. čadẹr entsprechen in der Bedeutung ‚ein den ganzen Leib bedeckender Frauenschleier‘ Zenker 339. 2.

61. *nek ne vidi* h. *da ne vidi* v. *nek* findet sich so auch I. 76. 187. 201. II. 22. 68. *se povratili* sie traten die Rückreise an, ne partir, nicht: ‚glücklich kamen sie mit ihr vom Hause wieder‘.

69—71. *gledaju, izodjaju, govoraju* h. *gledahu, izhodjahu, govorahu* v.

73. *tebi* h. *tebe* f. v.

76. *svatov* h. f. *svata* v.

77. *uza dvore* h. *uza dvora* f. *uza dvora mjesto uz dvor da se ispuni stih* v. *dvor* im plur. ist bekanntlich sehr häufig: *ima u (im' u) kući dvore devetere. konje jašu, i dvorima idu* kroat. Volkslied. Vergl. I. 48. 56.

81. *sinku* h. f. *sinu* v. *nozve* h. f. *nože* v. Das sonst unbekannte *nozve* ist coturni bei f., Halbstiefel bei dem Übersetzer von 1775, Stiefel bei Goethe, Lederstrümpfchen bei Talvj. Vuk denkt an *nazuve,* wofür im Wörterbuch *nazuvice,* verwirft jedoch diese Vermuthung, da türkische Herren dergleichen nicht trügen. An *nozve* ist wohl nichts zu ändern, obgleich wir das Wort nicht kennen. Es scheint mit *nъz (nez),* woher auch *nizati* und *nožь,* zusammen zu hangen und kann ‚Messerscheide‘ bedeuten.

83. *malenu* h. *malomu* f. v.

84. *ubosku aglinu* h., d. i. wohl *ubošku aljinu. uboške haljine* v.; f. übersetzt: ‚ma al picciolo bambin, che giacea in culla, da poverello un giubbettin mandava;‘ der Übersetzer von 1775 bietet: ‚dem schickte sie ein Röcklein‘; Goethe: ‚gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen‘; Talvj: ‚sendete sie auch ein seidnes Kleidchen.‘ *Uboški* fehlt bei Vuk; Stulli hat aus Ranjina *uboški* als Adverb in der Bedeutung ‚poveramente‘. *ubošcu* kann nicht gelesen werden; auch würde durch Ersetzung des *ubošku* durch *ubošcu* die Wortfolge sehr ungewöhnlich werden. Der in der Handschrift stehende Vers ist zu übersetzen: ‚und dem kleinen Söhnchen in der Wiege, dem sendet sie ein ärmliches Kleid.‘ Also dem Theuersten die geringste Gabe!

88. *smilovati* h. v. *milovati* f. Man vergleiche *ne bi l' mi se mladoj smilovao* neben *na njeg se je smilovala Mare.* Volkslied.

89. *srca ardjaskoga* h. *srca kamenoga* v.: arrugginito cor bei f. lässt *rdjavoga* vermuthen, dem jedoch die Handschrift entgegensteht. Der Übersetzer von 1775 hat ‚Brust von Eisen‘, Goethe dasselbe, Talvj ‚von Stein ein Herz‘. Der Handschrift entspricht noch am besten *orjatski, horjatski*, im Wörterbuch nebulonum; *orjat, orjatkinja* Marjan. 11., bulg. *horijatski*, türk. horijat, griech. χωριάτης.

91. *zemlji udarila* h. *u zemlju udrila* f. v.

93. *od žalosti* gehört zu *se je rastavila*, allerdings gegen die Regel, was vielleicht durch die grössere Pause nach *žalosti* gerechtfertigt werden kann.

sirota f. *sirōtā* h. *sirote* v. Vergl. 50. Der Genetiv ist hier zu erklären nach Vergl. Grammatik 4. 492. Man beachte *a išćući ajčibaše mlade* I. 126. den jungen Hauptkoch suchend. *prosio je divojke Rosanke* I. 2. *ter prostire šarene azdije* I. 196. er breitet aus das bunte Oberkleid. *pa da vidiš budimske kraljice* Jukić 143.

Vuk hat in seinem Text dem altslovenischen Ѣ statt des kroatischen durchgängig den serbischen Reflex gegenüber gestellt, daher *djece* 26. *djecu* 79. *pred* 69. *starješina* 74. 75. für *dice, dicu, prid, starišina* bei Fortis und in der Handschrift. Dass die Volkslieder die Formen nicht streng festhalten, ist bekannt, daher *bijelomu* III. 40. für *bilomu*. Ebenso *bijeloga* II. 6. 14. *bijele* II. 39. Diese Mengung der lautlichen Formen findet sich auch sonst in kroatischen Volksliedern: *ni ulisti u bijele dvore. ufati je za bijele ruke* neben *i od sobah i od bilih dvora*. In einem Liede aus der Umgebung von Spalato liest man *dijete* neben *dvi, prid, priko* neben *preko* usw. Pamjatniki i obrazcy I—IV. 281. *dvoru bijelomu* neben *obesite, svetlo, izgorela* und *obisiše, dvi, tilo, virovala, umrit* usw. 195. *krvavije kljuna do očiju, i krvavi nogu do koljena* bei Vuk. Man vergleiche die interessanten Bemerkungen von L. Marjanović II. Rein kroatische Texte sind nicht sehr häufig. Auch die grammatischen Formen wechseln ab: *svatov* 74. 75, wofür Vuk *svata* setzt, neben *konja* 16.

II. Geschichte der Übersetzungen.

1. Übersetzung von Fortis.

CANZONE DOLENTE DELLA NOBILE SPOSA D'ASAN AGA.

Che mai biancheggia là nel verde bosco?
Son nevi, o cigni? Se le fosser nevi,
Squagliate omai sarebbonsi; se cigni,
Mosso avrebbero il volo. Ah! non son bianche
Nevi, o cigni colà; sono le tende
D' Asano, il duce. Egli è ferito, e duolsi
Acerbamente. A visitarlo andaro
La madre e la sorella. Anche la sposa
Sarebbev' ita, ma rossor trattienla.
Quindi allorch' ei delle ferite il duolo
Sentì alleggiarsi, alla fedel mogliera
Così fece intimar: ,Non aspettarmi
,Nel mio bianco cortil; non nel cortile,
,Nè fra' parenti miei.' Nell' udir queste
Dure parole pensierosa e mesta
L' infelice rimase. Ella d' intorno
Al maritale albergo il calpestio
Di cavalli ascoltò; verso la torre
Disperata fuggio, per darsi morte,
Dalla finestra rovinando al basso.
Ma i di lei passi frettolose, ansanti
Le due figlie seguir: ,Deh! cara madre,
,Deh! non fuggir; del genitore Asano
,Non è già questo il calpestio; ne viene
,Il tuo fratello, di Pintoro il figlio.'
Addietro volse a questo dire i passi
D'Asan la sposa, e le braccia distese
Al collo del fratello. ,Ahi! fratel mio,
,Vedi vergogna! e' mi repudia, madre
,Di cinque figli!' Il begh nulla risponde;
Ma dalla tasca di vermiglia seta

Un foglio trae di libertade, ond' ella
Ricoronarsi pienamente possa,
Dopo che avrà con lui fatto ritorno
Alla casa materna. Allor che vide
L' afflitta donna il doloroso scritto,
De' suoi due figliuolin' baciò le fronti,
E delle due fanciulle i rosei volti:
Ma dal bambino, che giaceva in culla,
Staccar non si poteo. Seco la trasse
Il severo fratello a viva forza;
Sul cavallo la pose, e fe ritorno
Con essa insieme alla magion paterna.
    Breve tempo restovvi. Ancor passati
Sette giorni non erano, che intorno
Fu da ogni parte ricercata in moglie
La giovane gentil d'alto legnaggio;
E fra i nobili proci era distinto
L' imoskese cadì. Prega piagnendo
Ella il fratel: ‚Deh! non voler di nuovo
‚Darmi in moglie ad alcun, te ne scongiuro
‚Pella tua vita, o mio fratello amato;
‚Onde dal petto il cor non mi si schianti
‚Nel riveder gli abbandonati figli!‘
    Il begh non bada alle sue voci; è fisso
Di darla in moglie al buon cadì d' Imoski.
Allor di nuovo ella pregò: ‚Deh! almeno,
‚(Poichè pur così vuoi) manda d' Imoski
‚Al cadì un bianco foglio. A te salute
‚Invia la giovinetta, e vuol pregarti
‚Per via di questo scritto, che allor quando
‚Verrai per essa co' signori svati,
‚Un lungo velo tu le rechi, ond' ella
‚Possa da capo appiè tutta coprirsi,
‚Quando dinanzi alla magion d'Asano
‚Passar d'uopo le fia, nè veder deggia
‚I cari figli abbandonati.‘ Appena
Giunse al cadì la lettera, ei raccolse
Tutti gli svati, e pella sposa andiede,
Il lungo velo, cui chiedea, portando.

Felicemente giunsero gli svati
Sino alla casa della sposa; e insieme
Felicemente ne partir con essa.
Ma allor, che presso alla magion d'Asano
Furo arrivati, dal balcon mirorno
La madre lor le due fanciulle, e i figli
Usciro incontro a lei. ‚Deh, cara madre,
‚Tornane a noi; dentro alle nostre soglie
‚A cenar vienne.' La dolente sposa
Del duce Asano, allor che i figli udio,
Volsesi al primo degli svati: ‚O vecchio
‚Fratello mio, deh ferminsi i cavalli
‚Presso di questa casa, ond' io dar possa
‚Qualche pegno d'amore agli orfanelli
‚Figli del grembo mio.' Stettersi fermi
Dinanzi alla magion tutti i cavalli;
Ed ella porse alla diletta prole
I doni suoi, scesa di sella. Diede
Ai due fanciulli bei coturni, d'oro
Tutti intarsiati, e due panni alle figlie,
Onde dal capo ai piè furon coperte:
Ma al picciolo bambin, che giacea in culla,
Da poverello un giubbettin mandava.
Tutto in disparte il duce Asàn vedea;
E a se chiamò i figliuoli. ‚A me tornate,
‚Cari orfanelli miei, da che non sente
‚Più pietade di voi la crudel madre
‚Di arrugginito cor.' Udillo; e cadde
L' afflitta donna, col pallido volto
La terra percuotendo; e a un punto istesso
Del petto uscille l'anima dolente,
Gli orfani figli suoi partir veggendo.

2. Übersetzung vom Jahre 1775.

Klaggesang von der edlen Braut des Asan Aga.

Was ist im grünen Wald dort jene Weisse?
Schnee? oder Schwäne? sei es Schnee: er müsste
geschmolzen endlich sein, und Schwäne wären

davon geflogen. Weder Schnee noch Schwäne,
es sind die Zelten Asans, unsers Herzogs.
Verwundet ächzt er drinnen; ihn zu sehen
kömmt zu ihm seine Mutter, seine Schwester;
die Gattin säumt aus Scham zu ihm zu kommen.

Als er zuletzt die Pein an seinen Wunden
gelindert fühlte, liess er seiner treuen
Gemahlin künden: ‚Harr' auf mich nicht länger
‚in meinem weissen Hofe, noch bei meinen
‚Verwandten!‘ Als das harte Wort die treue
Gemahl vernommen, stand sie starr und schmerzvoll.
Schon hört sie um des Gatten Burg den Hufschlag
von Rossen schallen, springt verzweifelnd
den Thurm hinauf, und will vom Fenster stürzend
dem Tod sich geben. Aber ängstlich folgten
zwo zarte Töchter ihrer raschen Mutter,
und riefen weinend: ‚Mutter, liebe Mutter!
‚Ach, fliehe nicht! Es sind nicht unsers Vaters,
‚nicht Asans Rosse; komm zurück, dein Bruder,
‚der Erbe des Pintoro wartet deiner.‘

Die Gattin Asans kömmt zurück und windet
die Arme um den Hals von ihrem Bruder:
‚O Bruder, sieh die Schande deiner Schwester!
‚Mich zu verstossen, mich, die arme Mutter
‚von fünf Unglücklichen!‘ Er schweigt und ziehet
hervor von rother Seide aus der Tasche
den Freiheitsbrief, der ihr das Recht ertheilet,
in ihrem mütterlichen Hause wieder
zurückgekehrt ein neues Ehebündniss
zu knüpfen. Als die bange Fürstin sahe
das traur'ge Blatt, so küsste sie die Stirne
von ihren beiden Söhnlein und von ihren
zwo'n Töchterchen die zarten Rosenwangen;
ach, aber von dem Säugling in der Wiege
vermag die Arme nicht sich loszureissen.
Er reisst sie los, der unbarmherz'ge Bruder,
hebt sie zu sich aufs Ross, und kehret eilig
mit ihr zurück zur väterlichen Wohnung.

Nach kurzer Zeit, es waren sieben Tage
noch nicht verflossen, als von allen Seiten,
schön und erhab'ner Herkunft, zur Gemahlin
das schöne Fräulein schon erkieset wurde.
Der edlen Freier war der angeseh'nste
der Cadi von Imosky. Aber weinend
bat sie den Bruder: ‚Ach! bei deinem Leben
‚beschwör' ich dich, du mein geliebter Bruder!
‚mich keinem andern mehr zur Frau zu geben,
‚damit das Wiedersehen meiner lieben
‚verlass'nen Kinder mir das Herz nicht breche!'

Er achtet ihre Reden nichts, entschlossen
die Schwester dem Cadi zur Frau zu geben.
Sie fleht aufs neu: ‚Ach, bist du unerbittlich,
‚so wollest dem Cadi zum mind'sten senden
‚ein weisses Blatt: ‚Dich grüsst die junge Wittib,
‚und will durch dieses Blatt, wenn dich die Suaten
‚zu ihr begleiten, einen langen Schleier
‚dich bitten ihr zu reichen, dass in diesen,
‚wenn Asans Wohnung sie vorüber komme,
‚vom Haupt zu'n Füssen sie sich hüllen könne,
‚um ihre lieben, ach! verlass'nen Kinder
‚nicht seh'n zu müssen!' Der Cadi beäugte
das Schreiben kaum, als er die Suaten sammelt,
und seiner schönen Braut entgegen eilet,
den langen Schleier, den sie heischte, tragend.

Zum Haus der jungen Fürstin kamen glücklich
die Suaten, und von ihrem Hause kehrten
mit ihr sie glücklich wieder: aber näher
als Asans Wohnung sie gekommen waren,
so sah'n vom Erker ihre liebe Mutter
die zarten Töchter und die jungen Söhne,
und eilten zu ihr: ‚Liebe, liebe Mutter!
‚Komm wieder zu uns, komm in deiner Halle
‚mit uns das Abendbrod zu essen!' Seufzend,
als sie das Sprechen ihrer Kinder hörte,
wandt' sich des Herzog Asans bange Gattin
zum ersten von den Suaten: ‚O mein alter

‚geliebter Bruder, lass vor diesem Hause
‚die Rosse harren, dass ich diesen Waisen,
‚den Kindern meines Busens, noch ein Zeichen
‚der Liebe geben kann!' Die Rosse harrten
an Asans traur'gem Haus, und abgestiegen
vom Ross gab sie den Kindern ihres Busens
Geschenke: gab mit Gold beblümte schöne
Halbstiefel beiden Söhnlein und den Töchtern
zwei Kleider, die vom Kopf zu Fuss sie deckten;
dem Säugling aber, welcher in der Wiege
noch hilflos lag, dem schickte sie ein Röcklein.

Der Vater, alles in der Ferne sehend,
rief seinen Kindern: ‚Liebe Kleine, kehret
‚zu mir zurück, der fühllos word'nen Mutter
‚verschloss'ne Brust von Eisen weiss von keinem
‚Mitleiden mehr.' Die jammervolle Gattin
hört Asans Wort, und stürzt, mit blassem Antlitz
die Erde schütternd, und die bange Seele
entfloh dem bangen Busen, als, die Arme!
sie ihre Kinder sah von ihr entfliehen.

Die Sitten der Morlacken aus dem Italienischen übersetzt. Mit Kupfer. Bern, bei der typographischen Gesellschaft 1775, Seite 90. Düntzer (Goethe's Lyrische Gedichte I. 127) citirt eine andere Ausgabe: Die Sitten der Morlacken. Auszug aus dem Französischen (von Abbate Fortis). (Abbate Alberto Fortis, Reise in Dalmatien. Aus dem Italienischen. Bern. 1776. I. Seite 153).

Dass der Übersetzer nicht aus dem ‚morlackischen' Original, sondern aus dem Italienischen von Fortis übersetzt hat, zeigen jene Stellen, die, ihm mit Fortis gemeinsam, im Original nicht zu finden sind.

3. Französische Übersetzung.

Schon 1775 erschien in Bern ein Büchlein unter dem Titel: ‚Die Sitten der Morlacken', welches, mit Übergehung der geographischen und naturhistorischen Partien, eine Übersetzung desjenigen Theiles des genannten italienischen Werkes

ist, welcher in sechzehn Paragraphen von den Sitten der Morlacken handelt: ‚De costumi de' Morlacchi.' Seite 43–105. Das Büchlein ‚Die Sitten der Morlacken' erschien auch 1792 in Bern und in Lausanne unter verändertem Titel: ‚Reise zu den Morlacken. Von Albert Fortis.' Wir begegnen derselben Übersetzung in der vollständigen Übertragung von Fortis' Werk: ‚Abbate Alberto Fortis, Reise in Dalmatien. Bern, bei der typographischen Gesellschaft. 1776.' Damit wird wohl Fortis, Reise nach Dalmatien. Bern. 1792, identisch sein. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass der Übersetzer des Capitels von den Sitten der Morlacken auch den Rest des Fortis'schen Werkes übertragen hat. Das Reisewerk des italienischen Gelehrten erschien auch in französischer Übersetzung 1778. in Bern: ‚Voyage en Dalmatie par M. l'abbé Fortis.' Bern. 1778. In demselben Jahre ward in London eine englische Übersetzung gedruckt. A. Fortis, Lettres sur les Morlaques. Berne. s. a., kenne ich nur aus den Bibliographien: das Buch enthält wahrscheinlich aus Fortis nur die Partie über die Sitten der Morlacken: damit stimmt der geringe Preis überein. Es ist unzweifelhaft identisch mit dem Bern. 1788. chez la société typographique erschienenen Büchlein: Lettre de M. l'abbé Fortis à Mylord Comte de Bute sur les mœurs et usages des Morlaques, appelés Monténégrins. Avec figures. 85 Seiten. Man wird wohl kaum irren, wenn man annimmt, dass beim Interesse, welches die Welt an den vorher kaum je genannten Morlacken nahm, Rousseau's Ideen von dem Naturzustand der Völker im Spiele waren. Selbst der nüchterne italienische Naturforscher sagt 67: ‚L'innocenza e la libertà naturale de' secoli pastorali mantiensi ancora in Morlacchia, o almeno vene rimangono grandissimi vestigj ne' luoghi più rimoti da' nostri stabilimenti' usw., und in der Vorrede zu ‚den Sitten der Morlacken' liest man, ‚dass dieselben der angebornen Güte unserer Natur das Wort zu reden scheinen'. In einer Oper: Les Morlaques. Opéra en deux actes, musique du baron de Lannoy (italienischer Text von Rossi). Gräz. 1817, ziehen die ‚Morlacken' zum letzten Male die Aufmerksamkeit der Welt auf sich.

Chanson sur la mort de l'illustre épouse d'Asan-Aga.

Quelle blancheur brille dans ces forêts vertes? Sont ce des neiges ou des cygnes? Les neiges seroient fondues aujourd'hui, et les cygnes se seroient envolés. Ce ne sont ni des neiges ni des cygnes, mais les tentes du guerrier Asan-Aga. Il y demeure blessé et se plaignant amèrement. Sa mère et sa sœur sont allées le visiter: son épouse seroit venue aussi, mais la pudeur la retient.

Quand la douleur de ses blessures s'appaisa, il manda à sa femme fidèle: ‚Ne m'attends pas ni dans ma maison blanche, ni dans ma cour, ni parmi mes parens.' En recevant ces dures paroles, cette malheureuse reste triste et affligée. Dans la maison de son époux, elle entend les pas de chevaux, et désespérée elle court sur une tour pour finir ses jours en se jetant par les fenêtres. Ses deux filles épouvantées suivent ses pas incertains, en lui criant: ‚Ah, chère mère, ah! ne fuis pas: ces chevaux ne sont pas ceux de notre père Asan; c'est ton frère, le Beg Pintorovich qui vient te voir' usw.

La triste veuve d'Asan, entendant le cris de ses enfans, se tourne vers le premier Svati: ‚Pour l'amour de Dieu, cher et vénérable, arrête les chevaux près de cette maison, afin que je donne à ces orphelins quelque gage de ma tendresse.' Les chevaux s'arrêtent devant la porte, elle descend et offre des présens à ses enfans: elle donne aux fils des brodequins d'or, et de beaux voiles aux filles. Au petit innocent qui couche dans le berceau, elle envoie une robe.

Asan voyant de loin cette scène, rappelle ses fils: ‚Revenez à moi, mes enfans; laissez cette cruelle mère, qui a un cœur d'airain, et qui ne ressent plus pour vous aucune pitié.'

Entendant ses paroles, cette affligée veuve pâlit et tombe par terre. Son ame quitte son corps au moment qu'elle voit partir ses enfans.

Aus: Voyage en Dalmatie par M. l'Abbé Fortis, traduit de l'italien. Berne, chez la société typographique. 1778. I. Seite 143—149.

4. Goethe's Übersetzung.

Die Übertragung Goethe's ist so leicht zugänglich, dass ein Abdruck derselben nicht nöthig ist.

Die öfters citirte Anmerkung zu diesem Liede lautet in der Originalausgabe von Herder's Volksliedern I. 1778, S. 330 wörtlich: ‚S. Fortis Reise Th. 1. S. 150 oder die Sitten der Morlachen, Bern 1775. S. 90. Die Übersetzung dieses edlen Gesanges ist nicht von mir; ich hoffe in der Zukunft derselben mehrere zu liefern.‘ Die Angabe der Quelle fehlt in späteren Ausgaben.

Es ist zweckmässig von dem Berichte des Dichters über die Entstehung des Klaggesanges aus dem Jahre 1825 vorläufig abzusehen.

Die erste Frage, die nach der Vorlage, ist dahin zu beantworten, dass Goethe's Übersetzung auf der oben abgedruckten Verdeutschung von 1775. beruht, die sich auch in der Übersetzung der Fortis'schen Reise von 1776. findet. Die Richtigkeit dieser Ansicht, die auch von Düntzer 1. 312. und vom Freiherrn von Biedermann 2. 309 getheilt wird, ergibt sich mit Sicherheit aus der Vergleichung beider Texte. Mit I. bezeichne ich den Text von 1775, mit II. den von Goethe, mit III. das Original; in der Verszählung folge ich dem letzteren. 9. I. Die Gattin säumt aus Scham zu ihm zu kommen. II. schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen. III. doch die Gattin konnte nicht vor Scham. ma rossor trattienla Fortis. 10. I. als er zuletzt die Pein von seinen Wunden gelindert fühlte. II. als nun seine Wunde linder wurde. III. als es nun mit seinen Wunden besser wurde. allorch' ei delle ferite il duolo sentì allegiarsi Fortis. 14. I. als das harte Wort die treue Gemahl vernommen, stand sie starr und schmerzvoll. II. als die Frau dies harte Wort vernommen, stand die Treue starr und voller Schmerzen. III. als die Frau die Worte vernommen, stand die Arme noch da in dem Gedanken (an die vernommene Botschaft). nell' udir queste dure parole Fortis. 19. I. aber ängstlich folgten zwo zarte Töchter. II. ängstlich folgen ihr zwei liebe Töchter. III. ihr eilen nach zwei Töchter. Fortis ‚ansanti‘ wurde nach dem lateinischen anxius als ‚ansio‘, ‚ängstlich‘ aufgefasst. 21. I. es sind nicht unsers

Vaters, nicht Asan's Rosse. II. sind nicht unsers Vaters Asan Rosse. III. es ist nicht der Vater Asan Aga. Del genitore Asano non è questo il calpestio. 28. I. ziehet hervor von rother Seide aus der Tasche den Freiheitsbrief. II. ziehet aus der Tasche, eingehüllt in hochrothe Seide, den Brief der Scheidung. III. sondern greift in die Tasche von Seide. Die im Original fehlende ‚hochrothe Seide' müsste nach einem der Erklärer, K. L. Kannegiesser 9 (Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten. Breslau 1835) ‚auf eine morlackische Sitte gehen'. di vermiglia seta Fortis. 37. I. er reisst sie los, der unbarmherz'ge Bruder. II. reisst sie los der ungestüme Bruder. III. es ergreift sie der Bruder bei den Händen. il severo fratello Fortis. 41. I. nach kurzer Zeit. II. kurze Zeit war's. III. bei den Ihren (u rodu) weilte sie kurze Zeit. breve tempo restovvi Fortis. Nach 60. I. dass in diesen (Schleier) vom Haupt zu'n Füssen sie sich hüllen könne. II. dass ich mich vor Asan's Haus verhülle. III. fehlt. ond' ella possa da capo appiè tutta coprirsi Fortis. 65. fehlt durch ein Versehen bei Fortis im Original; der Vers steht in der Spalatiner Handschrift und bei Fortis in der Übersetzung. 65. I. den langen Schleier, den sie heischte, tragend. II. mit den Schleier, den sie heischte, tragend. III. *dug podkluvak nosi na divojku,* trägt den langen Schleier für die Braut. Il lungo velo, cui chiedea, portando. 85. I. alles in der Ferne sehend. II. dies beiseit sah Vater Asan Aga. III. Und dies sieht der Held Asan Aga. tutto in disparte il duce Asan vedea Fortis. 91. I. und stürzt, mit blassem Antlitz die Erde schütternd. II. stürzt sie bleich, den Boden schütternd, nieder. III. stürzt sie mit bleichem Antlitz nieder. E cadde, col pallido volto la terra percuotendo Fortis. Goethe gebraucht das etwas seltene ‚schüttern', wie es scheint, nur noch in ‚Deutscher Parnass': ‚schüttert er des Berges Wipfel'. 93. I. als sie ihre Kinder vor ihr fliehen sah. II. als sie ihre Kinder von sich fliehen sah. III. als sie die Waisen sah. Gli orfani figli suoi partir veggendo Fortis. Ich glaube nach dem Gesagten nicht, dass die Übereinstimmung des Übersetzers von 1775 und Goethe's auf Rechnung einer gemeinschaftlichen Vorlage zu setzen sei. Es könnten noch andere Stellen angeführt werden; doch dürfte das Beigebrachte

vollkommen genügen. Nach dieser Darlegung kann von einer französischen Vorlage Goethe's nicht die Rede sein. Die Gräfin Rosenberg, der man die französische Übersetzung zuzuschreiben scheint, kann Niemand anderer sein als die Verfasserin des Buches ‚Les Morlaques', (Italien) 1788: J. Wynne, Comtesse des Ursins et Rosenberg. Abgesehen davon, dass Goethe's Übertragung im ersten Bande von Herder's Volksliedern aus dem Jahre 1778 steht, ist zu bemerken, dass das Buch der Gräfin den Klaggesang gar nicht enthält.

Hat Goethe'n die Übersetzung von 1775 als Vorlage gedient, dann kann der Klaggesang schon in diesem Jahre entstanden sein. Für die Zeit nach 1775 könnte der Umstand angeführt werden, dass Bernays' ‚Junger Goethe' das Stück nicht enthält, daher von demselben nach 1775 angesetzt wird. Goethe-Jahrbuch 2. 131. Wenn Düntzer's Vermuthung (Goethe's Lyrische Gedichte, 1858), Goethe sei durch Herder auf den Stoff und das Buch aufmerksam gemacht worden, richtig ist, dann ist der Klaggesang erst in dem Spätherbst 1776 entstanden, da Herder erst im October dieses Jahres nach Weimar kam. Goethe-Jahrbuch 2. 132. Düntzer hat jedoch in der zweiten Ausgabe des angeführten Werkes 1. 126. die recht ansprechende Vermuthung geäussert, Goethe'n sei in der Schweiz 1775 (am 7. November war er in Weimar) die kleine in Bern in diesem Jahre erschienene Schrift: ‚Die Sitten der Morlacken' in die Hände gekommen; es kann daher das von Eckermann und Riemer angegebene Jahr 1775 stehen bleiben. In metrischer Hinsicht ist das Gedicht vom 11. September 1776 ‚Seefahrt' zu vergleichen. Später wird von Goethe der serbische Trochäus häufig angewandt: Liebesbedürfniss. Morgenklagen. Der Besuch. Der Becher. Nachtgedanken. Amor als Landschaftsmaler.

Was nun das Metrum des Klaggesangs anlangt, so wird wohl zugegeben werden, dass der Rhythmus bei einer unbekannten Sprache nicht erkannt werden kann, dass es daher nicht angeht anzunehmen, es könne der Übersetzer, ohne die Sprache des Originals zu verstehen, sich diesem nach dem Gehör anschmiegen. Der Vers des serbischen Heldenliedes besteht aus zehn Silben mit einem Ruhepunkt nach der vierten und nach der zehnten Silbe, welche zehn Silben im Gesange fünf Trochäen bilden. Goethe's Vers im Klaggesange ist der

angeführten Regel, abgesehen von dem Ruhepunkte nach der vierten Silbe, entsprechend, und man könnte meinen, die serbische Regel sei Goethe irgendwie bekannt geworden: diese Meinung wäre unrichtig, da das metrische Gesetz des serbischen Heldenliedes erst im Jahre 1824 von Vuk dargelegt, vor ihm von Niemand auch nur geahnt worden ist, so einfach auch die Sache für den Sprachkundigen ist. Die Behauptung, das Metrum sei errathen worden, schliesst keine Lösung in sich. Auf den der serbischen Sprache unkundigen Fortis, mit dem Herder in brieflichem Verkehr gestanden zu haben scheint, da er erzählt, er habe serbische Lieder aus einem ungedruckten Manuscript desselben übertragen, worüber der Anhang 1. nachzusehen ist, kann man sich nicht berufen. Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig als eine Hypothese aufzustellen, die der Prüfung der Sachkundigen vorgelegt wird. Dass der Vers aus zehn Silben besteht (decasillabo bei Fortis 1. 105), das zu sehen erforderte keine Kenntniss der Sprache; wollte man nun die Silbenzahl in der Nachdichtung bewahren, dann, so scheint es, war es natürlich, dass man nicht zu dem fünffüssigen Jambus, sondern zu dem bequemeren Trochäus griff, bequemer, weil eine Sprache, die die Wurzelsilbe, nicht das Suffix betont, den trochäischen Versschluss begünstigt. Tonlose einsilbige Wörter im Versanfange kann Goethe entbehren: 21. Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse. Vergl. 27. Auch das epische Metrum der Serben beruht darauf, dass das Serbische die Endsilben nicht betont. Vergleichende Grammatik 1. 406: daraus schliesse ich, dass der Trochäus des bulgarischen Epos serbischen Ursprungs ist 1. 376. Man könnte geneigt sein anzunehmen, der Trochäus sei gewählt worden, weil der langsamere Gang des Trochäus der epischen, bei den einzelnen Stadien der Handlung mit Liebe verweilenden Darstellung angemessener sei. Auch Herder wandte, wohl nach Goethe's Beispiel, den sogenannten serbischen Trochäus in den drei von ihm übertragenen und unter die Volkslieder aufgenommenen Dichtungen an:

1. Gesang vom Milos Cobilich und Vuko Brankowich: Schön zu schauen sind die rothen Rosen | in dem weissen Pallast des Lazaro.

2. Radoslaus: Kaum noch, dass am Himmel Morgenröthe und der Morgenstern am Himmel glänzte.

3. Die schöne Dolmetscherin: Über Gravo fiel der Bascha Mustaj, | und rings um die hohe Mauer sanken usw.

Der serbische Trochäus wurde nach Goethe's Vorgange auch von jener trefflichen Frau angewandt, der das serbische Volkslied sein Bekanntwerden in der Welt verdankt. Dass Goethe und Herder bei ihren Verdeutschungen serbischer Lieder dem Vers jene Form gaben, die man als die dem Metrum des Originals entsprechendste ansehen muss, beruht, wie bemerkt, nicht auf einer Erkenntniss des serbischen Metrums, das nur im Singen erkennbar wird, beim Lesen und Recitiren nicht hervortritt. Gesungen wird *ī pŏnēsĕ* | *trī tŏvāră blāgă*, recitirt hingegen *ĭ pōnĕsĕ* | *trī tōvără blāgă*, wobei natürlich - betonte, ᴗ unbetonte Silben bezeichnet.

Nach einer anderen Hypothese könnte man den serbischen Trochäus als Erweiterung des vierfüssigen Trochäus ansehen, den Herder bei der Verdeutschung spanischer Romanzen anwendet: die Erweiterung wäre durch den reicheren Inhalt des serbischen Verses hervorgerufen.

Einer andern Ansicht, bei der jede Hypothese überflüssig wird, huldigt Düntzer, der in seinem Werke: Goethe's lyrische Gedichte, zweite Auflage, 2. Seite 464, sich folgendermassen ausspricht: ‚Goethe bemerkt selbst, er habe den Klaggesang ‚mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung des (beigefügten) Originals‘ [1] übertragen. Verstand er auch nicht die serbische Sprache, in der das Gedicht geschrieben ist, so zeigte ihm doch die Vergleichung der Übersetzung mit der Urschrift, in welcher dasselbe Wort häufig wiederkehrt, welche Freiheiten sich der Abbate Fortis bei seiner französischen [2] Übertragung, von der Goethe eine deutsche Übersetzung vorlag, genommen hatte, wie dieser vielfach den einfachen Ausdruck ungebührlich ausgeschmückt, auch manche Übergänge und Erweiterungen eingeschoben. Einiges dieser Art schaffte er wohl nach Vergleichung mit der Urschrift weg; hätte er diese sorgfältiger angestellt, so würde er wohl leicht noch andere ausflickende

---

[1] Goethe's Worte lauten: ‚Ich übertrug ihn (den Klaggesang) nach dem beigefügten Französischen mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals.‘

[2] Richtig: ‚italienischen‘.

Zusätze entdeckt haben: an anderen Stellen leitete den Dichter sein natürlicher, den Volkston ahnender und sich lebendig hinein versetzender Sinn. Das ursprüngliche Versmaass fünffüssiger Trochäen erkannte er richtig, während er in der deutschen Übersetzung jambische Verse von 5 ½ Fuss fand. Hatte der Übersetzer nicht Vers für Vers sich entsprechen lassen, so folgte hier Goethe in richtiger Würdigung genau der Urschrift, wodurch er nur zu einzelnen Auslassungen veranlasst ward; auch der kleinen durch den Vers geforderten Zusätze sind wenige. Besonders glücklich ist die einfache Satzverbindung und die bezeichnende Wortstellung‘.

Wenn Goethe auch nicht das Gesetz von der Pause nach der vierten Silbe beobachtete (29. 49. 54. 71. 90.), wie es auch Talvj nicht gelingen wollte dasselbe durchzuführen, wenn sie nicht wesentlichere Dinge opfern wollte, so finden wir doch die viel wichtigere Regel von dem Ruhepunkte nach der zehnten Silbe festgehalten. Dies ist jedoch nicht specifisch serbisch, es wird vielmehr auch von deutschen Metrikern gefordert, dass bei längeren Versen das Ende des einen Verses dem Sinne nach nicht gar zu eng mit dem Anfang des nächsten verknüpft werde, dass nach jedem Verse eine Art Pause eintrete, wodurch derselbe sich gewissermassen als ein Ganzes darstellt. Diesem Gesetze folgt Goethe in allen seinen Schöpfungen Platen hat sich in seinen in serbischen Trochäen gedichteten ‚Abassiden‘ von beiden Regeln emancipirt.

Wenn man Goethe's Nachdichtung mit seiner Vorlage vergleicht, so sieht man, wie er dem Geiste des Volksliedes ahnend näher tritt und dessen Schönheiten in unvergleichlicher Weise wiedergibt. Nur in der Übertragung Bern, 1775 vorhanden, wäre das Lied wohl längst vergessen, während ihm in Goethe's Nachdichtung ein unvergängliches Dasein beschieden ist.

Goethe sagt über den Klaggesang 1825 in ‚Kunst und Alterthum‘ V. 2. 53: ‚Schon sind es funfzig Jahre, dass ich den Klaggesang der edlen Frau Asan-Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis Reisen, auch von da in den morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden liess. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Französischen mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals.‘ Der Leser wolle beurtheilen, wie viel sich von dem von Goethe nach

einem halben Jahrhundert gegebenen Berichte wird retten lassen. Mit den angefochtenen fünfzig Jahren kann es, wie schon angedeutet wurde, seine Richtigkeit haben, da Goethe's Aufzeichnung aus dem Jahre 1825 stammt und die der Nachdichtung zu Grunde liegende Verdeutschung 1775 gedruckt wurde. Ich gehe vom Jahre 1825 aus, da Goethe am 18. Jänner dieses Jahres den in der Mitte des Jahres 1824 verfassten Entwurf in mehr ausgearbeiteter Gestalt Eckermann vorlas. Freiherr von Biedermann 2. 312.

5. Übersetzung von Talvj.

Hassan-Aga's Gattin.

Was ist Weisses dort am grünen Bergwald?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen,
wären's Schwäne, wären weggeflogen,
weder ist es Schnee, noch sind es Schwäne,
's ist das Zelt des Aga Hassan-Aga,
wo er niederliegt an schlimmen Wunden;
ihn besucht die Mutter und die Schwester,
doch vor Scham vermag es nicht die Gattin.
Als er nun genas von seiner Wunde,
da entbot er seiner treuen Gattin:
‚Harre meiner nicht im weissen Hofe,
‚nicht im Hofe und nicht bei den Meinen.'
Als die edle Frau dies Wort vernommen,
blieb erstarrt sie stehn vor grossem Leide.
Als sie Rosseshufschlag hört am Hofe,
da entflieht des Hassan-Aga Gattin,
will sich aus des Thurmes Fenster stürzen;
folgen eilend ihr zwei liebe Töchter:
‚Kehr' zu uns zurücke, liebe Mutter,
‚nicht der Vater ist es, Hassan-Aga,
‚ist der Beg Pintorowitsch, der Oheim!'
Und es kehret Hassan-Aga's Gattin,
hängt sich jammernd um den Hals dem Bruder:
‚O mein Bruder, o der grossen Schande!
‚Von fünf Kindern will er mich vertreiben!'

Schweigt der Beg und redet keine Silbe,
und er greift in seine seid'ne Tasche,
zieht daraus hervor den Brief der Scheidung,
dass sie frei zur greisen Mutter kehre,
einem Anderen sich zu vermählen.
Als die edle Frau den Brief durchlesen,
küsst sie auf die Stirn die beiden Söhne,
auf die rothen Wangen beide Töchter;
aber von dem Kleinsten in der Wiege,
nicht vermag sie's, sich von ihm zu trennen.
Bei der Hand nimmt sie der Bruder endlich,
reisst sie mühsam los vom zarten Knaben,
lässt sie hinter sich das Ross besteigen,
reitet mit ihr nach dem weissen Hofe.
Kurze Zeit nur weilt sie bei den Ihren,
kurze Zeit, noch keiner Woche Tage,
ward die edle Frau von edlem Stamme,
ward die Frau begehrt von allen Seiten,
auch vom grossen Kadi von Imoschki.
Bittet sehr die edle Frau den Bruder:
‚Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
‚wolle keinem Andern mich vermählen,
‚dass mir nicht das Herz, das arme, breche,
‚wenn ich meine Waisen wiedersehe!'
Doch der Bruder achtet nicht ihr Flehen,
sagt sie zu dem Kadi von Imoschki.
Und noch einmal bat die Frau den Bruder,
dass ein weisses Briefblatt er beschreibe,
und es senden solle an den Kadi:
‚Es begrüsst die junge Frau dich freundlich,
‚bittet dich mit diesem Briefe schönstens,
‚wenn du edle Hochzeitsleute ladest
‚und nach ihrem weissen Hofe ziehest,
‚woll' ihr einen langen Schleier bringen,
‚dass sie drin ihr Angesicht verhülle,
‚wenn sie vor des Aga Hof vorbeikommt,
‚dass sie ihre Waisen nicht mehr schaue!'
Als das weisse Schreiben kam zum Kadi,
sammelte er edle Hochzeitsleute,

zog mit ihnen, heim die Braut zu führen;
glücklich kamen sie zu ihrer Wohnung,
glücklich kehrten sie mit ihr zurücke.
Aber als sie vor des Aga Hofe
sah'n die beiden Töchter aus dem Fenster,
vor die Thüre traten beide Söhne,
und sie riefen an die liebe Mutter:
,Kehr' zu uns zurücke, liebe Mutter,
,dass das Mittagsmahl wir mit dir theilen!'
Als dies hörte Hassan-Aga's Gattin,
sprach zum Ält'sten sie des Hochzeitszuges:
,Ältester, o du in Gott mein Bruder!
,Lass' die Rosse hier am Hofe halten,
,dass ich meine Waisen noch beschenke!'
Und die Rosse hielten vor dem Hofe,
schön beschenkte sie die lieben Kinder,
gab den Söhnen gold'ne Lederstrümpfchen,
gab den Töchtern ungeschnittnes Laken,
und dem kleinsten Knäblein in der Wiege
sendete sie auch ein seidnes Kleidchen.
Als der Held dies sahe, Hassan-Aga,
rief er zu sich seine beiden Söhne:
,Kommt zu mir, ihr meine armen Waisen,
,nicht Erbarmen wird sie mit euch fühlen,
,denn von Stein ein Herz hat eure Mutter!'
Als dies Hassan-Aga's Gattin hörte,
schlug zu Boden sie mit weissem Antlitz,
und urplötzlich riss sich los die Seele
bei dem Schmerzensanblick ihrer Waisen.

6. Andere Übersetzungen.

Die Übersetzung W. Gerhard's, Herausgebers der ,Wila', abgedruckt im ,Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen', XIII. Jahrgang, 23. Band, Seite 211, kann nach Talvj nicht als ein Fortschritt bezeichnet werden.

Walter Scott's Übersetzung der Goethe'schen Nachdichtung ist verschollen: sie wurde in W. Scott's Apology for tale of wonder mit anderen Übersetzungen in zwölf Exemplaren ge-

druckt. Goethe-Jahrbuch 3. 50. Auf diese Schrift bezieht sich folgende Stelle in J. G. Lockhart's Memoirs 1. 315: ‚Having again given a week to Liddisdale, Walter Scott spent a few days at Rosebank, and was preparing to return to Edinburgh for the winter, when James Ballantyne called on him one morning, and begged him to supply a few paragraphs on some legal question of the day for his newspaper. Scott complied; and carrying his article himself to the printing-office, took with him also some of his recent pieces, designed to appear in Lewis's collection. With these, especially, as his Memorandum says, the Morlachian fragment after Goethe. Ballantyne was charmed, and he expressed his regret that Lewis's book was so long in appearing.' Die Stelle bezieht sich auf den December 1799.

In das Čechische wurde der Klaggesang übertragen von S. R. Slovák in Nejedlý's Hlasatel.

In das Magyarische endlich hat nach Goethe die Dichtung Kazinczy übersetzt.

André, Hesperus 1821. XXX. Seite 31.

In A. N. Pypin's und V. D. Spasowicz's Geschichte der slavischen Literaturen I. 270 wird von einer Übersetzung Ch. Nodier's geprochen, die nicht zu existiren scheint: in seinen Werken ist sie nicht zu finden.

Anhang.

1. Über die ‚morlackischen' Dichtungen in Herder's ‚Volksliedern'.

Herder's ‚Volkslieder' 1778, 1779, später ‚Stimmen der Völker', enthalten ausser dem ‚Klaggesang' noch drei ‚morlackische' Dichtungen. Diese sind jedoch keine Volksdichtungen im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. aus dem Volksmunde aufgezeichnete Lieder, wie dies vom ‚Klaggesang', nach meiner Ansicht mit Recht, vorausgesetzt wird; es sind vielmehr Lieder, welche von Andrija Kačić-Miošić über volksthümliche Themen im Ton der Volkslieder gedichtet sind, der jedoch nicht immer getroffen ist (man vergleiche ‚Radoslaus'). 1. ‚Ein Gesang von Milos Cobilich und Vuko Brankowich. Morlackisch.'

I. Seite 130 der Originalausgabe steht bei Kačić in der Ausgabe Venedig 1801. Seite 45: *,Pisma od Cibilichia i Vuka Brankovichia.' Lipe ti su rumene ružice u bijelu dvoru Lazarovu, | niko nezna, koja biše lipša, | koja viša, koja l' rumenija* usw. Die Anmerkung Seite 321 lautet: ,Aus Fatis (Fortis) Osservazioni sopra l' isola di Cherso ed Osero. Venet. 1771. 4. nach seiner italienischen Übersetzung daselbst p. 162.' II. ,Radoslaus. Eine morlackische Geschichte.' II. Seite 161. Das Lied bietet Kačić: *,Pisma od Radoslava.' Još zorica ni zabijelila |, ni danica pomolila lica |, lastavica tica zapivala |, Radoslavu kralju pripivala.* usw. Über diese und die nachfolgende Dichtung sagt die Anmerkung Seite 308: ,Beide Stücke sind aus einem ungedruckten italiänischen Manuscripte des Abbt Fortis, des bekannten Verfassers der Osservaz. sopra Chesso (Cherso) ed Osera (Osero) und der Reise nach Dalmatien. Die Anzeige dieser Quelle ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit.' III. ,Die schöne Dolmetscherin. Eine morlackische Geschichte.' II. Seite 167. Bei Kačić, Seite 120: *,Pisma od Sekule Jankova netjaka, divojke dragomana i passe Mustaj bega.' Sinoć paša pade na Graovo, | pašalije okolo Graova, | i ostale pašine delije | u Nikole Kneza od Graova* usw. Am Schlusse bemerkt Kačić: *,Ovo se piva od našega naroda, ko će virovat, neka viruje, ko ne će, neka miruje.'*

2. Über die Gräfin Rosenberg.

Die Gräfin Rosenberg spielt in der Geschichte Goethe's eine kleine Rolle: der Dichter selbst erwähnt 1825 ,morlackische' Notizen von ihr, und die Stelle ist geeignet die Vermuthung zu erregen, als ob die französische Übersetzung, die Goethe als seine Vorlage bezeichnet, ihr zu danken wäre. Andere halten die in Herder's Volksliedern von 1778, 1779 als Quelle des Klaggesangs erwähnten ,Sitten der Morlacken 1775' für ihr Werk. Goethe-Jahrbuch 2. 132. Diese Angaben sind unrichtig. Es gibt kein Werk, das man als ,morlackische' Notizen der Gräfin Rosenberg bezeichnen könnte; es gibt ebenso wenig eine französische Übersetzung des Klaggesangs von ihr; es sind endlich ,die Sitten der Morlacken' von 1775 etwas der genannten Gräfin vollkommen Fremdes: ihr Name kommt in Herder's Volksliedern von 1778 nicht vor. Die litterarische

Thätigkeit der Gräfin Rosenberg fällt in die Jahre 1787 und 1788: Pièces morales et sentimentales. Londres 1787; Alticchiero. Padoue (Beschreibung einer Villa bei Padua) 1787; Les Morlaques (En Italie) 1788. Dieses hier allein in Betracht kommende ziemlich seltene (nach Ch. Nodier ist es extraordinairement rare) Werk der Gräfin oder nach anderen de son ami ou sigisbé, le Comte Benincasa, zerfällt, trotz fortlaufender Pagina, in zwei Theile, indem Seite 183 als Anfang des Vol. II. bezeichnet wird. Es ist Katharina II. gewidmet. Auf dem Widmungsblatt nennt sich die Verfasserin J. (Justine, wofür der italienische Übersetzer Giustiniana hat) Wynne, Comtesse des Ursins et Rosenberg. Das Buch wird von Nodier in den Mélanges tirés d'une petite bibliothèque, Paris 1829. Seite 187, als le tableau le plus piquant et le plus vrai des mœurs les plus originales de l'Europe gerühmt: Nodier meint, qu'il n'existe rien d'aussi complet en aucune langue sur cette matière. Les Morlaques, bemerkt Nodier, ont des mœurs aussi tranchées, aussi singulières, aussi pittoresques, si l'on peut s'exprimer ainsi, et cependant mille fois moins connues que celles des peuples sauvages de la mer du sud.

Die morceaux de poésie esclavonne sind nach Nodier bien choisis et le style de la traduction a quelque chose de la naïveté, du nerf et de la couleur de l'original. Dieser aus zehn Liedern bestehende Schatz slavischer Poesie sind die eigenen Schöpfungen der Verfasserin, obgleich sie ausdrücklich versichert: on n'a pas cru avoir besoin de recourir au romanesque et au merveilleux. Die Lieder sind für die Kenntniss der nationalen Eigenthümlichkeiten und der Dichtung der Morlacken von keinem höhern Werth als die Mystification von Prosper Mérimée in seiner Guzla ou choix de poésies lyriques recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine. Paris 1827.

Während Mérimée's Dichtungen von Goethe, Kunst und Alterthum VI. 2. 327, als ein geistreicher Scherz erkannt wurden, wurde dessen Prosa von W. Gerhard in deutsche Verse übertragen, ‚eine Übertragung, die ihm bei seiner Vertrautheit mit dem Periodenbau des serbischen Rhythmus leicht gewesen sei'. Wenn Nodier die Meinung eines anderen Gelehrten, der in dem Werke der Gräfin nichts als une para-

phrase un peu étendue d'un chapitre du Viaggio in Dalmazia sieht, bekämpft, so bekämpft er ein vollkommen begründetes Urtheil. Auf Rousseau's Standpunkt stehend erinnert die Verfasserin in ihrer Beschreibung an die ἀμύμονες Αἰθιοπῆες, deren Land nach Herodot die grössten, schönsten und langlebendsten Männer hervorbringt, was vom Lande der Morlacken nicht unwahr ist. Das Buch hat einen italienischen Übersetzer gefunden, dessen Werk 1798 unter dem Titel: Costumi dei Morlacchi in Padua erschienen ist. Wenn man bedenkt, dass die Morlaques zehn Jahre nach den Volksliedern Herder's erschienen sind und dass in denselben der Klaggesang nicht vorkommt, so begreift man schwer, wie es geschehen konnte, dass der Verfasserin jenes Buches in der Geschichte Goethe'scher Dichtung eine Rolle zugewiesen wurde.

Das Buch ist für Ethnographie ebenso werthlos wie für die Geschichte des Volksliedes.

3. Aus den Briefen von Talvj an B. Kopitar.

Talvj ist der Schriftstellername von Therese Albertine Luise von Jacob. Am 26. Januar 1797 zu Halle a. S. geboren starb Talvj am 13. April 1870 zu Hamburg. Sie vermählte sich 1828 mit dem amerikanischen Professor der Theologie und Palästinaforscher Edward Robinson, der ihr am 27. Januar 1863 durch den Tod entrissen wurde. Von 1830—1837 lebte sie in Amerika, Anfangs zu Andover, dann zu Boston, die Jahre 1837—1840 brachte sie in Deutschland, ‚ihrer geistigen Heimat', zu; 1840—1863 lebte sie in New York. Von da an finden wir sie abwechselnd in Berlin, Italien, Strassburg, Karlsruhe und Hamburg.

Dass an dieser Stelle, am Schluss einer einem ‚morlackischen' Liede gewidmeten Abhandlung, Auszüge aus den Briefen dieser hochbegabten und durch herrliche Charaktereigenschaften hervorragenden Frau mitgetheilt werden, hat seinen Grund in ihrem durch unermüdliche Arbeit bethätigten Interesse an der serbischen Volksdichtung. Lange Jahre hindurch beruht fast alle Kunde der gebildeten Welt von den serbischen Volksliedern auf ihren im ganzen vortrefflichen Übertragungen. Und wenn Kopitar's genaue Bekanntschaft mit der Sprache

und den Sitten sowie der Geschichte des Serbenvolkes manches Räthsel löste, wenn Jakob Grimm's alle Zeiten und Räume umfassender Blick uns die Bedeutung des serbischen Volksgesanges in ihrem ganzen Umfange kennen lehrte, so muss doch anerkannt werden, dass um die Bekanntmachung dieser Lieder, nach dem berühmten Sammler derselben, Talvj das grösste Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf. Und ich glaube nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen eine halb-, wenn nicht ganz vergessene Frau zu erfüllen, indem ich diese Auszüge veröffentliche, die so viele Beweise für den Ernst bieten, mit dem sie ihrer Aufgabe gerecht zu werden bestrebt war. Es ward jedoch meist nur das aufgenommen, was literarisch von Interesse zu sein schien. Einzelne Stellen werden auch zeigen, mit welcher Entschiedenheit Talvj an ihren Überzeugungen festhielt: die Frau widerstand einer Autorität, vor der sich so mancher Mann beugte.

Talvj erzählt von der ungewöhnlichen Theilnahme, die die serbische Volkspoesie in den zwanziger und dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts im Norden von Deutschland erregte: Talvj's Werk ‚genoss des Interesses und des Beifalls der Edelsten und Ausgezeichnetsten der deutschen Nation‘. Diese Theilnahme werden heutzutage nur wenige begreifen. Dem demokratischen Zeitalter gelten die Schöpfungen des Volkes gar wenig: sie sind so naiv, gar nicht witzig und piquant. Hat sich doch selbst Goethe, wie Eckermann (3. October 1828) mittheilt, von diesen Liedern, denen er früher ein lebhaftes Interesse entgegen gebracht hatte, abgewandt, sie abgethan und hinter sich liegen lassen: der durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüsterte Mensch bedürfe der Klarheit und der Aufheiterung. Und wenn Grillparzer, 1. 155 [1], mit Volkspoesie und — Mittelhochdeutsch nichts zu machen weiss und beides mit Wegspur und Lachen vergleicht — und meint, der Pöbel erzeuge das Schöne nicht, noch gebe er dem Schönen Gesetze, so muss man annehmen, er habe edle Volksdichtung nicht kennen gelernt. Wenn er ferner Homer der Volksdichtung, dem Volksepos entgegensetzt, so hat er, was Dichtern nicht selten begegnet, übersehen, dass die hierin allein competente

[1] Weniger ablehnend äussert sich Grillparzer 9. 190.

Alterthumsforschung in den bewunderten Gesängen Homer's Volkslieder erkannt hat: nur der Volksgeist schafft durch in seinem Banne stehende Sänger Werke, die als ‚Kanon der Naturwahrheit‘ gelten: jedes Volkslied ist von einem Individuum ausgegangen. Wenn endlich Turgenev einen seiner Helden sagen lässt, ohne (die von Volk zu Volk wandernde) Civilisation gebe es keine Poesie, so erinnert dieser Ausspruch an die Behauptung, die Dichtkunst sei in Griechenland erfunden worden [1], aus der folgen würde, die Poesie sei wie die Dampfmaschine von einem Volk zum andern gewandert. Die von Niemand in Abrede gestellte Rohheit der Helden des russischen Volksepos soll uns die Poesie desselben verleiden: dann wäre die Verworfenheit mancher Gestalten Turgenev's, z. B. des Polozov und seines Weibes, ebenfalls geeignet uns seine Schöpfungen ungeniessbar zu machen.

Wer die Volksdichtung hoch hält, wer in ihr die wahre, die ursprüngliche Poesie, sowie in der Volkssprache die wahre Sprache erblickt, wird sich in dem Cultus derselben durch die Aussprüche selbst eines Goethe nicht beirren lassen — der wohlfeile Spott A. L. Schlözer's und F. Ch. Nicolai's ist längst wirkungslos geworden — er wird mit der ausgezeichneten Frau, deren Andenken die folgenden Blätter geweiht sind, fest halten an Montaigne's goldenen Worten: ‚La poésie populaire et purement naturelle a des naïfvetés et grâces par où elle se compare à la principale beauté de la poésie parfaicte, selon l'art.‘

Halle, 1824. 23. Mai.

Ew. Wohlgeboren mögen gütigst die Freimüthigkeit entschuldigen, mit welcher eine Ihnen völlig Fremde den Versuch macht eine Correspondenz anzuknüpfen, von welcher sie sich wesentlichen Nutzen verspricht. Die Unmöglichkeit, hier in der Nähe mir Rathes über die serbische Sprache und die uns durch Herrn Vuk mitgetheilten Poesien erholen zu können, die Beschränktheit der Hülfsmittel, das lebhafte Intereße, welches

[1] Graeci apud se exortam poëticam autumant, ut totis viribus affirmat Leontius; in quam credulitatem et ego paululum trahor, memor aliquando ab inclito praeceptore meo (Petrarca) audiisse penes priscos graecos tale huic fuisse principium Boccaccio.

mir der Gegenstand eingeflößt — alles dieß giebt mir den Muth dazu, und die thätige Theilnahme, welche Ew. Hochwohlgeboren dem Unternehmen des Herrn Vuk bewiesen, läßt mich hoffen, daß Sie auch meinen Übersetzungen Ihre gütige Aufmerksamkeit nicht ganz versagen werden. Habe ich auch den rechten Ton getroffen? Man täuscht sich so leicht über eigne Arbeit! Ihrem Brief an meinen Vater zufolge, sende ich beiliegende Blätter an Sie, indem ich Sie ersuche, sie Herrn Vuk, dem ich diese öffentliche Mittheilung mündlich versprochen habe, baldmöglichst zuzustellen. Was die eingerückten poetischen Übersetzungen anbetrifft, so finde ich selbst jetzt manches beym nochmaligen Bearbeiten zu Ändernde (jedoch nichts Wesentliches). Die Sache scheint in Norddeutschland großes Aufsehen zu machen, aber freilich ist die Originalsprache gänzlich unbekannt, und selbst berühmte slavische Sprachkenner vermögen, wie vertraut sie immer mit dem grammatischen Theil der Sprache seyen, mir nicht den mindesten Beistand zu geben, wo es ihre Feinheiten gilt. Ich habe demnach, durch eine geringe Kenntniß des Rußischen und lebhafte Wißbegierde unterstützt, die Sache ganz allein unternehmen müßen, und ein ganzes Heft metrischer, treuer Übersetzungen sind bereits in Goethe's Händen, der sich im hohen Grade für den Gegenstand intereßirt. Er fordert mich wiederholt auf in meinen Bemühungen fortzufahren, und sein Wunsch allein würde mir, einer seiner wärmsten Verehrinnen, hinreichend seyn, wenn nicht schon eigne Lust genugsam ermuthigte es mit so mannichfachen Schwierigkeiten aufzunehmen. Ich bin jetzt mit dem epischen Cyclus vom Königssohne Marko beschäftigt, aber ich sehe schon aus der Ferne allerley Hindernisse mich drohend anblicken: sprüchwörtliche Redensarten, Localitäten etc., über die mir kein Lexicon, am wenigsten des Vukische, das mich unbarmherzig oft im Stich läßt, Auskunft giebt; und nun — um endlich zum Resultat dieses weitläuftigen Berichts zu kommen: Herr Vuk ist allzufern, und wenn eine Correspondenz nach Wien schon ihre Schwierigkeiten hat, fürcht' ich, würde eine nach Serbien von hier aus fast unmöglich seyn; darf ich daher, hochwohlgeborner Herr! Sie Selbst um Auskunft bei bedenklichen Stellen ersuchen und Sie im Nothfall mit einem ganzen Heer von Fragen überschütten?

Halle, 1824. 10. August.

Nichts hätte mir erfreulicher sein können als Ew. Hochwohlgeboren gütiges Anerbieten, die letzte Durchsicht meines Manuscriptes zu übernehmen. Ich hatte nicht den Muth Sie darum zu ersuchen, da ich theils nicht wußte, ob Ihre Muße es Ihnen verstattete, theils auch fürchten mußte, Ihnen mit der Zumuthung eine — ziemlich flüchtige — Handschrift zu durchlesen, beschwerlich zu fallen, wie sehr ich auch sonst von Ew. Hochwohlgeboren Interesse für den Gegenstand überzeugt seyn kann. Nur um Aufklärungen über Einzelnes, Notizen etc. wagte ich zu bitten. Mit um so grösserem Eifer habe ich mich aber nun dazugehalten, und ich würde schon in wenigen Wochen im Stande seyn Ihnen ein Manuscript zu schicken, was hinreicht, einen mässigen Octavband zu füllen, wenn nicht Goethe mich so eben brieflich ersucht, es ihm, vordem es nach Wien abgeht, zu übersenden, damit er nach seinem Ausdrucke ‚sich den Werth der Gedichte noch tiefer einprägen, und unterdeßen seine Gedanken darüber sammeln könne, um zuletzt sich im Einklang mit mir gegen das Publicum zu erklären'. Seine, mir natürlich höchst wichtige, Theilnahme verzögert demnach die Sache um eine, wie ich hoffe, nur kurze Zeit.

Leider ist es mir trotz aller meiner Bemühungen unmöglich gewesen das Stück des Hormayr'schen Archivs, welches die serbischen Gedichte enthält, zu bekommen. Nicht genug ist überhaupt die grosse literarische Spaltung zwischen Nord- und Süddeutschland zu beklagen!

Was den Druck anbetrifft, so räth mir Goethe mich deßhalb nach Wien zu wenden, wo er ein regeres Intereße für die Sache voraussetzt, und da es mir daselbst ganz an Connexionen mangelt, so nehme ich mir die Freiheit auch hier um Ihre gütige Vermittlung zu bitten. Wären Sie so gütig, diesen oder jenen soliden Buchhändler zu fragen, ob er geneigt sey die Sache zu übernehmen, und mir dann die Erklärung deßelben zu melden, so würde ich Sie gern mit den weitern Verhandlungen verschonen. Die thätige Theilnahme, zu welcher mir Goethe Hoffnung macht, wird auch bey einem Buchhändler gewiss nicht ohne Gewicht seyn.

Ihre Anfrage wegen der griechischen Gedichte beantworte ich zum Schluß mit Folgendem: Goethe schreibt mir darüber:

Die griechischen Gedichte hat mir Herr von H[axthausen] im Jahre 1816 in Wiesbaden zum Theil vorgelesen, wo ich ihn dann zur Herausgabe sehr ermunterte und Theil zu nehmen versprach. Da er mir in der Folge ganz aus dem Auge kam, rief ich ihn auf (Kunst und Alterthum IV. Band, S. 168), worauf er sich wieder hören ließ, und zwar in einem Briefe, in welchem er sich ganz als Herausgeber solcher Gedichte legitimirt und qualifizirt; auch war die Rede davon, daß sie zu Michael voriges Jahr bey Cotta herauskommen und der französischen Ausgabe den Schritt abgewinnen sollten. Jedoch dieß geschah nicht, und die Erklärung des Räthsels scheint mir in der Unentschlossenheit des werthen Mannes zu liegen; ihm schwebt zu vieles vor, er etc.

Halle, 1824. 6. Oktober.

Der Umstand, daß mir noch vor sechs und einem halben Monat die serbische Sprache völlig fremd war, die wenigen Hülfsmittel, deren ich mich zu ihrer Erlernung bedienen konnte — alles dieß giebt mir ein Recht auf Ihre Nachsicht. Rußisch habe ich immer nur nothdürftig verstanden, und es in den sieben Jahren, seitdem ich es nicht mehr sprechen gehört habe, vollends vergeßen. Bey so geringen Kenntnissen würde ich eine so schwierige Sache gewiß nie unternommen haben, in der Hoffnung, daß schon ein Kundigerer sich damit befassen würde, wenn nicht Goethe's Dringen und Vertrauen, daß eine glückliche Gabe der Auffassung fremder Individualität und Volksthümlichkeit mich dazu berufe, mich dazu bestimmt hätte. Eben so unzweifelhaft wird Ihnen vieles höchst unzulänglich wiedergegeben, verfehlt ausgedrückt, viele eigenthümliche Schönheiten werden Ihnen vernichtet erscheinen. Bey dem so total verschiedenen Geist der beyden Sprachen mußte viel Einzelnes geopfert werden. Es lag mir daran, die Verse deutschen Lesern mundrecht, deutschen Lesern wohlklingend zu machen, darum habe ich von Namen, Titeln etc. übersetzt, was sich nur irgend übersetzen ließ. Ihre genaue Bedeutung habe ich in Anmerkungen hinter dem Text angegeben: man kann sie lesen, wenn man will. Der Eindruck des Ganzen bleibt dadurch ungeschwächt; während Noten unter dem Text, wie sie zur Erklärung durchaus nothwendig sind, wenn ich in ihrer eigensten

Bedeutung unübertragbare Wörter beibehalte, einem beym Lesen den Genuß durch die beständigen Unterbrechungen verkümmern würden. Die fremdklingenden Laute würden den Fall der Verse unvermeidlich hölzern, schwer, unfließend machen, und Sie wissen, daß der grösste Theil, selbst des gebildeten Publikums wohllautende Verse für Poesie hält. Und wie beschränkt auch diese Ansicht ist, darin hat es Recht, wenn es verlangt, daß die deutschen Verse dem deutschen Ohre grade so vertraut klingen sollen, wie die serbischen dem serbischen. Vossens Übersetzungen, Ahlwardt's Ossian etc. sind darum fast bloß in den Händen der Gelehrten. Wir wollen von ihren Verdeutschungen den Eindruck empfangen, den Griechen, Lateiner, Engländer, Schotten von den Originalen empfiengen und noch erhalten; dafür laßen sie uns keinen Augenblick vergessen, daß wir Übersetzungen lesen. Aus allzu grosser Treue gegen das Einzelne werden sie dem Charakter des Ganzen untreu. — Diesen Grundsatz wünsch' ich fest zu halten. Sonst gebe ich Ihnen dieß Manuscript ganz Preiß: streichen Sie, was Ihnen ungehörig scheint, deuten Sie unbedenklich an, was Ihnen mißfällt. Ich werde Ihnen für Ihren Tadel wahrhaft erkenntlich seyn. — Weglassungen habe ich nur sehr wenig, Zusätze gar nicht, Änderungen nur, wenn sie mir durchaus nothwendig schienen. Ihrer Einsicht vertrau' ich, daß Sie diese Stellen von den mißverstandenen unterscheiden werden. Durch die Enthaltsamkeit, mit welcher ich Goethe's Aufforderung ‚den Poeten die Köpfe zurechtzusetzen', ‚alles hübsch in Fluß zu bringen' — Folge geleistet, habe ich mir bei Ihnen gewiß Lob verdient. Nicht?

Mit noch grösserem Zagen übergebe ich Ihnen die historische Einleitung. Es ist der allererste historische Versuch, den ich wage, und nicht einmal die kleinste Schularbeit vorangegangen. Bey der gänzlichen Unwissenheit unseres Publikums über serbische Geschichte schien mir eine solche Einführung durchaus nothwendig. Wie gern hätte ich gesehen, wenn ein andrer Sachkundigerer mich in dieser Arbeit unterstützt hätte: aber wem hätte ich dieß ohne Unbescheidenheit zumuthen können? Ich verlasse mich darauf, daß Sie, der Sie Sich einmal mir beyzustehen anheischig gemacht, auch diese Einleitung einer Durchsicht würdigen werden. Aus den breiten Rändern, die ich

überall gelassen, sehen Sie, wie sehr ich zu Verbesserungen geneigt bin. Ich habe mancherley darüber gelesen, und dann, unter vielem Seufzen, diesen Abriss entworfen. — Was die Anmerkungen anbetrifft, so erröthe ich, wie oft ich mich darin gewißermaßen mit fremden Federn schmücken muß, als Lehrerin auftrete in Sachen, die ich selbst eben erst gelernt. Sollten in dem, was Sie ihnen gütigst hinzufügen wollen, vielleicht gelehrte Anmerkungen, griechische Citate etc. vorkommen, so erlauben Sie mir wohl, sie von den meinen gesondert, mit dem Anfangsbuchstaben Ihres Namens, zu unterzeichnen? —

Zu einer Vorrede erklärt mir Goethe nicht Kenntniss genug von der Sache zu haben: er schreibt aber eine weitläuftige, motivirte Empfehlung, wahrscheinlich für sein Heft für Kunst und Alterthum. Sonst interessirt er sich vor wie nach dafür. Das Manuscript hat er mir mit einigen wenigen Bemerkungen und einigen Beylagen zurückgeschickt, die ich hier anfüge. Die bloß chronologische Anordnung, die ich, und zwar mit seiner Beystimmung, gewählt, schlägt er mir vor, mit einer zwar viel geistreichern, aber doch wohl weniger natürlichen zu vertauschen. Was meinen Sie dazu? Er versichert zwar wiederholt, mich nicht geniren zu wollen u. s. w. Indessen ich ehre und liebe ihn so, daß ich ihm gern in Allem willfahren möchte. Überdem sehe ich jetzt ein, daß meine chronologische Ordnung auch nicht ganz richtig ist.

Dem Herrn, welcher sich für mich mit der Übersetzung bemüht, bitte ich meinen ergebensten Dank abzustatten. Für meinen Zweck ist sie vollkommen gut. Ich will nun sehen, wie ich damit fertig werde.

Halle, 1825. 6. Januar.

Für die Beybehaltung der serbischen Wörter: kum, dever etc. bin ich durchaus nicht. Noten unter dem Text, die doch schlechterdings zur Erklärung nothwendig wären, verderben immer den reinen Eindruck des Poetischen. Auch Goethe ist hier ganz meiner Meinung, und wenn er selbst Swaten beibehielt, so war dieß offenbar nur darum, weil er die Bedeutung nicht recht verstand; er würde sonst nicht Stari svat durch Fürst der Svaten übersetzen, wobey er bloß das principe des Fortis im Auge hatte. Ohne Zweifel hielt er die Suaten für

einen Stamm, ein eigenes Geschlecht. — Wie Goethe sonst von jener pünktlichen Genauigkeit entfernt ist, beweist wohl, daß er in demselben Gedicht Beg, Dahia ohne alle Umstände ganz weglässt.

Noch muß ich bemerken, daß Ew. Hochwohlgeboren mir allzuwenig Übersetzungsfreiheit verstatten. Sollte mir nicht die Veränderung eines Übergangs, einer Wendung erlaubt seyn? — Ich denke wunder wie treu ich gewesen, wie genau ich mich dem Original angeschmiegt — aber die vielen rothen Kreuzchen und Strichelchen bey der leisesten Abweichung haben mich erschreckt. Wenn ich z. B. sage:

Also war das Kriegsheer vorbereitet,
Als die Türken auf das Schlachtfeld fielen —

statt: kaum war das Heer vorbereitet, scheint es mir im Wesentlichen dasselbe, da der Leser schon weiß, daß Kossowo das Schlachtfeld ist; — kaum ist im Deutschen matt, und scheint mir durch jenes also — als ersetzt.

In der hist. Einleitung verweisen Sie mich einigemal auf Engel und Stritter, aber grade diese Schriftsteller sind es, die ich hauptsächlich benutzt habe. Namentlich sagt der Erste, daß es die Awaren gewesen, welche von den Serbiern aus den Ländern, welche sie jetzt inne haben, vertrieben worden seyn.

Für die Lieder, welche mir Herr W. zusendete, sage ich ihm meinen besten Dank; einige davon habe ich aufgenommen, andere (die Gelegenheitsgedichte) nur darum unübersetzt gelassen, weil mir es bedeutend schien, daß die deutsche Lesewelt erst durch die Kenntniss des ihr verwandteren Gemüthslebens jener fremden Völkerschaften für die Beziehungen und Verhältnisse seines äussern Lebens Interesse gewänne, und sie mir deßhalb für eine etwannige folgende Lieferung aufzusparen. Was aber einen dritten Theil der übersandten Lieder anbelangt, so wundere ich mich, muß ich gestehen, nicht wenig, wie Herr W. oder irgend jemand auf den Gedanken kommen kann, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein noch ziemlich junges, könne diese Produkte einer, wenn auch nicht unpoetischen, doch theils höchst frivolen, leichtfertigen, theils rohen Laune in einer von ihr veranstalteten Sammlung aufnehmen wollen. Wenn ich mich, um die Schönheit des Ganzen willen,

entschloßen habe, einige grössere Gedichte mit zu übersetzen, in denen manches, trotz aller Zartheit des Wiedergebens, unzart blieb, so glaube ich schon den äussersten Schritt gethan zu haben.

Noch habe ich einige Fragen auf dem Herzen, um deren Beantwortung ich Sie angelegentlich bitte. Nemlich: wie geht es zu, daß in der Behandlung der Liebe zwischen den grossen und kleinen Gedichten ein so greller, schneidender Unterschied ist, als gehörten sie gar nicht einem Volk an? In den Heldengedichten die laueste, unzulänglichste, eigennützigste Neigung; in den kleinen Liedern wechselweise die zarteste und glühendste, die geistigste, und sinnlich heftigste Empfindung? — Dichtet der Sänger der Heldenlieder niemals Liebeslieder? Liegt es daran, daß die Heldensänger Greise, die Dichter der andern Jünglinge und Mädchen sind? — Die andre Frage hängt damit zusammen, und Herr W. wird die vollständigste Antwort darauf geben können: wie ist das Verhältniss der Frauen der Serben? — Aus den Hochzeitceremonien, aus tausend andern Dingen geht hervor, daß es demüthigend genug ist; doch scheint es mir nach Allem, was ich in Pouqueville über die Lage der Albanierinnen, in Fortis, Townson und Andern über die der Morlakinnen [lese], wenn ich diese mit den Liedern vergleiche, wo ich die Serbinnen sich ziemlich frei bewegen sehe, mit ihren Männern zu Tische sitzen, (z. B. die Zarin Militza) mit Stickereyen beschäftigt etc., als wäre das Verhältniss bey weitem nicht in dem Grade herabwürdigend und empörend, wie das jener unglücklichen, verwahrlosten Frauen. Oder werden sie auch behandelt wie Lastthiere? Müssen sie auch die schweren Hausarbeiten verrichten? — Sehr verbinden würden Sie mich, wenn Sie beyde Fragen umständlich beantworteten.

Leider ist es mir ganz unmöglich gewesen über die Sitten der eigentlichen Serben und Bosnier etwas Genügendes zu lesen, da kein Mensch mir ein brauchbares Buch darüber zu nennen wusste. Über die ihnen verwandten Völker, die dalmatinischen Slaven etc. habe ich gelesen, was ich nur habe aufbringen können; ferner auch das Sclavonien und Croatien von Herrn v. Czaplowitz, ein Buch, das mich freilich wenig erbauen konnte. Existirt nichts für mich zu meinen Anmerkungen Brauchbares über Sitten, Gebräuche etc. der Serben?

Ich muß diesem langen Brief noch einige Worte zufügen: Goethe hat die kleinste Meinung von den bewussten Griechenliedern. ‚Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt! Lorbeern her! Blut! Blut'! — sagt er, ‚das ist noch keine Poesie'. — Ob er gerecht ist, kann ich nicht beurtheilen, da ich die Sachen nicht kenne. Gegen den Übersetzer aber war er es nicht. — Goethe schenkt meiner Beschäftigung unausgesetzt den lebhaftesten Antheil; zu einer Vorrede scheint er indeßen nicht mehr aufgelegt zu seyn, und es widersteht meinem Gefühl durchaus deßwegen einen zweiten Schritt zu thun. Er scheint anfänglich selbst die Idee gehabt zu haben, ich habe indeßen aus gewissen Gründen nie fest darauf gerechnet.

Halle, 1825. 2. Junius.

Wenn ich es länger als billig versäumte, Ew. Hochwohlgeboren auf Ihre beyden verbindlichen Schreiben zu antworten, so geschah es, weil ich von Tag zu Tag hoffen durfte, beyfolgendes Buch, das ich Ihnen zugleich übersenden wollte, beendigt zu sehn. Von Neujahr bin ich aus Ursachen, die lieber hier unerwähnt bleiben mögen, hingehalten bis jetzt. Sie werden das Manuscript bedeutend verringert, statt des vielen Weggelaßenen einiges Neue hinzugefügt finden. Nehmen Sie es mit Güte und Nachsicht auf! Vieles Mangelhafte ist mir jetzt schon deutlich; andres ahnde ich dunkel. Da Sie nicht wollten, daß ich mich des Schildes Ihres gelehrten Namens bediente, mich vor manchem zu erwartenden Angriff zu schützen; da auch Herr Wuk es für besser hielt, wenn ich mich nicht auf seine Autorität berief; so habe ich, wiewohl nur ungern, des Antheils, den Sie beyde an der Correktheit des Werkes haben, gar nicht erwähnt. Möge es denn allein sich seinen Weg bahnen!

Goethe's Aufsatz wird Sie wahrscheinlich so wenig befriedigt haben als mich. Er enthält auch durchaus nichts Bedeutendes. Die wunderliche Ansicht von der Wila, die durchaus mit der Eule zusammenhängen soll, habe ich ihm schon einmal mündlich auszureden gesucht: ich sehe, er ist wieder darauf zurückgekommen. Die kurze Charakteristik, die er von den kleinern Liedern giebt, ist nach den Nummern meines Manuscriptes geordnet. Sie erscheinen gedruckt in andrer, beßrer Folgenreihe.

Fast vollständig liegen in meinem Pulte Materialien zu einem zweyten Bande vorräthig. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mit der Zeit noch mehrere wörtliche Übersetzungen zusendeten, wie Sie gütigst mich bis jetzt mit einigen versehen haben.

Was Sie mir an Lectüre zur Benutzung vorschlugen, so hatte ich Fortis schon mit Intereße gelesen, durch die Morlacken der Gräfin Wynne Rosenberg hatte ich mich ebenfalls schon durchgearbeitet, sowie durch ein Paar andre nicht weniger langweilige Bücher der Art. Da Alles, was darin über Sitten etc. der Morlachen steht, aus Fortis genommen ist, so beachtete ich den Roman gar nicht, und hielt mich ausschliesslich an jenen. Vialla las ich später auf Ihre Empfehlung.

Halle, 1826. 10. Januar.

In Bezug auf Ihr letztes Schreiben Folgendes: Sie werfen mir zu wenig Liebe für den Gegenstand vor — aber, daß ich diese Liebe nicht zur Schau trage, nicht in Noten und Anmerkungen durch Exclamationen und Fingerzeige auf die einzelnen Schönheiten des Textes aufmerksam mache, das kann ich unmöglich für einen gültigen Gegenstand des Vorwurfs halten. Nichts verkümmert mir bey verwandten Dingen den Genuss mehr als dieß ewige Hervortreten der Persönlichkeit des Herausgebers, Sammlers u. s. w. Mich dünkt, den gleichgültigen Leser wird es nicht empfänglich machen; den ungünstigen muss es zur Opposition aufregen. Es geht mir mit Kunstwerken wie mit einer schönen Gegend: ich mag es nicht leiden, daß einer neben mir steht und mich auf den Farbenschmelz, die Beleuchtung etc. aufmerksam machen will, während die Sache für sich redet, und mein Gefühl diese Sprache versteht.

Für die gütige Mittheilung Ihrer Anzeige in den Wiener Jahrbüchern sage ich Ihnen meinen besten Dank. Leider ist diese Zeitschrift beynah gar nicht hier in Norddeutschland zu bekommen. Auch Hofrath W. Müller, der uns gestern von Dessau besuchte, kannte den Aufsatz noch gar nicht: ich habe das Heftchen, welches ich durch Ihre Güte erhielt, ihm auf einige Wochen mitgegeben, da es ihm von besonderem Interesse seyn mußte.

Die neugriechischen Lieder kenne ich nun auch gut genug, und finde sie weit über meiner Erwartung. Goethe hatte mir eine fast kleine Meinung von ihnen eingeflösst. Unter den romantischen Liedern sind doch gar zu herrliche Sachen. Ihre Verwandtschaft mit den serbischen hat mich auf das lebhafteste frappirt, besonders einzelner Stücke!

Es freut mich übrigens Ihnen sagen zu können, daß unsere Serbenlieder bey uns eine ungewöhnliche Theilnahme erregen; in Berlin und Dresden weiß ich, sind sie in den Kreisen der ausgezeichnetsten Männer mit ungetheiltem Beyfall vorgelesen worden. Ich habe manche angenehme Erfahrung darüber gemacht.

Halle, 1826. 21. Februar.

Alle Sünden wider die Sprache werde ich gewiß mit der grössten Aufmerksamkeit gut zu machen suchen. Auf der andern Seite aber nehmen Sie es oft genug viel zu streng mit mir! Häufig muthen Sie mir offenbare Unmöglichkeiten zu! Es giebt in unserer Sprache Worte genug, die auf keine Weise in ein trochäisches Metrum zu bringen sind, und die daher umgangen oder umschrieben werden müßen. Kann einem das unselige Wort Bräutführer, was gar nicht vermieden werden kann, und doch nicht einmal den Sinn genügend ausdrückt, nicht allein schon in Verzweiflung setzen? Was die Nachahmung der eingestreuten Reime anbelangt, so glaubte ich darin das Mögliche gethan zu haben — dennoch quälen Sie mich jedes Mal mit einer Bemerkung ‚daß hier im Original Reime stünden‘ — wenn mich einmal meine Sprache nöthigte es zu unterlassen. Mache ich einmal, es zu erreichen, aus einem Vers zweye, so geht mir das auch nicht ungerügt hin! — Wirklich glaube ich in diesem zweyten Theile auch in der Form um Vieles treuer als im ersten Theile gewesen zu seyn; aber mich vor stolpernden Versen, vor Häufung abgebißner Worte zu hüten, scheint mir ebenfalls wesentlich zur Treue der Form, da das Original grade auch so ausgezeichnet in Hinsicht des Wohllauts, der Musik der Sprache ist, ja oft genug deutlich die Lust am melodischen Klange oder am Reim in den kleinen Liedern den Gedanken herbeyführt. Haben wir doch schon genug mit unserer härtern Sprache zu kämpfen! — Sie

wollen mir ferner Verwandtschaft für rod nicht passiren lassen. Aber wer könnte in der Poesie von Familie reden hören, ohne zu lächeln! — Für Knabe als junger Mensch vor den reifern Mannesjahren habe ich so viel Autoritäten, als es Dichter giebt. Bub ist provinziell, Bursche unschön. Erinnern Sie sich nur Schiller's:

> An der Quelle saß der Knabe etc.

oder Goethe's:

> Und sag ihr bald, und sag ihr oft,
> Was still der Knabe wünscht und hofft!
>
> Der Junggesell und der Bach.

Oder ‚des erstaunt erzürnten Knaben‘ in ‚der Müllerin Reue‘. — Nein, nein, hier hab' ich offenbar Recht! — Glauben Sie aber nicht, daß ich Sie darum schon wieder mit einem Briefe behellige, um Ihnen dieß zu beweisen. Ich habe Ihrer Güte noch einige Fragen vorzulegen, die ich, eilig wie ich bey meinem vorigen war, da ich meine Reise im Kopfe hatte, vergass. — Was diejenigen Lieder anbelangt, wo Sie meinen, ich hätte über der Delicatesse die pointe verloren, so mögen Sie Recht haben, und ich will sie daher lieber ganz und gar weglassen, nemlich die Lieder, und hab' es verschworen, mich wieder mit dergleichen abzugeben.

Der beste Beweiss für meine Liebe zur bewußten Sache ist wohl meine fleißige Beschäftigung damit selbst; zumal da ich so geringe Hülfsmittel und so schwache Kenntnisse habe! Was hätte mich wohl dazu bestimmen sollen, wenn ich ihren Werth und Gehalt nicht lebhaft empfunden hätte? — Auch sind Sie gänzlich im Irrthum, wenn Sie meinen, daß die ‚altadlichen Griechen‘ hier den ‚neuen‘ Serben den Rang abgelaufen hätten, in der Meinung. Mich dünkt, alle unsre Blätter sprechen deutlich die Anerkennung aus, die sie gefunden. Schon daß sie so schnell überall angezeigt worden, ist fast unerhört bey dem schläfrig trägen Gange unserer allgemein seyn sollenden Litteraturzeitungen. Welches Aufsehen sie in den Kreisen der ausgezeichnetsten Männer Berlins gemacht, habe ich noch jetzt, und zwar sehr zu meinem Gunsten erfahren. Es hat sich in Berlin vor Kurzem eine Gesellschaft gebildet, welche fast aus lauter vorzüglichen Köpfen besteht: Hitzig, Raupach, (W. Alexis) Häring, Streckfuss, Stägemann, Houwald, Varnhagen, Fouqué etc.

In solchem Kreise wiederholt vorgelesen, zweifeln Sie nicht, daß unsere Lieder eine enthusiastische Würdigung gefunden haben! Kommen Sie nur einmal nach Berlin und zu uns und überzeugen Sie Sich davon!

Halle, 1826. 13. Julius.

Weßely's Hochzeitlieder sind in Leipzig immer noch nicht aufzutreiben, was mich umso mehr wundert, da sie im Literarischen Conversationsblatt (seit Anfang dieses Monats: Blätter für literarische Unterhaltung umgetauft) bereits angezeigt sind. Ich hätte wohl gewünscht, diejenigen, die Sie in der Einleitung finden, damit vergleichen zu können.

Denken Sie in Ihren nun nahenden Herbstferien nicht etwa eine Reise zu machen? Es wäre doch schön, wenn Ihr Weg Sie einmal zu uns führte! Halle ist eine halbe Tagereise von Dessau, wo ja W. Müller Sie intereßirt, Leipzig nur ein Paar Stunden, und Weimar auch nicht weit. Wollen Sie Goethe noch sehen, so eilen Sie, wie ich höre, geht es mit ihm mit starken Schritten bergab. Oder kennen Sie ihn vielleicht schon von Karlsbad her?

Halle, 1826. 8. August.

Daß Sie meinen, Müller's Herz verrathe sich in seiner Recension, machte mich erst zu lachen, dann verdroß es mich, weil ich daraus den bestimmten Schluß machen zu müßen glaubte, Sie fänden sie unverdient günstig, und hegten eine unvortheilhaftere Meinung von dem, was ich, freilich nur mangelhaft, leistete. Aber antworten Sie mir, bitt' ich, lieber gar nicht auf diese Stelle: Sie könnten denken, ich wollte Ihnen eine Galanterie abnöthigen, und doch will ich das gewiß nicht! — Müller ist übrigens schon seit mehreren Jahren mit einer Frau versehn, und zwar mit einer sehr reizenden, schwarzäugigen, voller Feuer und Leben, die ihm allenfalls eine Griechin von den Inseln repräsentiren kann. Mit:

Augen, schwarz und groß,
Eingetaucht in Milch! etc.

Sie ist Enkelin des bekannten Basedow. An ihrer Liebe darf Müller ja nicht zweifeln! denn sie brach um seinetwillen mit einem jungen, freilich fast weniger als unbedeutenden

Menschen, mit dem sie sich, eh jener sich um sie bewarb, zum Zeitvertreibe verlobt hatte. Müller selbst ist übrigens auch persönlich nicht grade liebenswürdig zu nennen.

In diesen Tagen haben wir uns, und zwar in besondrer Beziehung, sehr viel mit den serbischen Frauenliedern beschäftigt. Mein Schwager (der Vater meines kleinen Pfleglings), ein sehr tüchtiger und ausgezeichneter Musiker [der Componist Carl Löwe], war aus Stettin zum Besuch bey uns. Schon lange hatte er den Wunsch geäußert einige aus dem ersten Bande zu componiren, und nur durch manche Äußerlichkeiten sich stören lassen. Jetzt theilte ich ihm, als einzige zu benutzende Grundlage, die Melodien mit, welche uns Hr. Vuk in der ersten Auflage gegeben. Er ward im höchsten Grade erbaut davon, fand sie höchst originell und eignete sich den Gegenstand mehr und mehr an. Aber leider war es mir ganz unmöglich einige der bezeichneten Lieder den mitgetheilten Melodien anzupassen, Metrum und Takt wollte sich auf keine Weise vereinigen lassen! Demohnerachtet prüften wir alle Frauenlieder sorgfältig, inwiefern sie musikalisch seyen, und fanden einen ganzen Cyclus heraus. Mein Schwager ist besonders glücklich hinsichtlich der Charaktermusik. Eben jetzt hat er die hebräischen Gesänge von Lord Byron componirt, und es ist als wehten uns aus dem Oriente selbst die Töne zu, als wiederhallten die Wellen die Seufzer der unglücklichen Israeliten, die ‚an den Waßern Babylons‘ weinten! Von einem Philologen und Grammaticus kann ich kaum erwarten, daß er musikalisch seyn soll. Aber gewiß wird es Ihnen und Vuk etwas Leichtes seyn mir noch mehrere serbische Nationalmelodien mitzutheilen. Sie würden mich sehr dadurch verbinden, und ich kann Sie versichern, daß sie in keine beßern Hände kommen können. Im Fall Sie meine Bitte gewähren, ersuch' ich den Aufschreibenden die Worte des Textes unter die Noten zu setzen, daß wir uns ein wenig in die eigenthümliche Singweise der Serben finden lernen.

Halle, 1826. 4. November.

In Cassel machte ich J. Grimm's persönliche Bekanntschaft, und obwol er mir zuerst etwas herbe erschien, und er mit solchem Eigensinn an seinen Ansichten festhält, daß er

sicherlich an meiner Auffassung der Serbenlieder mehr Ärgerniss als Freude hat, so hoffe ich doch in ihm, während der drey Tage Zusammenseyns, mir einen Freund erworben zu haben. Goethen fand ich fast verjüngt, ungemein gütig und freundlich — bis jetzt hatte er mir nur imponirt, zum ersten Mal flößte er mir eine Art Zutrauen ein, und wäre ich nur noch einen Tag geblieben, wäre ich vielleicht nach und nach dazu gelangt, ohne Herzpochen mit dem großen Meister reden zu können. Intereßant war es mir Grillparzer bey Goethe zu finden. Ich schätze ihn so sehr, daß ich es ihm gern bezeigt hätte, aber leider scheint seine Gegenwart in unserem Norden nur äusserst flüchtig gewesen zu seyn. Mein Gespräch mit ihm ward durch Kommende und Vorzustellende unterbrochen, und ich kann kaum sagen, daß ich ihn kennen gelernt habe.

Es macht mir Freude Ihnen von dem Eindrucke zu reden, den unsre Lieder in unsern Gegenden gemacht haben, und ich versage es mir nicht Ihnen mitzutheilen, daß er nach der allgemeinen Versicherung lebhafter und tiefer ist, als in neuerer Zeit einer empfangen worden. Besonders haben junge kräftige Männer sie mit wahren Enthusiasmus aufgenommen; ich kenne einen, der sie halb auswendig und schön zu recitiren weiß. Habe ich doch sogar erfahren, daß strenge Juristen, die sonst die schöne Literatur ziemlich an den Nagel gehängt haben, wie z. B. Savigny — sich innig mit ihnen befreundet haben und sie wiederholt lesen. Von manchem hohen preussischen Staatsbeamten, den ich ganz den Musen abgestorben wähnte, habe ich schon Dank für ihre Mittheilung empfangen! Glauben Sie mir aber, daß ich den geringen Antheil, welchen ich daran habe, recht gut abzuwägen weiß und gewiß nicht überschätze.

Halle, 1827. 28. Februar.

Während meiner Abwesenheit ist Herr S. Milutinowitsch hier gewesen, was mir in jeder Hinsicht sehr leid thut, umsomehr, da er gar keinen anderen Bekannten hier hat.

Ich weiß nicht, ob Sie von seinem — oder vielmehr von W. Gerhard's Unternehmen schon unterrichtet sind. — Mich dünkt, ich darf voraussetzen, nein. Irr' ich, so überschlagen Sie diese Stelle. Milutinowitsch hat Gerhard auf dessen drin-

gendes Verlangen eine wörtliche Übersetzung sämmtlicher von mir nicht übersetzten Lieder der Vuk'schen Sammlung in die Feder diktirt. Gerhard hat sie bearbeitet und wird sie auch nächstens herausgeben. Gerhard hat ein angenehmes lyrisches Talent, aber ich kann kaum glauben, daß er den Grad der poetischen Urtheilskraft besitze, der dazu nöthig wäre, hier das Gehörige zu finden. Ich habe ihn wenigstens persönlich als einen gar zu schwachen, seichten und taktlosen Menschen kennen lernen, als daß ich sie ihm zutrauen könnte. Doch will ich nicht in Voraus urtheilen, es ist wunderbar, was manchmal ein glücklicher Instinkt thut! Aus Gerhard's Liedern spricht eine Fülle von Liebes- und Weinlaune, und daher zweifle ich nicht, daß ihm alles, was in den serbischen Liedern Anacreontisches ist, sehr gelingen wird. Wenigstens wird er etwas Hübsches geben — es kommt nur darauf an, ob er das Nationelle zu respectiren weiß! — Ich bin begierig, was Sie dazu sagen werden? — Gewiß ist's, daß Gerhard recht von Herzen bey der Sache ist; leider giebt er sich aber auch mit gelehrten Dingen ab, wozu sich weder der Leinewandshändler noch der Herzogl. sächs. hildburghäusische Legationsrath qualificirt. Er will nemlich durchaus der Verwandtschaft der nordischen und serbischen Mythologie recht auf den Grund kommen. Vergebens sag' ich ihm mit der möglichsten Höflichkeit, daß er, um in diesem Felde Entdeckungen zu machen, sich wohl vor Allem mit dem Zusammenhang der slav. Völker und ihren verschiedenen Götterlehren untereinander bekannt machen müße; daß wohl eine Kenntniss mehrerer slav. Dialekte dazu gehöre, hier nicht zu schnelle Schlüße zu machen, und alles, was sich dem Denkenden von selbst darbietet: er hält sich mit unerschütterlicher Gläubigkeit an ein Paar zufällige Namensähnlichkeiten, und fühlt sich glücklich herausgefunden zu haben, z. B. daß Bogdan ungefähr wie Wodan klinge, Radischa wie Radegost etc.!!! Der Ljutiza Bogdan soll auch durchaus ein übernatürliches Wesen seyn und Marko's Furcht vor ihm etwas von Gespensterfurcht an sich haben. — Hierbey fällt mir ein, daß — ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen: sans comparaison — auch Goethe sich mit dieser Furcht durchaus nicht versöhnen konnte: Marko, sagte er, sey ein absoluter Held und dürfe nicht fliehen. Und doch ist diese Gemüthsbewegung so gar nichts

Neues, und so echt menschlich! Die stärksten Helden fliehen, wenn der Stärkere ihnen begegnet — Diomed vor Hektor, Hektor vor Achill — wenn sie bloß Menschen sind und nicht ausserdem noch chevaliers etc.

Auch flieht ja Marko nicht wirklich, sondern eben eine Idee, eine den Ideen ritterlicher Ehre so eng verwandte, die des gegebenen Wortes hält ihn zurück.

Bey meiner Zurückkunft fand ich den zweyten Theil der Wiener Ausgabe, den Sie mir gütigst durch Schwetschke übersandt. Ich danke bestens dafür, gestehe Ihnen aber, daß ich die angehängten Melodien schon besaß, sie sehr merkwürdig, aber nicht genügend fand, besonders aber mit dem Unterlegen des Textes nicht recht fertig werden konnte. Giebt es die Gelegenheit, so senden Sie mir, was Sie von serbischer Musik finden können, ungern würde ich dadurch Ihnen irgend Mühe machen.

Halle, 1828. 2. Februar.

Bowrings Werk ist nun allerdings längst in meinen Händen. Mich dünkt, es war Anfang Oktober, als ich es von Heidelberg aus empfieng — es war nach seiner Behauptung das dritte Exemplar, das er an mich absendete: was aus den beiden ersten geworden ist, weiß Gott! So mußt' ich denn schon die zwey Thaler Postgeld verschmerzen, die der galante Engländer mich dafür bezahlen ließ! Er schrieb mir, er habe vorgehabt, mit seiner Reise nach Deutschland eine nach Serbien zu verbinden, doch fürchte er, die Umstände, die man dem Reisenden im Österreichischen mache, werden ihn daran hindern. Ich gestehe, nach seinen Briefen zu urtheilen, kann ich einem meiner Freunde nicht unrecht geben, der ihn a literary dandy nannte. Auch ist diese Sucht, im slavischen Gebiete nicht allein, sondern überhaupt in der Fremde universell zu seyn, bey seinen oberflächlichen Sprachkenntnissen wirklich lächerlich. Ich bin so nachlässig gewesen ihm noch nicht zu antworten. Und in der That, ich weiß nicht recht was. Daß er mehr aus dem Deutschen übersetzte als aus dem Serbischen, ist wohl ganz unzweifelhaft; auch gesteht er dieß in seinen Briefen ganz unumwunden ein, und verschweigt es nur im Buche wohlweislich. Ich finde, die Lieder lesen sich recht hübsch —

übrigens mißfallen uns unsre Fehler erst recht, wenn Sie ein Andrer nachahmt, und daran fehlt es nicht. Manche Stellen z. B. wo er: oj snašice, rumena ružice! was ich, um den Reim nachzuahmen, übersetzte:

Brudersweibchen, süßes schönes Täubchen!

ganz treuherzig wiedergiebt:

Brothers wife! thou sweet and lovely dovelet!

machten mich wirklich zu lachen. Hier und an tausend andern Stellen scheint er das Original gar nicht einmal angesehen zu haben. Bowring wünscht eifrig, ich möchte sein Werk anzeigen, allein ich habe das Recensiren ein für allemal aufgegeben und darum auch über Schaffarick's Buch, obwohl dieß letztere von hohem Intereße für mich war, geschwiegen. Ich fürchte immer, ich könnte noch einmal Verdruß daran haben, denn die Männer vergeben uns allenfalls, ein Paar Verschen zu machen, allein die Kritik ist nun einmal ‚unweiblich', ‚mit den Grazien unverträglich' und weiß der Himmel was alles! wahrscheinlich, weil dazu mehr klarer Verstand gehört als dunkles Gefühl! — Theils weil ich von Natur etwas furchtsam bin und vor dem Gedanken erschrecke, etwa hämische Antikritiken zu erfahren, worin vielleicht gar mein Name öffentlich genannt würde, theils aus andern Gründen beschränk' ich mich auf die Kritiken am Theetisch, und so gewinn' ich, während niemand verliert.

Übrigens muß ich hinzufügen, daß meine enge literarische Laufbahn bis jetzt vollkommen dornenlos war. Das Einzige, was mir vielleicht je in dieser Beziehung einigen Ärger gemacht hat, ist ein Buch, welches ich vor Kurzem zugeschickt bekam, ebenfalls Volkslieder der Serben betitelt, von P. v. Götze. Ohne Zweifel ist es auch in Ihren Händen. Ich kann es nicht anders als wie ein höchst unbescheidenes Plagiat betrachten. Ohne meiner Übersetzung auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, lautet die seine oft wörtlich eben so; mit sehr wenigen Ausnahmen sind auch die nemlichen Stücke gewählt, und alle historischen und literarischen Notizen sind mitgetheilt, als würde dem Publicum etwas ganz Neues gesagt. Meine Sünde Dva se draga vrlo milovala durch ‚Herzlich liebten sich ein Knab' und

Mädchen‘ zu übersetzen, muß ihm besser gefallen haben als mir, denn hier heißt es ebenfalls:

Knab’ und Mädchen liebten sich von Herzen.

Überhaupt habe ich mir keine Freiheit genommen, die er nicht zehnfach überboten hätte, und ich müßte wirklich, da er schon 1819 übersetzt haben will, eine geheime Sympathie zwischen uns fürchten, wenn ich nicht zum Glück wüßte, wie diese wunderbare Sache mit natürlichen Sachen zusammenhieng. Ein Freund, der auch ein genauer Bekannter von Götze ist, schrieb mir schon vorlängst: ‚Ihre Übersetzung hat mir Götze schon vor einem halben Jahre abgeborgt, und trotz alles Mahnens kann ich sie nicht wiederbekommen. Er versichert, daß Ihre beyden Arbeiten bewunderungswürdig zusammentreffen.‘ — Der Freund versäumt nicht diese letzten Worte mit Unterstreichungen und Ausrufungen zu versehen, und deutet dadurch genugsam an, was es von dieser bewunderungswürdigen Übereinstimmung denkt. Überhaupt ist doch das Unwesen in unserer Literatur jetzt entsetzlich! Nicht leicht hat mich etwas mehr empört als des erbärmlichen Herlosssohn Unverschämtheit gegen Frl. Tieck. Wenn ein vollkommen unbescholtenes, gebildetes Frauenzimmer, das noch dazu nie öffentlich aufgetreten ist, wenigstens nie unter ihrem Namen, nicht einmahl mehr sicher ist öffentlich angegriffen oder gar verhöhnt zu werden, welches sollte es denn seyn? Schützt davor bey uns nur entschiedene Unbedeutenheit? — Sie haben vielleicht von dem Machwerke: ‚Löschpapier des Satans‘ gar keine Notiz genommen, allein hier in Norddeutschland, wo man mit dem zwar allerdings einseitigen und anmaßenden, aber immer geistreichen Treiben der Tieck-schen Schule besser bekannt ist, verstanden wir leicht alle Beziehungen. Unter solchen Verhältnißen muß man W. Müller's und Hauff's Tod doppelt beklagen. Um beyde junge, so ausgezeichnete Männer that es mir unbeschreiblich leid, besonders um Müller.

S. l. et a.

Vor einigen Monaten habe ich mit grossem Nutzen und theilweise auch grossem Vernügen Schaffarick's treffliches Buch gelesen. Um indeßen des Verfassers Enthusiasmus für slavische

Völkerschaften, der in ihnen mehr Tugenden als eigentliche Charakterzüge sehn lässt, und seine wunderliche Animosität gegen die Deutschen nicht übel zu nehmen, muß man grade so tolerant seyn, als wir Deutsche es sind. Wäre nicht seine geharnischte Vorrede, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, das Buch, insoweit ich es als Laihin kann, d. h. nicht seinen wissenschaftlichen Werth, den ich nicht beurtheilen kann, sondern seinen Geist in einem unsrer norddeutschen Blätter zu würdigen und zu preisen. Aber wer behielte da den Muth?

Schreibt denn Ihr Grillparzer nicht wieder etwas? Ich habe eine besondere Vorliebe für seine Produktionen, unsre Recensenten mögen sagen was sie wollen. Er ist doch ein echter Dichter! Ich lernte ihn vor dem Jahre bei Goethe flüchtig kennen, und es war so etwas Elegisch-poetisches in seiner ganzen Erscheinung! Ich weiß nicht ob er mich kannte — ich glaube kaum, da Fr. v. Goethe mir ihn, mich aber nicht ihm vorstellte. [Grillparzer spricht in seiner Selbstbiographie, Sämmtliche Werke 10. 169. von seiner Begegnung mit Talvj: ‚Gegen Abend ging ich zu Goethe. Ich fand im Salon eine ziemlich große Gesellschaft, die des noch nicht sichtbar gewordenen Herrn Geheimeraths wartete. Da sich darunter — und das waren eben die Gäste, die Goethe Mittags bei sich hatte — ein Hofrath Jacob oder Jacobs mit seiner eben so jungen als schönen und eben so schönen als gebildeten Tochter befand, derselben, die sich später unter dem Namen Talvj einen literarischen Ruf gemacht hat, so verlor sich bald meine Bangigkeit, und ich vergaß im Gespräche mit dem liebenswürdigen Mädchen beinahe, daß ich bei Goethe war.' Grillparzer spricht noch einmahl, 173, von der ‚liebenswürdigen Talvj'.]

Andover, 1832. 21. Februar.

Seitdem ich Europa verlaßen, ist es von den ungeheuersten Bewegungen erschüttert worden. Ihre Stadt ist auch von der fürchterlichen Cholera heimgesucht worden: möchten Sie, verehrter Freund! doch persönlich nichts davon gelitten haben. Aber schon rings um sich Elend und Untergang zu sehen, ist entsetzlich. Man wünscht mir von Deutschland aus Glück der Gefahr entgangen zu seyn: ach! ich glaube wirklich, die Angst,

sie in der Nähe zu wissen, kann nicht größer seyn, als die seine Lieben in der Ferne dem schrecklichsten aller vorhandenen Übel täglich ausgesetzt zu wissen! Für den Fall, daß Sie meinen früheren Brief nicht erhalten haben sollten, wiederhol' ich hier, daß wir 1830, Anfang May, uns in Bremen einschifften, nach einer langwierigen und beschwerlichen Reise den 2. Juli New York erreichten, und die ersten Monate hier damit zubrachten, Freunde und Verwandte meines Mannes zu besuchen, was mir die günstigste Gelegenheit gab, die verschiedenen Verhältnisse und Sitten des Landes kennen zu lernen und nach der Reihe großstädtische, kleinstädtische und ländliche Lebensart der Amerikaner zu beobachten. Seit dem 1. November 1830 leben wir in Andover, einige Meilen von Boston, eine nach amerikanischer Weise über eine breite Strecke Landes hingestreute Ortschaft (town) mit einem theologischen Seminarium, an welchem mein Mann Professor und Bibliothekar ist. Er findet hier den Kreis des Wirkens, den er sich wünscht, und vorzüglich Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Darunter gehört die Herausgabe einer Vierteljahrsschrift: Repository for biblical literature, eine der wenigen hiesigen reinwissenschaftlichen Publicationen. Denn daß die Amerikaner im Allgemeinen die Wissenschaft ziemlich cavalièrement behandeln, ist nur zu gewiß, und kann Ihnen nicht neu seyn. Besonders aber die K u n s t. Einer Wissenschaft kann man doch, sie heiße wie sie wolle, einen gewißen praktischen Nutzen abgewinnen, aber die Kunst, die sich anmaßt, a l s s o l c h e, für sich bestehen zu wollen, mehr zu seyn als Dienerin — das ist ein Begriff, für den nicht leicht ein amerikanisches Gemüth empfänglich ist. Tieck's Kernspruch ‚wann hat sich das Große und Schöne je so tief erniedriget, um zu n ü t z e n', den ich manchmal in scherzhafter Übertreibung anführe, hat hier schon manchem recht guten Kopfe die Haare zu Berge getrieben.

Was mich selbst anbelangt, so könnte vielleicht in der ganzen Welt kein Ort gefunden werden, wo ich weniger am Platze wäre als Andover. Zwey große Intereßen bewegen die Gesellschaft dieses Landes ausschließlich: das politische und das religiöse. Letzteres ist's, das hier allein herrscht, aber in der engherzigsten, beschränkendsten, alles S c h ö n e vernichtenden Form, das Princip der alten Covenanter und Puritaner,

denen die harmloseste Freude sündhafte Lust am Weltlichen ist, voller geistlichen Dünkel und Hochmuth. Oft ist mir's, als sähe ich mich in das siebzehnte Jahrhundert versetzt. Schon in früher Jugend ist mein Sinn auf den Ernst des Lebens gerichtet gewesen, und seit einer Reihe von Jahren hat Verlust auf Verlust meinen Blick nach dem Jenseits gelenkt, wo ein Wiederfinden des Verlornen unser harret, und auf den, der in seiner Weisheit giebt und nimmt. So fiel mir den oft der frivole Leichtsinn, mit welchem die meisten Menschen dahin leben, ohne sich je ihres Zusammenhanges mit ihrem Schöpfer recht klar bewußt zu werden, und in welchem ich mich selbst häufig genug befangen sah, schwer auf das Herz, und wenn ich bedachte, wie wenig, namentlich in protestantischen Ländern, unsere Erziehung dafür sorgt, uns einen Verkehr mit Gott zur Gewohnheit zu machen, und wie schwer äußere Anregungen und Mahnungen dazu mit unseren Sitten und Gebräuchen in Einklang zu bringen sind, so schien mir Alles, was dazu dienen könnte, unsere Verbindung mit dem Höchsten zu unterhalten (die Sitte des häufigen Kirchengehens, Hausandachten, Tischgebete etc.) fast eine Wohlthat. Allein wenn ich nun hier sehe, wie das alles zum Mechanismus wird, und mit welcher Geist tödtenden, am Buchstaben klebenden Sinnesbeschränktheit dieß in diesem Lande der Sekten getrieben wird, dann sagt mir sowohl Gefühl als Einsicht auf das Deutlichste, das könne nicht das Wahre seyn. — Ich will übrigens damit nicht sagen, daß neben diesem Formenwesen nicht auch viel wahrhafter christlicher Sinn hier herrsche, ja zum Theil von jenem genährt werde. Auf der andern Seite aber ist nichts geeigneter die Opposition zu wecken. So starb neulich ein reicher Mann in Philadelphia und setzte eine sehr große Summe zur Gründung eines Erziehungs- und Waisenhauses aus, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es nie einem Geistlichen irgend einer Glaubensparthey vergönnt seyn sollte, damit in dem geringsten Zusammenhang zu stehen, ja nie einer das Haus oder den Bezirk des Hauses nur als Besuchender betreten dürfe!!! Aus Obigem werden Sie leicht schließen können, daß mir die Gesellschaft hier nicht gefallen kann, und so hab' ich mich denn freiwillig ganz zurückgezogen, und lebe ausschließlich für meine Kinder. Seit vorigem Herbst

hab' ich nemlich neben meinem allerliebsten, in Deutschland geborenen, nun dritthalbjährigen Mädchen einen prächtigen kleinen Jungen, voller Lust und Leben, Max mit Namen. Diese beyden holdseligen Geschöpfe machen meine Welt aus! Nebenbey hab' ich viel Zeit zur Lektüre, die ich natürlich jetzt besonders in Beziehung auf das Land einrichte, dem Mann und Kinder angehören, und von dessen Beschaffenheit, Geschichte, Ureinwohnern, Sprache, Literatur etc. ich mir gern die genauste Kenntniss verschaffen möchte.

Nachrichten aus dem geliebten Vaterlande erhalte ich regelmäßig jeden Monat von meinem theuren Bruder, und oft noch dazwischen, aber er scheint auch fast der Einzige von meinen Freunden zu seyn, der mich nicht vergessen hat. Und wie erfreut und bewegt mich doch jedes gute Wort von dort her! Wie herzlich werd' ich mich Ihnen verbunden fühlen, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit ein Zeichen geben, daß dort, wohin sich unaufhörlich Gedanken und Gefühle in wehmütiger Sehnsucht richten, manchmal auch meiner freundlich gedacht wird!

Indem ich meinen Brief flüchtig überblicke, seh' ich, daß eine gewiße Unzufriedenheit daraus spricht, die ich jedoch nicht mißverstanden wünschte. Ich bin nichts weniger als eingenommen gegen das Land, in dem ich lebe. O es ist ein glückliches Land! Die Amerikaner vereinigen die ernsthafte Verständigkeit des Alters mit der frischen Tüchtigkeit der Jugend, aber freilich nicht mit dem Feuer, mit der Anmuth, der innern Poesie der Jugend.

‚Die Grazien sind leider ausgeblieben‘,

als dieß Volk von den Göttern ausgestattet wurde mit der Freiheit und dem rechten Sinn dafür und derjenigen Mäßigung, die das wahre Fundament eines dauernden Glückes ist. Auch ist nichts ungerechter als die Amerikaner im Allgemeinen des Egoismus und eines engen selbstischen Krämergeistes zu beschuldigen. Nirgends in der Welt herrscht mehr Bürgersinn, mehr Gemeingeist (freilich auch Partheygeist), mehr Sinn für die Wahrheit, daß der Einzelne nur ein Glied des Ganzen ist. Es ist erstaunlich, wie viel Großes und Vortreffliches hier durch Gesellschaften geschieht! Aber Sie finden hier auch societies für Alles, für Großes und Kleines! Und es

ist wieder, als könnte der Einzelne für sich gar nichts, am allerwenigsten seine eigene Meinung haben. Es ist sichtlich, daß in dem scharf ausgesprochenen National- und Socialsinn die Individualität ganz verloren geht. Dieß ist das Land der Freiheit, aber sicherlich nicht der Freiheit des Gedankens. Die Meinung, die Sitte, die Mode herrschen mit eisernerem Scepter als alle Despoten und Autokraten Europa's zusammengenommen. Wie bey uns die Geniesucht herrscht, die Originalsucht, so hier die Nachahmungssucht. Alles baut gleich, kleidet sich gleich, beträgt sich gleich, und wenn man frägt warum? — it is the custom. — Auch die Beschuldigung der Unfreundlichkeit gegen Fremde scheint mir ganz ungerecht. Es herrscht hier im Gegentheil ein gewißes allgemeines Wohlwollen, das natürliche Resultat des eignen Wohlbefindens.

Auch hier ist bey dem harten Winter viel über Armuth geklagt worden, aber die Leute nennen sich hier arm, wenn sie nicht ihre Kuchen zum Thee oder ihre Butter auf das Weißbrodt haben. In den großen Städten giebt es freilich viel Elend, aber fast nur unter den neuen Ankömmlingen aus Europa, die entweder nicht arbeiten wollen, oder zu unbehülflich sind Arbeit aufzusuchen. Daß die Amerikaner von dem Gesindel, das hierher kommt sein Glück zu machen, nicht zum Besten denken, ist natürlich.

Nehmen Sie mein herzliches Lebewohl und erfüllen Sie meine Bitte mir bald zu schreiben. Was macht Herr Vuk und hören Sie von Milutinowitsch? Ist Grillparzer noch in Wien? Ich sah ihn vor mehreren Jahren bey Goethe, wo er einen sehr angenehmen Eindruck auf mich machte, nachdem er mir schon lange als Dichter sehr werth gewesen.

Halle. 1837. 28. September.

Was sagen Sie zu Goethe's Urtheil über Milutinowitsch's Epos [Serbianka. 1826.]? Vielleicht bekomme ich bey dieser Gelegenheit auch Ihr eignes über dasselbe zu hören, warum ich Sie, dünkt mich, schon einige Mal gebeten.

Dresden, 1838. 28. Juli.

Wie manche bekannte Gestalt hat sich mir seit meinem Hierseyn wieder gezeigt. Besonders erfreute mich eines Tages J. Grimm's Besuch. Auch ergriff mich die unverkennbare Weh-

muth, mit der er von der Unterbrechung seiner gelehrten Thätigkeit sprach. Er gieng nach Jena zum Besuch auf ein Paar Wochen und dachte dann in Cassel sich niederzulassen und zusammen mit seinem Bruder ein deutsches Wörterbuch auszuarbeiten. Leider soll der etymologische Theil nur Nebensache seyn, da es besonders für das grosse Publicum bestimmt ist.

Berlin, 1839. 12. August.

Auch ich bin vorigen Winter recht fleißig gewesen und so habe ich bereits vor acht Tagen ein Manuscript an Brockhaus absenden können, und werde das Vergnügen haben Ihnen in ein Paar Monaten ein Werkchen zu überschicken mit dem Titel: Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen u. s. w. Obwohl der Gedanke des Buches, so viel ich weiß, ganz neu ist, und noch kein ähnliches Werk existirt, so bilde ich mir doch keineswegs ein, darin neue Entdeckungen und Forschungen an's Licht zu bringen. Im Gegentheil ist es nur meine Absicht gewesen, das bereits Vorhandene, zerstreut umher Liegende, in einen Rahmen zu fassen, und so dem, der weder Zeit noch Neigung hat, sich eine vollständigere Kenntniss des Gegenstandes aus einer bedeutenden Anzahl von Büchern zusammen zu suchen, und doch ihm einiges Intereße widmet, eine gedrängte Übersicht des Ganzen zu geben. Auf ein großes Publikum kann ein solches Buch wohl nie rechnen. Und doch wird es zum Theil darauf ankommen, ob ich meinen Vorsatz ausführen und eine Fortsetzung anknüpfen werde, die die slavischen Volkslieder eben so behandelt. Den Vorstudien dazu denk' ich nächsten Winter zu widmen.

Stettin. S. a. [Der Brief fällt in die Zeit von 1837 bis 1840.]
17. November.

Was den vierten Theil der Volkslieder [Vuk's] anbelangt — um noch einmal darauf zurückzukommen — so ist er mir bei Ausarbeitung eines englischen Werkchens über Volkspoesie, womit ich eben beschäftigt war, und das, obwohl es anfänglich durch die Geburt meines jetzt gerade vierzehnmonatlichen Knaben, dann durch unsern Umzug nach New York, dann durch unsre Reise nach Europa unterbrochen worden, doch will's Gott! noch

einmal das Licht der Welt erblicken soll, von ganz besonderem Nutzen gewesen. Denn was lebendige Volkspoesie ist in ihrem Entstehen, Fortdauern und Wirken, kann man ja doch nur in Serbien lernen. Die Aufschlüsse und Nachweisungen, die er [Vuk] über die historische Entstehung seiner Sammlung giebt, waren mir daher höchst bedeutend, und ich möchte darüber noch eine ganze Reihe Fragen thun.

Zusätze.

1. Zu den Anmerkungen zu Pisma 3. ist dasjenige hinzuzufügen, was Professor A. Pavić gegen Vuk's Änderungen einwendet Rad jugoslavenske akademije XLVII. Seite 98

2. Der Ausdruck ‚serbischer Trochäus' rührt nicht etwa von mir her. Man findet ihn unter Anderm in E. Kleinpaul's Poetik I. 76. Die Bezeichnung ist nicht ganz passend, da der s. g. serbische Trochäus von Goethe, wie mir scheint, nicht aus dem Serbischen entlehnt wurde und da derselbe an die Regeln des epischen Verses der Serben nicht gebunden ist. Die Übersetzer vernachlässigen meist nicht nur den Einschnitt nach der vierten Silbe sondern auch die syntaktische Selbständigkeit des Verses: nur einer beobachtet zwar die erste Regel, lässt jedoch das Hinübergreifen des Gedankens in den folgenden Vers häufig eintreten.

3. *Saani* Pisma 1. v. 132 ist türk. *sahn*, vulg. *sahan*, Schale, Schüssel aus dem arab.

4. Über Talvj hat Fr. Löher einen lesenswerthen Nekrolog geschrieben, der in der Allgemeinen Zeitung vom 9. und 10. Juni 1870 gedruckt ist.

Inhalt.

Ueber die textkritischen Grundlagen im zweiten Theile von Cassians Conlationes.

Von

Dr. Michael Petschenig.

Unter den vielen Ausgaben Cassians gibt es nur zwei, welche als kritische Recensionen gelten können. Die erste erschien, besorgt von dem Niederländer Cuyckius, Professor in Löwen, 1578 zu Antwerpen. Derselbe gründete den Text der Institutionen auf fünf, den der Conlationes auf zwölf Handschriften, die er sämmtlich belgischen Klöstern entnahm. Aber diese codices waren offenbar meist jungen Ursprungs und vielfach verderbt und interpolirt. In der That ist der Text dieser Ausgabe für die angeführten Schriften ohne besonderen Werth. Nur für die Bücher contra Nestorium hatte Cuyckius einen vortrefflichen, jetzt verschollenen codex ‚Coloniensium Augustinianorum' zur Verfügung. Besser ist die zweite Revision, welche auf Grund von acht vaticanischen Handschriften von dem spanischen Priester Ciacconius veranstaltet wurde, aber die Schrift gegen Nestorius, für welche die Vaticana keine Handschrift bot, nicht mit enthält. Sie erschien 1588 zu Rom. Leider war der Benedictiner Alardus Gazaeus, der 1616 eine neue, mit theologischen Commentarien reich ausgestattete Ausgabe erscheinen liess, ein so durchaus unkritischer Kopf, dass er seinen Text fast ganz an den des Cuyckius anschloss und von dem höheren Werthe der editio Romana durchaus keine Ahnung hatte. Da nun die neueren Drucke, wie der Leipziger 1733 und Mignes Patrologie, Bd. 49, ausschliesslich diese Ausgabe wiedergeben, ist der Theologe wie der Philologe heute noch auf einen Text angewiesen, der fast auf jeder Seite einige Unrichtigkeiten enthält. Dass dem so sei, hatte schon A. Reifferscheid bei der Durchforschung der italienischen Handschriften

erkannt und gelegentlich[1] geäussert, dass die Ausgabe des Gazaeus ‚einer durchgreifenden Revision bedarf, die den Text erheblich umgestalten wird'. Diese Aeusserung trifft vor Allem für die Conlationes zu, jenes Werk Cassians, welches im Mittelalter am meisten gelesen wurde[2] und dem entsprechend auch die einschneidendsten Aenderungen und Interpolationen im Texte erfahren hat. Im neunten Jahrhundert bestanden bereits zwei wesentlich verschiedene Recensionen neben einander, welche nicht blos in den bisher verglichenen Handschriften deutlich sich ausprägen, sondern offenbar auch in die Ausgaben übergegangen sind. So stimmt der Text der editio Basileensis von 1485 im ersten Theile des Werkes (Conl. I bis X) vollkommen mit dem Sangallensis 574 s. IX. Die editio Romana nähert sich dem Texte dieses codex hie und da, zeigt aber an den meisten Stellen starke Abweichungen. Der Ausgabe des Cuyckius und Gazaeus hingegen lag offenbar eine ganz andere Recension zu Grunde, für welche sich ein Vertreter in dem Parisinus 13384 s. IX gefunden hat. Ganz ähnlich ist im dritten Theile (Conl. XVIII bis XXIV) das Verhältnis zwischen zwei Monacenses s. VIII und IX einerseits und dem Sangallensis 575 s. IX andrerseits. Die nächste Aufgabe des neuen Herausgebers — und wahrlich keine leichte — wird nun die sein müssen, festzustellen, welche Fassung die echte, welche die überarbeitete ist.

Bekanntlich hat Cassian die XXIV Conlationes nicht auf einmal, sondern in drei Abschnitten erscheinen lassen. Der erste umfasst Conl. I bis X, der zweite XI bis XVII, der dritte XVIII bis XXIV. Dem entsprechend pflegen auch alle älteren Handschriften bis zum zehnten Jahrhundert nur einen dieser Theile zu enthalten. Als Ausnahme ist mir bisher nur der Parisinus N. A. L. 2170 s. IX bekannt. Es zerfallen daher die überhaupt in Betracht kommenden Handschriften zu diesem Werke naturgemäss in drei Gruppen, von denen jede im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Schicksale erlitten und in ihrem Texte verschiedene Wandlungen durchgemacht hat. Daraus folgt, dass jede Handschriftengruppe in Bezug auf die oben bezeichnete Aufgabe für sich besonders untersucht werden muss,

---

[1] BPI I, S. 125.

[2] Noch jetzt sind mindestens 150 Handschriften erhalten.

wobei allerdings in Fragen des Sprachgebrauches oder wo es sich um den Wortlaut einer Bibelstelle handelt — manche finden sich nämlich wiederholt und in verschiedenen Schriften citirt — auch die anderen Partien sowie die Institutionen und die Bücher contra Nestorium zu berücksichtigen sind. Ausserdem erscheint es geboten, gleich von vorne herein festzustellen, welche Bedeutung die Ausgaben, oder, wenn man will, die von den Herausgebern benutzten Handschriften gegenüber den jetzt zu Grunde gelegten beanspruchen können. Es ist dies um so nothwendiger, da weder bei Cuyckius noch bei Ciacconius irgend welche Andeutungen über das Alter, den Werth und die Classenverschiedenheit der von ihnen verglichenen codices sich vorfinden.

Für die Kritik des zweiten Theiles der Conlationes sind folgende Hülfsmittel benutzt worden:

Σ = cod. Sessorianus LV s. VII—VIII
Π = cod. Petropolitanus (aus Corbie) O. I. 4 s. VII—VIII
Υ = cod. Sangallensis 576 s. IX
B = ed. Basileensis 1485
C = ed. Cuyckii 1578
R = ed. Romana 1588
E = *BCR*

Die Handschriften zerfallen in zwei Classen. Die eine ist durch Σ, die andere durch ΠΥ vertreten. Der Sangallensis stimmt übrigens nicht selten gegen Π mit dem Sessorianus und hat eine Masse von Sonderlesarten, welche mit wenigen Ausnahmen ganz werthlos sind. Er ist ausserdem noch stark interpolirt.

Fragen wir zuerst nach dem Verhältnisse, in welchem die oben angeführten Handschriften zu den Ausgaben stehen, so ist vor Allem zu constatiren, dass die letzteren an einigen Stellen einen erweiterten Text bieten. Der Anfang des 9. cap. der XVII. Conl. lautet nach den Handschriften: *Quod utrumque liquidissime sancti apostoli Petri et Herodis exempla testantur. ille enim quia discessit a definitione sententiae, quam uelut sacramento firmauerat dicens: non mihi lauabis pedes in aeternum, inmortale Christi consortium promeretur, abscidendus procul dubio ab huius beatitudinis gratia, si in sermonis sui obstinatione mansisset.* Die Ausgaben hingegen lassen *utrumque* weg, welches mit Bezug auf den Schluss von cap. 8 gewiss richtig ist, und lesen *Iudae traditoris* statt *Herodis*. Was sonst

noch geändert ist, übergehe ich. Der Zweck dieser Aenderung wird klar, wenn wir das Folgende beachten. Während nämlich die Manuscripte mit Bezug auf *Herodis* hinter *mansisset* fortfahren *hic uero fidem inconsulti retinens sacramenti cruentissimus praecursoris domini exstitit interemptor* u. s. w., folgt in den Ausgaben eine lange Stelle über Judas und über die Parabel von den zwei Söhnen, welche der Vater im Weinberge arbeiten heisst (Matth. 21, 28 ff.), woran sich folgender Text schliesst: *necnon et Herodis cruentissimi regis exemplum, qui fidem inconsulti retinens sacramenti* u. s. w., wie in den Manuscripten. Die Erwägung des Gedankeninhaltes ergibt nun mit Sicherheit, dass der Text der Ausgaben auf einer Interpolation beruht. Cassian will, wie er am Schlusse des achten Capitels sagt, durch Beispiele zeigen: *quam multis etiam letaliter cesserit statuta conplesse, et e contrario quam multis eadem refugisse conmodum fuerit ac salubre* (so die Manuscripte). Das eine wird nun an dem Beispiele des Petrus nachgewiesen, welcher gleichsam unter einem Eide geäussert hatte ‚Du wirst mir in Ewigkeit die Füsse nicht waschen', aber diesen Entschluss sofort wieder aufgab und hiermit der Gemeinschaft mit Christus theilhaftig wurde; das andere an Herodes, der seinen Schwur hielt, aber dadurch der ewigen Verdammnis anheim fiel. Bei Judas trifft dies nun nicht zu, da er ja nicht unter einem Eide oder Gelöbnisse (sponsio) sich zum Verrath an Christus entschlossen hatte, noch weniger aber bei den Söhnen der Parabel, wo es sich nicht um Seligkeit und Verdammnis handelt, sondern nur gezeigt werden soll, dass es besser sei, den anfänglichen Ungehorsam durch Reue wieder gut zu machen, als Gehorsam zuzusagen und die Zusage nicht zu halten. — Hinter *immersit* pag. 1055 A[1] haben die Ausgaben wiederum folgendes längere Einschiebsel: *Primum etenim est optima statuere: quod et si aliter cesserit, sequens est in melius ea quae sunt statuta mutare, ordinationibusque nostris iam iacentibus, ut ita dixerim, manum dexteramque*[2] *porrigere. Ubi principia consilii non approbantur, prudentia est, ut utili addita prouisione reparentur. Si claudicat ad prima statuta dispositio, adhibeatur ad secunda correctio.* Hier ist drei-

---

[1] Da manche Capitel sehr lang sind, citire ich nach den Seitenzahlen und Marginalbuchstaben des Migne'schen Druckes, Patrol. Lat. t. XLIX.

[2] *m. dexteram* B, *dexteram m.* R.

mal dasselbe gesagt, was in den folgenden echten Schlussworten des Capitels enthalten ist, und der sprachliche Ausdruck derart, dass diese Worte unmöglich von Cassian herrühren können. — Interpolirt ist ferner die zweite Hälfte des vierzehnten Capitels pag. 1060 A von den Worten *non enim ex hac immutatione* angefangen. — Pag. 930 A—B lesen ΣΠΥ*B* übereinstimmend: *praeuenit ergo hominis uoluntatem, quia dicitur: deus meus, misericordia eius praeueniet me,* nur dass Π *voluntas,* Υ *quia qui dicit* liest. *CR* hingegen schieben ein *uoluntatem ⟨misericordia domini de⟩ qua dicitur.* Aber das Subject zu *praeuenit* lässt sich leicht aus dem folgenden *deus meus* und *deum remorantem (dominum* E*),* wie auch aus der vorhergehenden Erörterung, in welcher viel von der *gratia dei* die Rede ist, ergänzen. — P. 933 A—B lesen die Ausgaben *rursum quod peccatum suum humiliatus agnoscit, propriae libertatis est opus,* die Manuscripte hingegen *agnoscit, suum est,* was mit Bezug auf David ganz entsprechend ist.

Noch mehr springt der Unterschied zwischen den Ausgaben und den Handschriften ins Auge, wenn wir einzelne Lesarten in Betracht ziehen. Die Handschriften erweisen sich hier als weitaus vortrefflicher und die Uebereinstimmung derselben oder auch von ΣΠ sichert fast überall den echten Text. Ich beschränke mich auf die Vorführung einiger markanten Stellen. — Pag. 847 A haben *CR in Scythica (Scithica R) eremo, B in scythiotica heremo,* die Manuscripte *in scitiotica heremo.* Die Schreibung mit *y* ist sicher falsch. Bei Ptolemäus IV, 5 pag. 280 Wilb. lesen wir: Γωνιᾶται καὶ Προσοδῖται, μεθ' οὓς ἡ Σκιαθικὴ χώρα, ἧς θέσις ξ γό λ̄ ς′ (60° 40′, 30° 10′) καὶ οἱ Μαστῖται· τὰ δὲ ἔτι μεσημβρινώτερα νέμονται Νιτριῶται καὶ Ὀασῖται. Vgl. pag. 262 ἐν τῇ Σκιαθικῇ χώρᾳ Σκιαθίς. Die früheren Ausgaben lasen, wie Wilberg anmerkt, vielleicht richtiger Σκιθιακὴ und Σκιθιακῇ. Bei Parthey, Vocabularium Coptico-Latinum et Latino-Copticum pag. 544 sind die Formen *Scete, Scetis* (Σκήτη, Σκῆτις), dann die *Scithiaca regio* angeführt. Σκῆτις, ὄνομα τόπου erwähnt Suidas, und Sokrates meint Hist. Eccles. IV, 23, 12 mit Σκίτεως ὄρος wohl dasselbe. In des Rufinus Hist. monach. heisst der Ort *Scithium.* Wenn aber Hist. Eccles. II, 8 bei Migne *in Scyti* steht und Rosweyd in den Vitae patrum *Scythi, Scythim, Scythiae* u. s. w. drucken liess, so beruht dies wohl auf dem-

selben Fehler, den die Herausgeber Cassians begingen. Zweifelhaft ist nur noch die Aspiration des *t*. Die späten griechischen Schriftsteller scheinen sie nicht anzuerkennen. Unter den drei von Parthey a. a. O. pag. 544 angegebenen koptischen Formen ϣⲏϩⲏⲧ, ϣⲓⲏⲧ, ϣⲓϩⲏⲧ haben zwei dieselbe zwischen den zwei I-Lauten, keine beim Dental. Es bleibt also nur noch übrig, die Schreibung der bisher bekannten Cassian-Handschriften zu Rathe zu ziehen. Inst. V, 40 *scitii* Augustodunensis s. VII und Sangallensis s. IX (von erster Hand), *scithii* Laudunensis s. IX. XI, 15 *scit*^{h}*ii* Sang. und Laud. (Augustod. fehlt hier). Praefatio zu Conl. I (pag. 479 A) *sc*ti*^{a} Paris. s. IX (es ist wahrscheinlich *i* verwischt), *sc*^{h}*ithii* Sang. s. IX. Conl. I, 1 im titulus *scitij* Paris., *scythii* Sang. Conl. I, 1 *sciti* Paris., *schithi** (*i* radirt) Sang. Conl. III, 1 *scitii* Paris., *schitii* Sang. Conl. IV, 1 *scitii* Paris., *schit*^{h}*ii* Sang. Conl. VI, 1 *scitii* Paris. u. Sang. Conl. X, 2 *scitii* Paris., *schit*^{h}*ii* Sang. Conl. XV, 3 *schythioticae* Σ, *scitioticae* IIY. Conl. XVII, 30 *scitioticae* Σ (IIY fehlen). Conl. XVIII, 15 *scithioticae* Benedictoburanus s. VIII — IX, Frisingensis s. IX, *scitioticae* Sang. s. IX. Conl. XVIII, 17 *sciti** Bened., *scitii* Fris., *scittii* Sang. m. 1. Conl. XX, 11 *scithioticae* Bened., Fris., *sciti***oticae* Sang. Conl. XXIV, 4 *scithie* Bened., *scithii* Fris. (Sang. fehlt). Ebendort *sci*thiotica* Bened., *scithiotica* Fris. (Sang. fehlt). Es überwiegt somit die Schreibung ohne *h* in den Handschriften ganz bedeutend. — Im ersten Capitel der XI. Conlatio (pag. 847 B) lesen wir: *ad oppidum Aegypti, cui Thennesus nomen est, peruenimus.* Dem entsprechend heisst es in der Ueberschrift dieses Capitels in *R descriptio Thennesi oppidi*, aber ΣIIY*B* lesen *thenneseos oppidi.* Bei Parthey pag. 491 ist *Thennesus*, Θέννησος, Θένησος, als Bischofsitz angeführt. Die koptischen Namen der Deltastadt sind (ebendort pag. 548) ⲁⲑⲉⲛⲛⲏⲥ, ⲑⲁⲛⲏⲥⲓ, ⲑⲉⲛⲉⲥⲓ, ⲑⲉⲛⲛⲉⲥⲓ, ⲑⲉⲛⲛⲏⲥⲓ. Darnach ist es wahrscheinlich, dass neben Θέννησος eine griechische Nebenform Θέννησις bestand und dass somit *Thenneseos* richtig ist. — Pag. 854 A ist die Rede vom Empfange des verlornen Sohnes durch den Vater: *Sed ad istam humilis poenitentiae uocem in occursum eius pater prosiliens maiore quam emissa fuerat pietate suscepit, eumque non contentus minora concedere utroque gradu sine dilatione transcurso pristinae filiorum restituit dignitati.* So Y*BC*. *R* übergehe ich, da dort der Text ganz schlecht ist. ΣII lassen *ad* weg, womit die Stelle in Ordnung ist. In den Ausgaben beginnt ferner mit

den Worten *Sed ad istam* ganz ungehöriger Weise ein neues, das achte Capitel, während die Handschriften den Text nicht unterbrechen. Nach der Capitulatio, welche jeder Conlatio vorausgeht,[1] ist die Zusammenziehung von cap. 7 und 8 zu einem Capitel durchaus nothwendig. Dafür muss aus demselben Grunde das jetzige 10. Capitel nach den Manuscripten in zwei, nämlich 9 und 10, getheilt werden; letzteres beginnt pag. 860 B mit den Worten *Cum ergo quis hunc.* — Pag. 857 B *Per hanc itaque caritatem quisquis* u. s. w. ΣΠΥ lesen *quisque*, und dieses Pronomen findet sich auch sonst sehr häufig in allen Schriften Cassians in dem Sinne von *quisquis* gebraucht. — Pag. 859 A *nisi se in bonos et malos, iustos et iniustos ad imitationem dei placida semper sui cordis extenderit caritate.* Nach den Manuscripten ist zu lesen *nisi si in bonos . . . placidam . . . extenderit caritatem.* — Pag. 860 A *Impossibile namque est quemlibet sanctorum non in istis minutis . . . incurrere.* Mit ΣΥ (Π hat *minutis*, aber *s* in Rasur) ist jedenfalls *minutiis* zu lesen. Conl. XXII, 3 pag. 1219 B überliefern die zwei Monacenses *sordidarum cogitationum minutias*, XXIII, 7 pag. 1257 A steht auch in den Ausgaben *minutias multarum sordium.* — *in* ist in Σ ausgelassen. So vorzüglich auch diese Handschrift sonst ist, hier vermag ich ihr aus dem Grunde nicht zu folgen, weil sich *in* nach den Ausgaben wie nach der handschriftlichen Ueberlieferung an unzähligen Stellen mit dem Ablativ verbunden findet, wo man den Accusativ erwartet. So ist Conl. XXIII, 13 pag. 1269 A nach den besten Manuscripten zu lesen *peccati . . . lege in qua iugiter nolentes incurrere coguntur.* Conl. IV, 15 pag. 603 B—C steht in den Ausgaben wie in den Manuscripten *in ceteris generibus uitiorum . . . soleamus incurrere.* — Pag. 885 B lesen die Ausgaben *dulcedinis uel pinguedinis (unguedinis ΥB)*, aber ΣΠ bieten das viel gewähltere *unguinis.* — Pag. 890 A *in Israel autem, id est in eo qui uidet deum, siue ut quidam interpretantur*

[1] Die Capitelüberschriften rühren unzweifelhaft von Cassian selbst her. Ich begnüge mich, auf die Ueberschrift zu Conl. XVII, 3 zu verweisen, welches Capitel Cassians Antwort auf die Frage des Germanus enthält. Dieselbe lautet nach ΣΠΥ*BR: Quid mihi ad hoc uisum sit.* So konnte sich nur der Verfasser der Schrift selbst ausdrücken. Cuyckius lässt in völliger Verkennung des Ursprunges dieser Capitula drucken: *Cassiani consilium et responsio ad interrogationem abbatis Germani.*

rectissimus dei est. So ΥE. Das richtige *uidens deum* steht in ΣΠ. — Pag. 894 B lesen die Manuscripte und *BR In his igitur omnibus quantum (quanto C) mens ad subtiliorem profecerit puritatem, tanto sublimius intuebitur deum. quantum mens* liesse sich allerdings aus *quanto⟨m⟩mens* leicht erklären, aber der Sprachgebrauch Cassians beweist, dass ersteres richtig ist. Es findet sich *quantum — tantum* zum Positiv gesetzt, aber auch Stellen wie Inst. I, 12 (cap. 11 und 12 fehlt bei Migne!) *tantum namque feruentior ... quanto ... deuotior* Sang. s. IX, Inst. IV, 1 pag. 151 C *quantum numero populosius, tanto ... districtius* Sang. und Laud. — Pag. 896 B *paximaciis BC, paxamaciis R*. Υ hat *paxmatiis*, ΣΠ das richtige *paxamatiis*. Es ist παξαμᾶς, δίπυρος ἄρτος bei Suidas, nach Πάξαμος benannt, der ein Werk Ὀψαρτυτικὰ schrieb, παξαμάδιον bei Galenos. — Pag. 910 C *Satis congrue, quoniam Ierusalem adulterae comparauerat a suo coniuge discedenti, amorem quoque ac perseuerantiam benignitatis suae uiro qui a femina deseritur comparauit*; so *BC. R*: *qui feminam deserit*; ΣΠΥ: *qui feminam deperit*, was natürlich allein richtig sein kann. Für *Hierusalem* (so ΠΥ) hat übrigens Σ fälschlich *ifrl*, was sich leicht aus einem Misverständnisse des Compendiums *ilm* erklärt. Die angeführten Worte sind nämlich keinesfalls auf die unmittelbar vorausgehende Bibelstelle, in der allerdings *domus Israel* steht, zu beziehen, sondern auf den Anfang des Capitels *sub figura meretricis Hierusalem* und auf die dort aus Osee citirte Stelle. Wohl aber ist mit Σ *adulteratae* zu schreiben. Vgl. Vulg. Ezech. 23, 37 *quia adulteratae sunt* = ὅτι ἐμοιχῶντο. — Pag. 923 A *Si enim dixerimus nostrum esse bonae principium uoluntatis, quid fuit in persecutore Paulo, quid in publicano Matthaeo, quorum unus cruori ac suppliciis innocentum, alter uiolentiis ac rapinis publicis incubans attrahitur ad salutem. quod fuit* ΣΠ, *quod in* ΣΠΥ. Ich halte *quod* für richtig und erkläre *quod principium, ipsorum an dei. fuit in persecutore Paulo* u. s. w. — Pag. 971 B lesen ΣΠΥ übereinstimmend *absorta* statt *absorpta*. Da diese Form in allen bisher bekannten Manuscripten sich überall ausnahmslos findet, ist sie jedenfalls richtig. Auch Zangemeister liest im Orosius pag. 662, 4 nach allen Handschriften *Absorta est mors*. — Pag. 974 B beginnt cap. 9 in Υ*BCR Germanus: Ad haec ego*. In Π fehlt der Name, in Σ ist *nesthores* geschrieben, aber von erster Hand wieder getilgt. Selbstver-

ständlich ist *Germanus* zu streichen und unter *ego* Cassian zu verstehen, der mit Germanus als interlocutor abwechselt. — Pap. 979 A lautet die Ueberschrift zu cap. 13 in *BCR Responsio, quo pacto memoriam eorum* (nämlich *saecularium carminum*) *possimus abluere.* Nach ΣΠ muss es heissen *memoriae fucum (frugum* Υ) *possimus a.* — Pag. 1000 A *Quid etiam abbatis Abrahae gesta commemorem, qui* πάις *(pais B), id est simplex pro simplicitate morum et innocentia cognominatur.* So die Ausgaben, nur fehlen in *R* die Worte *id est simplex.* In ΣΠΥ steht richtig ΑΠΛΟΥΣ. — Pag. 1022 C: *sol non occidat super iracundiam uestram BCR.* Auch Υ liest *uestram,* in Π ist es weggelassen; Σ aber bietet *tuam.* Jedoch pag. 1031 C hat in derselben Stelle (Ephes. 4, 26) nur Υ neben den Ausgaben *uestram,* ΣΠ lesen *tuam.* Das Citat findet sich ausserdem noch Inst. VIII, 8, wo neben den Ausgaben auch Augustod., Laud. und Sang. *uestram* lesen, und pag. 528 A, wo die Manuscripte mit den Ausgaben gleichfalls in der Lesart *uestram* übereinstimmen. Trotzdem ist anzunehmen, dass ΣΠ das Richtige bieten, da Cassian häufig theils aus dem Gedächtnisse citirt, theils auch das Citat seiner Darstellungsform anpasst. So ist z. B. auch pag. 986 A mit Σ zu lesen *et panis frugum terrae tuae erit tibi uberrimus et pinguis.* Denn wenn auch *tibi* in ΠΥ nach dem Wortlaut der Stelle Esai. 30, 23 fehlt, so ist es doch wahrscheinlich, dass es Cassian selbst hinzufügte, mit Bezug auf die vorhergehenden Worte pag. 985 B *habebis . . . non sterilem nec inertem, sed uiuidam fructuosamque doctrinam, semenque salutaris uerbi, quod a te fuerit audientium cordibus commendatum, subsequens spiritus sancti imber largissimus fecundabit, ac secundum id quod propheta pollicitus est dabitur pluuia semini tuo* (Alles nach den Manuscripten). — Pag. 1023 B *Nam quemadmodum carnales adhuc et imbecilles fratres ob uilem terrenamque substantiam cito inimicus ille* (*ille* om. *B*) *disiungit*; so *BCR.* Nach den Manuscripten ist zu schreiben *inbecillos fratres cita inimicus bile disiungit.* — Pag. 1076 B—C. In der Ueberschrift des 24. Capitels liest *B pyamon, C Piamon, R Piammon.* Π hat *piamon,* ΣΥ *piamun.* Im Capitel selbst haben ΣΠ¹ *piamun,* Π²Υ *piamon.* Aufzunehmen ist die von der besten Ueberlieferung gebotene, echt koptische Namensform *Piamun*, welche aus dem männlichen Artikel ΠΙ und dem Worte ⲁⲙⲟⲩⲛ = *gloria, sublimis* zusammengesetzt ist.

Dass die Griechen misbräuchlich Ἄμμων statt Ἀμοῦν sagten, bezeugt Plut. de Is. et Osir. cap. 9. Noch sei bemerkt, dass die beiden vorzüglichen Münchener Handschriften s. VIII—IX, die den dritten Theil der Conlationes enthalten, diesen dort öfters vorkommenden Namen regelmässig richtig überliefern. Bei dieser Gelegenheit mag auch die Schreibung des Namens *Pinuphius* erledigt werden. Alle guten Manuscripte schreiben *Pinufius*, was nach dem koptischen **ⲡⲓ** + **ⲛⲟⲩϥⲓ**,[1] *pi-nufi* ὁ ἀγαθός, ὁ χρηστός richtig ist.

Wie wenig Verlass auf die Ausgaben ist, zeigt sich besonders auch in den Bibelcitaten. Wenn nicht die Herausgeber selbst daran herumgeändert haben, müssen ihre Handschriften schon arg interpolirt gewesen sein. Auch hier will ich mich auf einige Beispiele beschränken. Pag. 853B lesen *BCR* nach der Vulg. Luc. 15, 17 *quanti mercennarii in domo patris mei abundant panibus*, ΣHΥ lassen *in domo* nach dem griechischen Text πόσοι μίσθιοι τοῦ πατρός μου mit Recht weg. — Pag. 863B ist mit ΣH zu lesen *beatus seruus ille, quem cum uenerit dominus suus inueniet* (εὑρήσει: *inuenerit* E Vulg.) *sic facientem*. Pag. 866 C haben *E* und die Vulgata in der Stelle Rom. 8, 15 *spiritum adoptionis filiorum*; ΣHΥ lassen *filiorum* mit Recht weg, da das griechische υἱοθεσίας schon durch *adoptionis* wiedergegeben ist. — P. 879 B lesen YE Vulg. in der Stelle Ps. 29, 8 *auertisti faciem tuam a me*; Σ H lassen *a me* nach der LXX ἀπέστρεψας δὲ τὸ πρόσωπόν σου weg. — Pag. 884 B wird Prov. 19, 3 angeführt. *E: insipientia uiri corrumpit uias eius, deum autem causatur in corde suo*. Nach den Manuscripten muss *uias suas* und *causatur corde suo* geschrieben werden (LXX τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ). — Pag. 887 A steht in *E et nox illuminatio mea in deliciis meis*, in den Manuscripten ist *mea* mit Recht weggelassen. LXX: καὶ νὺξ φωτισμὸς ἐν τῇ τρυφῇ μου. — Pag. 935 A. *E: numquid gratis colit Iob deum? nonne tu uallasti eum ac domum eius et uniuersam substantiam eius?* Nach ΣHΥ muss *ac domum eius* entfallen; ferner ist mit ΣΥ*R Iob colit* (Ἰὼβ σέβεται) umzustellen. Dass dieselbe Stelle

[1] Parthey p. 112 führt nur **ⲛⲟⲩϥⲉ** an. Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Krall gehört diese Form dem oberägyptischen, **ⲛⲟⲩϥⲓ** dagegen dem unterägyptischen Dialect an.

(Job 1, 9–10) Conl. IV, 6 citirt wird *nonne tu uallasti eum ac domum eius uniuersamque substantiam eius*, beweist nur die Richtigkeit der schon früher aufgestellten Behauptung, dass Cassian die Bibelstellen an verschiedenen Orten mit verschiedenem Wortlaut citirt. — Pag. 943 B *quid est facilius, dicere: remittuntur tibi peccata, aut dicere: surge et ambula* (Matth. 9, 4—5). Neben *E* hat noch Π *remittuntur*, ΣΥ aber lesen *dimittuntur*, was schon dadurch sich als richtig erweist, dass auf derselben Seite das ἀφιέναι des Euangeliums noch zweimal mit *dimittere* übersetzt erscheint. — Pag. 1026 A. Υ*E* Vulg.: *si quod solacium caritatis, si qua uiscera miserationis* (Phil. 2, 1). ΣΠ *uiscera et miserationes* = σπλάγχνα καὶ οἰκτιρμοί. Man beachte, dass Cassian die Worte εἴ τις κοινωνία πνεύματος auslässt.

Zu Conjecturen gibt die handschriftliche Ueberlieferung nur an sehr wenigen Stellen Anlass. Pag. 890 C ist zu lesen: *quod autem per hoc ineuitabilem esse conmotionem carnis adseritis, quod urina, cum uesicam iugi stillatione repleuerit, quieta suscitet membra: licet ueris sectatoribus puritatis ad obtinendam eam nihil praeiudicet ista conmotio, quam haec sola interdum et tantum (tamen* codd. und *E) per soporem necessitas excitarit, sciendum tamen est* u. s. w. Vgl. pag. 898 A *sed cum dormienti tantum per sopitae mentis incuriam conmotio carnis obrepserit.* — Pag. 894 A schreibe ich *illam caelestem infusionem laetitiae spiritalis, qua deiectus animus inspirati gaudii alacritate sustollitur, illos ignitos cordis excessus et tam ineffabilia quam inaudita solacia gaudiorum.* Σ liest mit *E insperati,* Π *inspiti,* Υ *inspirata.* — *illos ignitos* steht richtig in Σ für *ad illos ignotos* der Ausgaben. — Pag. 905 A ist zu lesen *nam cum intuens eum quidam* φυσιογνώμων *dixisset* ὄμματα παιδεραστοῦ, *hoc est, oculi corruptoris puerorum, et inruentes in eum discipuli inlatum magistro uellent ultum ire conuicium.* Die Manuscripte: *inlatum magistro (magistrum* Π) *uellent ultu ire (ulum* Π, *ultuiri* Υ von zweiter Hand in Rasur). — Pag. 973 A-B. Υ*E*: *ut scilicet non solum a caeremoniis idolorum, sed etiam ab omni superstitione gentilium et augüriorum omniumque signorum et dierum ac temporum obseruatione discedat.* Σ liest *auguriorum atque omniumqui signorum,* Π *adq; * * * * omnium *.* Dass in dieser Handschrift ursprünglich *adque omnium omniumque* gestanden hat, dafür möchte ich einstehen. Zu

schreiben aber ist *augurium atque ominum omniumque signorum.* — Pag. 1010 A. Paphnutius hat sich beim Kochen die Hand verbrannt und ist untröstlich darüber, dass das irdische Feuer noch Gewalt über ihn habe. Wie werde es ihm erst dem ewigen Feuer gegenüber ergehen: *aut quemadmodum me in illo metuendo examinis die per se transiturum ille ignis inexstinguibilis et inquisitor meritorum omnium non tenebit, cui nunc extrinsecus hic temporalis ac paruulus non pepercit?* So ΠΥ*E*. Σ aber liest *die pertransiturus si ille.* Nimmt man an, dass *si* durch Dittographie zwischen *s* und *i* entstand, so ist die Stelle in schönster Ordnung. Nicht Paphnutius wird das Feuer durchschreiten, sondern dieses wird als *inquisitor meritorum omnium* ihn durchdringen. Man beachte auch, dass *pertransiturus* einen angemessenen Gegensatz zu *extrinsecus* darbietet. — Pag 1036 A-B ist zu schreiben: *siquidem dominus noster atque saluator ad profundam nos instruens patientiae lenitatisque uirtutem, id est non ut labiis eam tantummodo praeferamus, sed ut in intimis animae nostrae adytis recondamus, istam nobis perfectionis euangelicae formulam dedit dicens: si quis te percusserit in dextera maxilla tua, praebe illi et alteram (subauditur sine dubio ‚dexteram,' quae alia dextera nisi ⟨in⟩ interioris hominis ut ita dixerim facie non potest accipi), per hoc omnem penitus iracundiae fomitem de profundis cupiens animae penetralibus extirpare, id est, ut si exterior dextera tua impetum ferientis exceperit, interior quoque homo per humilitatis adsensum dexteram suam praebeat uerberandam, conpatiens exterioris hominis passioni et quodammodo succumbens atque subiciens suum corpus ferientis iniuriae, ne exterioris hominis caede uel tacitus intra se moueatur interior.* Auf die Verkehrtheiten der Ausgaben im Wortlaut wie in der Interpunction einzugehen, würde zu weit führen. Was ich schrieb, steht in den Handschriften, nur dass ich *in* vor *interioris* einfügte.

Schon oben wurde gesagt, dass die Handschriften in zwei Classen zerfallen, deren eine durch Σ, die andere durch ΠΥ vertreten ist. Die Ausgaben stimmen fast durchwegs mit der letzteren. Am meisten prägt sich der Classenunterschied in der XVII. Conlatio aus, welche die Ueberschrift *De definiendo*

trägt. Cassian will in derselben nachweisen, dass man keine vorschnellen Entschlüsse fassen, keine unbesonnenen Gelöbnisse und Versprechungen machen solle (wofür die Ausdrücke *promissio, sponsio, definitio, statutum, sacramentum, iusiurandum* gebraucht werden). Habe man aber ein Versprechen gegeben, das sich hinterher als schädlich oder gefährlich für das Seelenheil herausstelle, so sei es besser, dasselbe nicht einzuhalten (die Nichteinhaltung wird als *mendacium* bezeichnet). Diese Ansicht wird durch Beispiele aus dem alten und neuen Testamente zu erhärten gesucht. Ich theile nun jene Stellen, an denen der Classenunterschied markant hervortritt, in Uebersicht mit.

A. In der Capitulatio

	Σ	ΠΥ
cap. 10	*Interrogatio nostra de metu praebiti in coenobio Syriae sacramenti*	*praebitae sponsionis*
„ 13	*exigerit sacramentum*	*e. sponsionem*
„ 17	*Quod utiliter mendacio sancti usi sint*	*ueniabiliter*
„ 19	*Quod licentia mendacii probabiliter a multis fuerit usurpata*	*ueniabiliter*
„ 20	*Quod utile plerumque mendacium etiam apostoli esse censuerint*	*ueniabile*

B. Im Texte

	Σ	ΠΥ
pag. 1047 A	*de sacramenti fide*	*de sponsionis f.*
„ 1049 A	*postponere sacramenta, abrupta mendacii atque periurii*	*p. pactionem atque periurii* fehlt.
„ 1049 B	*iuris iurandi condicio*	*sponsionis c.*
„ 1059 A	*sacramenti uinculo*	*sponsionis u.*
„ 1063 A	*sanctos ac probatissimos deo uiros utiliter legimus usos fuisse mendacio*	*ueniabiliter*
„ 1065 A	*non mirum est has dispensationes in ueteri testamento probabiliter usurpatas ac*	*licentius*

	Σ	ΠΥ
	nonnumquam uiros sanctos laudabiliter uel certe ueniabiliter fuisse mentitos	*laudabiliter uel certe* fehlt
pag. 1067 B	*tunc demum id probabiliter diximus usurpatum*	*ueniabiliter*

Der Unterschied der beiden Classen ist in die Augen springend. Σ hat oft *sacramentum*, einmal *ius iurandum*, in ΠΥ wird der Begriff ,Eid' ängstlich gemieden, dafür *sponsio* und *pactio* gesetzt, *periurium* weggelassen. Nach dem Texte von Σ haben sich die heiligen Männer der Lüge *utiliter, laudabiliter* und *probabiliter* bedient, die Apostel selbst halten sie mitunter für nützlich; in ΠΥ wird nur *ueniabile* und *ueniabiliter*, einmal sogar *licentius* gebraucht. Es ist also eine der beiden Handschriften-Familien systematisch interpolirt und zwar, wie sich leicht erweisen lässt, die durch ΠΥ vertretene. Cassian's Ansicht von der Gestattung der Lüge widerspricht nämlich der Lehre Augustins und der Kirche, wie Ciacconius in seinen Observationes in Cassianum kurz bemerkt, Cuyckius aber pag. 253 ff. weitschweifig nachgewiesen hat. Letzterer zählt noch pag. 260 acht sententiae perniciosae auf, die er in dieser Conlatio gefunden hatte. Nun erwäge man, dass diesen Herausgebern der Text in der abschwächenden Recension von ΠΥ vorlag. Wie würden sie sich erst mit Gegenbeweisen bemüht haben, wenn ihnen nur die weit entschiedenere und schärfere Fassung von Σ bekannt gewesen wäre. Eine ähnliche Absicht, wie sie diese beiden Theologen und Gazaeus in den Vorreden zu ihren Ausgaben aussprechen, nämlich den Autor vor einer entschiedenen Verurtheilung und Versetzung unter die Haeretiker zu retten, indem seine Irrthümer theils in Anmerkungen richtig gestellt, theils nicht auf seine, sondern auf Rechnung seiner ägyptischen Anachoreten gesetzt werden, scheint auch demjenigen vorgeschwebt zu haben, der es, offenbar schon in sehr früher Zeit, unternahm, die ursprüngliche, der katholischen Lehre schnurstracks widersprechende Fassung zu mildern. Er mochte auch wohl den Zweck verfolgen, die zahlreichen Leser der Schriften Cassians vor einer Ansteckung durch haeretische Lehrmeinungen zu bewahren. Denn die Institutiones und nament-

lich die Conlationes bildeten in den Klöstern des Mittelalters eine sehr beliebte, durch Benedict und Cassiodorius warm empfohlene Lectüre. So stelle ich mir also die Entstehung des Textes von HY vor. Ich möchte noch darauf hinweisen, dass wohl die Fassung in HY aus der des Sessorianus hervorgehen, aber nicht das Umgekehrte eintreten konnte. Denn welcher Haeretiker würde sich die Mühe genommen haben, den Gegensatz der Lehre Cassians zu der des Augustinus und der Kirche noch durch Interpolation zu verschärfen? Ueberdies bietet die Conlatio selbst an einigen Stellen positive Anhaltspunkte dafür, dass HY einen überarbeiteten Text bieten. Der Bearbeiter hat nämlich seine Sache so oberflächlich gemacht, dass er einiges übersah, was nur mit der Fassung von Σ in Einklang gebracht werden kann. Das Wort *sacramentum*, welches sonst vom Urheber der Recension HY überall geändert wurde, ist pag. 1053 B und 1054 A stehen gelassen worden; vgl. oben S. 493 bis 494. Wenn es dort von Petrus heisst *quia discessit a definitione sententiae, quam velut sacramento firmauerat dicens*, und von Herodes *fidem inconsulti retinens sacramenti*, so ist es doch offenbar, dass Cassian den ‚Eidbruch' unter Umständen eben so für angemessen hält, wie den Bruch eines Gelöbnisses oder blossen Versprechens. — Pag. 1079, wo Beispiele aus der heiligen Schrift angeführt werden, heisst es von David *cum iuris iurandi definitione decreuit . . . et continuo intercedente Abigaïl . . . mauult transgressor propositi iudicari quam sacramenti sui fidem cum crudelitatis exsecutione seruare,* ferner von Paulus *Corinthiis scribens reditum suum absoluta definitione promittit . . . sed superueniente salubriore consilio nequaquam se id quod promiserat exsecutum evidentissime confitetur . . . Denique cur maluerit definitionem sui praeterire sermonis quam aduentu suo onerosam discipulis inferre tristitiam, etiam cum sacramenti obtestatione declarat.* — Pag. 1084 A *Nec illius praecepti utilitas est silenda, quod etiam si instigante ira . . . sacramento nos aliquo uinxerimus . . . comparanda est illa res quam statuimus huic ad quam transire compellimur, atque ad eam est transeundum, quae . . . iustior fuerit iudicata. rectius enim est nostrum nos praeterire sermonem quam rei salubrioris subire iacturam.* Darnach unterliegt es keinem Zweifel, dass Cassian auch den Eid unter die *definitiones* rechnet, deren Uebertretung unter Umständen noth-

wendig werde. Dass er aber diese Uebertretung (= *mendacium*) nicht blos für ‚entschuldbar,' sondern auch für nützlich und löblich hält, dies bezeugen ganz unzweideutig einige von dem Ueberarbeiter übersehene Stellen. Eine derselben wurde schon oben S. 494 mitgetheilt. Man vgl. ferner pag. 1062 B *Itaque taliter de mendacio sentiendum atque ita eo utendum est, quasi natura ei insit ellebori: quod si imminente exitiali morbo sumptum fuerit, fit salubre.* So beginnt das 17. Capitel, dessen Ueberschrift nach ΠΥ*E* lautet: *Quod ueniabiliter mendacio sancti tamquam elleboro usi sint.* Dieser titulus gibt natürlich keinen Sinn und steht im Widerspruch mit dem im Text Gesagten, wenn man nicht mit Σ *utiliter* liest. — Pag. 1067 B—C *et idcirco dispensationes has* (d. i. die alttestamentalischen Vorbilder) . . . *in tantum nos quoque . . . non possumus abdicare, ut ne ipsos quidem apostolos, ubi consideratio alicuius utilitatis exegit, ab eis declinasse cernamus.* — Pag. 1071 A führt Cassian, nachdem er vorausgeschickt, dass *Iacobus omnesque illius ecclesiae primitiuae praecipui principes apostolum Paulum ad simulationis figmenta descendere pro imbecillitate infirmantum cohortantur,* fort: *non enim tantum apostolo Paulo lucrum ex hac eius fuerat districtione collatum, quantum celeri eius exitio uniuersis gentibus detrimentum. Quod sine dubio uniuersae tunc euenisset ecclesiae, nisi illum haec utilis ac salubris hypocrisis praedicationi euangelicae reseruasset.* — Pag. 1058 A *Ideoque iustissimus iudex excusabilem, immo laudabilem talis mendacii censuit praesumptorem, quia sine eo ad benedictionem primitiuorum non poterat peruenire.* — Pag. 1059 B *Ita igitur et in hac parte emendatio dispositionis improuidae non spiritalis uoti est iudicanda transgressio. Quidquid enim pro caritate dei et pietatis amore perficitur, . . . tametsi duris atque aduersis uideatur principiis inchoari, non solum nulla reprehensione, sed etiam laude dignissimum est.* — Pag. 1064 B *Ad quem finem etiam Iacob patriarcha respiciens hispidam fraterni corporis speciem obuolutione pellium simulare non timuit et instiganti ad hoc mendacium matri laudabiliter adquieuit.* — Pag. 1078 A (es ist von Josephs Verstellung gegenüber seinen Brüdern die Rede). *Non ergo tam reprehensibile fuit metum fratribus incussisse mendacio, quam sanctum atque laudabile occasione ficti periculi inimicos ac uenditores suos sd salutarem poenitentiam compulisse.*

Der Bearbeiter dieser Conlatio hat aber nicht nur interpolirt, sondern auch eine ihm sehr anstössige Stelle ganz gestrichen. Ich theile dieselbe nach Σ einerseits und ΠΥ andererseits vollständig mit; sie findet sich pag. 1063 A.

Σ

Ita namque etiam sanctos ac probatissimos deo uiros utiliter legimus usos fuisse mendacio, ⟨ut non solum nullum ex hoc peccati crimen incurrerint, uerum etiam summam sint iustitiam consecuti: quibus si gloriam potuit conferre fallacia, quid eis e contrario nisi condemnationem ueritas intulisset?⟩ sicut Raab, cuius cum non solum nulla uirtutum, sed etiam inpudicitiae monumenta scriptura conmemoret, pro solo[1] mendacio, quo exploratores maluit occultare quam prodere, admisceri populo dei aeterna benedictione promeruit.

ΠΥ

Ita namque etiam sanctos ac probatissimos deo uiros ueniabiliter legimus usos fuisse mendacio, sicut Raab, cuius cum non solum u. s. w.

tali mendacio

Erwähnenswerth ist auch, dass der echte Wortlaut der Stelle nur durch Zufall erhalten ist. Der Schreiber von Σ irrte nämlich von dem ersten *non solum* auf das zweite ab, so dass die Worte *nullum . . . cuius cum non solum* erst von dem allerdings fast gleichzeitigen Corrector bemerkt und hinzugefügt wurden.

Σ hat sich somit als diejenige Handschrift erwiesen, welche in einer wichtigen Partie allein den echten und unverfälschten Text erhalten hat. Auch sonst ist nirgends ein Anlass vorhanden, den Text derselben für absichtlich geändert und interpolirt zu halten. Wohl aber lässt sich dies an den beiden andern auch

[1] Vgl. Conl. VI, 3, p. 651 A: *Cuius (Lazari) cum nulla alia uirtutum merita scriptura commemoret, pro hoc solo quod egestatem . . . tolerauit, sinus Abrahae possidere promeruit.*

sonst nachweisen. Ich will dies vorwiegend an Π zeigen, da es nicht der Mühe werth ist, den willkürlichen Aenderungen in dem jüngeren und weitaus schlechteren Cod. Υ nachzugehen. Pag. 866 C lesen ΠΥΕ *de hoc etiam metu cum illam septiformem spiritus sancti gratiam propheta describeret, quem in homine illo dominico . . . descendisse non dubium est.* Σ aber bietet *illum septiformem spiritum propheta describeret,* was mit Rücksicht auf das unmittelbar folgende Citat Esai. 11, 2—3 *et requiescet super eum spiritus domini* u. s. w. allein richtig ist. — Pag. 874 B wird gesagt, die Liebe des Mönches zur Keuschheit müsse so gross sein wie die höchste irdische Gewinnsucht, der höchste Ehrgeiz, die höchste irdische Liebe. Anstatt *qui intolerabili pulchrae mulieris amore raptatur* liest nun Π *qui int. sanctae caritatis amore raptatur.* — Pag. 946 B—C lesen die Ausgaben *non enim fidem ex intellectu, sed intellectum ex fide meremur, sicut scriptum est: nisi credideritis, non intelligetis, quia quemadmodum et deus omnia operetur in nobis et totum libero ascribatur arbitrio, cui dicitur: si uolueritis et audieritis me, quae bona sunt terrae manducabitis, ad plenum humano sensu ac ratione non potest (ut arbitror) comprehendi.* Zunächst sind die Worte *ut arbitror* zu entfernen, da sie in keiner Handschrift stehen. Die Worte *cui dicitur . . . manducabitis* finden sich nur in Π, aber diese Handschrift liest *cum* für *cui. R* hat vor *cui* ein Kreuz und hinter *manducabitur* eine eckige Klammer; am Rande ist bemerkt: haec absunt. Somit stand der Passus auch nicht in den vaticanischen Handschriften. Ich halte die Worte aus folgenden Gründen für interpolirt. Im neunten Capitel der XIII. Conlatio erörtert Cassian, dass es der menschlichen Vernunft schwer werde zu begreifen, wie einerseits die göttliche Gnade den Menschen, andrerseits der Mensch die Gnade aufsuche. Unter den zahlreichen Stellen, die dort für diesen Widerspruch zwischen *gratia dei* und *liberum arbitrium* angeführt werden, befindet sich auch die hier von Π gebotene. Cassian sagt: *cui autem facile pateat, quomodo salutis summa nostro tribuatur arbitrio, de quo dicitur: ‚si uolueritis et audieritis me, quae bona sunt terrae manducabitis', et quomodo ‚non uolentis neque currentis, sed miserentis sit dei'* (Rom. 9, 16). Hier ist das Citat ganz am Platze, während es an der oben angeführten Stelle nur stört, da ihm hinter den Worten *deus omnia operetur in*

nobis kein Gegenstück gegenübersteht. Auch sieht man nicht ein, weshalb Cassian gerade am Schlusse seiner Erörterung, wo es auf eine kurze, präcise Fassung des Resultates ankam, ein schon am passenden Orte verwendetes Citat nochmals habe anbringen wollen. — Pag. 1032 B lesen ΠΥΕ *quasi uero apud deum uerba tantummodo et non praecipue uoluntas uocetur in culpam, et opus solum peccati et non etiam uotum ac propositum habeatur in crimine, aut hoc tantum quid (quod* E) *unusquisque fecerit per loquelam (pro loquilla* Π[1]) *et non quid (quod* E) *etiam per taciturnitatem facere studuerit, in iudicio sit quaerendum.* Σ: *aut hoc tantum quid unusquisque fecerit et non quid etiam facere disposuerit, in iudicio sit q.*, welchen Text ich abgesehen von seiner prägnanten Deutlichkeit auch deshalb für richtig halte, weil Cassian hier ganz allgemein That und Vorsatz einander gegenüberstellt. Die Beziehung auf dasjenige, wovon in diesem Capitel speciell gesprochen wird, dass nämlich manche Mönche ihre Mitbrüder durch ein provocirendes Schweigen zum Zorne reizen und sich dabei für sündlos halten, weil sie ja jedes *iurgium* vermeiden, ist schon durch die Worte *uerba tantummodo et non praecipue uoluntas uocetur in culpam* hinlänglich hergestellt. ΠΥ sind also interpolirt: ausserdem steht in Π anstatt *culpam et* seltsamer Weise *perturbatione.* Man vergleiche auch noch die Parallelstelle pag. 1064 A. — Pag. 1064 B. ΠΥΕ: *finis operis et affectus considerandus est perpetrantis, quo potuerunt quidam, ut supra dictum est, etiam per mendacium iustificari et alii per ueritatis assertionem peccatum perpetuae mortis incurrere.* Σ liest *potest quis* und *alius.* Die Interpolation in ΠΥ rührt von dem Ueberarbeiter dieser Conlatio her, welcher das *per mendacium iustificari* und *per ueritatis assertionem peccatum incurrere* auf das alte Testament beschränken wollte, was Cassian selbst ganz ferne liegt. Vgl. die oben S. 506 citirte Stelle pag. 1067 B—C. — Pag. 1073 A ist von des Paulus Predigt zu Athen die Rede. ΠΥΕ lesen *cumque de eorum superstitione sermonem fuisset orditus;* Σ lässt *sermonem* weg, gewiss mit Recht, da auch Cicero *ordiri de* gebraucht.

Wie ΠΥ gegenüber von Σ durch Einschiebsel entstellt erscheinen, so sind sie auch dort, wo die Lesart unbedeutend variirt, an Güte nicht entfernt dieser Handschrift gleichzustellen. Da hierin der Unterschied der beiden Classen ein weit-

greifender ist, will ich eine möglichst grosse Zahl von Stellen erledigen. Dadurch wird es auch möglich werden, hie und da auf andere Partien der Conlationes und auf die Institutiones hinüberzugreifen. — Pag. 843 B bietet Σ allein die Genetivform *Archebi*, welche der alte Augustodunensis der Institutiones consequent hat. — Pag. 850 B liest Σ allein *oppida eminentioribus tumulis collocata fugatis habitatoribus s u i s eluries illa uelut insulas fecit.* — Pag. 851 B hat Σ *iuuentas*, HΥ *iuuentus*. Vgl. pag. 884 B *iuuentatis* ΣH, pag. 939 A *iuuentatis* ΣH[1], pag. 962 A *iuuentatis* ΣH.

Pag. 854 B liest Σ genau nach dem griechischen Original *e s t o t e, inquit, u o s p e r f e c t i* (ἔσεσθε ὑμεῖς τέλειοι); HΥE schieben *et* vor *vos* ein. — Pag. 856 C *circumferens arbitram non solum actuum sed etiam cogitationum suarum conscientiam illi potissimum studere contendit, quem nec circumveniri nec falli nec subterfugere se posse cognoscit BCR.* H liest *contendit quam circumueniri*, Υ *contendet quem nec*, Σ allein richtig *contendet quam* (nämlich *conscientiam*) *nec.* — Pag. 857 B *f i l i u s h o n o r a t p a t r e m e t s e r u u s d o m i n u m s u u m t i m e t. e t s i p a t e r e g o s u m, u b i e s t h o n o r m e u s? e t s i d o m i n u s e g o s u m, u b i e s t t i m o r m e u s?* (Malach. 1, 6). Unter den Manuscripten hat nur Σ *timet*; HΥ lassen es weg und auch in der Septuaginta fehlt der Begriff. Aber pag. 866 B lesen doch in demselben Citat ΣHΥE übereinstimmend *t i m e b i t.* Jedenfalls ist daher *timet* zu halten. — Ebendort liest *B*: *necesse est enim eum timere qui seruus est, quia seruus sciens uoluntatem domini sui et non faciens digne uapulabit plagis multis. C: quia sciens uoluntatem domini sui, si non fecerit, digne.* Nach den Manuscripten ist zunächst *timere eum* umzustellen und dann mit Σ zu schreiben *quia s i sciens uoluntatem domini sui f e c e r i t digna plagis, u a p u l a b i t m u l t i s.* So auch *R*, nur hat diese Ausgabe *qui* statt *si*. HΥ hingegen lesen *sui non* und in H fehlt *si*. — Pag. 860 A liest Σ in der Bibelstelle Matth. 5, 16 genau nach dem Griechischen *p e t e t, e t d a b i t e i u i t a m, p e c c a n t i b u s n o n a d m o r t e m.* H hat *dabitur ei vita** und so liest auch Υ, allerdings von zweiter Hand. H[1] hat zwar *peccantibus*, aber H[2]Υ *peccanti*. — Ebendort wird I Ioh. 1, 8 citirt *s i d i x e r i m u s, q u o n i a m p e c c a t u m n o n h a b e m u s, i p s i n o s s e d u c i m u s.* So HΥE; Σ liest *decipimus.* Obwohl die beiden Monacenses Conl. XXIII, 21 auch *seducimus* lesen, ist doch die Lesart von Σ offenbar der Vulgata gegen-

über vorzuziehen.[1] *decipimus* liest man bei Cyprian I pag. 156, 9 und 375, 9, dann bei Ennodius pag. 323, 4. Ferner ist mit Σ *quia* statt *quoniam* zu schreiben. *quia* hat Cyprian an beiden Stellen und die Monacenses Conl. XXIII, 21. – Pag. 861 A. ΠΥ*BC* lesen *implebitis legem Christi*, Σ*E* *adimplebitis*. Dieselbe Stelle ist pag. 1038 A wieder citirt; dort lesen ΠΥ abermals *implebitis*, ΣE aber *adimplebitis*. — Pag. 862 A ist mit ΣΥ zu lesen *quomodo ergo imperfecta esse credenda sunt* (*est* ΠE), mit Bezug auf den Anfang des 11. Capitels *timorem dei et spem retributionis aeternae imperfecta esse dixisti*. — Pag. 865 B (tit. zu cap. 13) *de timore qui de caritatis magnitudine generatur* lässt Π *de* vor *caritate* weg, ebenso in der Ueberschrift zu cap. 5 pag. 875 vor *incentiuorum aestibus generatur*. Aber *de* hat in dieser Verbindung durchaus nichts Auffallendes. – Ebendort lesen ΠΥE *quisquis igitur in huius fuerit caritatis perfectione fundatus*; Σ lässt *in* weg. Cassian gebraucht bei *fundari* weit häufiger den blossen Ablativ als *in*. In diesem Theile der Conlationes steht *in* nur einmal; pag. 960 A ist nämlich nach ΣΠΥ zu lesen *in illa . . . professione fundati*. Dagegen steht pag. 877 A *mens lenitate fundata*, pag. 895 A *qua uirtute fundatus*, pag. 1019 A *parili uirtute fundatis*. — Pag. 874 B *tanta autem erga acquisitionem castimoniae desiderio atque amore inflammetur, quanto quis pecuniarum cupidissimus appetitor uel qui summa honorum ambitione distenditur*. Zunächst ist mit Π *flammetur* zu lesen (*flammemur* Σ), dann *auidissimus* mit Σ. Vgl. Conl. XVIII, 14 *patientiae uirtutem tanta auiditate sectata est*; pag. 980 A *ea cordi tuo illa auiditate commendes*, pag. 980 B *tanto auidius audiet*. Ferner

[1] Cassian kennt die Vulgata, welche er Conl. XXIII, 8 als *emendatior translatio* bezeichnet, citirt aber gewöhnlich nicht nach derselben, sondern nach anderen ,exemplaria'. Vgl. Inst. XII, 31 *secundum exemplaria, quae Hebraicam exprimunt ueritatem* (voraus geht ein nicht der Vulgata entnommenes Citat). Inst. VIII, 20 *licet a quibusdam hoc ipsum quod dicitur sine causa ita interpretari sciam . . . melius tamen est ita tenere, ut et nouella exemplaria multa et antiqua omnia inueniuntur esse perscripta*. Daraus erklären sich die Verschiedenheiten im Wortlaute eines und desselben Citates. Zugleich rechtfertigt sich hierdurch das Verfahren, an jeder Stelle in erster Linie die beste und älteste Ueberlieferung zu berücksichtigen. Je jünger eine Handschrift ist, desto mehr nähert sie sich der Vulgata, weil die Abschreiber im Laufe der Zeit sich zahlreiche willkürliche Aenderungen erlaubten.

schreibe ich mit Σ *uel si qui.* Vgl. Salvian. ad Eccles. III, 22 *si qui non penitus domu eliminantur et quibus non omnino extorribus quasi aqua et igni interdicitur.* — Pag. 876 A *tunc uersiculi illius affectum experientia docente concipiet, quem omnes . . . concinimus, uirtutem uero eius non nisi pauci expertique percipiunt.* Σ: *percipiet.* Wenn auch das folgende *percipiunt* einigermassen stört (aber vgl. pag. 896 B *comparauerit . . . comparauit*),[1] so erachte ich dies doch nicht für genügend, um von Σ abzugehen. Vgl. pag. 894 B *ut uim laetitiae huius inexpertus mente non ualet percipere.* Conl. XIX, 13 init. *argumenta . . . lucide satis aperteque percepimus.* Anders zu fassen ist pag. 925 B *concepit Adam post praeuaricationem quam non habuerat scientiam mali.* — Pag. 876 C *omnem intuitum suum, omne studium, omnem curam.* Σ allein liest *omnemque curam,* was dem Gebrauche Cassians entspricht. Vgl. 915 A *petentibus tribuat, a quaerentibus inueniatur aperiatque pulsantibus;* pag. 924 B *occurrit, dirigit atque confortat;* pag. 932 A *adiuuat, protegit ac defendit.* — Pag. 878 A *et scuta comburat igni.* Σ liest hier *igne*; pag. 893 B ist in derselben Bibelstelle zwar zuerst *igni* geschrieben, aber dies von erster Hand zu *igne* corrigirt. Ich gebe Σ den Vorzug, weil *igni* leicht aus der Vulgata eindringen konnte. — Pag. 884 A lesen in der Stelle Hebr. 4, 12 IIYE *compagum quoque ac medullarum,* Σ hat *et.* Dasselbe Citat findet sich auch Conl. II, 4. VII, 5. VII, 13. An der ersten Stelle haben die Ausgaben nebst dem Sang. *et,* der Paris. *ac,* an der zweiten die Handschriften und Ausgaben *et,* an der dritten *ac.* Demnach kann man hier Σ folgen. — Pag. 898 C ist mit Σ *abba Germanus* zu schreiben. (*abbas* IIY). Die beiden Formen wechseln. In dieser Partie erscheint *abba* noch pag. 960 C in Σ, pag. 1001 A (Vocativ) und pag. 1012 A in ΣIIY, in der Ueberschrift von Conl. XVI, 1 und pag. 1046 A in ΣII. Koptisch ⲁⲡⲁ, *senior, pater,* ⲁⲡⲁⲥ *antiquus, uetus.* — Pag. 899 A lesen IIE *progressus cellula,* Y *p. cella,* Σ richtig *p. cellam.* Inst. II, 15 liest der Sangallensis allerdings *cella sua progredi,* aber III, 4 *cellulas progredi,* IV, 10 *cellam progredi*;[2]

[1] Noch auffallender ist Conl. X, 10 p. 835 D: *tantaque me sentio sterilitatis huius ariditate constrictum, ut nullas omnino spiritalium sensuum generationes parturire me sentiam.*

[2] In diesen Constructionen stimmt der Laudunensis, aber nicht in den Wortformen *cella* und *cellula.*

vgl. auch *egressi cellam* pag. 1045 A (so ΣΥ: *cellulam* Π). — Pag. 909 B lesen ΠΥΕ in der Stelle Ezech. 33, 11 *moriemini*, Σ richtig *morimini* nach dem griechischen ἀποθνήσκετε. — Pag. 916 A wird Ezech. 11, 19 f. citirt *dabo eis cor nouum et spiritum nouum tribuam in uisceribus eorum* ΠΥΕ. Σ und die Vulgata lesen *cor unum*, die Septuaginta δώσω αὐτοῖς καρδίαν ἑτέραν καὶ πνεῦμα καινὸν δώσω. Ich entscheide mich aus dem Grunde für Σ, weil auch Conl. III, 18 der Paris. s. IX, welcher auch sonst die Bibelcitate vortrefflich überliefert, von erster Hand *unum* hat. — Pag. 921 A bieten die Ausgaben *Salomon quoque ait: inclinet corda nostra ad se* (III Reg. 8, 58), ΠΥ *Salomon quoque: inclinet, inquit, dominus corda nostra ad se*, Σ *salamon quoque: inclinet dominus*. Es ist also mit den Manuscripten *dominus* einzuschalten, welches zwar nicht in dem citirten Verse steht, aber der Deutlichkeit wegen aus dem 57. Verse herüber genommen ist. Dagegen ist *inquit* nach Σ zu tilgen. Cassian lässt nämlich mitunter das ankündigende Verbum vor einem Citate aus. Vgl. pag. 871 B *in Deuteronomio quoque: si fuerit inter uos homo*, wo die Ausgaben *inquit* hinter *fuerit* haben; pag. 974 A *de qua idem beatus apostolus: ego scio* u. s. w., wo Υ hinter *scio*, die Ausgaben hinter *ego* ein *inquit* einschieben. — Pag. 921 B liest Σ *audimus in euangelio dominum conuocantem*, ΠΥΕ *audiuimus*. Das Praesens ist richtig, da in diesem ganzen Capitel die Citate sonst nur mit diesem Tempus eingeleitet werden. — Pag. 922 A *apostolus liberum arbitrium nostrum incitat dicens*. Wie aus der Gegenüberstellung *sed infirmitatem eius Ioannes Baptista testatur cum ait* erhellt, kann nur das von Σ gebotene *indicat* richtig sein. — Pag. 924 B ist die Stelle Ps. 49, 15 so herzustellen *inuoca me in die tribulationis et eripiam te et glorificabis me*. Nur Σ lässt *tuae* hinter *tribulationis* nach der Septuaginta ἐν ἡμέρᾳ θλίψεως weg. — Pag. 934 A liest Σ *futurae retributionis par*, ΠΥΕ haben *retributioni*. Der Genetiv bei *par* steht auch noch Conl. XXIV, 8 a. E. *uirtutis pares* nach den Münchener Handschriften und Instit. V, 12 *parem uirtutis* nach dem Augustodunensis, Laudunensis und Sangallensis. — Pag. 935 A liest Σ allein *euictum*, ΠΥΕ *uictum*; vgl. pag. 956 A *qui non euicerit planiora*. — Pag. 936 B bieten ΠΥΕ *non enim illam fidem quam ei dominus inspirabat, sed illam quam uocatus semel atque illuminatus a domino per arbitrii libertatem poterat exhibere, experiri*

uoluit diuina iustitia. Σ hingegen liest *per libertatis arbitrium.* Allerdings steht sonst *arbitrii libertas,* doch halte ich die Lesart von Σ für möglich. So heisst es pag. 946 A ähnlich *ut in alterutram partem plenum sit liberae uoluntatis arbitrium* und pag. 946B beweist der Satz *ut captiuitatem libertas addicta non sentiat,* dass *libertas* von Cassian auch in dem Sinne von *libera uoluntas* gebraucht wird. Man vgl. noch Salvian. ad Eccles. I, 50 *uti enim seueritatis arbitrio iudex non potest, quando reus iam non sustinet iudicari.* — Pag. 943 B. Σ: *surge, tolle lectum tuum,* ΠΥ: *surge et tolle.* Das griechische ἐγερθεὶς ἆρόν σου τὴν κλίνην gibt keine Entscheidung. Da aber in der Schrift contra Nestor. VII, 19 die beste Handschrift nebst den Ausgaben liest: *surge, inquit paralytico, tolle grabatum tuum,* wird man sich für Σ zu entscheiden haben. — Pag. 944 B liest Σ in der Stelle Rom. 11, 33 und 34 *ininuestigabiles uiae eius,* ΠΥ*E* *inuestigabiles.* Wenn auch pag. 939 B alle Manuscripte *inuestigabiles* lesen und dies auch bei Cypr. I, pag. 155, 18 (Hartel) steht, entscheide ich mich doch für Σ, da *ininuestigabilis* aus Tertullian citirt wird. Ebenso lese ich pag. 955 B mit Σ *spiritus namque dei odit fictum* (Sap. 1, 4 und 5), obwohl ΣΠΥ pag. 983 A *effugiet* bieten und die LXX φεύξεται liest. — Pag. 957 A bietet Σ *quidam erga institutionem fratrum omnem studii sollicitudinem dediderunt,* und dieses Verbum ist entschieden gewählter als die Lesart von ΠΥ *dederunt.* — Pag. 963 A wird Gal. 4, 22 und 23 citirt *scriptum est enim quia Abraham duos filios habuit, unum de ancilla et alium de libera.* Statt *alium,* wie neben *E* auch Υ liest, hat Π *unum* (ἕνα). Aber in Π stehen die Worte *et unum de libera* von zweiter Hand über der Zeile, und der Corrector hat einfach das *unum* der Vulgata genommen. Σ bietet *alterum,* sicher richtig. — Pag. 965 A *et mortui qui in Christo sunt resurgent primi* (I Thess. 4, 15). Σ liest richtig *primo* nach dem griechischen πρῶτον. — Pag. 965 B entscheide ich mich in der Stelle I Corinth. 15, 4 für die Lesart *surrexit* (ἐγήγερται) von ΣΥ: *resurrexit* lesen Π*E.* — Pag. 983 B geht *inquit* in ΣΥ*E* dem Citate voran *sed prius inquit: beati immaculati in uia.* Dass die Umstellung in Π *prius beati inquit* auf Willkür beruht, beweist Instit. V, 8 *apostolus inquit: et carnis curam* u. s. w. nach dem Augustodunensis, Laudunensis und Sangallensis. — Pag. 986 B liest Σ *sed dices forsitan,* ΠΥ*E* *dicis.* Ich entscheide mich für Σ, da auch in der Schrift gegen

Nestorius die älteste Handschrift in dieser Wendung mehrmals das Futurum bietet. — Pag. 1007 A lesen ΠΥ*E daemonia ei subiecta sint,* Σ richtig *subdita.* Vgl. Conl. XVIII, 7 *seniorum subduntur imperio* (so die Monacenses, *subiiciuntur E*); ebendort *se coenobiorum praepositis subdiderunt;* XVIII, 8 *subdique seniorum imperio;* XIX, 1 *se coenobio subdiderat;* XXI, 21 *ad rebellionem subdita membra compellere;* XXII, 11 *peccato subditus.* — Pag. 1012 A *huc usque abba Nesteros orationem de uera charismatum operatione consummans.* Σ liest *rationem* und dies halte ich in dem Sinne von ‚Lehre, Theorie' für richtig. Vgl. Conl. XIX, 13 *rationem discernendarum aegritudinum, id est quo pacto uitia quae celantur in nobis ualeant deprehendi, lucide satis aperteque percepimus.* Demnach dürfte auch Conl. V, 7 mit dem Sangallensis und mit *B* zu lesen sein *ut de efficientia ceterarum quoque passionum, quarum rationem (narrationem* Paris. *CR) intercidere nos expositio gastrimargiae . . . compulit, . . , disseramus.* — Pag. 1024 B liest Σ vortrefflich *cum me adhuc adhaerere consorti aetas iunior hortaretur.* Π[1] hat *consortia,* Π[2]Υ *consortio fratrum.* — Pag. 1029 B *de quibus et alibi dicitur: diligens suos qui erant in mundo, usque in finem dilexit eos. sed haec unius dilectio non erga reliquos teporem caritatis . . . expressit.* Σ allein liest *hic,* was in adverbialem Sinne = *hoc loco* ganz entsprechend ist. Vgl. Conl. XXI, 5 *hic autem* (d. i. *in euangelio) pro excellentia et sublimitate mandatorum dicitur: qui potest capere, capiat.* — Pag. 1034 A liest Σ in der Bibelstelle Ps. 54, 13 *et si is, qui oderat me, aduersus me magna locutus fuisset* nach der LXX ἐπ' ἐμὲ ἐμεγαλορρημόνησεν. ΠΥ*E* haben mit der Vulgata *super me.* — Pag. 1039 *A* ist nach Σ zu schreiben *dum consistit peccator aduersum me* (Ps. 38, 2). Π[1] bietet *consisterit,* Π[2]Υ*E consisteret.* Instit. IV, 41 lesen allerdings die Ausgaben und der Sangallensis mit der Vulgata *cum consisteret,* aber der Laudunensis mit Σ übereinstimmend *dum consistit.* Vergl. auch Conl. XVIII, 6 *dum tempore persecutionis affinium suorum deuitat insidias.* — Pag. 1042 A lesen ΠΥ*E haec enim est natura (natura est E) irae, ut dilata languescat et pereat, prolata uero magis magisque conflagret,* Σ aber *dilatata.* Dass nur letzteres richtig sein könne, lehrt der ganze Tenor des Capitels. Ich begnüge mich, auf den Anfang zu verweisen, wo es heisst: *totam iram suam profert*

inpius (so ΣΠ), *sapiens autem dispensat per partes* (d. h. *dilatat*): *id est . . . sapiens paulatim eam maturitate consilii . . . extenuat et expellit . . . . ab apostolo dicitur: date locum irae . . . hoc est, non sint corda uestra . . . pusillanimitatis angustiis coartata, sed dilatamini in cordibus uestris* u. s. w. — Pag. 1081 C *praelegenda ac praeferenda esse meliora et ad illam quae utilior diiudicata fuerit partem sine cunctatione aliqua transeundum.* Σ: *iudicata.* Dass das auch in ΠΥ stehende *diiudicata* doch nicht nothwendig ist, beweist die Stelle pag. 928 A *restat ergo ut et bona et ex homine fuisse credatur (cogitatio regis Dauid). in quem modum etiam nostras quotidie cogitationes possumus iudicare,* wo man gleichfalls *diiudicare* erwartet.

Die Zahl der Stellen, an denen ΠΥ den besseren Text bieten, ist unbeträchtlich. Pag. 850 A *collapsis ferme omnibus uicis.* Σ allein liest *fere.* In den Institutiones und den beiden anderen Theilen der Conlationes notirte ich mir *ferme* an zehn, hingegen *fere* an keiner Stelle. In unserer Partie steht XV, 10 *ferme,* XVII, 1 *fere.* Demnach ist höchst wahrscheinlich *ferme* richtig. — Pag. 877 B liest Σ *docet,* ΠΥ*E edocet.* Vgl. pag. 887 B *edoceri* ΣΠΥ, pag. 936 A *docemur* ΣΥ, *edocemur* Π, pag. 873 B *edocet* ΣΠ, *docet* Υ, pag. 946 A *edocemur* ΣΠΥ, pag. 1042 B *edocemur* ΣΠΥ. Ich ziehe überall das gewähltere Compositum vor, welches auch im dritten Theile der Conlationes und sonst häufig erscheint. — Pag. 890 B *sicut non est in colluctatione continentiae, sed in castitatis pace locus domini.* Σ: *in castitate.* Ich gebe ΠΥ den Vorzug, da das vorausgehende *in colluctatione continentiae* nothwendig den vollen Gegensatz *in castitatis pace* verlangt. Man vgl. auch B *init. et factus est, inquit, in pace locus eius, id est non in conflictu certaminis et colluctatione uitiorum, sed in castimoniae pace.* — Pag. 937 A liest Σ *quia times dominum tuum,* ΠΥ*E tu,* was nach dem griechischen Text φοβῇ σὺ τὸν θεὸν Gen. 22, 12 richtig ist. — Pag. 996 A. Σ: *quem cum haereticus arte dialectica fuisset aggressus et Aristotelicas ignorantem spinas uellet abducere.* ΠΥ *ad Ar. ign. sp. u. adducere.* Da ein absoluter Gebrauch von *abducere* in dem Sinne ‚in die Irre führen‘ kaum möglich ist, muss mit ΠΥ *ad* gelesen werden. Aber *abducere* ist zu halten, da darin der Begriff ‚seitwärts, vom rechten Wege wegführen‘ enthalten ist. Vgl. Conl. XXIII, 15 a. E. *quia se pro conditione fragilitatis humanae senserat cap-*

tiuatum, id est abductum ad sollicitudines curasque carnales. — Pag. 1044 A *haec de amicitia beatus Ioseph disseruit nosque ad custodiendam sodalitatis perpetuam caritatem ardentius incitauit.* Σ *inuitauit,* nicht richtig. Vgl. pag. 944 A *ad maiorem incitare* (*inuitare BC*) *flagrantiam;* Conl. XVIII, 4 *assequi disciplinam et ad exercendam eam ardentius incitari.*

Häufig bieten die beiden Handschriftenclassen nur eine verschiedene Wortstellung. Da sich Σ als der weitaus beste codex erwiesen hat, ist seine Lesart überall zu halten, so lange nicht zwingende Gründe gegen dieselbe sprechen. Hier will ich nur jene Fälle behandeln, in denen Σ entschieden falsches oder zweifelhaftes bietet. Pag. 929 A *manet in homine semper liberum arbitrium* Σ*BC.* Dagegen Π*R liberum semper arbitrium,* Υ *liberum arbitrium semper.* Da Prospers Citat in der Schrift contra Collatorem mit Π*R* stimmt und Cassian für diese Verschränkung überall eine besondere Vorliebe zeigt, halte ich die Stellung *liberum semper arbitrium* für richtig. Aus dem gleichen Grunde ist pag. 935 A mit ΠΥ*E* und Prosper zu schreiben *sine eum suis mecum uiribus decertare* (*uiribus mecum* Σ) und pag. 970 A *si ad ueram scripturarum uis scientiam peruenire* nach ΠΥ*B* (*scientiam uis* Σ*C, scripturarum scientiam peruenire desideras R*). — Pag. 930 A *inde est quod etiam Corinthiis scribens hortatur* ΠΥ*E.* Σ: *inde est etiam quod.* Vgl. pag. 937 B *tale est et illud quod* = pag. 1040 B. Salvian. de gub. III, 39 *unde est illud etiam quod.* Ep. IX, 13 *ex quo etiam illud est quod.* Ich sehe daher keinen Grund, von Σ abzugehen. — Pag. 987 B (tit. zu cap. 18) lesen ΠΥ*E quibus de causis spiritalis doctrina infructuosa sit,* Σ *doctrina spiritalis.* In der Conlatio selbst findet sich neunmal die Stellung *spiritalis scientia,* zehnmal die umgekehrte *scientia spiritalis.* Demnach verharre ich bei der Leseart von Σ. — Pag. 988 B haben ΠΥ*E* in der Stelle I Tim. 2, 4 die Wortstellung *qui omnes homines uult saluos fieri,* Σ hingegen *saluos uult,* nicht richtig. Conl. IX, 20 lesen die Handschriften und Ausgaben *uult saluos* und auch der griechische Text hat θέλει σωθῆναι.

Schliesslich mögen noch einige Stellen besprochen werden, an denen Σ gegenüber von ΠΥ lückenhaft erscheint. Es ist nämlich nicht überall, wo in Σ ein oder mehrere Wörter fehlen, was häufig der Fall ist, gleich von vorne herein der Text

dieser Handschrift als falsch zu verwerfen. Im Gegentheile ist die Entscheidung, ob Σ lückenhaft oder die andere Classe interpolirt ist, manchmal sehr schwierig, wenn nicht unmöglich. Pag. 853 B fehlen in Σ die Worte *fac me sicut unum de mercennariis tuis.* Ich halte dieselben nach dem ganzen Inhalt des Capitels für nothwendig. Ihre Weglassung erklärt sich aus dem Abirren von *tuus* auf *tuis.* Ebenso ist pag. 873 B die Weglassung der Worte *neque ebriosi* in ΣH nur auf die Nachlässigkeit der Schreiber zurückzuführen. Cassian selbst hat sie sicher nicht weggelassen, da unter *C ebrietatem* (so ΣHY, *ebrietates E)* ausdrücklich gesetzt ist. Schwieriger zu beurtheilen ist die Stelle pag. 909 A, wo in Σ der ganze Satz *qui enim ut pereat . . . fieri uelle pro omnibus* fehlt. Obwohl der Sinn und Zusammenhang durch die Weglassung desselben nicht alterirt wird, wird man doch vorsichtshalber bei dem Texte von HY verharren müssen. — Pag. 930 A fehlen im Citate Act. 8, 22 bis 23 in Σ die Worte *cordis tui* gewiss mit Unrecht. Auch pag. 936 A ist es durchaus nothwendig, mit HY zu schreiben *nullius enim laudis esset aut* (so Σ: *ac* HY*E) meriti, si id in eo Christus quod ipse donauerat praetulisset; (alioquin dixisset ‚non dedi tantam fidem in Israhel‘).* — Pag. 945 A passen die von Σ ausgelassenen Worte *ipso quoque domino . . . a cogitationibus uestris* mit dem Citat Esai. 55, 8 bis 9 trefflich zum ganzen Tenor der Stelle. — Pag. 966 Cf. lese ich mit HY *obseruate igitur in primis, et maxime tu, Iohannes . . . ut indicas summum ori tuo silentium (hic est enim primus disciplinae actualis ingressus: omnis quippe labor hominis in ore ipsius), et ut omnium seniorum instituta atque sententias intento corde et quasi muto ore suscipias.* Wenn man mit Σ die Worte *omnis quippe . . . ipsius et* streichen wollte, müsste mit *hic est enim* ein neuer Satz begonnen werden. Dies halte ich aber für minder passend, da die Worte *primus disciplinae actualis ingressus* augenscheinlich auf das vorhergehende *indicas summum ori tuo silentium* sich beziehen.

Als Resultat der Untersuchung ergibt sich: die Ausgaben Cassian's haben im Texte des zweiten Theiles der Conlationes so gut wie keinen selbstständigen Werth. Unter den Handschriften ist die der Sessoriana weitaus die beste, jedoch ‚die ausreichende Basis für eine neue Recension zu bilden‘, wie

Reifferscheid BPI I, pag. 125 meinte, ist sie nicht im Stande. Denn die beiden anderen allerdings interpolirten codices sind doch wegen mancher Schreibfehler und Versehen, besonders aber wegen der zahlreichen Lücken im Sessorianus von nicht zu unterschätzendem Nutzen für die Herstellung des Textes.

VII. SITZUNG VOM 7. MÄRZ 1883.

Von dem w. M. Herrn Hofrath Ritter v. Miklosich wird seine in zweiter Auflage erschienene Schrift: ‚Subjectlose Sätze' der Classe übergeben; ferner wird von Herrn Professor G. Wolf in Wien das Buch: ‚Historische Skizzen aus Oesterreich-Ungarn' für die akademische Bibliothek übersendet.

Herr Prof. Dr. J. Loserth in Czernowitz theilt eine mit einem kritischen und sachlichen Commentar versehene Abschrift eines Nekrologs des Olmützer Minoritenklosters mit, die aus einer Handschrift der Olmützer Studienbibliothek genommen wurde, und ersucht um deren Aufnahme in das Archiv für österreichische Geschichte.

Die Mittheilung geht an die historische Commission.

Das w. M. Herr Prof. Th. Gomperz legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: ‚Herodoteische Studien II' vor.

An Druckschriften wurden vorgelegt:

Annuario marittimo per l'anno 1883. XXXIII. Annata. Trieste, 1883; 8⁰.

De Ceuleneer, Adolphe: Les têtes ailées de Satyre, trouvées à Angleur. Bruxelles, 1882; 8⁰.

Gesellschaft, k. k. geographische in Wien: Mittheilungen. Band XXVI, Nr. 1. Wien, 1883; 8⁰.

Heidelberg, Universität: Akademische Schriften pro 1882. 8 Stücke 8⁰.

Institut, R. G.-D. de Luxembourg: Publications de la section historique. Année 1883. XXXVI. (XIV). Luxembourg, 1883; 8⁰.

Louvain, Universität: Annuaires. 1882 et 1883. 46e et 47e année. Louvain, 1882—1883; 8⁰.

Museum Království českeho: Časopis. 1882. Ročnik LVI. svazek třeti a čtvrtý. V Praze; 8⁰.

— Novočeska Bibliothéka. Čislo XXV. W Praze, 1883; 8⁰.

Society, the Asiatic of Bengal: Proceedings. Nr. XI. November, 1882. Calcutta, 1882; 8⁰.

Verein für Erdkunde zu Halle a/S.: Mittheilungen. Halle a/S., 1882; 8⁰.

Herodoteische Studien II.

Von

Th. Gomperz,

wirkl. Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften.

Ich befürchte keinen Widerspruch, zum Mindesten keine Widerlegung, wenn ich behaupte, dass die Partikel ὦν I, 144, 19 in einer Weise gebraucht wird, für welche weder Herodot noch irgend ein anderer Schriftsteller eine ausreichende Parallele zu bieten vermag. Krüger's Verweisung auf I, 69, 22 ist unzutreffend, denn dort wird ὦν im consecutiven Sinne angewendet (= ἄρα): ‚Ihr steht, wie wir vernehmen, an der Spitze von Griechenland; Euch rufen wir somit an' u. s. w. Auch rücksichtlich der Anmerkung Krüger's zur letztgenannten Stelle ‚ὦν nach der Parenthese wie οὖν öfter; zu Xen. Anab. I, 5, 14' thut eine Unterscheidung Noth. Den eigentlich epanaleptischen Gebrauch der Partikel — und diesen hat doch wohl Krüger im Auge, — d. h. die Hervorhebung eines durch Dazwischengetretenes verdunkelten und darum wieder aufgenommenen Begriffes oder einer aus vorher zerstreuten Einzel-Vorstellungen gewonnenen Gesammt-Vorstellung, vermag ich auch nicht in all den Stellen der Anabasis, auf welche Rehdantz (zu I, 5, 14) verweist, zu erkennen. An der letztgenannten Stelle ist die Anwendung von οὖν durch den begründenden Zwischensatz, IV, 7, 2 durch den temporalen Vordersatz bedingt, VI, 6, 15 findet sich οὖν bereits vor dem Zwischensatz und wird nach demselben blos wiederholt; nur III, 1, 20: τὰ δ' αὖ τῶν στρατιωτῶν ὁπότε ἐνθυμοίμην ὅτι — — ταῦτ' οὖν λογιζόμενος gehört streng hieher, und hier fehlt auch nicht das Moment, welches für diese Redefigur unerlässlich ist, dass nämlich der (gelegentlich durch οὖν hervorgehobene) Begriff wieder aufgenommen werde, d. h. also im Vorhergehenden entweder als

solcher oder in seine Bestandtheile aufgelöst bereits einmal ausgesprochen sei.[1] Von alle dem ist in unserem Falle keine Rede; man schreibe und interpungire daher wie folgt: Die Ionier der Zwölf-Städte halten an ihrem Nationalheiligthum (dem Panionion) mit eifersüchtiger Ausschliesslichkeit fest, ἐβουλεύσαντο δὲ αὐτοῦ μεταδοῦναι μηδαμοῖσι ἄλλοισι Ἰώνων (οὐδ' ἐδεήθησαν δὲ οὐδαμοὶ μετασχεῖν ὅτι μὴ Σμυρναῖοι), κατά περ οἱ ἐκ τῆς πενταπόλιος νῦν χώρης Δωριέες, πρότερον δὲ ἑξαπόλιος τῆς αὐτῆς ταύτης καλεομένης· φυλάσσονται γῶν μηδαμοὺς ἐσδέξασθαι τῶν περιοίκων Δωριέων ἐς τὸ Τριοπικὸν ἱρόν, ἀλλὰ καὶ σφέων αὐτῶν τοὺς περὶ τὸ ἱρὸν ἀνομήσαντας ἐξεκλήισαν τῆς μετοχῆς. Die Partikel γοῦν wird hier genau so angewendet wie z. B. bei Thukyd. VI, 59, 3, wo Hertlein (bei Krüger) also erklärt: ‚Dies — lässt sich wenigstens daraus schliessen, dass‘ u. s. w. Die in κατά περ οἱ — Δωριέες liegende allgemeine Behauptung wird durch das Folgende zugleich begründet und ermässigt (von einer ‚Ermässigung der vorhergehenden Behauptung‘ spricht Arnold Hug in einem gleichartigen Falle, zu Plato, Sympos. 195 D). Herodot deutet mit kurzen Worten das an, was er in ausführlicherer Darlegung etwa also ausgedrückt hätte: Von einem gleichartigen Beschluss der Dorer (ἐβουλεύσαντο) vermag ich freilich nichts zu melden; dennoch vergleiche ich sie in diesem Betracht mit den Ioniern (κατά περ), weil ihre Handlungsweise eine derartige Gesinnung unzweideutig bekundet. (Man vergleiche ausserdem, was Bäumlein, Griech. Partikeln 188—189, zusammenstellt, etwa auch Thukyd. II, 65, 6; Plato, Sympos. 194E)

I, 155, 2-3: — μηδὲ πόλιν ἀρχαίην ἐξαναστήσῃς ἀναμάρτητον ἐοῦσαν καὶ τῶν πρότερον καὶ τῶν νῦν ἑστεώτων. Das allerdings ungewöhnlich gebrauchte ἑστεώτων, welches man immer und immer wieder in ἐνεστεώτων verändern will, wird meines Erachtens genügend geschützt durch Sophokl. Trachin. 1271: τὰ δὲ νῦν ἑστῶτ' —.

Ein Emblem lässt sich I, 169 mit Sicherheit erkennen, weil es nicht nur eine überflüssige, sondern zugleich eine

[1] Auf solche Fälle verweist jetzt mit bestem Fug die Anm. zu I, 69 in Krüger's zweiter Ausgabe. Man vergleiche sie mit unserer Stelle und der Unterschied kann Niemandem verborgen bleiben (es sind V, 99; VI, 76); theils folgernd, theils einfach die Erzählung fortführend (= ἄρα) ist jedoch ὦν VII, 137, IX, 26 und 87.

falsche Erklärung des Gedankens unseres Geschichtschreibers enthält. Von Phokäern sowohl als Teiern hatte er nicht gesagt, dass sie sich in offener Feldschlacht mit dem persischen Eroberer gemessen hatten. Ihre höhere Freiheitsliebe gab sich dadurch kund, dass sie lieber die Heimat verliessen, ehe sie das Joch der Fremdherrschaft zu tragen sich entschlossen. Man lese also: Οὗτοι μέν νυν Ἰώνων μοῦνοι τὴν δουλοσύνην οὐκ ἀνεχόμενοι ἐξέλιπον τὰς πατρίδας· οἱ δ' ἄλλοι Ἴωνες διὰ μάχης μὲν ἀπίκοντο Ἁρπάγῳ [κατά περ οἱ ἐκλιπόντες] καὶ ἄνδρες ἐγένοντο ἀγαθοὶ —, ἑσσωθέντες δὲ καὶ ἁλόντες ἔμενον κατὰ χώρην ἕκαστοι καὶ τὰ ἐπιτασσόμενα ἐπετέλεον.

Nicht ganz so streng erweisbar, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich ist das folgende Emblem: I, 174, 6 ff: καὶ δὴ πολλῇ χειρὶ ἐργαζομένων τῶν Κνιδίων, μᾶλλον γάρ τι καὶ θειότερον ἐφαίνοντο τιτρώσκεσθαι [οἱ ἐργαζόμενοι] τοῦ εἰκότος τά τε ἄλλα τοῦ σώματος —, ἔπεμπον ἐς Δελφοὺς κτέ. Wie überflüssig und pedantisch scheint doch der von uns eingeklammerte Zusatz, wie ungeschickt seine, das eng Zusammengehörige aus einander reissende, Stellung, und wie viel leichter lässt sich ohne denselben das zu ἔπεμπον zu denkende Subject (οἱ Κνίδιοι) aus dem Vorangehenden entnehmen! Die Nothwendigkeit von der Gesammtheit der Knidier, welche das Orakel zu Delphi beschickt, den mit der Durchstechung der Landenge beschäftigten Theil derselben zu unterscheiden, trotzdem es soeben erst hiess: πολλῇ χειρί ἐργαζομένων τῶν Κνιδίων — wem sonst mochte sie wohl einleuchten als einem Schulmeister? Oder sagen wir lieber: als dem Schulmeister, dem wir im Folgenden so oft begegnen werden, sofort auch cap. 185 in den Worten: ἐποίεε δὲ ἀμφότερα ταῦτα, [τόν τε ποταμὸν σκολιὸν καὶ τὸ ὄρυγμα πᾶν ἕλος], ὡς ὅ τε ποταμὸς βραδύτερος εἴη — καὶ οἱ πλόοι ἔωσι σκολιοὶ κτέ. Wie geschmackvoll ist dies doch ausgedrückt: (Nitokris) machte den Strom krumm, damit die Schifffahrt krumm sei! Und wie sinngemäss: sie machte das ὄρυγμα ganz und gar zu einem Sumpf, als ob sie es schon vorgefunden und nicht, wie soeben erzählt ward, (ὤρυσσε ἔλυτρον λίμνῃ), erst geschaffen hätte! Allein der entscheidende Beweis für die Unechtheit des Zusatzes liegt in seiner Unwahrheit. Denn von einem Sumpfe ist hier ganz und gar nicht die Rede, sondern von einem mit Wasser erfüllten Becken, dessen Verwandlung in einen Morast mittelst der Zurück-

leitung der anfänglich in ihn gelenkten Wassermassen erst am Schluss des nächsten Capitels erzählt wird![1] — Derlei, man möchte sagen proleptische Embleme werden uns noch mehrfach begegnen. Doch verweilen wir zunächst noch im wasserreichen Mesopotamien, welches gleich Aegypten nach allen Seiten hin von Canälen durchschnitten war, von Canälen, aber doch nicht in solche, wie der gegenwärtige Text uns glauben machen will (193, 3—5): ἡ γὰρ Βαβυλωνίη χώρη πᾶσα κατά περ ἡ Αἰγυπτίη κατατέτμηται [ἐς διώρυχας]. Vgl. II, 108 und 109: κατέταμνε δὲ τοῦδε εἵνεκα τὴν χώρην ὁ βασιλεύς und τούτων μὲν δὴ εἵνεκα κατετμήθη ἡ Αἴγυπτος.[2] — Auch die Darstellung der Euphrat-Schifffahrt leidet noch an einem kleinen Textesfehler. Von dem daselbst bis heute gebräuchlichen ‚auf Schläuchen schwimmenden Strauchgeflechte' (Puchstein in Berlin. Sitzgsb. 1883, 41) heisst es nämlich (194, 12): — οὔτε πρύμνην ἀποκρίνοντες οὔτε πρώρην συνάγοντες, ἀλλ' ἀσπίδος τρόπον κυκλοτερέα ποιήσαντες καὶ καλάμης πλήσαντες πᾶν τὸ πλοῖον, οὕτω ἀπιεῖσι κατὰ τὸν ποταμὸν φέρεσθαι, φορτίων πλήσαντες. Die Ersetzung des überlieferten völlig müssigen τοῦτο (der Vindob. hat, um nichts besser, τούτοις) durch das in solcher Verbindung allein übliche οὕτω bedarf keiner Rechtfertigung, wie denn angesichts der fortwährenden Verwechslung von οὗτος, οὗτοι, οὕτω, τοῦτο u. dgl. nur Sinn und Zusammenhang unsere Wahl bestimmen können. So lese ich II, 28 fin. (diesmal mit SVR): οὗτος (statt οὕτω) μὲν δὴ ὁ γραμματιστὴς κτέ.; II, 156 in. (mit Bekker): οὗτος (gleichfalls statt οὕτω) μέν νυν ὁ νηὸς κτέ.; III, 138 fin.: οὗτοι δὲ πρῶτοι ἐκ τῆς Ἀσίης ἐς τὴν Ἑλλάδα ἀπίκοντο Πέρσαι, καὶ οὕτω (statt οὗτοι), διὰ τοιόνδε πρῆγμα, κατάσκοποι ἐγένοντο;

[1] Woher weiss übrigens Stein, dass diese ‚grossen Strom- und Canalbauten' nur zu Zwecken der Flussregulirung und der Bodenbewässerung, nicht aber, wie Herodot behauptet, auch zu Befestigungszwecken dienten? Eines Besseren konnte ihn wohl Ritter's Erdkunde, West-Asien, B. III, Abth. 3 belehren. Wie gefährlich zum Mindesten dem Heer Kaiser Julians nebst der medischen Mauer auch die Canäle, die Moräste und die künstlichen Ueberschwemmungen wurden, ist bekannt genug. Und gilt nicht von all' diesen Wasserbauten dasselbe, was Ritter über die von den Persern im unteren Euphratlauf angelegten Katarakte oder Hemmungen bemerkt, dass sie ‚zu Bewässerungszwecken, ebenso wie zu denen der Vertheidigung' dienten (a. a. O. S. 34)?

[2] In jedem Betracht unwahrscheinlicher ist die Annahme Krüger's (2. Aufl.), dass nur ἐς vor διώρυχας eingeschoben sei.

VII, 170 fin.: ἀπέθανον τρισχίλιοι οὕτοι, αὐτῶν δὲ Ταραντίνων οὐκ ἐπῆν ἀριθμός. (An dieser Stelle hat das überlieferte οὕτω zum Mindesten Anstoss erregt und allerlei Vorschläge erzeugt; vgl. auch IV, 44 in.: ὃς κροκοδείλους δεύτερος οὗτος ποταμῶν πάντων παρέχεται, oder VIII, 45: ἔθνος ἐόντες οὕτοι Δωρικὸν ἀπὸ Κορίνθου). Ebenso wenig bezweifle ich, dass IX, 102, 27 zu schreiben ist: διωσάμενοι γὰρ τὰ γέρρα, οὕτω (statt οὕτοι) φερόμενοι ἐσέπεσον ἁλέες ἐς τοὺς Πέρσας. Einige andere Fälle sollen später besprochen werden. Für die Verwirrung, die in diesem Betracht in den Handschriften herrscht, verweise ich noch (ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit) auf I, 170 fin., wo Schäfer, wie auf VII, 154 in., wo Stein gebessert hat, gleichwie auf den kritischen Apparat Gaisford's zu I, 2 *g)*, I, 14 *e)*, III, 62 *f)*, III, 136 in., IV, 44 *h)*, IV, 86 *k)*, VI, 83 *e)*, IX, 102 *k)*.

I, 204, 13 hat die augenscheinlich fehlerhafte Ueberlieferung τοῦ ὦν δὴ πεδίου τοῦ μεγάλου οὐκ ἐλαχίστην μοῖραν μετέχουσι οἱ Μασσαγέται zu verschiedenen Herstellungsversuchen Anlass gegeben, unter denen Stein's frühere Aenderung: τούτου δὴ ὦν πεδίου τοῦ μεγάλου wohl der schlechteste, Herold's (jetzt auch von Stein angenommene) Schreibung: τοῦ ὦν δὴ πεδίου τούτου τοῦ μεγάλου die beste, zum Mindesten eine völlig sprachgemässe ist. Doch scheint man nicht beachtet zu haben, dass der Zusatz μεγάλου nicht nur ganz und gar entbehrlich, sondern nach dem unmittelbar Vorangehenden kaum erträglich ist. Wer pflegt denn eine Ebene ‚unabsehbar' (πλῆθος ἄπειρον ἐς ἄποψιν) und sogleich darauf nur einfach ‚gross' zu nennen? Dieser Abschwächung des Gedankens begegnen wir und erklären zugleich die Entstehung des Fehlers, wenn wir annehmen, Herodot habe geschrieben: τοῦ ὦν δὴ πεδίου τούτου οὐκ ἐλαχίστην κτέ., durch den Ausfall eines ΤΟΥ (in ΙΟΥΤΟΥΤΟΥ) sei aus dem Pronomen der Artikel geworden und dieser habe seinerseits wieder die Einschiebung des Adjectivs verursacht.

Zweites Buch.

Dort, wo Herodot die Meinung der Ionier, d. h. seines Vorgängers Hekatäus, der Nil bilde die Grenze zwischen Asien und Libyen, ad absurdum führen will, leidet der Text an einem Gebrechen, in Betreff dessen ich immer von Neuem erstaune, dass dasselbe nicht längst erkannt und geheilt worden ist.

Der Schluss des Cap. 16 muss nämlich unweigerlich also lauten: ἢ (nicht οὐ) γὰρ δὴ ὁ Νεῖλός γέ ἐστι κατὰ τοῦτον τὸν λόγον ὁ τὴν Ἀσίην οὐρίζων τῆς Λιβύης· τοῦ Δέλτα δὲ τούτου κατὰ τὸ ὀξὺ περιρρήγνυται ὁ Νεῖλος, ὥστε ἐν τῷ μεταξὺ Ἀσίης τε καὶ Λιβύης γίνοιτ᾽ ἄν. ‚Denn es ist ja doch der Nil, der nach dieser Ansicht Asien von Libyen scheidet; nun spaltet sich aber der Nil an der Spitze des Delta, so dass dieses zwischen Asien und Libyen mitten innen zu liegen käme.‘ (Lange gibt den sinnlosen Text ebenso sinnlos wieder, Stein greift zu willkürlicher Umdeutung, und Rawlinson, der allein klar zu sehen scheint, fasst den Satz als Frage auf, wogegen jedoch die asseverirende Kraft der Partikel-Verbindung οὐ γὰρ δή entschiedene Einsprache erhebt.) Die Schuld der Verderbniss möchte ich nicht dem Zufall beimessen, sondern dem Vorwitz jenes antiken Correctors, dem wir unablässig begegnen und der es sich hier beikommen liess, die stillschweigend gezogene Conclusion des Historikers (‚der Nil bildet nicht die Grenze der zwei Erdtheile‘) in den Obersatz der hypothetischen Beweisführung hinein zu emendiren.[1]

II, 23: ὁ δὲ περὶ τοῦ Ὠκεανοῦ λέξας ἐς ἀφανὲς τὸν μῦθον ἀνενείκας οὐκ ἔχει ἔλεγχον· οὐ γάρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα, Ὅμηρον δὲ ἤ τινα τῶν (ἢ τῶν τινα?) πρότερον γενομένων ποιητέων δοκέω τὸ οὔνομα εὑρόντα ἐς τὴν ποίησιν ἐσενείκασθαι. Das Verständniss dieser hochwichtigen Sätze liegt freilich nicht mehr ganz so sehr im Argen wie vor ein paar Jahrzehnten, da Krüger ἔλεγχον zweifelnd durch ‚Grund‘ (mit Lange) oder ‚Beweiskraft‘ wiedergab und Stein die Phrase ‚οὐκ ἔχει ἔλεγχον‘ mit ‚bietet nicht Grund, Veranlassung zur Widerlegung‘ übersetzte. Jetzt weiss zum mindesten auch Stein aus Thukyd. III, 53 (er hätte auch Lysias XII, 31 anführen können; von Babrius 81, 4 sehe ich lieber ab), dass der letztgenannte Satz so viel heisst als ‚ist nicht zu widerlegen‘, besser ‚entzieht sich jeder Widerlegung‘; doch macht weder seine noch Rawlinson's Uebertragung und Erklärung der Stelle (oder soll ich sagen, der Mangel jeder Erklärung?) den Eindruck, als ob die ganze Bedeutung derselben bereits ausgeschöpft

[1] Das δεῖ des vorangehenden Satzes (welches Stein jedenfalls mit Krüger in ἔδει verändern musste) fehlt in der ersten Handschriftenclasse und dürfte somit auf Interpolation beruhen. Es hiess vielleicht: τέταρτον γὰρ δή σφεας προσλογίζεσθαι ⟨χρῆν⟩ Αἰγύπτου τὸ Δέλτα, εἰ μήτε γέ ἐστι τῆς Ἀσίης μήτε τῆς Λιβύης.

wäre. Sollte ich mithin auch Kennern nur das sagen, was sie sich selbst schon gesagt haben, so lohnt es doch der Mühe, dasselbe — so bündig als die Sache es nur irgend zulässt — einmal auszusprechen. — Unter den verschiedenen Versuchen die Nilschwelle zu erklären, behandelt Herodot keinen mit so wegwerfender Geringschätzung als jenen des Hekatäus. Er gilt ihm als eine jener zwei Erklärungen, die er kaum einer Erwähnung werth erachtet (οὐδ' ἀξιῶ μνησθῆναι εἰ μὴ ὅσον σημῆναι βουλόμενος μοῦνον), und zwar ‚als die unverständigere von beiden, wenn sie gleich wunderbarer klingen mag‘.[1] Wenn er nun hier von diesem Erklärungsversuche sagt: ‚Jener aber, der den Okeanos herbeizieht und so die Sache auf das Gebiet des Unergründlichen spielt, entzieht sich jeder Widerlegung‘ — will er damit die Frage nach der Richtigkeit dieser Theorie für eine unlösbare erklären und seinerseits nur ein bescheidenes ἐπέχω äussern? Keineswegs; denn wie stimmte dazu die im Vorigen ausgesprochene Missachtung und wie der herbe Spott der unmittelbar folgenden Worte: ‚Denn ich weiss ja gar nichts von einem wirklichen Strome dieses Namens, sondern ich halte ihn für eine Erfindung der Dichter‘? Vielmehr kann er gar nichts Anderes sagen wollen als dieses: eine Hypothese, die sich so gänzlich aus dem Bereich des Wahrnehmbaren und Sinnfälligen entfernt, dass sie der Widerlegung nicht einmal eine Handhabe bietet, ist eben dadurch gerichtet. Sein οὐκ ἔχει ἔλεγχον (welches wohl verdient hätte ein geflügeltes Wort zu werden) ist ein unbedingtes Verdammungsurtheil. Er verlangt von einer Hypothese, damit sie der Beachtung werth, oder, reden wir immerhin unsere Sprache, damit sie wissenschaftlich berechtigt sei, dass sie im letzten Grunde erweisbar, dass ihr Object (um mit Newton zu sprechen) eine vera causa sei. Er steht

[1] Nur dies kann der Sinn der allgemein missverstandenen Worte sein: ἀνεπιστημονεστέρη μέν — λόγῳ δὲ εἰπεῖν θωυμασιωτέρη. Letzteres ist gleich einem ἀκοῦσαι δὲ θωυμασιωτέρη, etwa wie Pindar Pyth. I, 50 von einem τέρας θαυμάσιον προσιδέσθαι, θαῦμα δὲ καὶ παρεόντων ἀκοῦσαι spricht. Die Wirkung auf den nüchtern prüfenden Verstand und jene auf die Phantasie werden einander schroff gegenüber gestellt. Ein abschwächendes λόγῳ εἰπεῖν = ὡς λόγῳ εἰπεῖν ist nicht am Platze und der Gegensatz von μέν und δέ wird von dieser, der gangbaren Auffassung ignorirt. Stein's Erklärung in der vierten Auflage seiner commentirten Ausgabe nähert sich dieser Auffassung der Stelle, ohne jedoch mit ihr zusammenzufallen.

diesmal auf rein positivem, wir hätten fast gesagt auf positivistischem Boden. Zu dem schneidenden Hohn, mit welchem er hier die Flucht des wissenschaftlichen Erklärers in das Wolkenreich des ἀφανές oder ἄδηλον behandelt, passt gar wohl die helle Lache, die er ein andermal gegenüber diesen und ähnlichen Willkür-Erfindungen aufschlägt (‚Ich muss lachen, wenn ich sehe, . . . wie sie den Okeanos rings um die Erde fliessen lassen und diese kreisrund machen, als ob sie von der Drechselbank käme.‘ IV, 36). Sein Standpunkt ist dies eine Mal, wo die Rivalität mit seinem Vorgänger seinen Witz schärft, der des streng wissenschaftlichen Forschers, den eine nicht auszufüllende Kluft von dem Dichter, von dem Erfinder scheinbarer und gefälliger Fictionen scheidet.[1] Wie hätte er vor den Consequenzen seiner eigenen Denkart zurückgeschaudert, wäre ihm der volle Umfang derselben zum Bewusstsein gekommen; wie schwer hätte er sich andererseits gekränkt gefühlt, hätte er es ahnen können, dass ihn die Nachwelt nicht glimpflicher behandeln würde, als er selbst hier seinen Vorläufer behandelt: man denke an die offen oder verhüllt ausgesprochenen Urtheile des Ktesias, des Thukydides,[2] des Aristoteles, des

---

[1] In ähnlicher Weise verweist Hippokrates (de prisc. med. cap. 20) die Lehren des Empedokles und Anderer über die Entstehung des Menschen u. dgl. aus dem Reich der Naturwissenschaft in jenes — der schönen Künste (ἧσσον νομίζω τῇ ἰητρικῇ τέχνῃ προσήκειν ἢ τῇ γραφικῇ).

[2] Geradezu tragisch — oder soll ich sagen wie die Sühnung einer tragischen Schuld? — berührt es mich, wenn ich bei diesem auf Herodot bezügliche Aeusserungen lese, wie sie das zwanzigste und einundzwanzigste Capitel des ersten Buches enthalten: οὕτως ἀταλαίπωρος τοῖς πολλοῖς ἡ ζήτησις τῆς ἀληθείας καὶ ἐπὶ τὰ ἑτοῖμα μᾶλλον τρέπονται (man denkt an Baco's ‚ex iis quae praesto sunt!‘) und οὔτε ὡς ποιηταὶ ὑμνήκασι . . . ἐπὶ τὸ μεῖζον κοσμοῦντες (vgl. unser λόγῳ δὲ εἰπεῖν θαυμασιωτέρη!) . . . οὔτε ὡς λογογράφοι ξυνέθεσαν ἐπὶ τὸ προσαγωγότερον τῇ ἀκροάσει ἢ ἀληθέστερον, ὄντα ἀνεξέλεγκτα!! Thukydides ist eben nicht minder darauf erpicht, dem Herodot etwas am Zeuge zu flicken, er ist ebenso tadelsüchtig und — offen gesagt — ebenso unbillig gegen seinen Vorgänger wie dieser gegen Hekatäus. Daher die zahlreichen malitiösen Anspielungen, auf deren Verständniss er übrigens nur dann rechnen konnte, wenn das Werk des Vaters der Geschichte sich noch in allen Händen befand — ein Sachverhalt, der mir von Kirchhoff (mit aller Ehrerbietung vor dem hervorragenden Forscher sei es gesagt) keineswegs nach Gebühr gewürdigt scheint (Abfassungszeit u. s. w. S. 9)

Strabo oder Diodor! Doch dem sei wie ihm wolle; Herodot ist schwerlich der erste und wahrlich nicht der letzte Denker, der einen methodischen Grundsatz ausspricht, zu dessen rückhaltsloser Durchführung er noch keineswegs vorbereitet ist; auch von ihm gilt Degérando's tiefsinniges Wort, man gehe den alten Philosophen gegenüber nie sicherer fehl ‚qu'en leur prêtant les conséquences de leurs principes ou les principes de leurs conséquences.‘ — Allein irren wir nicht, begehen wir nicht einen groben Anachronismus, wenn wir unserem Historiker auch nur als gelegentlichen Lichtblick eine Ansicht über die Berechtigung wissenschaftlicher Hypothesen zutrauen, die nahezu identisch ist mit der Lehre eines Comte oder eines Mill: eine Hypothese (die mehr sein will als eine vorläufige Hilfe unseres Vorstellungsvermögens) muss in letzter Instanz der Verification zugänglich sein? Konnte er etwas von dem Unterschied ‚leerer‘ und müssiger Hypothesen, d. h. derartiger, die ihrer Natur nach ewig unbeweisbar bleiben müssen, und solcher wissen, von denen dies nicht gilt? Statt unser möge sein grosser Zeitgenosse Hippokrates antworten, der diese Lehre nicht etwa nur ahnungsweise und in rudimentärer Gestalt, sondern mit voller Klarheit und in ihrem ganzen Umfange kannte und aussprach. Dort nämlich, wo der Vater der Medicin gegen die natur-philosophischen Theorien seiner Zeit zu Felde zieht und es so bitter beklagt, dass man sich ihrer auch in Betreff der Heilkunst bediene, einer wirklichen und nicht blos einer Schein-Kunst, deren erspriesslicher Betrieb für das Wohl und Wehe der Menschen von so unaussprechlicher Bedeutung sei (ἀμφὶ τέχνης ἐούσης, ᾗ χρέονταί τε πάντες ἐπὶ τοῖσι μεγίστοισι κτέ.), an dieser hochwichtigen Stelle des Buches ‚von der alten Medicin‘ fährt er wie folgt fort (I, 572 Littré — die geringen Abweichungen meines Textes von demjenigen Littré's und Ermerins' bedürfen kaum einer Rechtfertigung): Διὸ οὐκ ἠξίουν ἔγωγε κεινῆς αὐτὴν ὑποθέσιος δεῖσθαι, ὥσπερ τὰ ἀφανέα τε καὶ ἀπορεόμενα· περὶ ὧν ἀνάγκη, ἤν τις ἐπιχειρέῃ λέγειν, ὑποθέσι χρέεσθαι, οἷον περὶ τῶν μετεώρων ἢ τῶν ὑπὸ γῆν· ἃ εἴ τις λέγοι καὶ γινώσκοι ὡς ἔχει, οὔτε ἂν αὐτῷ τῷ λέγοντι οὔτε τοῖσι ἀκούουσι δῆλα ἂν εἴη εἴτε ἀληθέα ἐστὶ εἴτε μή· οὐ γὰρ ἔστι πρὸς ὅ τι χρὴ ἐπανενέγκαντα εἰδέναι τὸ σαφές. Eine wunderbare, von sonnenheller Geistesklarheit durchleuchtete Aeusserung, deren Werth es wenig mindert, dass ihr Urheber ganz so wie

sein intellectueller Zwillingsbruder Sokrates zeitweilige Erkenntnissgrenzen mit ewigen verwechselt (indem er die μετέωρα für ἄδηλα schlechtweg hielt, während es doch nur πρὸς καιρὸν ἄδηλα waren!) und die bei Lichte besehen nur die Entfaltung eines Keimes ist, welchen schon der unsterbliche Begründer aller skeptischen Denkrichtungen, Xenophanes von Kolophon, gepflanzt hatte, indem er ausrief:

καὶ τὸ μὲν οὖν σαφὲς οὔ τις ἀνὴρ γένετ᾽ οὐδέ τις ἔσται
εἰδὼς ἀμφὶ θεῶν τε καὶ ἅσσα λέγω περὶ πάντων·
εἰ γὰρ καὶ τὰ μάλιστα τύχοι τετελεσμένον εἰπών,
αὐτὸς ὅμως οὐκ οἶδε, δόκος δ᾽ ἐπὶ πᾶσι τέτυκται.

Man darf wahrscheinlich eine ganz directe Filiation der Ideen annehmen und vermuthen, dass diese Verse (bei deren Auslegung Sextus Empir. 200, 53 Bk. ἀμφὶ θεῶν κτέ. ganz richtig durch ὑποδειγματικῶς περί τινος τῶν ἀδήλων wiedergibt) Hippokrates wohlbekannt und seinem Geiste gegenwärtig waren, als er jene bedeutungsvollen Sätze niederschrieb. Doch es ist Zeit inne zu halten, so verlockend es auch wäre, andere Anklänge an das herodoteische Dictum und insbesondere Nachklänge desselben zu verfolgen.[1]

---

[1] Als ein solcher darf vielleicht wegen des ähnlichen Zusammenhanges, in dem sie auftaucht, die nachstehende Aeusserung Diodor's gelten (I, cap. 40): τῶν δ᾽ ἐν Μέμφει τινὲς φιλοσόφων ἐπεχείρησαν αἰτίαν φέρειν τῆς πληρώσεως ἀνεξέλεγκτον μᾶλλον ἢ πιθανήν, und weiter unten: καθόλου μὲν γὰρ ἀνεξέλεγκτον ἀπόφασιν εἰσηγούμενοι . . . διαφεύξεσθαι τοὺς ἀκριβεῖς ἐλέγχους νομίζουσι· δίκαιον δὲ τοὺς περὶ τινῶν διαβεβαιουμένους ἢ τὴν ἐνάργειαν παρέχεσθαι ἢ τὰς ἀποδείξεις λαμβάνειν ἐξ ἀρχῆς συγκεχωρημένας (l. συγκεχωρημένης). Zum Gedanken und Ausdruck vgl. Galen VI, 836 K.: ληπτέον δὴ κἀνταῦθα ὁμολογουμένην ἀρχήν, oder Proclus comment. in Euclid. p. 58 Basil: μέθοδοι δὲ . . . παραδέδονται, καλλίστη μὲν ἡ . . . ἐπ᾽ ἀρχὴν ὁμολογουμένην ἀνάγουσα τὸ ζητούμενον, oder Hipparch. ap. Strabon. II, 89 = I, 117—118 Mein.: — ἀπὸ μὴ συγχωρουμένου λήμματος κατασκευαζόμενον. Desgleichen Aristotel. de gener. anim. II. 8 (747 b, 5): — οὔθ᾽ ὅλως ἐκ γνωρίμων ποιούμενος τὰς ἀρχάς oder Diocles Caryst. ap. Galen. VI, 456 K.: — διαμαρτάνουσιν ἐνίοτε, ὅταν ἀγνοούμενα καὶ μὴ ὁμολογούμενα καὶ ἀπίθανα λαμβάνοντες ἱκανῶς οἴωνται λέγειν τὴν αἰτίαν. Einige Zeilen weiter ist zu schreiben: ὅταν μέλλῃ παρὰ τοῦτο [statt περὶ τούτου] γνωριμώτερον ἢ πιστότερον γενέσθαι τὸ λεγόμενον. Vgl. auch Aristoxenos, Die harmon. Fragmente (S. 46 fin. Marquardt): ἡμεῖς δ᾽ ἀρχάς τε πειρώμεθα λαβεῖν φαινομένας ἁπάσας (l. ἅπασι) τοῖς ἐμπείροις μουσικῆς καὶ τὰ ἐκ τούτων συμβαίνοντα ἀποδεικνύναι. Ein schwerlich ganz zufälliger Anklang begegnet uns bei Antiphon, Fragm. X. Blass. — Zur Beleuchtung der

Nicht ohne gewaltiges Staunen wird man (cap. 25) aus Stein's Ausgaben und Uebersetzung die wundersame Mähr entnehmen, dass in Ober-Libyen das ganze Jahr hindurch ‚die kalten Winde blasen'; und das soll Herodot in demselben Satze berichten, in welchem er von dem dort nie getrübten Sonnenschein und der daselbst beständig herrschenden Hitze spricht; ja die kalten Winde sollen in dem Lande des ewigen Sommers (cap. 26) dazu beitragen, dass die Sonne dort das ganze Jahr hindurch das bewirke, was sie anderswo nur zur Sommerszeit bewirkt: ἅτε διὰ παντὸς τοῦ χρόνου αἰθρίου τε ἐόντος τοῦ ἠέρος τοῦ κατὰ ταῦτα τὰ χωρία καὶ ἀλεεινῆς τῆς χώρης ἐούσης καὶ ἀνέμων ψυχρῶν, διεξιὼν ποιέει οἷόν περ καὶ τὸ θέρος ἐώθεε ποιέειν ἰὼν τὸ μέσον τοῦ οὐρανοῦ· ἕλκει γὰρ ἐπ' ἑωυτὸν τὸ ὕδωρ κτέ. Der Unsinn dieser Textes-Ueberlieferung nöthigt uns zu der Annahme, dass im Archetypus einige Worte (vielleicht eine Zeile) ausgefallen sind und die fragliche Stelle ungefähr so zu schreiben ist: καὶ ἀνέμων ⟨οὐδαμᾶ ἐπεχόντων⟩ ψυχρῶν —. (Die analoge Schreibung des Sancroftianus und des Parisinus 1634: οὐκ ὄντων oder

---

Tragweite des Herodoteischen Ausspruchs und der Geistesverfassung, aus der er hervorgegangen, mögen schliesslich ein paar moderne Parallelen dienen: ‚Auch hätte wohl durch ein leichtes vergleichendes Experiment constatirt werden können, dass in den Raum wirklich verdünnter Luft nicht nur Eisen, sondern auch andere Körper hineingetrieben werden; allein gerade der Umstand, dass man solche Einwände erheben kann, zeigt, dass der Erklärungsversuch einen fruchtbaren Boden betritt, während mit der Annahme verborgener Kräfte, specifischer Sympathien und ähnlichen Auskunftsmitteln gleich alles weitere Nachdenken niedergeschlagen wird' (Lange, Geschichte des Materialismus I², 122). — ‚Chercher ce fait' (das Uebernatürliche) ‚avant la création de l'homme; pour se dispenser de constater des miracles historiques fuir au delà de l'histoire, à des époques où toute constatation est impossible; c'est se réfugier derrière le nuage, c'est prouver une chose obscure par une autre plus obscure, contester une loi connue à cause d'un fait que nous ne connaissons pas' (Renan, Les Apôtres p. XLVII). — ‚But Mr. Casaubon's theory' (von einer Ur-Offenbarung) ‚was not likely to bruise itself unawares against discoveries: it floated among flexible conjectures . . . it was a method of interpretation which was not tested by the necessity of forming anything which had sharper collisions than an elaborate notion of Gog and Magog: it was as free from interruption as a plan for threading the stars together' (George Eliot, Middlemarch III, 92—93 (Tauchn. edit.).

ἐόντων ἀνέμων ψυχρῶν statt καὶ ἀνέμων ψυχρῶν besitzt zwar keinerlei Autorität, da sie auch dem Vindobonensis und, wie es scheint, dem Vaticanus fremd ist; doch hätte die sinngemässe, wenngleich allzu gewaltsame Conjectur, der die neueren Herausgeber und Uebersetzer (etwa von Lange abgesehen, der die Worte einfach auslässt!) einmüthig gefolgt sind, wohl eine Erwähnung verdient. Stein's tiefes Stillschweigen muss den Leser zu der Annahme verleiten, der traditionelle Widersinn sei allezeit gläubig hingenommen worden.

Wie hier, so hat Herr Stein auch in seiner Behandlung von cap. 33 fin. das Kind mit dem Bade verschüttet. Dort heisst es: τελευτᾷ δὲ ὁ Ἴστρος ἐς θάλασσαν ῥέων τὴν τοῦ Εὐξείνου πόντου διὰ πάσης Εὐρώπης, τῇ Ἰστρίην οἱ Μιλησίων οἰκέουσι ἄποικοι. Valckenaer wies darauf hin, dass die durchschossenen Worte den ‚ebenmässigen Fluss der herodoteischen Rede' störend unterbrechen, und er fand sie um so anstössiger, da ja wenige Zeilen vorher mit μέσην σχίζων τὴν Εὐρώπην genau dasselbe gesagt sei. Die Bemerkung war nur halb wahr, denn die Wortverbindung τελευτᾷ — ῥέων ist um nichts auffälliger und sicherlich eben so echt wie das gleichartige ἄρχεται ῥέων cap. 22 fin. Im Uebrigen hat es mit der (von Stein in Bausch und Bogen verworfenen) Athetese gewiss seine volle Richtigkeit. Die erste Handhabe zur Interpolation bot das missverstandene und darum als bezuglos erachtete ῥέων, weiter gefördert hat sie das schulmeisterliche Bestreben, den von Herodot vorausgesetzten Parallelismus zwischen Donau und Nil (von welch' letzterem im Folgenden gesagt wird: δοκέω διὰ πάσης τῆς Λιβύης διεξιόντα ἐξισοῦσθαι τῷ Ἴστρῳ) auch sprachlich bis zum Aeussersten durchzuführen. Auch brauchte der Interpolator die fraglichen Worte (wenn es wirklich dessen bedurfte) nicht erst, wie Valckenaer annahm, aus IV, 49 herbeizuholen, da er sie weit näher — cap. 56 fin. — in gleicher Anwendung vorfand.[1]

[1] Abicht's Umstellung (τελευτᾷ δὲ ὁ Ἴστρος ἐς θάλασσαν τὴν τοῦ Εὐξείνου πόντου ῥέων διὰ πάσης Εὐρώπης) zerrt das eng Zusammengehörende (τελευτᾷ — ῥέων) auseinander, ohne doch den von Valckenaer richtig empfundenen Anstoss zu beheben. — Irre ich nicht, so sind auch IX, 51 fin. die Worte ἐκ τοῦ Κιθαιρῶνος aus dem Vorangehenden (σχιζόμενος ὁ ποταμὸς ἄνωθεν ἐκ τοῦ Κιθαιρῶνος ῥέει κάτω ἐς τὸ πεδίον) wiederholt und περισχίζεται ῥέουσα ebenso zu verstehen wie ἄρχεται ῥέων und τελευτᾷ ῥέων an den oben

Auch von solchen aus naher und nächster Nachbarschaft eingeschmuggelten Emblemen ist unser Text noch überfüllt; und es wäre unbillig, hier in jedem einzelnen Falle das zu verlangen, was sich in vielen Fällen mit einer jeden Zweifel ausschliessenden Sicherheit leisten lässt: die Erbringung eines strengen Beweises für die Unmöglichkeit der Ueberlieferung. Die Macht der durch eben diese Fälle geschaffenen Praesumtion, der Analogieschluss, in letzter Reihe auch das geübte Sprachgefühl und das Ohr haben gleichfalls ein Wort mitzureden, und gefehlt wird nur — allzu häufig! — dadurch, dass diese untergeordneten Factoren sich eine Stellung anmassen, die ihnen nicht zukommt.[1] Endlich dürfen wir auch auf minder zwingende Indicien hin eine Mehrheit von Emblemen dort anerkennen, wo die Hand des Interpolators einmal ergriffen worden ist. Wer möchte uns z. B. Unrecht geben, wenn wir IX, 91 in. also schreiben wollen: ὡς δὲ πολλὸς ἦν λισσόμενος [ὁ ξεῖνος ὁ Σάμιος], εἴρετο Λευτυχίδης, εἴτε κληδόνος εἵνεκεν θέλων πυθέσθαι εἴτε καὶ κατὰ συντυχίην [θεοῦ ποιεῦντος]· ‚ὦ ξεῖνε Σάμιε, τί τοι τὸ οὔνομα‘; ὁ δὲ εἶπε ‚Ἡγησίστρατος‘. ὁ δὲ ὑπαρπάσας τὸν ἐπίλοιπον λόγον, εἴ τινα ὥρμητο λέγειν ὁ Ἡγησίστρατος, εἶπε· ‚δέκομαι τὸν οἰωνὸν [τὸν Ἡγησίστρατον], ὦ ξεῖνε Σάμιε‘ —. Das letzte dieser Embleme ist bereits von Valckenaer erkannt und als solches erwiesen

---

besprochenen Stellen, zu denen sich noch ἔχει ῥέων (I, 72, 21), ἀπικνέεται ῥέων (I, 185, 23) und ἥκει ῥέουσα (II, 127, 5—6) gesellen. Mit ähnlicher Fülle des Ausdrucks heisst es II, 182 in.: ἀνέθηκε δὲ καὶ ἀναθήματα πέμψας (add. SVR) ὁ Ἄμασις ἐς τὴν Ἑλλάδα.

[1] Wie misslich es ist, der Stimme des rhythmischen Gefühls allein zu vertrauen, das mag ein Beispiel zeigen. An der von uns im Obigen (S. 165 [27]) so ausführlich besprochenen Stelle I, 32 haben Mehler (Mnemos. 1856, p. 66) und Cobet (bei Bähr I, p. X) das Wort ἄνουσος für verdächtig erklärt. Nun wüsste ich zwar kein anderes Verdachtsmoment zu nennen, denn dass dort eine zu der gehobenen Diction der Stelle sehr wohl passende Redefülle, aber keinerlei eigentliche Tautologie vorliegt, kann unsere Uebertragung derselben lehren; wohl aber empfahl sich jener Tilgungsvorschlag mit der sich dann ergebenden Symmetrie des Doppelpaares ἄπηρος ... ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις εὐειδής dem Ohre ungemein. Wer jedoch von unserer Darlegung überzeugt ward, dem muss es nicht nur begreiflich, sondern nothwendig scheinen, dass einer Mehrzahl negativer Bestimmungen, der die ganze sprachliche Gestaltung des Satzes angepasst ist, nur eine Minderheit von positiven gegenüberstehe: ἄπηρος, ἄνουσος, ἀπαθὴς κακῶν — εὔπαις, εὐειδής.

worden; nackt zeigen es die Handschriften der ersten Classe, während die übrigen durch Umwandlung des Accusativs in den Genetiv es dem Zusammenhang anzupassen suchen. Platterdings unmöglich scheinen mir die Worte ὁ ξεῖνος ὁ Σάμιος; denn ‚Fremdling aus Samos' ist als Anrede so passend und üblich, wie unzulässig im Munde des Erzählers. Und da darf man denn schliesslich wohl auch fragen, warum in dem Dilemma εἴτε — εἴτε καί durch den Zusatz θεοῦ ποιεῦντος die Möglichkeit, dass die Frage eine rein zufällige sei, geradezu ausgeschlossen werden soll, während doch der von Herodot gewählte Ausdruck (συντυχίη) eben hierfür die ganz eigentliche Bezeichnung ist (vgl. z. B. III, 121: εἴτ' ἐκ προνοίης — εἴτε καὶ συντυχίη τις τοιαύτη ἐπεγένετο), und ihm, wollte er von einer göttlichen Fügung reden, andere und minder plumpe Wendungen, wie θείῃ τύχῃ χρεώμενος (III, 139) u. dgl. zu Gebote standen.[1]

II, 13 spricht Herodot die Befürchtung aus, die Bewohner von Unter-Aegypten und insbesondere des Delta würden im Laufe der Zeit der Vortheile der Nilschwelle verlustig gehen, falls anders ihr Land in demselben Masse wie bisher zu wachsen fortfahre. Nur von der Erhöhung des Terrains kann hier die Rede sein, nicht von der Zunahme seiner Masse nach der Seeseite hin;[2] was soll also neben den allein sinngemässen

---

[1] Man dürfte mir entgegnen, dass für den frommen Sinn, welcher in jedem folgenreicheren Vorgang die Hand der Vorsehung erblickt, die Kategorie des Zufalls so gut als nicht vorhanden sei. Ganz richtig; aber damit ist die Sache nicht abgethan. Denn auf diesem Standpunkte ist die Scheidung aller Begebenheiten in jene, die menschlichen Absichten entspringen, und in solche, die scheinbar zufällig sind, aber auf göttlicher Einwirkung beruhen, erst recht unmöglich. Denn warum sollte das gläubige Gemüth dem Walten der Gottheit so enge Grenzen ziehen? Warum sollte diese nicht auch menschliche Plane und Absichten beeinflussen und hervorrufen können? Dass dem Halikarnassier zum Mindesten jede derartige Sonderung fremd ist, dies können vielleicht unsere Bemerkungen zu VII, 137 darthun helfen.

[2] In der letzten (vierten) Auflage seiner commentirten Ausgabe versucht Stein die angezweifelten Worte durch die folgende Erwägung zu rechtfertigen: ‚Denn sowohl die Vergrösserung als die Erhöhung des . . . Areals vermindert allmälig die Wassermenge, die sich bei der Nilschwelle über je einen Acker ergiesst.' Dass Herodot jedoch hieran nicht denkt, sondern nur den Zeitpunkt ins Auge fasst, in welchem die Nilfluthen jene Aecker überhaupt nicht mehr erreichen wer-

Worten: ἢν οὕτω ἡ χώρη αὕτη κατὰ λόγον ἐπιδιδῷ ἐς ὕψος noch der Zusatz: καὶ τὸ ὅμοιον ἀποδιδῷ ἐς αὔξησιν? Ich vermag — gleich Valckenaer und Krüger — in ihm nichts Anderes zu erkennen als eine (mit Hilfe der sogleich in cap. 14 vorkommenden Sätze: αὕτη γάρ ἐστι ἡ αὐξανομένη [sc. χώρη] und εἴ σφι ἐθέλοι — ἐς ὕψος αὐξάνεσθαι angefertigte) Marginalerklärung, die durch ein hinzugefügtes καί mit dem Text verschmolzen ward. (Der einsichtsvolle Rawlinson nimmt zu der dem Original keineswegs entsprechenden pleonastischen Wendung seine Zuflucht: ‚if the land goes on rising and growing at this rate‘.) Sollte nicht auch der Beisatz: τὸν ἐπίλοιπον zu den Worten πείσεσθαι τὸν πάντα χρόνον Αἰγύπτιοι eine fremde Zuthat sein? Dass die Worte in S fehlen (aber nicht in R und V) beweist freilich nichts gegen ihre Echtheit. Allein sie sind nicht nur völlig entbehrlich, da τὸν πάντα χρόνον allein ‚die ganze Zukunft‘ bedeutet,[1] sondern sie machen auch den Eindruck eines Strebens nach peinlicher und pedantischer Genauigkeit, das unserem Autor ebenso fremd wie seinem antiken Interpolator geläufig ist.

Ich kehre zu der Reihenfolge der Capitel zurück. Zu II, 65, 17 ff.:[2] τὸ δ' ἄν τις τῶν θηρίων τούτων (der heiligen Thiere) ἀποκτείνῃ, ἢν μὲν ἑκών, θάνατος ἡ ζημίη κτέ. bemerkt Stein: ‚Die Worte τὸ δ' ἄν τις sind verdächtig, weil dem neutralen Relativ keinerlei Beziehung im Nachsatze entspricht. Herodot schrieb

---

den, geht aus dem Wortlaut seiner Aeusserungen unzweideutig hervor: μὴ κατακλύζοντος αὐτὴν τοῦ Νείλου und weiter unten: μήτε ὁ ποταμὸς οἷός τ' ἔσται ἐς τὰς ἀρούρας ὑπερβαίνειν. Mit Letronne, der Schäfer's und Schweighäuser's übergewaltsame Aenderungsvorschläge mit Recht zurückweist, in dem Satze eine statthafte Tautologie zu erkennen (Journ. d. sav. 1817, 49), dazu wird sich heute schwerlich Jemand entschliessen. Vielleicht rühren auch die Worte ἐς ὕψος an beiden Stellen von der Hand des Interpolators her.

[1] Bei Herodot (denn Dichterstellen wie Sophocl. fragm. 515 N. können allerdings nichts beweisen) begegnet uns (falls mir nichts entgangen ist) dieselbe Phrase noch zwölfmal, theils auf die Vergangenheit, theils auf die Zukunft bezogen, darunter zweimal mit dem durch den Zusammenhang gebotenen einschränkenden Zusatz τῆς ζόης (I, 85 fin. und VI, 52 fin.), sonst ohne jeden Beisatz (II, 173; III, 65; III, 75; IV, 187; VI, 52; VI, 123; VIII, 140; IX, 27; IX, 73; IX, 106).

[2] Beiläufig, II, 65, 5 genügt es vollständig, den, wie so häufig, fälschlich eingesetzten Artikel mit Valckenaer zu tilgen: τῶν δὲ εἵνεκεν ἀνεῖται [τὰ] ἱρά —.

wohl ὅς δ' ἄν τις u. s. w. und so hat Diodor'. Ich würde diese Bemerkung durch Krüger's Verweisung auf seine Sprachlehre §. 51, 13, 12 als erledigt erachten, wenn der treffliche Grammatiker diese Ausdrucksweise auch aus Herodot selbst völlig ausreichend illustrirt hätte. Man vergleiche vor Allem III, 99, 12: ἣ δὲ ἂν γυνὴ κάμῃ, ὡσαύτως αἱ ἐπιχρεώμεναι μάλιστα γυναῖκες ταὐτὰ τοῖσι ἀνδράσι ποιεῦσι, wo die Verkennung dieser Construction zur Schreibung ἢν δὲ γυνὴ κάμῃ (in allen Handschriften ausser in SVFK nach Gaisford, nur in der Aldina und [mit leichter Modification] im Parisin. d nach Stein) geführt hat. Ebenfalls hieher gehört IV, 99, 25—26. Gewählt aber ward hier diese Sprachweise (die, nebenbei, so alt ist wie Od. σ 285—286) wohl darum, weil der Historiker sagen wollte: ‚welches immer dieser Thiere Einer tödten mag, es erwartet ihn dieselbe — harte — Strafe, der Tod', nicht viel anders als wie Strabo (p. 733 = 1022, 16 Mein.) sagt: ὅτῳ δ' ἂν θύσωσι θεῷ, πρώτῳ τῷ πυρὶ εὔχονται.[1] — Einem ähnlichen Missverständniss ist offenbar die leichte Trübung der Ueberlieferung entsprungen, der man II, 115, 24 begegnet: ἐγὼ εἰ μὴ περὶ πολλοῦ ἡγεύμην μηδένα ξείνων (l. ξεῖνον) κτείνειν, ὅσοι ὑπ' ἀνέμων ἤδη ἀπολαμφθέντες ἦλθον ἐς χώρην τὴν ἐμήν —. Der gen. plur. ward hier gewiss von einem Schreiber oder Corrector eingeführt, der die Stelle nicht minder unrichtig als Rawlinson verstand: ‚— that no stranger driven to my country by adverse winds should ever be put to death', während

---

[1] Dafür, dass ὅστις von Herodot mehrfach gleich ὅς und ebenso ὅς gleich ὅστις gebraucht wird (hier kommt noch die Verbindung τὸ δ'ἄν τις in Betracht), vergleiche man Krüger 51, 8, 4 (auch Dialekt. Synt.) und für das erstere insbesondere Struve's herrliche Untersuchung, Opusc. II, 256 sqq. Einen weiteren Beleg sowohl für diese Gebrauchsweise, als für die in den Handschriften (des herodoteischen Werkes, wie der Hippokratischen Schriften, z. B. II, 74 fin.; VI, 34 fin.; VI, 99, Z. 7 v. u. L.) stereotype Art der Verderbniss liefert IV, 149, 24, wo neben dem ἐπὶ οὗ der Vulgata der erste Parisinus ἀπ' οὗ, der Vatic. und Vindob. aber ἀπὸ τοῦ (der Sancroft. ἀπὸ τούτου!) darbieten, mithin sicherlich zu schreiben ist: Οἰολύκου δὲ γίνεται Αἰγεύς, ἀπ' ὅτευ Αἰγεῖδαι καλεῦνται —. Auch wenige Zeilen vorher ist auf Grund der Autorität dieser Handschriftenclasse an die Stelle des ἐπί unseres Textes das sprachlich ganz ebenso zulässige (Struve p. 262) ἀπό aus SVR zu entnehmen: τῇ δὲ νήσῳ ἀπὸ τοῦ οἰκιστέω Θήρα ἡ ἐπωνυμίη ἐγένετο und ἀπὸ τοῦ ἔπεος τούτου οὔνομα τῷ νεηνίσκῳ τούτῳ Οἰόλυκος ἐγένετο.

doch Proteus nur seinen Abscheu vor dem ξεινοκτονέειν (wie es bei der Recapitulation des Gedankens im Folgenden heisst) ausdrücken will und der Satz ὅσοι — χώρην τὴν ἐμήν ebenso zu verstehen ist wie die ganz gleichartigen Satzglieder IX, 26, 11: ὅσαι ἤδη ἔξοδοι κοιναὶ ἐγένοντο κτέ. oder I, 214 in.: ὅσαι δὴ βαρβάρων ἀνδρῶν μάχαι ἐγένοντο.

In der von Späteren, insbesondere von Aristoteles, so viel benützten Beschreibung des Krokodils heisst es II, 68, 9: ἔχει δὲ ὀφθαλμοὺς μὲν ὑός, ὀδόντας δὲ μεγάλους καὶ χαυλιόδοντας κατὰ λόγον τοῦ σώματος. Die letzten Worte halte ich aus folgenden Gründen für unecht.

1. Sie fehlen bei Aristoteles (Hist. anim. II, 10 fin. = 502[a], 9—10), wo sie Niemand vermisst.

2. Ihre Stellung ist eine ungeschickte, da sie augenscheinlich zu μεγάλους gehören und doch davon getrennt sind.

3. Sie sind thatsächlich unwahr.

4. Solch ein Marginalzusatz konnte durch das vorangehende καὶ ὁ νεοσσὸς κατὰ λόγον τοῦ ᾠοῦ γίνεται leicht veranlasst werden.

Die Wortverbindung κατὰ λόγον hat (von I, 134 und der daselbst einst von Stein richtig erkannten Interpolation: κατὰ τὸν αὐτὸν δὲ λόγον καὶ οἱ Πέρσαι τιμῶσι abgesehen) in unserem Text mehrfache Irrungen und Missverständnisse erzeugt. II, 109, 7 sollte es bei der von Krüger vorgenommenen Ausscheidung ‚des falschen Glossems‘ sein Bewenden haben: ὅκως τοῦ λοιποῦ κατὰ λόγον [τῆς τεταγμένης ἀποφορῆς] τελέοι. Das Urtheil des Verstandes wird diesmal durch das Ohr bestätigt. Ebenso bedeutet die Phrase schlechtweg ‚verhältnissmässig‘ VII, 36, 1 (wo Stein das Richtige hat, Lange und Krüger mit ihrem ‚der Natur der Sache nach‘, ‚natürlich‘ arg irren). Mit ‚Verhältniss‘ ist λόγος auch I, 186, 4 (im Hinblick auf den regelmässigen Wechsel der Rohr- und Ziegelschichten); II, 13, 14; II, 14, 1; V, 8, 4 wiederzugeben, während VIII, 111, 11 κατὰ λόγον allerdings = κατὰ τὸ εἰκός (so Stein) zu setzen ist. Was soll es aber heissen, wenn VII, 95, 15 von den νησιῶται gesagt wird, sie seien ursprünglich Pelasger gewesen, später aber Ionier genannt worden κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καὶ οἱ δυωδεκαπόλιες Ἴωνες οἱ ἀπ᾽ Ἀθηνέων? Hier soll κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον καί mit einem Male nicht mehr als ein blosses κατὰ ταὐτὰ καί, ‚ebenso wie‘ bedeuten (Krüger nach Valckenaer), was weder mit dem Sprachgebrauch, noch mit irgend

einer der Bedeutungen von λόγος in Einklang zu bringen ist. Stein übersetzt ‚aus demselben Grunde‘, ‚mit demselben Rechte‘ und erblickt in dem Satze eine Fortsetzung der I, 142 gegen die ausschliesslichen Prätensionen der Zwölf-Städte-Ionier geführten Polemik, die m. E. kein Grieche aus den Worten herauslesen konnte, um so weniger als dieser vermeintliche Gedanke hier mit keiner Silbe begründet wird. Dass ferner die δωδεκαπόλιες Ἴωνες nicht mit den von Athen aus Angesiedelten zusammenfallen, hatte zu allem Ueberfluss unser Historiker I, 147 gesagt. Somit war Valckenaer sicherlich auf richtigem Wege, als er den Schluss des Satzes aus einer Marginalglosse herleitete. Nur muss man aus sprachlichen wie aus sachlichen Gründen den ganzen Satz dahin verweisen. Es ist der echtbürtige Bruder des Schlusssatzes von I, 134.

Drei Irrthümer Krüger's erwähne ich, weil sie sich auf demselben Blatt vereinigt vorfinden. νηδύς (II, 84 fin.) ist nicht nur ‚poetisch‘, sondern auch ionisch (vgl. Ps. Hippocr. de arte pass.); bei Herodot begegnet es ausser II, 37 (worauf Krüger allein verweist) auch III, 42; IV, 71. — Der Dativ in der Phrase: μισθῷ ὁμολογέοντες 86, 5 ist keineswegs in den Genetiv zu verwandeln, sondern mit Absicht gewählt, weil die ägyptischen Einbalsamirer ‚fixe Preise‘ und die Auftraggeber nur die Wahl zwischen den drei Begräbnissclassen hatten, mithin kein Feilschen um den Preis und kein Handeleinswerden stattfand; vgl. Lysias I, §. 29: ἐγὼ δὲ τῷ μὲν ἐκείνου τιμήματι οὐ ξυνεχώρουν. — Endlich zu 86, 8—9 (bei der Beschreibung des Einbalsamirungs-Verfahrens) hat der treffliche Grammatiker in kaum glaublicher Weise geirrt, indem er in dem Satze: τὰ μὲν οὕτω[1] ἐξάγοντες, τὰ δὲ ἐγχέοντες φάρμακα

[1] Mich erinnert dieser Gebrauch von οὕτω im Sinne von ‚so, ohne Weiteres, ohne etwas Weiteres zu thun‘ an die verwandte Bedeutung der Partikel: ‚so, ohne dass es weiter etwas zu bedeuten hätte‘, die ich bei Plato in einer vielbehandelten Stelle des Symposion (217 D) wiederfinde. Ich möchte dieselbe nämlich, jedenfalls unter Anwendung gelinderer Mittel als bisher versucht wurden, also ordnen: ὁρᾶτε γὰρ ὅτι Σωκράτης ἐρωτικῶς διάκειται τῶν καλῶν καὶ ἀεὶ περὶ τούτους ἐστὶν καὶ ἐκπέπληκται, καὶ αὖ ἀγνοεῖ πάντα καὶ οὐδὲν οἶδεν, ὡς τὸ σχῆμα αὐτοῦ τοῦτο [οὐ], σιληνῶδες. σφόδρα γε τοῦτο γὰρ (l. σφόδρα γὰρ τοῦτό γε) οὗτος (l. οὕτως) ἔξωθεν περιβέβληται ὥσπερ ὁ ἐγλυμμένος σιληνός· ἔνδοθεν δὲ κτέ. Natürlich ist οὐδὲν οἶδε σιληνῶδες

die Worte τὰ δὲ mit φάρμακα verband, wie seine Verweisung auf Dicht. Synt. 50, 3, 2 beweist! Richtig erklärt Stein: ‚τὰ δὲ, sc. ἐξάγοντες. Dem οὕτω des ersten Gliedes entspricht hier ἐγχέοντες φάρμακα‘. Nur muss eben darum, ich denke nothwendig, ἐγχέαντες geschrieben werden; sonst wäre die Verbindung eine ebenso wenig angemessene wie VIII, 105 ἐκτάμνων ἀγινέων ἀπώλεε ἐς Σάρδις, wo mir Naber mit der Verbesserung ἐκταμὼν zuvorgekommen ist (Mnemos. 1854, pag. 481). Eine gleichartige Corruptel werden wir zu III, 110 fin. mit Hilfe der besseren Handschriftenfamilie berichtigen können.

Ich übergehe mancherlei Kleinigkeiten und komme zu II, 104, wo, beiläufig bemerkt, die von unserem Historiker offen gelassene Frage nach dem Ursprung der Beschneidung jetzt wohl dahin entschieden werden kann, dass die Sitte sicherlich nicht von den Aegyptern zu den Negern, eher umgekehrt von diesen zu jenen gelangt ist.[1] Denn wie unwahrscheinlich ist es doch, dass äquatoriale Negervölker wie die Monbuttu und Akka (vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, 153) von ägyptischen Cultureinflüssen berührt worden seien. Am Ende jenes lehrreichen Abschnittes ist aber meines Erachtens ein Emblem auszuscheiden in den Worten: Φοινίκων ὁκόσοι τῇ Ἑλλάδι ἐπιμίσγονται, οὐκέτι Αἰγυπτίους μιμέονται [κατὰ τὰ αἰδοῖα], ἀλλὰ τῶν ἐπιγινομένων οὐ περιτάμνουσι τὰ αἰδοῖα.

II, 107, 2: τὸν δὲ ὡς μαθεῖν τοῦτο, αὐτίκα συμβουλεύεσθαι τῇ γυναικί· καὶ γὰρ δὴ καὶ τὴν γυναῖκα ἅμα ἄγεσθαι· τὴν δέ οἱ συμβουλεῦσαι τῶν παίδων ἐόντων ἓξ τοὺς ⟨μὲν?⟩[2] δύο ἐπὶ τὴν πυρὴν ἐκτείναντα γεφυρῶσαι

---

so gemeint, wie die Dichter ἄγρια εἰδέναι u. dgl. gebrauchen (vgl. Soph. Philoct. 960 oder Nauck zu Antig. 301; vielleicht ist auch Antig. 71 so zu verstehen). — (Dass ein Vaticanus [1030 in Bekker's Apparat] οὕτως statt οὗτος bietet, hat wahrscheinlich wenig zu bedeuten.)

[1] Wenn man nicht vielmehr, wie bei den Bewohnern der Fidji-Inseln (Tylor, Early hist. of mank. 216) oder bei den Kaffern (Buckle, Common Place Book n. 4 im Index) von jedem äusseren Zusammenhange absehen darf.

[2] Die richtige Wortstellung zum Mindesten ist auch VIII, 129, 9 gestört worden und nach SVR herzustellen: τας μὲν δύο μοίρας. Eine grössere Zahl von Fällen, in welchen die Partikel μέν im herodoteischen Texte ausgefallen ist, hat Naber zusammengestellt (Mnemos. 1854, p. 482). Sollte nicht auch III, 31, 22 hieher gehören: εἰρομένου ὦν τοῦ Καμβύσεω, ὑπεκρίνοντο αὐτῷ οὗτοι καὶ δίκαια καὶ ἀσφαλέα, φάμενοι νόμον ⟨μὲν⟩ οὐδένα

τὸ καιόμενον, αὐτοὺς δὲ ἐπ' ἐκείνων ἐπιβαίνοντας ἐκσώζεσθαι. ταῦτα ποιῆσαι τὸν Σέσωστριν, καὶ δύο μὲν τῶν παίδων κατακαῆναι τρόπῳ τοιούτῳ, τοὺς δὲ λοιποὺς ἀποσωθῆναι ἅμα τῷ πατρί. νοστήσας δὲ ὁ Σέσωστρις ἐς τὴν Αἴγυπτον καὶ τισάμενος τὸν ἀδελφεόν, τῷ μὲν ὁμίλῳ τὸν ἐπηγάγετο τῶν τὰς χώρας κατεστρέψατο, τούτῳ μὲν τάδε ἐχρήσατο. — Die Worte τῶν — κατεστρέψατο sind vormals von Stein mit Recht als eine ungehörige (auch durch ihre Unvollständigkeit, wie ich meine, als Emblem gekennzeichnete) Wiederholung aus dem Anfang des Capitels: τῶν ἐθνέων τῶν τὰς χώρας κατεστρέψατο, erkannt worden. In dem Satzglied τοὺς — πατρί hat Krüger die Erwähnung der Gemahlin des Sesostris vermisst, und er schlug zweifelnd vor, καὶ τῇ μητρί ergänzend hinzuzufügen. Der Anstoss scheint mir wohl begründet, das Heilmittel verfehlt. Ich halte die Worte gleichfalls für ein Emblem, welches sich durch seine Entbehrlichkeit und seine Unvollständigkeit eben als solches verräth. Die Handhabe dazu mochte die Verkennung des μέν solitarium bieten, ein Umstand, der auch 121 ε, 14 mindestens die Einschaltung eines (dem Zusammenhang widerstreitenden) δέ in mehreren Handschriften bewirkt hat.

II, 116 heisst es von Homer, er habe den ägyptischen Aufenthalt der Helena zwar gekannt, aber für die dichterische Darstellung des trojanischen Krieges minder geeignet befunden und darum bei Seite gelassen, δηλώσας ὡς καὶ τοῦτον ἐπίσταιτο τὸν λόγον· δῆλον (l. δηλοῖ) δὲ κατὰ παρεποίησε (so Bekk.) ἐν Ἰλιάδι —. Meine Aenderung erheischt der allgemein herrschende Sprachgebrauch.[1] Die Schreiber haben hier gerade so geirrt wie

---

ἐξευρίσκειν ὃς κελεύει ἀδελφεὸν συνοικέειν ἀδελφεῇ, ἄλλον μέντοι ἐξευρηκέναι νόμον κτέ.? Die Schärfe des Gegensatzes lässt hier (anders als z. B. VIII, 42 fin.) die Concessivpartikel vor μέντοι kaum als entbehrlich erscheinen.

[1] Auf die Schlussworte des Capitels: ἐν τούτοισι τοῖσι ἔπεσι δηλοῖ κτέ. kann man sich gleichfalls insofern berufen, als sie augenscheinlich das Obige wieder aufzunehmen bestimmt sind. Ob sie übrigens von Herodot's eigener Hand herrühren oder die Grenzen der hier längst erkannten Interpolation sich weiter erstrecken, als man gemeiniglich annimmt, dies ist eine der vielen derartigen Fragen, in Betreff deren ich mir vorläufig Zurückhaltung auferlege. Mit erträglichem Geschick durchgeführte antike Interpolationen lassen sich oft nicht mit voller Sicherheit als solche erweisen, und man thut vielleicht bei einem so vielfach verunstalteten Texte, wie es der herodoteische ist, besser daran, sich zunächst auf die Besprechung solcher Verderbnisse zu beschränken, die streng erweisbar

mehrere neuere Herausgeber, welche 117 in. κατὰ ταῦτα δὲ τὰ ἔπεα καὶ τόδε [τὸ χωρίον secl. Valcken.] οὐκ ἥκιστα ἀλλὰ μάλιστα δῆλον schreiben, während die Handschriften einstimmig δηλοῖ (,es erhellt') darbieten. Der unpersönliche oder subjectlose Gebrauch von δηλοῖ aber ist meines Erachtens wie hier von Valckenaer und seinen Nachfolgern (s. jedoch schon Schweighäuser's Berichtigung im Lexic. herod.), so auch III, 82, 5 seit jeher verkannt worden in den Worten: καὶ ἐν τούτῳ δηλοῖ καὶ οὗτος ὡς ἡ μουναρχίη κράτιστον. Mein Einwand freilich: ,nicht der aus der Pöbelherrschaft auftauchende Monarch, sondern der Kreislauf der Dinge, der auch auf diesem Wege wieder zur Monarchie zurückführt, ist der Beweis für die Güte dieser Regierungsform' möchte leicht als übersubtil verworfen werden. Allein jeden Widerspruch schlägt der Rückblick auf den kurz vorangehenden Parallelsatz nieder: καὶ ἐν τούτῳ διέδεξε ὅσῳ ἐστὶ τοῦτο ἄριστον. Man schreibe daher mit einer Aenderung, die uns schon so häufig als nöthig erschienen ist, auch hier: καὶ ἐν τούτῳ δηλοῖ καὶ οὕτω ὡς ἡ μουναρχίη κράτιστον.

II, 124, 3: ἐργάζοντο δὲ κατὰ δέκα μυριάδας ἀνθρώπων αἰεί, τὴν τρίμηνον ἕκαστοι. So ist nothwendig zu interpungiren und zu schreiben, wenngleich diesmal schon im Archetypus derselbe Fehler sich vorfand (ἑκάστην), der II, 168, 18 (Καλασιρίων χίλιοι καὶ Ἑρμοτυβίων ἐδορυφόρεον ἐνιαυτὸν ἕκαστοι τὸν βασιλέα) in Handschriften der ersten Classe und IX, 93, 9 (οὗτοι φυλάσσουσι ἐνιαυτὸν ἕκαστος) in solchen der zweiten Classe angetroffen wird; an ersterer Stelle bieten nämlich R und S, an letzterer der Mediceus von erster Hand ἕκαστον. Dieselbe unwillkürliche Assimilirung benachbarter Worte hat auch II, 156 in. eine bisher nicht bemerkte Irrung erzeugt in dem Satze: οὗτος μέν νυν ὁ νηὸς τῶν φανερῶν μοι τῶν περὶ τοῦτο τὸ ἱρόν ἐστι θωυμαστιώτατος, τῶν δὲ δευτέρων νῆσος ἡ Χέμμις καλευμένη. Oder sollte Herodot wirklich, nachdem er die Hauptmerkwürdigkeit des Ortes genannt hat, fortfahren: ,unter den Dingen zweiten Ranges aber ist die Insel Chemmis

sind oder ohne Beweis Jedermann einleuchten, und dadurch den Weg zu ebnen für die Erkenntniss und schliessliche Ausmerzung auch der tiefer liegenden Schäden. Nur so viel wird man mir vielleicht ohne Weiteres zugeben, dass, falls auf 116, 19 καὶ ὡς ἐς Σιδῶνα τῆς Φοινίκης ἀπίκετο unmittelbar folgte 117 κατὰ ταῦτα δὲ τὰ ἔπεα κτέ., der Text keine Einbusse erlitte, die nicht leicht zu verschmerzen wäre.

die merkwürdigste? Warum führt er doch von diesen δεύτερα im Folgenden kein einziges an, und weshalb sollte er, der Meister planer und natürlicher Darstellung, diesmal eine so gewundene Ausdrucksweise gewählt haben? Er schrieb vielmehr sicherlich: των δὲ δεύτερον — ‚the next greatest marvel‘, wie Rawlinson völlig sinngemäss übersetzt. Wer sich aber daran stossen sollte, dass die Adversativpartikel nicht bei δεύτερον steht (δεύτερον δὲ τούτων), der sei auf Stellen verwiesen wie III, 128 in.: Δαρεῖος μὲν ταῦτα ἐπειρώτα, τῷ δὲ ἄνδρες τριήκοντα ὑπέστησαν —; V, 81: τοὺς μὲν Αἰακίδας σφι ἀπέπεμψαν, τῶν δὲ ἀνδρῶν ἐδέοντο (mit Krüger's Anm.); VII, 36 in.: καὶ οἱ μὲν ταῦτα ἐποίεον, — τὰς δὲ ἄλλοι ἀρχιτέκτονες ἐζεύγνυσαν. Herodot liebt es eben Personalpronomina sowohl als den sie vertretenden Artikel an die Spitze des Satzes zu stellen und die Adversativpartikel unmittelbar daran zu knüpfen, eine Eigenthümlichkeit, von welcher der Gebrauch von ὁ δὲ = ἀλλά (s. Krüger zu I, 17, §. 2) ein bekannter Specialfall ist.[1]

[1] Wie diese Eigenthümlichkeit der herodoteischen Syntax hier an einer leichten Trübung der Ueberlieferung mitschuldig ist, so hat sie VIII, 25 ein grobes Missverständniss und eine schwere Interpolation erzeugen und verdecken helfen. Ich meine die Einschiebung der aus VII, 228 entnommenen Worte τέσσερες χιλιάδες, die von C. Heraeus (Jahrb. 1868, 507—510) in vollständig überzeugender Weise erwiesen worden ist. Da Gründe hier ihre Kraft erschöpft zu haben scheinen (Stein zum Mindesten ist durch jene Darlegung, die man für eine endgiltige halten sollte, von dem alten Wahne nicht geheilt worden), so darf ich vielleicht ausnahmsweise das bemerken, was ich so häufig zu bemerken unterlasse, dass ich schon lange vor Heraeus durch genau dieselbe Beweisführung zu genau demselben Resultate gelangt war und auch heute (nach fast dreissig Jahren) an jener Argumentation und ihrem Ergebniss unerschüttert festhalte. — Nur in einer Kleinigkeit hat Heraeus geirrt (und darum allein komme ich auf die Sache zurück), nämlich darin, dass er τῶν in τῶν μὲν χίλιοι ἐφαίνοντο κείμενοι νεκροί für ‚demonstrativ‘ gebraucht hielt. Es ist vielmehr, denn in jenem Falle würde man ein γάρ vermissen, das Relativ und gilt einem τούτων γάρ gleich, wie so oft bei Herodot, z. B. I, 210, 14; VII, 154, 12 oder III, 14, 19: τὸ δὲ τοῦ ἑταίρου πάθος (diese Vulgat-Lesart und nicht das πένθος der besten Handschriften wird von Sinn und Zusammenhang gebieterisch gefordert) ἦν ἄξιον δακρύων, ὃς ἐκ πολλῶν τε καὶ εὐδαιμόνων ἐκπεσὼν ἐς πτωχηΐην ἀπῖκται ἐπὶ γήραος οὐδῷ. Dieser Gebrauch ist mehrfach verkannt worden und hat wiederholt die Einschaltung eines γάρ in der zweiten Handschriftenclasse veranlasst, so: VII, 137: οἳ [γὰρ om. SVR] πεμφθέν-

Jene Verderbniss von ἕκαστοι erinnert mich aber an die analoge Corruptel III, 18, 12 (in der Schilderung des sogenannten Sonnentisches der Aethiopen): ἐς τὸν τὰς μὲν νύκτας ἐπιτηδεύοντας τιθέναι τὰ κρέα τοὺς ἐν τέλεϊ ἑκάστους ἐόντας, wofür man nothwendig schreiben muss: τοὺς ἐν τέλεϊ ἑκάστοτε ἐόντας, gerade so wie es IV, 180, 21 heisst: κοινῇ παρθένον τὴν καλλιστεύουσαν ἑκάστοτε —. (Anders geartet und unanstössig ist IV, 33, 9: ἀπὸ δὲ Σκυθέων ἤδη — τοὺς πλησιοχώρους ἑκάστους.) Kaum der Erwähnung werth scheint es, dass die entgegengesetzte Verderbniss (ἑκάστοτε statt ἑκάστοισι) II, 174, 3 in SVR begegnet.

II, 134 fin. lautet in allen mir bekannten Herodot-Ausgaben (von einer abgesehen, von welcher später die Rede sein soll) wie folgt: ἐπεί τε γὰρ πολλάκις κηρυσσόντων Δελφῶν ἐκ θεοπροπίου ὃς βούλοιτο ποινὴν τῆς Αἰσώπου ψυχῆς ἀνελέσθαι, ἄλλος μὲν οὐδεὶς ἐφάνη, Ἰάδμονος δὲ παιδὸς παῖς ἄλλος Ἰάδμων ἀνείλετο. Stein geht (oder ging doch in den ersten Auflagen seines Commentars) über die wundersame, ja beispiellose Construction stillschweigend hinweg; er scheint es daher mit Lhardy und der grossen Mehrzahl der Herausgeber für statthaft zu halten, dass mit Ἰάδμονος δὲ der Nachsatz beginne; Krüger meint, dass dies ‚nicht füglich‘ der Fall sein könne und glaubt dadurch Hilfe zu bringen, dass er nach ἀνείλετο einen Beistrich setzt und die nachfolgenden Worte οὕτω καὶ Αἴσωπος Ἰάδμονος ἐγένετο als Nachsatz ansieht, — eine Annahme, deren Unmöglichkeit sofort erhellt, wenn man die Stelle im Zusammenhange liest. Mir ward dieses Satz-Ungethüm, welches sich freilich durch eine ebenso leichte als sichere Aenderung berichtigen lässt, der Anlass, die Frage nach der Zulässigkeit des δέ in apodosi einer umfassenden (auch auf Homer sich erstreckenden) Untersuchung zu unterziehen. Ich konnte mich dieser Nothwendigkeit um so weniger entschlagen, als ich zwar auf mancherlei nützliche Zusammenstellungen und richtige Einzelbeobachtungen, hingegen auf keinen einzigen Versuch traf, diese anomale Spracherscheinung in ihrer Totalität bei diesem oder bei einem andern Schriftsteller zu behandeln, die Grenzen, innerhalb deren sie sich bewegt, und die Bedingungen, welchen sie unterworfen ist,

τες ὑπὸ Λακεδαιμονίων κτέ., oder VI, 15, 5, wo nicht nur γάρ eingeschoben, sondern auch οἵ getilgt ward (Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 828).

in erschöpfender Weise zu ermitteln. Die den herodoteischen Sprachgebrauch betreffenden Ergebnisse sind in Kürze die folgenden. Vor allem Andern ist jene Construction bei unserem Historiker an eine ausnahmslose Regel gebunden: δέ im Nachsatz lehnt sich immer an ein Personal-Pronomen an oder an den als ein solches gebrauchten Artikel. — (Anders ist es bei Homer, bei dem nicht selten Zeitpartikeln und auch andere Wortarten an der Spitze derartiger Sätze erscheinen, und welchen daher Krüger, Di. Synt. 50, 1, 11, in diesem Betracht nicht mit Herodot auf eine Stufe stellen durfte.) Ferner zerfällt die Gesammtheit der authentischen Fälle in drei Gruppen, die sich in Kürze wie folgt charakterisiren lassen:

A. Wiederholung des apodotischen δέ aus dem Vordersatze.

B. Auftreten desselben in Nachsätzen einer Doppelperiode (deren beide Hälften jedoch nicht stets gleichmässig ausgeführt sind).

C. Eigentlich anakoluthischer, durch begrifflichen Gegensatz motivirter Gebrauch des δέ = einem ἀλλά.

Nachdem Werfer (acta philol. monac. I, 88 sqq.) und Buttmann (im 12. Excurs zur Midiana) die Frage vielseitig und grundlegend behandelt, Lhardy und Stein (insbesondere zu I, 112 und II, 39) nützliche Bemerkungen und Sammlungen hinzugefügt hatten, habe ich vor Jahren das Gesammtmaterial zusammenzustellen versucht, wobei mir hoffentlich nichts, jedenfalls nichts Erhebliches, entgangen sein dürfte. Ich ordne die Stellen also:

A. I, 138 in. ταῦτα δὲ (δὲ add. Vindob.); 163 5 (ein Satz der alles Ungefüge verlöre, wenn wir statt ὡς [Z. 2] ὃς schreiben dürften [man vgl. III, 120 6 oder IV, 52 2 für οὕτω δή τι mit folgendem Relativ]); 171 fin.; II, 50 17, 61 3, 111 19, 120 10; III, 37 11; IV, 66 fin.; IV, 81 7? (ich vermuthe nämlich: ⟨ἐγὼ δὲ⟩ ὧδε δηλώσω, vgl. III, 37 und IV, 99) 99 1, 204 8; V, 37 15; VI, 16 14, 58 21, 157 17; VIII, 115 23; IX, 63 8, 85 9.

B. I, 13 4*, 173 3*, 196 1; II, 26 22, 39 15*, 42 in., 102 6, 149 7*, 174 5; III, 36 21*, 69 5, 133 24; IV, 3 2*, 61 14,

65 21*, 68 11*, 94 10*, 126 4*, 165 in.* (wo, nebenbei bemerkt, Stein das τέως der Handschriften in ἕως verändert, während er im ganz gleichen Falle I, 173 3 diese Aenderung vorzunehmen unterlässt. Dass τέως mehrfach relativ angewendet wird, erhellt zumeist aus einer Anzahl hippokratischer Stellen [s. Thes.], am deutlichsten aus de morb. sacr. c. 16, wo man sinnwidrig liest: ὡς ἂν μετέχῃ τοῦ ἠέρος, die besten Handschriften aber — darunter der Vindob. und Marcian. — τε ὡς bieten d. h. τέως; auch bei Plato Symp. 191 E würde ich die alterthümliche Form nicht wegcorrigiren); V, 1 6*, 73 8*; VI, 52 1*; VII, 159 24, 160 9*, 188 4*; IX, 6 in.*, 48 18*, 63 9*, 70 10. (Derartige Doppelperioden ohne δέ in apodosi erscheinen z. B. II, 121 6; III, 108 13; III, 158 16, wo οὗτοι μέν aus SVR zu entnehmen ist, halb ausgeführt I, 184—185 u. s. w.)

C. I, 112 18 (vgl. ἀλλά in IX, 42 23); III, 68 16; V, 40 15; VII, 51 9, 103 18 (Gegensatz der Personen wie bei ἀλλά VII, 11 2 oder IX, 48 15);[1] VIII, 22 11; IX, 60 24.

Aus dem Rahmen von *B* tritt scheinbar heraus VI, 30 in.; eine Ausnahme, welche jedoch in Wahrheit die Regel bestätigt: denn die Doppelperiode ist nur darum nicht zur Ausführung gelangt, weil die eine Alternative zwar hypothetisch, die andere aber wirklich ist. Viele ähnliche Fälle (über welche Werfer pag. 94 zu vergleichen ist) mussten wir unter *A* stellen. Desgleichen steht von dem Gros der unter *C* vereinigten Stellen ein wenig abseits III, 108 1: ἐπεὰν ὁ σκύμνος — ἄρχηται διακινεόμενος — ὁ δὲ ἀμύσσει τὰς μήτρας, wo das Unerwartete der Thatsache, dass das Junge im Mutterleib diesen theilweise zerstört, die Wahl des ungewöhnlich lebhaften Ausdrucks augenscheinlich veranlasst hat. Endlich tritt in kaum merklicher Weise aus dieser dritten Reihe heraus IV, 189, 17—20: πλὴν γὰρ ὅτι — τὰ δὲ ἄλλα πάντα, wo Steins Aenderung des δέ in γέ schwerlich berechtigt ist und die — leichte — Anomalie nur darin besteht, dass der Artikel als solcher und nicht pronominal gebraucht ist.

---

[1] Ist nicht auch VIII, 140α, 19 zu schreiben: ⟨ἀλλ'⟩ ἄλλη παρέσται πολλαπλησίη, gleichwie (nach Krüger's überaus ansprechender Vermuthung) VI, 13, 5: ⟨ἀλλ'⟩ ἄλλο τρὶ παρέσται πενταπλήσιον?

Man sieht, dass diese anomale Gebrauchsweise sich bei Herodot in sehr engen Grenzen bewegt. *A* und *C* sind Specialfälle allgemeinerer, weit umfassenderer Sprachphänomene — der Wiederholung oder Epanalepsis einerseits, die ja ebenso bei anderen Partikeln (wie eben hier bei μέν) und desgleichen bei anderen Wortarten und ganzen Satzgliedern auftritt und bei δέ selbst auch ausserhalb der Apodosis, — der ebenso gelinden als wohl motivirten Anakoluthie andererseits, die bei Schriftstellern, welche nicht Herodot's Vorliebe für die Voranstellung des Personal-Pronomens theilen, durch ein die Construction kaum störendes ἀλλά bewirkt wird (εἰ μὴ πρότερον, ἀλλὰ νῦν). So bleibt denn als etwas Eigenthümliches und der Erklärung Bedürftiges nur *B* zurück, oder genauer gesprochen — denn das δέ im Nachsatz der zweiten Periode kann, streng genommen, auch als ein Specialfall von *A* gelten — jene neunzehn Fälle, die wir durch ein Sternchen ausgezeichnet haben. Ueber diese ist einfach zu sagen, dass unser Autor aus der ungleich weiteren aber freilich auch nicht unbegrenzten Gebrauchssphäre Homer's diesen Rest der ursprünglichen Parataktik als ein Kunstmittel übernommen hat, welches dazu dient, eine Doppelperiode durch scharf pointirende Hervorhebung ihrer einzelnen Bestandtheile innerlich zu gliedern. Sehr bezeichnend ist in diesem Betracht die Beifügung von τότε (ἡ δὲ τότε II, 149 7, wofür es bei Homer τόφρα δέ geheissen hätte), gleichwie das Fehlen des δέ bei jenen Nachsätzen, deren Inhalt aus dem Vordersatze wie etwas Selbstverständliches hervorgeht (z. B. II, 174 5), und seine Hinzufügung dort, wo die Apodosis als etwas Unerwartetes und Ueberraschendes sich der Protasis gegenüberstellt (vgl. insbesondere III, 36 21; III, 133 24 [denn das Geheimhalten einer Krankheit ist die Ausnahme, die Herbeirufung des Arztes die Regel]; IV, 61 14; VI, 52 1; VII, 159 24.) Doch die Anerkennung dieser drei Gebrauchsweisen ist nicht neu (wenngleich Buttmann's feine Unterscheidungen von Späteren wieder vielfach in Verwirrung gebracht wurden), wohl aber die Verbindung dieser Normen mit der zuerst erwähnten und die Einsicht, dass die unserem Doppelkanon widerstrebenden Fälle bei Herodot ausnahmslos auf Textesfehlern oder auf falscher Erklärung beruhen, wie die nachfolgende Musterung derselben lehren soll.

1. II, 32 14: ἐπεὶ ὦν τοὺς νεηνίας ἀποπεμπομένους ὑπὸ τῶν ἡλίκων, ὕδατί τε καὶ σιτίοισι εὖ ἐξηρτυμένους, ἰέναι τὰ πρῶτα μὲν διὰ τῆς οἰκεομένης, ταύτην δὲ διεξελθόντας ἐς τὴν θηριώδεα ἀπικέσθαι, ἐκ δὲ ταύτης τὴν ἔρημον διεξιέναι, τὴν ὁδὸν ποιευμένους πρὸς ζέφυρον ἄνεμον, διεξελθόντας δὲ χῶρον πολλὸν ψαμμώδεα —. Diese Stelle muss hier darum Erwähnung finden, weil kein Geringerer als Gottfried Hermann zu Viger. (n. 241, pag. 784) den Nachsatz mit den Worten διεξελθόντας δὲ beginnen liess, — eine Annahme, die ganz unabhängig von der Frage nach der Zulässigkeit eines derartig gebrauchten apodotischen δέ unbedingt zurückzuweisen und in der That wohl von sämmtlichen Interpreten vor und nach Hermann verworfen worden ist; denn (um mit Matthiae zu sprechen) ‚in protasi commemorari, tamquam aliunde vel per se satis nota, non possunt ea quae et nondum commemorata sunt et caput narrationis continent'. Dabei muss es nothwendig sein Bewenden haben, man mag nun welches immer der bisher vorgeschlagenen Heilmittel (unter denen Reiske's Verwandlung von ἐπεί in εἰπεῖν oder εἶπαι [so auch Stein] den meisten Anklang gefunden hat) in Anwendung bringen oder es mit Herold für das Wahrscheinlichste halten, dass der Sitz des Fehlers in ἀποπεμπομένους zu suchen und durch die Herstellung des Infinitivs ἀποπέμπεσθαι zu heben ist.[1] Vgl. die Beispiele dieser Construction, welche Lhardy zu I, 24 zusammengestellt hat, auch III, 50 4–5: ἐπείτε δέ σφεας ἀπεπέμπετο.

2. Noch schlimmer steht es mit der nach Gaisford und Stein jeder handschriftlichen Grundlage entbehrenden Vulgat-Lesart III, 26 3 in dem Satze: ἐπειδὴ ἐκ τῆς Ὀάσιος ταύτης ἰέναι διὰ τῆς ψάμμου ἐπὶ σφέας, γενέσθαι τε [αὐτοὺς?] μεταξύ κου μάλιστα αὐτῶν τε καὶ τῆς Ὀάσιος, ἄριστον αἱρεομένοισι αὐτοῖσι ἐπιπνεῦσαι νότον μέγαν τε καὶ ἐξαίσιον κτέ. Hier hat der Herausgeber der Aldina und die Mehrzahl seiner Nachfolger (jedoch nicht mehr Schweighäuser und Gaisford, wenngleich auffälliger Weise wieder Bekker) ein δέ zwischen ἄριστον und αἱρεομένοισι ein-

---

[1] Dies schlug Herold, wenngleich zweifelnd vor emend. herod. II, 6, indem er auch auf die gleiche Verderbniss im cod. Flor.[2] (I, 2, 2) hinwies, Hermann's Irrthum vielleicht noch besser als Matthiae widerlegte und Bredow's missverständliche Auffassung von IV, 10, 19 (de dial. herod. 107) endgiltig beseitigte.

geschoben, augenscheinlich in der Absicht, den Satz deutlicher zu gliedern, wobei die Meisten wohl gleich Krüger den Nachsatz bei γενέσθαι τε beginnen lassen wollten, sicherlich nur Wenige mit Lhardy diese Verwendung des apodotischen δέ für möglich oder zulässig hielten.

3. Der erstaunliche Irrthum, den ein hervorragender Grammatiker hier begangen und hartnäckig festgehalten hat, nöthigt uns zu einer kurzen Bemerkung über die nachfolgende Stelle (IV, 72 4): τῶν δὲ δὴ νεηνίσκων τῶν ἀποπεπνιγμένων τῶν πεντήκοντα ἕνα ἕκαστον ἀναβιβάζουσι ἐπὶ τὸν ἵππον (l. ἐπ' ἵππον, vgl. S. 572), ὧδε ἀναβιβάζοντες· ἐπεὰν νεκροῦ ἑκάστου παρὰ τὴν ἄκανθαν ξύλον ὀρθὸν διελάσωσι μέχρι τοῦ τραχήλου· κάτωθεν δὲ ὑπερέχει τοῦ ξύλου κτέ. Hierzu bemerkt Krüger, auch in der letzten, nach seinen handschriftlichen Aufzeichnungen vervollständigten Auflage seines Commentars: ‚Hier liegen Fälschungen vor. Denn abgesehen von dem δέ, das Herodot im Nachsatze so nicht zu gebrauchen pflegt, fehlt auch die Darstellung des ἀναβιβάζειν selbst. . . . Eine Lücke nach τραχήλου annehmend lese ich jetzt (in 2. Aufl.): κάτωθεν δή oder τὸ (ὃ) κάτωθεν ὑπερέχει τοῦ ξύλου τούτου ἐς' —. Die Worte ἐπεὰν — τραχήλου bilden natürlich (wie auch Stein richtig erkannt hat) keineswegs die Protasis zum Folgenden, sondern die an ὧδε unmittelbar sich anschliessende Erklärung, die Herodot allerdings gewöhnlicher durch einen Participialsatz liefert. Er hätte sagen können: ὧδε ἀναβιβάζουσι διελάσαντες κτέ., gerade wie er (und darauf verweist Krüger selbst zu IV, 48) II, 2 2 sagt: δίδωσι ποιμένι τρέφειν ἐς τὰ ποιμνία τροφήν τινα τοιήνδε· ἐντειλάμενος μηδένα κτέ. Doch ermangelt auch die vorliegende Ausdrucksweise nicht einer genau zutreffenden Parallele: VII, 15 fin. lesen wir: εὑρίσκω δὲ ὧδ' ἂν γινόμενα ταῦτα· εἰ λάβοις τὴν ἐμὴν σκευὴν πᾶσαν κτέ.

4. IV, 76 19: τοῦτο μὲν γὰρ Ἀνάχαρσις ἐπείτε γῆν πολλὴν θεωρήσας καὶ ἀποδεξάμενος κατ' αὐτὴν σοφίην πολλὴν ἐκομίζετο ἐς ἤθεα τὰ Σκυθέων, πλέων δι' Ἑλλησπόντου προσίσχει ἐς Κύζικον κτέ. Hier bieten mehrere Handschriften, darunter jedenfalls der Mediceus und Florentinus:[1] πλέων δὲ δι' Ἑλλησπόντου, der Sancroftianus

[1] Wenn ich mich nicht bestimmter ausdrücke, so ist daran der Widerstreit der Angaben Schuld. Nach Stein fehlt dieses δέ in P (d. h. Parisin. 1633), während Gaisford das Gegentheil behauptet.

und Vindobonensis hingegen statt δὲ δι᾽ nur δ᾽ [1], der Vaticanus nur δέ, der Parisinus 1633(?) und die Aldina nur δι᾽. Der letzteren ist ein Theil der Herausgeber ohne Weiteres gefolgt, während Andere (wie Krüger) Zweifel an der Richtigkeit der angeblichen Ueberlieferung äusserten, wieder Andere (gleich Bekker) die Interpunction änderten, um den Nachsatz nicht mit jenem πλέων δὲ beginnen zu lassen, und wohl der einzige Lhardy das ‚δέ in apodosi' unanstössig fand, indem er sich auf unsere Nr. 3 berief! Die unserem Doppelkanon und zugleich aller und jeder Analogie widersprechende Instanz kann mithin schon durch das Schwanken der handschriftlichen Ueberlieferung, durch das ihr wenig günstige Zeugniss der besseren Familie und zugleich durch das nahezu einstimmige Urtheil aller einsichtigeren Herausgeber als beseitigt gelten.

5. VI, 76 in. liest man: ἐπείτε δὲ Σπαρτιήτας ἄγων ἀπίκετο ἐπὶ ποταμὸν Ἐρασῖνον, ὃς λέγεται ῥέειν ἐκ τῆς Στυμφαλίδος λίμνης (τὴν γὰρ δὴ λίμνην ταύτην ἐς χάσμα ἀφανὲς ἐκδιδοῦσαν ἀναφαίνεσθαι ἐν Ἄργεϊ, τὸ ἐνθεῦτεν δὲ τὸ ὕδωρ ἤδη τοῦτο ὑπ᾽ Ἀργείων Ἐρασῖνον καλέεσθαι), ἀπικόμενος δ᾽ ὦν ὁ Κλεομένης ἐπὶ τὸν ποταμὸν τοῦτον κτέ. Innere und äussere Gründe vereinigen sich hier um die Unhaltbarkeit dieses ‚δέ in apodosi' und im schlimmsten Falle seine totale Unbrauchbarkeit als Stütze anderer Anomalien zu erweisen. Vor Allem, die Partikel fehlt, nicht nur (wie Krüger bemerkt, der mir in der Tilgung derselben vorangegangen ist) ‚in mehreren Handschriften', sondern in SVR, womit die Sache für Jeden, der über die Grundlagen der Herodot-Kritik mit uns übereinstimmt, abgethan ist, — es wäre denn, dass gewichtige innere Gründe zu Gunsten der Lesart sprächen. Davon ist jedoch das gerade Gegentheil der Fall, da ‚ὦν' (nicht δ᾽ ὦν, dessen Begriffsnüance eine sehr verschiedene ist) ‚nach einer Parenthese' (Krüger) die übliche und regelmässig zur Anwendung gelangende Partikel ist. (Vgl. unsere Erörterungen zu I, 144, desgleichen zu III, 97.) Wer jedoch endlich diesen

[1] Gaisford's unrichtige Angabe, der Vindobonensis biete δι᾽, ist leicht begreiflich. Man muss Stellen, in welcher δ᾽ und δι᾽ nebeneinander vorkommen, vergleichen, um zu erkennen, dass die Wiener Handschrift die beste Lesart hier nicht darbietet, wohl aber eine solche, die von ihr nur schwer zu unterscheiden ist.

Erwägungen sich verschliessen wollte, der müsste die Behauptung aufstellen, dass die Verbindung δ' ὦν nicht weniger als das einfache ὦν das geeignete Vehikel sei, um die durch einen längeren Zwischensatz aus dem Geleise gekommene Construction wieder aufzunehmen und weiter fortzuführen; womit selbstverständlich für andere Gebrauchsweisen des apodotischen δέ nicht das Mindeste bewiesen wäre.

6. In der dritten und vierten Auflage seiner commentirten Ausgabe versucht es Stein, die ‚anakoluthe Fügung' in II, 134 durch eine vermeintliche Parallele zu stützen, die er VIII, 135 wahrzunehmen glaubt. Er schreibt nämlich daselbst wie folgt: ἐς τοῦτο τὸ ἱρὸν ἐπείτε παρελθεῖν τὸν καλεόμενον τοῦτον Μῦν, ἕπεσθαι δέ οἱ τῶν ἀστῶν αἱρετοὺς ἄνδρας τρεῖς ἀπὸ τοῦ κοινοῦ ὡς ἀπογραψομένους τὰ θεσπιεῖν ἔμελλε, καὶ πρόκατε τὸν πρόμαντιν βαρβάρῳ γλώσσῃ χρᾶν. Auch hier erhält, so meint er, ‚der Satz ἕπεσθαι δὲ — ἔμελλε' durch Veränderung der ursprünglich beabsichtigten Construction ‚die Geltung eines Nachsatzes und die ganze Periode wird anakoluth'. Dagegen ist zu erwidern, dass SVR jenes δέ nicht kennen und wir nur (mit Gaisford, Bekker, Krüger, Abicht u. s. w.) die Partikel auszulassen brauchen um eine vollkommen regelrechte Fügung zu gewinnen. Herodot will sagen: Sobald die in dem Gefolge des Mys einherschreitenden Drei-Männer das Heiligthum betreten hatten, begann der Promantis sofort in fremdländischer Sprache zu weissagen. Er verwendet hierbei καί in der bekannten (beispielsweise von Nauck zu Oed. Tyr. 717 illustrirten) Weise zur Markirung des betreffenden Zeitpunktes, und die Coordinirung der beiden Sätze (ἕπεσθαι — καὶ πρόκατε-χρᾶν) erhellt deutlich genug aus der Wahl des gleichen Tempus, des Praesens. Allein auch wenn man jenes δέ für echt halten wollte, so wäre man dadurch keineswegs genöthigt die befremdliche, durch nichts motivirte Anakoluthie anzuerkennen; denn der Nachsatz könnte sehr wohl mit καὶ πρόκατε beginnen, indem καί — wie so oft, auch bei Herodot (s. Eltz pag. 129 und Stein selbst zu II, 45) — steigernde Kraft besässe und καὶ πρόκατε gleichzusetzen wäre einem καὶ αὐτίκα, wie es uns bei Plato Sympos. 220A begegnet (τούτου μὲν οὖν μοι δοκεῖ καὶ αὐτίκα [‚alsbald' Lehrs] ὁ ἔλεγχος ἔσεσθαι). Ein καί an der Spitze des Nachsatzes erscheint auch VII, 128, 15 oder VIII, 64, 5, anders als das homerische καὶ τότε (Krüger, Di. Synt. 65, 9, 1 und 69, 18, 1).

Wir kehren endlich wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Untersuchung, zu II, 134 zurück. Wie wahrscheinlich muss es uns nunmehr von vornherein erscheinen, dass an der einzigen Stelle, an welcher die Annahme eines unserem Doppelkanon widerstreitenden ‚δέ in apodosi' noch allseitige Billigung findet, dieselbe gleichfalls auf irriger Auffassung oder falscher Ueberlieferung beruht. Diese Wahrscheinlichkeit wird jedoch dadurch zur Gewissheit erhoben, dass wir anderenfalls noch eine weitere Anomalie mit in den Kauf nehmen müssten, von der (um das Geringste zu sagen) bei Herodot, in der griechischen Prosa überhaupt und in der nach-homerischen Poesie keine sichere Spur zu entdecken ist [1] und die in der ausgebildeten Sprache einem Wunder

[1] Hieher rechnet man freilich Thucyd. III, 98 in. und Plato Legg. X, 898 C. Allein die erstere Stelle gehört in die Kategorie der Doppelperioden (nach dem Schema μέν, δέ: δέ, οὕτω δή gebildet, wo das μέν der ersten Protasis natürlich dem δέ der zweiten entspricht); die letztere enthält, wie Jeder, der darauf aufmerksam gemacht ist, erkennen muss, die Prämissen eines Schlusses, nicht diesen selbst. Kleinias fällt dem Athener ins Wort, zieht aus jenen Prämissen die richtige Conclusion und wird dafür von diesem aufs Wärmste belobt. Man setze daher nach τὴν ἐναντίαν einen Gedankenstrich statt eines Schlusspunktes und die vermeintliche Anomalie ist beseitigt. Dasselbe Heilmittel glaube ich im hymn. in Apoll. Del. v. 159 anwenden zu dürfen, ja zu müssen. Ein Beistrich nach ἰοχέαιραν gesetzt, so dass mit μνησάμεναι der Nachsatz beginnt (G. Hermann liess ihn nach μνησάμεναι beginnen), bewirkt eine ungleich passendere Gedankenfolge als die jetzt übliche Interpunction; auf Hymnen zu Ehren Apolls, dann der Leto und Artemis folgen weltliche Gesänge; statt ὕμνον v. 160 lese ich οἶμον, dieselbe Aenderung, welche Nauck θ 429 vornehmen will und auf die ich auch an letzterer Stelle verfallen war. (In Nauck's überreichem Beweismaterial, Krit. Bemerk. V, 21 fehlt nur das Nächstliegende, θ 74.) Somit bleiben nur die hieher gehörigen Anomalien in Ilias und Odyssee übrig, die Niemand ohne Weiteres auf andere Sprachperioden und Redegattungen wird übertragen wollen. Hier mahnt aber noch Mehreres zu besonderer Vorsicht. Die Instanzen, in denen man solch' eine Responsion von μέν und δέ erkennen will, bilden eine verschwindend kleine Minderheit in der Gesammtzahl der Fälle des apodotischen δέ (3 unter 114, wenn man die Doppelperioden ausschliesst, zu denen auch Ψ 321 gehört). Diese drei Fälle schliessen sich aber wieder nicht zu einer Gattung zusammen, sondern bilden vereinzelte Singularitäten, über welche die Kritik und Interpretation noch nicht ihr letztes Wort gesprochen haben. In zwei von den drei Fällen erscheint εἰ im Vordersatz (Ψ 558 und δ 831), an letzterer Stelle auch im Nachsatz in der Phrase εἰ δ' ἄγε, wobei — falls wir an der alten elliptischen Er-

gleich zu achten wäre: ein μέν in der Protasis, welches einem δέ der Apodosis entspräche, d. h. also ein Satz, der nicht mittelst einer Anakoluthie von der Subordination in die Coordination übergeht, sondern von Haus aus zugleich parataktisch und hypotaktisch angelegt ist! Und endlich es bedarf zur Ausmerzung dieses Rattenkönigs von völlig analogiewidrigen Abnormitäten so wenig eines gewaltsamen Eingriffs, dass es vielmehr genügt, ein Wort durch Conjectur herzustellen, welches bei Herodot nicht nur häufig, sondern (falls Bredow, de dialect. herodot. pag. 107, nicht irrt) ausnahmslos verderbt, und zwar immer in derselben Weise verderbt worden ist. Es handelt sich um das ionische und nach des Aelius Dionysius ausdrücklicher Angabe herodoteische ἔπειτεν, welches jedesmal, wo es richtig verstanden ward, in das attische ἔπειτα verwandelt und nur dort, wo es unverstanden blieb, unter der durchsichtigen Hülle ἐπεί τε oder ἐπείτε erhalten ward, — ein Process, in den uns die handschriftlichen Varianten zu II, 52;

klärung festhalten — δέ nicht zum Nachsatz gehört; die neue Lange'sche Auffassung ist mir aber überhaupt nicht verständlich; denn wenn εἰ sowohl als ἄγε auffordernde Kraft besitzen sollen, so begreift man nicht, warum die zwei Worte regelmässig durch die Adversativpartikel getrennt sind. Es wird wohl einfach hier (und vielleicht auch anderwärts) εἶ' ἄγε (einst εἶα ἄγε geschrieben) zu lesen sein. Vgl. Theocrit. II, 95 (wo die Handschriften schwanken) oder Aristoph. Ran. 394: ἄγ' εἶα. (Ψ 558—559 erinnert so auffallend an ο 545—546, wo μέν fehlt, dass ich nicht umhin kann zu denken. Beides sei Nachbildung eines älteren Vorbilds.) In λ 385—387 endlich gilt mir δ' im Nachsatz (falls nicht mit Nauck ἤλυθ' statt ἦλθε δ' zu schreiben oder der Ausfall eines Verses anzunehmen ist) als Wiederaufnahme des αὐτάρ an der Spitze des Vordersatzes, das μέν aber müsste dann als μέν solitarium betrachtet werden. — Nebenbei bemerkt, die Untersuchung dieses sprachlichen Phänomens bei Homer wird ungemein vereinfacht, wenn man die Fälle, in welchen das δέ des Nachsatzes nur dieselbe oder eine andere Adversativ-Partikel des Vordersatzes wieder aufnimmt, aus der Gesammtheit der Instanzen aussondert. Dass diese Unterscheidung keine willkürliche ist, erhellt wohl zur Genüge daraus, dass die homerischen Hymnen ausschliesslich, die hesiodeischen Gedichte nahezu ausschliesslich, diese Art von δέ in apodosi kennen. Die vollständige Ignorirung dieses Gesichtspunktes bildet meines Erachtens einen Hauptmangel der ungemein fleissigen, als vollständige Stellensammlung überaus schätzbaren Monographie L. Lahmeyer's (de apodotico qui dicitur particulae δέ in carminibus homericis usu, Lips. 1879). S. Excurs I.

VI, 83; VI, 91 u. s. w. (s. Bredow a. a. O. oder Schweighäuser's lex. herod.) die sicherste Einsicht eröffnen. Man schreibe daher (im Hinblick auf Stellen wie VII, 7 fin. χρόνῳ μετέπειτεν; VII, 197 in. μετέπειτεν δέ; I, 146 fin. καὶ ἔπειτεν ταῦτα ποιήσαντες; II, 52 in. ἔπειτεν δὲ χρόνου πολλοῦ διεξελθόντος) auch II, 134: — ὡς διέδεξε τῇδε οὐκ ἥκιστα· ἔπειτεν γὰρ πολλάκις κηρυσσόντων Δελφῶν ἐκ θεοπροπίου ὃς βούλοιτο ποινὴν τῆς Αἰσώπου ψυχῆς ἀνελέσθαι, ἄλλος μὲν οὐδεὶς ἐφάνη, Ἰάδμονος δὲ παιδὸς παῖς ἄλλος Ἰάδμων ἀνείλετο. (Ich muss dieser langwierigen Erörterung noch die Bemerkung beifügen, dass die Schreibung ἔπειτεν bereits bei Abicht sich vorfindet, jedoch nicht nur ohne ein Wort der Motivirung, sondern auch ohne dass diese Neuerung als eine solche bezeichnet wäre. Weder das Verzeichniss der Abweichungen von Dietschens Ausgabe in der Teubner'schen, noch die adnotatio critica der Tauchnitz'schen Edition mit ihrer Aufzählung der Discrepanzen von Stein's Text enthält irgend eine hierauf bezügliche Aeusserung. Sollte wirklich der Setzer diesmal die Rolle des emendirenden Kritikers gespielt haben?) —

Im folgenden Capitel bestreitet Herodot die irrige Annahme mancher Griechen, die schöne Hetäre Rhodopis habe eine Pyramide erbaut, mit dem folgenden Argumente: τῆς γὰρ τὴν δεκάτην τῶν χρημάτων ἰδέσθαι ἔστι ἔτι καὶ ἐς τόδε παντὶ τῷ βουλομένῳ, οὐδὲν δεῖ μεγάλα οἱ χρήματα ἀναθεῖναι. Hat wirklich noch Niemand an dieser unerhörten Logik Anstoss genommen: ‚Denn da noch heute Jedermann den Zehnten ihres Vermögens sehen kann, darf man ihr kein grosses Vermögen zuschreiben.' In der That? Doch nur kein grösseres, als sie wirklich besass, und ebenso wenig ein kleineres! Und als wäre es an dem formalen Fehlschluss noch nicht genug, widerstreitet auch die materielle Conclusion schnurstracks demjenigen, was der Geschichtschreiber in dem unmittelbar vorangehenden Satze geäussert hatte: οὕτω δὴ ἡ Ῥοδῶπις ἐλευθερώθη καὶ κατέμεινέ τε ἐν Αἰγύπτῳ καὶ κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη μεγάλα ἐκτήσατο χρήματα, ὡς ἂν (l. μὲν)[1] εἶναι Ῥοδῶπι, ἀτὰρ οὐκ ὥς γε ἐς πυραμίδα τοιαύτην

[1] Die Unstatthaftigkeit des ἄν in dieser Verbindung haben Lhardy und Krüger gut erkannt. (Stein's Bemerkung zur Stelle wird, soweit sie einer Widerlegung bedarf, durch seine ebendaselbst zu c. 135, Z. 11 erfolgende Verweisung auf VIII, 88, 9 und das dort Zusammengestellte bestens wider-

ἐξικέσθαι. Ich denke, wenn jemals eine Interpolation mit unbedingter Sicherheit als solche zu erkennen war, so ist dies hier der Fall. Schuld an derselben trägt zweierlei: die Verkennung des demonstrativen Gebrauchs des Artikels (der genau so angewendet ist wie z. B. I, 172 τοῖσι γάρ; II, 124 τῆς γάρ; II, 148 τοῦ γάρ) und der durch γάρ eingeführte begründende Satz, dessen Bezug nicht richtig verstanden wurde. Es ist, als ob Herodot einen skeptischen Leser vor Augen hätte, der ihm die Frage entgegenhält: woher weisst du denn über das Vermögen der blonden Thrakerin so genauen Bescheid, dass du zu sagen vermagst, es sei zwar gross gewesen für eine Person ihres Standes, aber doch nicht gross genug um die Erbauung solch' einer Pyramide zu ermöglichen. Diesem Einwurf begegnet die Berufung auf die Autopsie in dem Satze: τῆς γὰρ τὴν δεκάτην τῶν χρημάτων ἰδέσθαι ἔστι ἔτι καὶ ἐς τόδε παντὶ τῷ βουλομένῳ. Nicht allzu selten sind die Fälle, in welchen ein durch γάρ eingeleiteter Begründungssatz nicht den Inhalt der vorangehenden Aussage, sondern das Stattfinden derselben und das ihr zu Grunde liegende Wissen erklärt (vgl. z. B. Lysias I, 11: ὁ γὰρ ἄνθρωπος ἔνδον ἦν· ὕστερον γὰρ ἅπαντα ἐπυθόμην oder Aeschyl. Pers. 341 Dind.: Ξέρξῃ δέ, καὶ γὰρ οἶδα, χιλιὰς μὲν ἦν κτέ.). Die schlagendste Parallele bietet aber unser Schriftsteller selbst dort, wo er von

legt!) Was ὡς ἂν bedeuten würde, mag Euripid. frg. 689 lehren: — κοὐ ταπεινὸς οὐδ' ἄγαν εὔογκος ὡς ἂν δοῦλος —. Auffallender Weise hat übrigens nicht nur Stein die sämmtlichen hieher gehörigen Fälle, sondern auch Krüger zwei derselben m. E. vollständig missverstanden. II, 8: οὐκέτι πολλὸν χωρίον ὡς εἶναι Αἰγύπτου heisst: ,nicht mehr viel Raum, für ein Land wie Aegypten nämlich'; IV, 81: καὶ ὀλίγους ὡς Σκύθας εἶναι ,und wenige, für ein Volk wie es die Skythen sind', deren Zahl mit jener der Thraker und Inder verglichen wird. An beiden Stellen dient also genau wie an unserer (oder wie bei Thucyd. I, 21: ὡς παλαιὰ εἶναι oder, worauf Krüger selbst verweist, wie Gorgias 517 B) der in ὡς liegende Begriff der ideellen Abhängigkeit dazu, an die Stelle eines absoluten Massstabes einen relativen zu setzen. (Beiläufig, den von Krüger als ,seltsam und verdächtig' bezeichneten seemänischen Ausdruck καὶ ἐν ἕνδεκα ὀργυιῇσι ἔσεαι II, 5 wendet sehr ähnlich auch Polybius an IV 40 [I, 340, 29—30 Bekk.]: τὸ γάρ τοι πλεῖστον αὐτῆς μέρος ἐν ἑπτὰ καὶ πέντε ὀργυιαῖς ἐστίν —, wo wieder Hultsch mit Unrecht, wie man sieht, ändern wollte.) Dass es aber dem nachfolgenden ἀτάρ gegenüber räthlicher scheint, ἄν in μέν zu verändern, als es einfach zu tilgen, dies dürfte Jedem, der darauf aufmerksam gemacht ist, von selbst einleuchten.

den angeblich goldgrabenden riesigen Ameisen Indiens sagt: sie sind kleiner als Hunde, aber grösser als Füchse, und den über die Genauigkeit dieser Angabe befremdeten Leser durch die Bemerkung beschwichtigt: man braucht ja nicht jene indische Wüstenei aufzusuchen um diese wunderbaren Thiere zu sehen; es gibt deren auch am Hoflager zu Susa (III, 102): ἐν δὴ ὦν τῇ ἐρήμῳ (dies, nämlich ἐρήμω [sic] bieten R und V statt ἐρημίῃ) ταύτῃ καὶ τῇ ψάμμῳ γίνονται μύρμηκες μεγάθεα ἔχοντες κυνῶν μὲν ἐλάσσονα, ἀλωπέκων δὲ μέζονα· εἰσὶ γὰρ αὐτῶν καὶ παρὰ βασιλέϊ [τῶν Περσέων],[1] ἐνθεῦτεν θηρευθέντες. Ob übrigens Herodot hier durch den Bericht eines Persers getäuscht ward, oder — was der Wortlaut seiner Aeusserung und sein durch Matzat's Untersuchung so gut als sichergestellter Aufenthalt in Susa (Hermes VI, 449) weitaus wahrscheinlicher macht — jene tibetanischen Murmelthiere (s. Bähr, Stein, Rawlinson ad loc.) im persischen Schönbrunn selbst gesehen hat, aber in Fragen der zoologischen Classification so ungeübt war, um vierfüssige Thiere nicht nur in Betreff ihrer Lebensweise (was ja zutreffen soll), sondern auch ‚in Rücksicht ihres Ansehens' Ameisen ‚höchst ähnlich'[2] zu finden, dies wage ich nicht mit voller Sicherheit zu entscheiden. — Der im Obigen erbrachte Nachweis einer groben, wenngleich alterthümlich klingenden und wahrscheinlich auch alten Interpolation darf uns künftig aufstossenden Exemplaren derselben Gattung gegenüber einigermassen zuversichtlicher stimmen. Dieser erhöhten Zuversicht bedarf es freilich nicht, um (diesmal mit Stein) in den alsbald folgenden Worten τοῦτο ἀναθεῖναι ἐς Δελφούς ein durch keinerlei Art von Epanalepsis zu entschuldigendes, aller Analogie widerstreitendes Einschiebsel zu erkennen. (Ich erwähne die Sache nur darum, weil Stein diesen wohlbegründeten Verdacht zwar vor und nach Veröffentlichung seiner kritischen Ausgabe ausgesprochen, aber in dieser irgendwie zum Ausdruck zu bringen versäumt hat.)

---

[1] S. Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 825.

[2] εἰσὶ δὲ καὶ αὐτοί ⟨σφι⟩ τὸ εἶδος ὁμοιότατοι dürfte die richtige, auf Verschmelzung der Lesarten beider Handschriftenclassen beruhende Schreibung sein, wobei αὐτοί im Unterschied zu der vorher geschilderten ὀλίγα (dem Hauptpunkt der Uebereinstimmung mit den ‚hellenischen Ameisen') gesagt ist. Ueber V berichtet Gaisford diesmal richtig.

II, 143, 15: Ἑκαταίῳ δὲ γενεηλογήσαντι ἑωυτὸν καὶ ἀναδήσαντι ἐς ἑκκαιδέκατον θεὸν ἀντεγενεηλόγησαν [ἐπὶ τῇ ἀριθμήσει] —, ἀντεγενεηλόγησαν δὲ ὧδε· —.

Was sollen hier die Worte ἐπὶ τῇ ἀριθμήσει (diese und nicht die ionische Form des Wortes bieten alle Handschriften)? Die thebanischen Priester hatten dem Hekatäus gegenüber genau dasselbe gethan, was sie Herodot gegenüber thaten (ἐποίησαν — οἷόν τι καὶ ἐμοὶ οὐ γενεηλογήσαντι), d. h. sie hatten ihm die 345 Standbilder der Hohenpriester vorgewiesen und behauptet, jeder derselben sei der Sohn seines Vorgängers gewesen. Der Unterschied bestand nur in der polemischen Wendung, welche diese Darlegung der Prätension des Hekatäus gegenüber gewann, sein sechzehnter Ahn sei ein Gott gewesen. Dies bedeutet ἀντεγενεηλόγησαν, ohne weiteren Zusatz. Nur ein zugleich einsichtsloser und pedantischer Leser konnte diese Unterscheidung nicht für erheblich genug halten und sie durch jenen ungeschickten und dem Sachverhalt widersprechenden Zusatz verstärken zu müssen glauben. Rawlinson übersetzt die Stelle so, als ob jene drei Worte nicht vorhanden wären: ‚the priests opposed their genealogy to his‘ etc. Stein's Uebertragung aber: ‚rechneten sie dagegen bei jener Zählung ihre Geschlechter vor‘ wird den Worten nicht völlig gerecht (denn ἐπὶ τῇ ἀριθμήσει hiesse ‚over and above their enumeration‘) und macht doch den Eindruck einer ‚Unterscheidung ohne Unterschied‘.[1]

II, 154: τούτων δὲ οἰκισθέντων ἐν Αἰγύπτῳ, οἱ Ἕλληνες οὕτω ἐπιμισγόμενοι τούτοισι τὰ περὶ Αἴγυπτον γινόμενα, ἀπὸ Ψαμμητίχου βασιλέος

---

[1] Beruhen nicht auch die Worte τοῖσι ἐνυπνίοισι 141, 21 auf Interpolation? Oder kann der Plural das eine Traumgesicht, oder, falls wir auf den Inhalt desselben blicken, die eine Traumgestalt, von der die Rede ist (ἐπιστάντα τὸν θεὸν), bezeichnen? Vielleicht vermag mich hierüber Jemand zu belehren. τούτοισι δή μιν πίσυνον (vgl. VII, 153 τούτοισι δ' ὦν πίσυνος ἐὼν) bedarf jedenfalls keiner solchen Zuthat, wir mögen nun das Pronomen als Neutrum auffassen (vgl. VII, 10, 11: τῷ δὴ καὶ πίσυνος ἐὼν) und auf den geschilderten Vorgang oder es auf die von dem Gotte versprochenen τιμωροί beziehen. Dass Stein in dem vorangehenden Satze das allein sprachgemässe πέμψειν der besseren Handschriftenclasse wieder in πέμψει verändert, kann ebenso als ein Curiosum gelten, wie seine Vertheidigung des aus der vorangehenden Zeile mechanisch wiederholten, von Krüger mit Recht als Einschiebsel erkannten μετ' ἑωυτοῦ 152 fin. (vgl. III, 51).

ἀρξάμενοι, πάντα (lies: ταῦτα) καὶ τὰ ὕστερον ἐπιστάμεθα ἀτρεκέως· —. Diese Verbesserung dürfte wohl durch sich selbst einleuchten. Die Verderbniss, welche hier der Archetypus erlitt, ist ein anderes Mal auf den Parisinus 2933 beschränkt geblieben [III, 48 i Gaisford]. Eine andere Verwechslung von π und τ wird uns zu IV, 88 beschäftigen. Ist nicht umgekehrt frg. trag. adesp. 426 (Nauck) πάντα zu ταῦτα entstellt worden in den Versen:

πάντων τύραννος ἡ Τύχη ἐστὶ τῶν θεῶν,
τὰ δ' ἄλλ' ὀνόματα ταῦτα πρόσκειται μάτην —?

Einen erstaunlichen Uebersetzungsfehler Stein's würde ich unerwähnt lassen, wenn er nicht zu einer allgemeineren Bemerkung Anlass gäbe. Die Worte 172, 16: μετὰ δὲ σοφίῃ αὐτοὺς ὁ Ἄμασις, οὐκ ἀγνωμοσύνῃ προσηγάγετο bedeuten nämlich nicht: er gewann sie ‚auf eine kluge, gar nicht unfeine Art', sondern: durch geschmeidige Klugheit, nicht durch rücksichtslose Härte. Für diese Bedeutung von ἀγνωμοσύνη, ἀγνώμων (z. B. Xen. Cyrop. IV, 5, 9: ὠμὸς εἶναι καὶ ἀγνώμων) wie für die entgegengesetzte von εὐγνώμων (aequus, s. Nauck zu Trach. 473), εὐγνωμοσύνη u. s. w. genügt es auf die Wörterbücher (auch auf Schweighäuser's lex. herod.!) zu verweisen; hat doch Stein selbst die Phrasen πρὸς ἀγνωμοσύνην τρέπεσθαι, ἀγνωμοσύνῃ διαχρᾶσθαι IV, 93 oder VI, 10 keineswegs missverstanden. Was ihn diesmal irrte, war augenscheinlich der Gegensatz σοφίῃ. Und darum mag es nicht überflüssig sein daran zu erinnern, dass auch bei Theognis v. 218 (P. L. G. II[4], 140) nahezu genau dieselbe Gegenüberstellung sich findet: κρεῖσσόν τοι σοφίη γίνεται ἀτροπίης. Dem Griechen, zu dessen Nationalhelden Odysseus der πολύτροπος gehörte, bedeutete die praktische Intelligenz eben in erster Reihe und oft nur allzu ausschliesslich jene vielgewandte und aalglatte Geschmeidigkeit, die sich in alle Verhältnisse zu schicken, jeder Anforderung anzupassen, in Alles zu fügen und zu schmiegen weiss; das Sinnbild dieser σοφία ist der seine Farben wechselnde Polyp, das Chamäleon der Alten (vgl. Theognis a. a. O. und was sonst Athenäus VII, 317 und XII, 513 zusammengestellt hat); nichts natürlicher daher, als dass Worte, die ursprünglich nur Mangel an Einsicht bedeuteten, dahin gelangt sind, die Rücksichtslosigkeit, die Härte, die Starrheit, ja

wohl auch die blosse Kraft zu bezeichnen, wie denn jenes πρὸς ἀγνωμοσύνην τραπόμενοι (IV, 93) sich von einem πρὸς ἀλκὴν ἐτράποντο (IV, 125) kaum merklich unterscheidet.[1]

II, 173, 20 wird der Uebergang vom Vergleichsobject zum Verglichenen durch das Satzglied bewirkt: οὕτω δὴ καὶ ἀνθρώπου κατάστασις. Es ist dies, falls ich nicht irre, gegenwärtig das einzige Beispiel dieser missbräuchlichen Anwendung der betreffenden Partikelverbindung in unserem Texte, während ein derartiger Uebergang regelmässig durch οὕτω δέ, ὡς δέ (dies bevorzugt unser Autor) oder ὡσαύτως δέ eingeleitet zu werden pflegt. Bei späteren Prosaikern mag solch' eine Verwirrung immerhin glaubhaft scheinen, nicht so bei Schriftstellern, die lebendiges Sprachgefühl besitzen. Bei Plato schwindet diese Irrung allmälig aus den Texten, so Gorgias 514 E (wo erst Schanz gebessert hat) oder Protagoras 313 D, wo Stephanus ebenfalls οὕτω δή las, was seither der richtigen Lesart der besseren Handschriften gewichen ist; Meno 87 B scheint mir οὕτω δή gleichfalls unzulässig. Bei Hippokrates, de prisca medic. c. 9, liest man noch heute (auch bei Littré und Ermerins): οὕτω δὴ καὶ οἱ κακοί τε καὶ πλεῖστοι ἰητροί, während der Parisinus A (und, wie ich hinzufügen kann, auch der Marcianus) das allein an-

---

[1] In Betreff des hieher gehörigen Bruchstücks der sophokleischen Iphigenie (frg. 286 N.) bin ich mit Nauck der Meinung, dass dasselbe durch Porson's und Bergk's Bemühungen noch keineswegs geheilt ist. Völlig sicher scheint mir nur Eines: dass im ersten Vers νόει πρὸς ἄνδρα (nicht ἀνδρί) zu schreiben ist, da πρός c. acc. für die hier erforderte Bedeutung des Sich-Anpassens und Anbequemens der ganz eigentliche Ausdruck ist; vgl. ausser dem, was Krüger 68, 39, 5 anführt, noch insbesondere Thucyd. II, 54: — πρὸς ἃ ἔπασχον τὴν μνήμην ἐποιοῦντο (‚sie accommodirten ihre Erinnerung ihren Erlebnissen'). Da sich nun der zweite Vers nicht ohne übergewaltsame Aenderungen mit der Annahme vereinigen lässt, jene drei Worte enthalten einen in sich abgeschlossenen Gedanken (= τοιοῦτον ἔχε τὸν νοῦν, οἷος ἂν ᾖ ὁ ἐντυγχάνων σοι), so bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Schreibung:

Νόει πρὸς ἄνδρα χρῶμα πουλύπους ὅπως
πέτραν τραπέσθαι γνησίου φρονήματος.

(D. h. ἴσθι τὸ τῆς διανοίας χρῶμα πρὸς τὸν ἑκάστοτε ἐντυγχάνοντα ἀμείβεσθαι καθάπερ ὁ πολύπους πρὸς ἑκάστην πέτραν ἀμείβεται.) Der also erwachsende Anklang an Shakespeare's ‚native hue' of resolution ist merkwürdig genug.

gemessene οὕτω δέ darbieten.[1] Und dies hat man ohne Zweifel auch hier herzustellen, gleichwie dieselbe Corruptel VII, 10 ε, 7 (wo sie nur an einer kleinen Zahl von Handschriften haftet) und VII, 135, 17 (wo die Aldina, nach Stein, ihr einziger Träger ist) bereits beseitigt wurde.

So oft οὕτω δή bei Herodot consecutive Bedeutung hat, drückt es eine thatsächliche Folge aus; ein Schluss, eine logische Folgerung hingegen wird durch οὕτω oder οὕτω ὦν eingeführt, z. B. I, 32: οὕτω ὦν ὦ Κροῖσε πᾶν ἐστὶ ἄνθρωπος συμφορή oder II, 134: οὕτω καὶ Αἴσωπος Ἰάδμονος ἐγένετο ('so ergibt sich denn hieraus, dass Aesop' u. s. w.). Daher that Stein wohl daran, III, 16, 12 mit den älteren Herausgebern (und gegen SVR) zu schreiben: οὕτω (nicht οὕτω δή) οὐδετέροισι νομιζόμενα ἐνετέλλετο ποιέειν ὁ Καμβύσης, denn dies ist ein aus dem Vorangehenden abgeleiteter Schluss, nicht eine daraus fliessende thatsächliche Folge. Ganz dasselbe gilt aber von VII, 152, 15, wo Sinn und Sprachgebrauch gebieterisch die Schreibung heischen: οὕτω οὐδ' Ἀργείοισι αἴσχιστα πεποίηται (οὕτω statt οὕτω δή mit SVR, οὐδ' statt οὐκ mit Krüger).[2] Richtig liest man auch bereits bei Bekker IV, 13 fin.: οὕτω οὐδὲ οὗτος συμφέρεται περὶ τῆς χώρης ταύτης Σκύθῃσι, wo Wesseling, angeblich mit SV, irrthümlich οὕτω δή

---

[1] Eine analoge Irrung erscheint in den meisten Handschriften des hippokratischen Νόμος (§. 1 = IV, 638 L.), wo man mit der für diese Schrift massgebenden Handschrift zu schreiben hat: ὁμοιότατοι γὰρ οἱ τοιοίδε τοῖσι παρεισαγομένοισι προσώποισι ἐν τῇσι τραγῳδίῃσι εἰσί· καὶ (nicht ὡς) γὰρ ἐκεῖνοι σχῆμα μὲν καὶ στολὴν καὶ πρόσωπον ὑποκριτοῦ ἔχουσι, οὐκ εἰσὶ δὲ ὑποκριταί· οὕτω δὲ (nicht οὕτω) καὶ ἰητροί· φήμῃ μὲν πολλοί, ἔργῳ δὲ πάγχυ βαιοί. Ob die Ersetzung des καί durch ὡς auch diesmal in der jüngst wieder von M. Schanz so reichlich illustrirten Weise stattfand (Rhein. Mus. 38, 142), bleibe dahingestellt.

[2] Warum haben doch die Herausgeber bisher die Besserung verschmäht, welche die Handschriften der ersten Classe zu I, 75, 22 darbieten? Es gilt dort eine Steigerung des Unglaubens auszudrücken, eine Aufgabe, der die gegenwärtigen Texteswortc ganz und gar nicht genügen. Wollte Herodot nicht schreiben: ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐ προσίεμαι ⟨ἀρχήν⟩ (vgl. IV 25; V, 106; VI, 121 und 123), so musste er mindestens das sagen, was SVR, (freilich mit dem leichten Buchstabenfehler προσιέναι statt προσίεμαι) ihn sagen lassen: ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐδὲ προσίεμαι. (Die Behauptrng, dass Thales den Halys zeitweilig aus seinem alten Bette abgeleitet habe, hält der Historiker für wenig glaubhaft; die zweite Behauptung, das alte Bett sei für immer trocken geworden, gilt ihm aus inneren Gründen

schrieb (V hat in Wahrheit οὕτω δὲ), während VI, 69, 22 derselbe Fehler einst von mir ausgemerzt worden ist.[1] Es ist kaum mehr als ein Zufall, wenn wir uns hier fortwährend im Kreise handschriftlicher Lesarten bewegen; denn entschieden werden derartige Fragen nicht durch die Zeugnisse der Codices, weder indem wir dieselben zählen, noch selbst indem wir sie wägen. Es genügt, meines Erachtens, wenn wir aus einer Anzahl wohlbeglaubigter Fälle die Ueberzeugung gewinnen, dass der Schriftsteller verschiedene Ausdrucksweisen mit Bewusstsein zum Vehikel verschiedener Begriffsnüancen gewählt hat. Ist er kein Stümper und kein Wirrkopf, so können wir nahezu gewiss sein, dass er sich des einmal errungenen Vortheils nicht wieder muthwillig wird begeben haben. Und diese annähernde Gewissheit wird zu einer vollkommenen, wenn das Schwanken der Handschriften uns eine Gegenströmung offenbart, welche jene Absicht verhindern musste, zu völlig reinem und unzweideutigem Ausdruck zu gelangen.

II, 178: — καὶ δὴ καὶ τοῖσι ἀπικνευμένοισι ἐς Αἴγυπτον ἔδωκε Ναύκρατιν πόλιν ἐνοικῆσαι· τοῖσι δὲ μὴ βουλομένοισι αὐτῶν οἰκέειν, αὐτοῦ δὲ ναυτιλλομένοισι ἔδωκε χώρους ἐνιδρύσασθαι βωμοὺς καὶ τεμένεα θεῶν. Ich wüsste nicht, dass man im Griechischen ein ‚dort' bei οἰκέειν eher entbehren könnte, als dies im Deutschen zulässig ist. Sollen wir also etwa ἐνθαῦτα oder αὐτοῦ (letzteres mit dem cod. Remiger.) einschalten? Ich denke, wir würden damit nur den Process der Anpassung eines Marginal-Zusatzes an seine Umgebung einen Schritt weiter führen; denn begonnen hat derselbe (wie ich glaube) schon mit der Ersetzung der Schreibung der ersten Handschriftenclasse durch die Vulgat-Lesart. Jene lautet nämlich ἐνοικέειν (in SVR) und verräth deutlich genug ihre Abstammung von dem vorangehenden ἐνοικῆσαι. Von derartigen, theils erklärenden, theils ergänzenden Randbemer-

---

als ganz und gar unglaublich.) Muss nicht auch IX, 42 οὐδέ an die Stelle von οὐκ treten in dem Satze: ἡμεῖς τοίνυν αὐτὸ τοῦτο ἐπιστάμενοι οὔτε ἴμεν ἐπὶ τὸ ἱρὸν [τοῦτο om. SVR] οὔτε ἐπιχειρήσομεν διαρπάζειν, ταύτης τε εἵνεκα τῆς αἰτίης οὐκ ἀπολεόμεθα (‚und aus diesem Grunde werden wir *auch nicht* zu Grunde gehen')?

[1] Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, S. 828. δή fehlt nach Gaisford in SF bc, wozu jedenfalls noch V kommt. Nach Stein, der in der ersten Auflage seiner commentirten Ausgabe die Partikel duldete, wäre sie eine blosse Zuthat der Aldina.

kungen werden uns noch gar viele begegnen. Hieher gehört z. B. III, 22, 14: ἐξηγεομένων δὲ τῶν Ἰχθυοφάγων τὸν κόσμον αὐτοῦ γελάσας ὁ βασιλεὺς καὶ νομίσας εἶναί σφεα πέδας εἶπε ὡς παρ' ἑωυτοῖσι εἰσὶ ῥωμαλεώτεραι τουτέων [πέδαι]. Oder IV, 23: καὶ ἀπὸ τῆς παχύτητος αὐτοῦ [τῆς τρυγὸς] παλάθας συντιθεῖσι (denn der nach Abfluss des Fruchtsaftes übrig bleibende Rückstand heisst im gewöhnlichen Griechisch τρύξ und wird hier von Herodot παχύτης genannt; die Verbindung beider Worte — von ihrer wenig angemessenen Stellung abgesehen — schlösse die falsche Voraussetzung in sich, dass die τρύξ auch nicht dicke Bestandtheile enthält. [Die zwei Worte will, wie ich erst jetzt sehe, schon Reiske tilgen, dessen Mahnung aber ungehört verhallt ist]). Und sicherlich auch das Folgende: VI, 69, 1: τὸν χρόνον γὰρ [τοὺς δέκα μῆνας] οὐδέκω ἐξήκειν —; wenige Zeilen später heisst es zu allem Ueberfluss: τίκτουσι γὰρ γυναῖκες καὶ ἐννεάμηνα καὶ ἑπτάμηνα, καὶ οὐ πᾶσαι δέκα μῆνας ἐκτελέσασαι. Gelehrtem Vorwitz entstammt (meines Bedünkens) die Zuthat, die ich II, 47, 19 an der totalen Entbehrlichkeit einer der zwei verbundenen Bestimmungen und an der ganz und gar unberechtigten Emphase der asyndetischen Nebeneinanderstellung erkenne in dem Satze: τοῖσι μέν νυν ἄλλοισι θεοῖσι θύειν ὗς οὐ δικαιεῦσι Αἰγύπτιοι, Σελήνῃ δὲ καὶ Διονύσῳ μούνοισι τοῦ αὐτοῦ χρόνου [τῇ αὐτῇ πανσελήνῳ τοὺς][1] ὗς

---

[1] Wie man hier den Artikel zu rechtfertigen vermag, ist mir unerfindlich. (Die zwei Worte τοὺς ὗς tilgt jetzt Stein, Comment. Ausg. 4). Er ist so wenig zu dulden wie z. B. III, 21, wo selbstverständlich auch ohne das Zeugniss von SVR zu schreiben wäre: ἐπεὰν οὕτω εὐπετέως ἕλκωσι [τὰ] τόξα Πέρσαι μεγάθεα τοσαῦτα, oder V, 27 fin.: τοὺς δὲ σίνεσθαι τὸν Δαρείου στρατὸν [τὸν om. ABC d] ἀπὸ Σκυθέων ὀπίσω ἀποκομιζόμενον, ‚das Heer des Darius auf seinem Rückzug aus dem Skythenland', wo schon Schäfer gebessert hatte; oder VII, 5: οὗτος μέν οἱ [ὁ om. SV] λόγος ἦν τιμωρός (= τοῦτο μέν κτέ.); oder VIII, 59 in.: πρὶν ἢ τὸν Εὐρυβιάδην προθεῖναι [τὸν] λόγον τῶν εἵνεκα συνήγαγε τοὺς στρατηγούς (was Cobet Var. lect. 353 berichtigt hat); oder VII, 34, wo ich wenigstens nicht erst das Zeugniss von SVR abgewartet habe, um die Sprachwidrigkeit des gangbaren Textes: τὴν δ' ἑτέρην τὴν βυβλίνην zu erkennen. Es war ja vorher (c. 25) zwar die Austheilung von Flachs- und Basttauen an Phöniker und Aegypter, nicht aber deren Verwendung für je eine Brücke gemeldet worden. Zu schreiben ist aber die Stelle auf Grund jenes Zeugnisses also: ἐγεφύρουν τοῖσι προσέκειτο, τὴν μὲν λευκολίνου Φοίνικες τὴν δὲ βυβλίνην Αἰγύπτιοι, ‚die Brücken errichteten Jene, denen dies oblag, die eine — aus Weissflachs — die Phönizier, die andere — aus Papyrusbast — die Aegypter'. Dass

θύσαντες πατέονται τῶν κρεῶν. Das Ohr allein entscheidet, ich denke ohne Appell, über die Unechtheit der Schlussworte in dem Satze (VII, 73): οἱ δὲ Φρύγες, ὡς Μακεδόνες λέγουσι, ἐκαλέοντο Βρίγες χρόνον ὅσον Εὐρωπήιοι ἐόντες σύνοικοι ἦσαν Μακεδόσι, μεταβάντες δὲ ἐς τὴν Ἀσίην ἅμα τῇ χώρῃ καὶ τὸ οὔνομα μετέβαλον [ἐς Φρύγας]. Vgl. sogleich c. 74: οἱ δὲ Λυδοὶ Μηίονες ἐκαλεῦντο πάλαι, ἐπὶ δὲ Λυδοῦ τοῦ Ἄτυος ἔσχον τὴν ἐπωνυμίην, μεταβαλόντες τὸ οὔνομα. — Doch kann auch bei richtig erklärenden oder ergänzenden Zusätzen wohl mitunter ein Zweifel in Betreff ihrer Unechtheit zurückbleiben, so gilt das nicht von jenen Fällen, in welchen der Glossator selbst die Meinung des Autors vollständig verfehlt hat. So V, 29 fin., wo die von den Pariern bewirkte Neuordnung der Verhältnisse zu Milet erzählt wird. ‚Jene Wenigen, deren Aecker die parischen Abgesandten wohl gepflegt fanden, bestellten sie zu Hütern des Gemeinwesens', τοὺς δὲ ἄλλους Μιλησίους [τοὺς πρὶν στασιάζοντας] τούτων ἔταξαν πείθεσθαι. Die einen sollten gebieten, die anderen gehorchen; das Kriterium war die Sorgfalt und die Sorglosigkeit, mit der sie ihre Privatinteressen verwaltet hatten, nicht aber das Mass ihrer Theilnahme an der allgemeinen, zwei Menschenalter hindurch währenden Zerrüttung des Staates.[1] —

Wie aber, wenn der fremde Eindringling mit dem Boden, auf dem er sich eingenistet hat, zusammengewachsen und gleichsam eins geworden ist? Dann mag der befreiende Schnitt nur gelingen, wenn ein glückliches Ungefähr uns seinen kaum zu erhoffenden Beistand leiht.

der Artikel als das nächstliegende aller Verdeutlichungsmittel gar häufig eingeschoben ward, dies weiss ja auch Herr Stein, der denselben mehrfach mit Recht gegen die Autorität der Handschriften getilgt hat, oder auch (was für ihn auf dasselbe hinauskommt) auf die Autorität der ersten Handschriftenclasse hin, wie III, 9, 10: ῥαψάμενον [τῶν] ὠμοβοέων καὶ [τῶν] ἄλλων δερμάτων ὀχετὸν μήκεϊ ἐξικνεύμενον ἐς τὴν ἄνυδρον, ἀγαγεῖν — wo man sich nur wundert, dass ihn nicht, wenn schon nicht der ständige Sprachgebrauch, so doch dieselbe Autorität (SV) veranlasst hat, bei der Wiederaufnahme des Satzes zu schreiben: ἀγαγεῖν δέ μιν (statt ἄγειν). Auch IV, 136, 4 scheint mir der von SVR ausgelassene Artikel keine Rechtfertigung zuzulassen in dem Satzglied ὥστε οὐ τετμημενέων [τῶν] ὁδῶν. —

[1] Wird nicht auch VIII, 41 zum Mindesten der Schwerpunkt des Gedankens verrückt durch die überlieferte Schreibung: ἔσπευσαν δὲ ταῦτα ὑπεκθέσθαι statt ἔσπευσαν δὲ ταῦτα ‚sie betrieben dies (das Rettungswerk) eifrig', ‚sie beeilten sich damit'? ὑπεκθέσθαι macht ganz und gar den Eindruck einer aus dem folgenden ὑπεξέκειτο entnommenen Ergänzung.

Ehe Herodot daran geht, die so erstaunliche Aufspeicherung von Wasservorräthen und dem dazu gehörigen Geschirre in der syrischen Wüste zu schildern, bemüht er sich vorerst, die Neugier seiner Leser aufs Aeusserste zu spannen. Er stellt daher der Unmasse von Weingeschirr, die jahraus jahrein nach Aegypten wandert, die überraschende Thatsache gegenüber, dass ‚sozusagen nicht ein einziges leeres Weinfass im Lande zu sehen ist'. ‚Wohin — so mag wohl Jemand fragen — kommt dies Alles?' Worauf die systematische Einsammlung und Fortschaffung all' dieses Geschirres mitgetheilt wird. Nun lautet der betreffende Satz in unseren Texten (III, 6 in.) also: — ἐς Αἴγυπτον ἐκ τῆς Ἑλλάδος πάσης καὶ πρὸς ἐκ Φοινίκης κέραμος ἐσάγεται πλήρης οἴνου δὶς τοῦ ἔτεος ἑκάστου, καὶ ἓν κεράμιον οἰνηρὸν ἀριθμῷ κείμενον οὐκ ἔστι ὡς λόγῳ εἰπεῖν ἰδέσθαι. κοῦ δῆτα κτέ. Wozu Herr Stein das Folgende anmerkt: ‚δὶς τοῦ ἔτεος, wahrscheinlich, weil die Kauffahrer nur zweimal im Jahre die Tour von Hellas nach Aegypten machten. Von phönikischen Häfen aus konnte sie schon öfter im Jahre wiederholt werden.' Die letztere Bemerkung ist vollkommen richtig; nur dünkt es uns ein wenig verwunderlich, dass der Historiker dies nicht sollte eingesehen haben, dies und noch einiges Andere. Denn wenn jenes ‚δὶς τοῦ ἔτεος ἑκάστου' in Betreff Phöniziens völlig sinnlos ist, ist es mit Rücksicht auf Griechenland etwa besonders verständig? Es mag wahr sein oder nicht, dass der einzelne Schiffer die Tour in der Regel nur zweimal im Jahre zurücklegte, kann man darum füglich sagen, dass die Weineinfuhr in Aegypten nur ‚jedes Jahr zweimal' stattfand? Und wenn man es sagen konnte, welchen Grund hatte Herodot es zu sagen, — es eben hier zu sagen, wo er uns von der Grösse jener Einfuhr die möglichst stärkste Vorstellung beibringen will und auf behutsame Einschränkungen so wenig bedacht ist, dass er die Weineinfuhr aus ‚ganz Griechenland' stattfinden lässt, ohne etwa jene Landstriche ängstlich auszunehmen, denen der Bacchussegen versagt blieb? ‚Aus allen Theilen Griechenlands und überdies noch aus Phönizien' — und ‚das ganze Jahr hindurch', das stimmt zu einander, und das schrieb unser Geschichtschreiber. Denn jenes δὶς τοῦ ἔτεος ἑκάστου ist nur die Lesart der einen Handschriftenclasse. Die andere, die so oft allein das Ursprüngliche bewahrt hat, bietet ganz

Anderes. R und S freilich mit ihrem δι' ἔτεος ἑκάστου lassen das Richtige nur ahnen; der Vindobonensis aber legt uns die Lösung des Räthsels in die flache Hand durch seine Schreibung: δι' ἔτους ἔτεος ἑκάστου! Also Glossem und Glossirtes nebeneinander (wie in allen Handschriften τούτου εἵνεκα neben πρὸς ταῦτα steht, I, 165); nur liefert das Glossem diesmal eine falsche Erklärung: ‚alljährlich' (ἔτεος ἑκάστου) statt ‚das ganze Jahr hindurch', was δι' ἔτεος (bereits im Archetypus zu δι' ἔτους verschrieben, gleichwie z. B. VI, 75, 4 προέβαινε in den meisten Handschriften zu προῦβαινε geworden ist) allein bedeutet. Man vergleiche II, 22, 4: ἰκτῖνοι δὲ καὶ χελιδόνες δι' ἔτεος [ἐόντες?] οὐκ ἀπολείπουσι —; ebenso διὰ βίου, διὰ νυκτός, δι' ἐνιαυτοῦ, δι' ἡμέρης (letzteres bei unserem Autor I, 97, 21; II, 173, 14: VI, 12, 9; VII, 210, 6—7). Wie aber aus der Verschmelzung des Erklärten und der Erklärung, durch Veränderung und Tilgung je eines Buchstabens, der Unsinn der Vulgat-Lesart entstehen konnte, während die minder naiven Vertreter der ersten Handschriftenfamilie das scheinbar überschüssige ἔτους einfach über Bord warfen, wem müssen wir dies erst weitläufig erklären?[1]

Doch ich erschrecke über den Umfang, welchen meine Erörterungen anzunehmen drohen, wenn ich in der bisherigen Weise fortfahre. Ich beschränke mich daher fortan mehr und mehr auf das Wichtigste und befleissige mich so grosser Kürze, als die Sache nur immer zulässt.

Drittes Buch.

III, 11 fin.: μάχης δὲ γενομένης καρτερῆς καὶ πεσόντων ἐξ ἀμφοτέρων τῶν στρατοπέδων πλήθεϊ πολλῶν ἐτράποντο οἱ Αἰγύπτιοι. Gewiss konnte Herodot sich also ausdrücken, wenngleich er in allen

[1] Dass Herodot auch mit noch grösserem Nachdruck gesagt haben könnte: ‚Jahr für Jahr das ganze Jahr hindurch', so dass die Lesart des Vindobonensis unverkürzt in den Text zu setzen wäre, diese Möglichkeit ist mir freilich auch in den Sinn gekommen und sie wird der Wahrscheinlichkeit um einen Grad näher gebracht durch den analogen Ausdruck des Komikers Amphis (frg. com. gr. III, 319): πίνουσ' ἑκάστης ἡμέρας δι' ἡμέρας, der mir nachträglich zufällig aufstösst (obgleich ich ihn Valckenaer's Anm. zu VI, 12 entnehmen konnte). Ob aber diese Ausdrucksweise für unseren Historiker nicht allzu epigrammatisch zugespitzt und darum die oben ausgeführte Vermuthung doch wohl die wahrscheinlichere ist, mögen Andere entscheiden.

anderen derartigen Fällen eine verschiedene Ausdrucksweise gewählt hat. So I, 76 fin.: μάχης δὲ καρτερῆς γενομένης καὶ πεσόντων ἀμφοτέρων πολλῶν. I, 80 fin.: χρόνῳ δὲ πεσόντων ἀμφοτέρων πολλῶν ἐτράποντο οἱ Λυδοί —. IV, 201 in.: χρόνον δὲ δὴ πολλὸν τριβομένων καὶ πιπτόντων ἀμφοτέρων πολλῶν. VI, 101 med.: προσβολῆς δὲ γινομένης καρτερῆς πρὸς τὸ τεῖχος ἔπιπτον ἐπὶ ἓξ ἡμέρας πολλοὶ μὲν ἀμφοτέρων —. Allein stutzig werden darf angesichts solcher fast stereotyper Gleichmässigkeit des Autors wohl auch der am wenigsten nivellirungssüchtige Kritiker, insbesondere wenn er zweierlei erwägt: erstens, dass gerade an unserer Stelle die Worte ἀμφοτέρων τῶν στρατοπέδων wenige Zeilen vorher vorkommen — und zweitens, dass in den Handschriften der ersten Familie ἐξ fehlt (ἐξ om. SVR; das Wort tilgt auch Krüger [2]). Ist es nicht, als ob wir die Interpolation schrittweise vor unseren Augen erwachsen sähen?

III, 15, 9—11: πολλοῖσι μέν νυν καὶ ἄλλοισι ἔστι σταθμώσασθαι ὅτι τοῦτο οὕτω νενομίκασι ποιέειν, ἐν δὲ καὶ τῷ τε Ἰνάρω παιδὶ Θαννύρα, ὃς ἀπέλαβε τήν οἱ ὁ πατὴρ εἶχε ἀρχήν, καὶ τῷ Ἀμυρταίου Παυσίρι —. Wenn der vortreffliche Reiske den herodoteischen Sprachgebrauch nicht eingehend genug erforscht hatte, um das überlieferte ἐν δὲ καὶ τῷδε· Ἰνάρω κτέ. richtig zu verstehen, so wird dies Niemand befremden. Wohl aber darf es uns Wunder nehmen, wenn auch Stein Reiske's ‚f(ortasse) τῷ τε' sich angeeignet und diese grundlose Aenderung in den Text gesetzt hat.[1] Man vergleiche vor Allem VI, 53 in., wo Herr Stein (nach meinem Vorgang, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, S. 828) die Lesart der ersten Handschriftenclasse mit Recht angenommen hat: τάδε δὲ κατὰ τὰ λεγόμενα ὑπ' Ἑλλήνων ἐγὼ γράφω· τούτους τοὺς Δωριέων βασιλέας κτέ., wo beiläufig auch das grobe ‚proleptische' Emblem τοῦ θεοῦ ἀπεόντος zu tilgen war. Denn so drückt sich

---

[1] Ob Inaros' Sohn Θαννύρας oder Ἰθαννύρας geheissen hat, darüber fehlt uns meines Wissens jede weitere Kunde. Auf Grund der nahezu übereinstimmenden Lesarten von SVR schreibe ich die Worte: Ἰνάρω τοῦ Λίβυος παιδὶ Ἰθαννύρᾳ —. (V bietet: ἐν δὲ καὶ τῶδε (sic), Ἰναρῶ (sic) τῶ (sic) Λίβυος παιδὶ Ἰθαννύρα, ὡς (sic) κτέ.) — Dass Inaros schon c. 12 (wo, beiläufig, Stein das treffliche (von V und R gebotene) διαράξειας wieder ausgemerzt hat und wo τιάρας sicherlich ein aus VII, 61 stammendes Glossem zu πίλους ist) ‚der Libyer' genannt ward, kann doch wahrlich kein Grund sein, die zwei Worte hier für verdächtig zu halten.

kein verständiger Schriftsteller aus, wohl aber entspricht die im Hinblick auf das unmittelbar folgende: ἔλεξα δὲ μέχρι Περσέος τοῦδε εἵνεκα κτέ. erfolgte Anfertigung dieses Zusatzes ganz und gar der uns wohlbekannten Manier des Interpolators. (Besser, aber auch nicht völlig genügend behandeln Krüger und Abicht die obige Stelle.)

III, 20 fin. — 21 musste ein in der ersten Handschriftenclasse fehlender Zusatz aus dem Text entfernt werden: — καὶ δὴ καὶ κατὰ τὴν βασιληίην τοιῶδε· τὸν ἂν τῶν ἀστῶν κρίνωσι μέγιστόν τε εἶναι καὶ κατὰ τὸ μέγαθος ἔχειν τὴν ἰσχύν, τοῦτον [ἀξιοῦσι om. SVR] βασιλεύειν. Denn was ist, so frage ich jeden Unbefangenen, wahrscheinlicher: dass ein Schreiber oder Redacteur jene echt herodoteische Brachylogie in den Text hineingefälscht, oder dass die Unkenntniss derselben die Ergänzung veranlasst hat? Man vergleiche III, 84: περὶ δὲ τῆς βασιληίης ἐβουλεύσαντο τοιόνδε· ὅτευ ἂν ὁ ἵππος ἡλίου ἐπανατεῖλαντος[1] πρῶτος φθέγξηται — τοῦτον ἔχειν τὴν βασιληίην.

III, 52, 6: τετάρτῃ δὲ ἡμέρῃ ἰδὼν μιν ὁ Περίανδρος ἀλουσίῃσί τε καὶ ἀσιτίῃσι συμπεπτωκότα οἴκτειρε —.[2] Diese einfachen Worte sind, so unglaublich es scheinen mag, von Uebersetzern und Herausgebern (ja auch von den Verfassern des Thesaurus) um die Wette missverstanden worden. Lhardy, Stein, Krüger, Abicht setzen συμπεπτωκότα einem περιπεπτωκότα gleich: Rawlinson geht dem verfänglichen Worte klüglich aus dem Wege, und nur der gerad-

---

[1] Dass mit SVR so und nicht ἐπανατέλλοντος zu schreiben ist (vgl. auch VII, 223 in.), kann Jedermann eine kurze Ueberlegung lehren. Es galt hier doch den Zeitpunkt so genau als irgend möglich zu fixiren (‚after the sun was up' übersetzt bestens der einsichtige Rawlinson). — Wie oft hat doch jene Handschriftenclasse das richtige Tempus allein bewahrt, so III, 25, 16, ὡς ἤκουσε (statt ἤκουε) oder 67 in. ἐβασίλευε statt ἐβασίλευσε (der falsche Smerdis setzte ja nur seine schon begonnene Usurpatorenherrschaft fort; er begann sie nicht zu jenem Zeitpunkt).

[2] Im Vorangehenden c. 50 fin. ist nach Schweighäuser's und Wesseling's Hinweis auf II, 162 fin.: περιθύμως ἔχοντα (vgl. auch II, 45, 13 ἀπείρως ἔχειν oder IV, 95 9 παντελέως εἶχε) von Abicht περιθύμως ἔχων zweifellos richtig hergestellt worden. Dass Stein, um nur nicht die Lesart der ersten Handschriftenclasse (περιθύμως SVR) annehmen zu müssen, lieber auf Schäfer's πέρι θυμῷ ἐχόμενος zurückgreift und selbst sein ‚coniectabam περὶ θυμῷ ἀχθόμενος' der Erwähnung werth achtet, darüber darf man füglich erstaunt sein.

sinnige alte Lange übersetzt sach- und sprachgemäss, wenngleich nicht allzu zierlich: ‚zusammengefallen‘. Diese Auffassung ist natürlich allein richtig. Wir erwarten hier, wo das Herz des Fürsten durch den Anblick des unglücklichen Prinzen gerührt wird, die Wirkungen der von ihm erduldeten Entbehrungen, des Hungers und der mangelnden Körperpflege bezeichnet zu finden. Da es nöthig scheint, füge ich den wenigen von den Wörterbüchern angeführten Belegen dieses Gebrauches von συμπίπτω einige weitere hinzu: Erasistratus ap. Aul. Gell. (Noct. att. 16, 3 = II, 150 Hertz): ἐλογιζόμεθα οὖν παρὰ τὴν ἰσχυρὰν σύμπτωσιν τῆς κοιλίας εἶναι τὴν (εἶναί τινα?) σφόδρα ἀσιτίαν κτέ. — Genesis (LXX) 4, 5—6: συνέπεσε τὸ πρόσωπόν σου. — Plutarch. de curiosit. c. 2 (624, 42 Dübn.): οὕτως ἐμπαθῶς ἔσχεν (Aristipp nämlich, als er vor Begier brannte, Sokrates kennen zu lernen), ὥστε τῷ σώματι συμπεσεῖν καὶ γενέσθαι παντάπασιν ὠχρὸς καὶ ἰσχνός. Aehnlich ist der Gebrauch von συντήκεσθαι. Zur Sache vergleiche man auch Eurip. Orest. 226: ὡς ἠγρίωσαι διὰ μακρᾶς ἀλουσίας.

Der unglückliche Vater lässt kein Mittel unversucht, um den harten Sinn des zürnenden Jünglings zu beugen oder zu erweichen. Er schlägt den Ton ernster Ermahnung an und gleich darauf jenen des zärtlichen, gemüthvollen Zuspruchs: εἰ γάρ τις συμφορὴ ἐν ἑωυτοῖσι[1] γέγονε, ἐξ ἧς ὑποψίην ἐς ἐμὲ ἔχεις, ἐμοί τε αὕτη γέγονε καὶ ἐγὼ αὐτῆς τὸ πλεῦν μέτοχός εἰμι. Dies sind ungemein wohlgewählte, überaus sorgfältig abgewogene Worte. Sie schliessen ein halbes Schuld- und Reuebekenntniss in sich, aber doch nur ein halbes. Und die dichten Schleier der kunstvoll gewobenen doppelsinnigen Rede dämpfen den Eindruck auch dessen, was kein Missverständniss zulässt. Wie ein verletzend greller Lichtstrahl fährt aber in diese wohlberechnete Dämmerung das nunmehr folgende Satzglied: ὅσῳ αὐτός σφεα ἐξεργασάμην! Was soll dieses unumwundene, unverblümte Geständniss? Was kann Periander bewegen, ein solches abzu-

[1] ‚Denn wenn ein Unglück unter uns geschehen ist‘ — dies ist der vom Zusammenhang geforderte Gedanke. Und mit Recht lässt uns Eltz (Jahrb. Supp. Bd. IX, 127) nur die Wahl, diese Bedeutung in den überlieferten Worten (ἐν αὐτοῖσι) zu finden oder dieselben durch ἐν ἑωυτοῖσι zu ersetzen. Für die erstere Auffassung liefert er kaum genügende, für die letztere vollkommen ausreichende Belege, auch aus unserem Autor (insbesondere V, 20, 4).

legen? Warum sprach er eben erst von dem ‚Argwohn‘, den der Sohn gegen ihn hegen mag, wenn er entschlossen war, ihm selbst die volle, zweifellose Gewissheit zu geben, das Entsetzliche nackt und ohne jede Bemäntelung mit wahrhaft verblüffender Offenheit auszusprechen? Und wie stimmt dieses unverhüllte Armensünder-Bekenntniss zum Folgenden, wo uns nicht etwa der Ausdruck reumüthigster Zerknirschung, sondern der Appell an die väterliche Autorität entgegentritt, (ὀκνεῖόν τι ἐς τοὺς τοκέας καὶ τοὺς κρέσσονας τεθυμῶσθαι)? Ich kann es nicht glauben, dass diese Worte echt sind und dass Herodot sich in einem Athem als einen Meister und als einen Stümper in der Kunst psychologischer Berechnung erwiesen hat. Wohl aber ist es unschwer begreiflich, dass die absichtliche Zweideutigkeit des schliessenden Satzgliedes (‚und ich habe daran den grösseren Antheil‘) die ergänzende Thätigkeit eines alten Interpolators herausgefordert hat.

τούτου δὲ μηκέτι ἐόντος, δεύτερα τῶν λοιπῶν ὑμῖν ὦ Πέρσαι γίνεταί μοι ἀναγκαιότατον ἐντέλλεσθαι τὰ θέλω μοι γενέσθαι τελευτῶν τὸν βίον (III, 65, 15). Hier haben die zwei durchschossenen Worte bisher keinerlei befriedigende Erklärung gefunden. Denn Stein's, Abicht's und Krüger's übereinstimmender Vorschlag, den Genetiv von ἀναγκαιότατον abhängen zu lassen: ‚das Dringendste von dem Uebrigen‘, ‚unter dem Uebrigen, was ich noch zu sagen habe‘, ‚den übrigen Aufträgen‘, ist augenscheinlich verfehlt. Weder begegnet uns im Folgenden die leiseste Hindeutung auf derartige weitere Aufträge (oder auch auf die Unmöglichkeit, dieselben vorzubringen), noch findet hier überhaupt — und dies ist entscheidend — der Uebergang zu einem neuen Thema statt. Nicht von einem Gegenstand zu einem andern wendet sich Kambyses, sondern von einer Person zu anderen, von dem ermordeten Smerdis zur Gesammtheit der Perser. Er spricht vorher wie nachher von dem einen Anliegen, das seine ganze Seele ausfüllt und den einzigen Inhalt seines letzten Willens ausmacht: von der Nothwendigkeit, dem Usurpator die angemasste Herrschaft zu entreissen. Soeben hatte er den verhängnissvollen Irrthum beklagt, welchem derjenige zum Opfer fiel, ‚dem es am meisten zukam, die von den Magern erlittene Schmach zu rächen‘. Da der Bruder — so fährt er fort — nicht mehr unter den Lebenden weilt, so seid — in zweiter

Reihe — unter allen Uebrigen Ihr Perser diejenigen, die mir am nächsten stehen, mit mir durch das engste und stärkste Band (ἀνάγκη) verknüpft sind und an die mithin mein Auftrag ergehen muss. (Eine wortgetreuere Uebertragung scheitert an der Unmöglichkeit, den in ἀναγκαιότατον liegenden Doppelsinn im Deutschen wiederzugeben.) Total unzulässig ist die alte Auffassung, vermöge welcher τῶν λοιπῶν von δεύτερα abhängen soll. Von der Unzulänglichkeit des also zu gewinnenden Gedankens abgesehen, (der wieder ein verschiedener ist bei Valla: ‚secundum ex reliquis‘ und bei Lhardy: ‚an zweiter Stelle unter den Uebrigen‘, wobei die Uebrigen ‚alle Perser nach Abrechnung des Smerdis‘ sein sollen!) spricht der herodoteische Sprachgebrauch, der nur ein absolut gebrauchtes oder ein im Sinne von ὕστερον mit einem Genetiv verbundenes δεύτερα kennt,[1] peremptorisch dagegen. Wer die zwei Worte nicht tilgen will (und dazu würde, meines Erachtens, nicht die Berufung auf VIII, 5 oder VI, 123 genügen, wo dieselben oder ganz ähnliche Worte anerkanntermassen unecht sind), der wird sich wohl bei unserer Auslegung derselben beruhigen müssen. Zur Ungleichartigkeit der verglichenen Begriffe vgl. unsere Bemerkungen und Verweisungen zu IX, 82, 8.

III, 69 fin.: μαθοῦσα δὲ οὐ χαλεπῶς ἀλλ' εὐπετέως οὐκ ἔχοντα [τὸν ἄνδρα?] ὦτα, ὡς ἡμέρη τάχιστα ἐγεγόνεε, πέμψασα ἐσήμηνε τῷ πατρί [τὰ γενόμενα]. Die letzten zwei Worte sind nicht nur vollkommen entbehrlich (vgl. IV, 76, 9—10: καὶ τῶν τις Σκυθέων καταφρασθεὶς αὐτὸν ταῦτα ποιεῦντα ἐσήμηνε τῷ βασιλέι Σαυλίῳ), sie sind auch, da es dem Otanes um den ermittelten Sachverhalt weit mehr als um den Vorgang der Ermittelung zu thun ist, so wenig passend, dass die Uebersetzer ihr Vorhandensein einmüthig ignoriren (‚and of this — she sent word to her father‘

---

[1] Zur ersten Kategorie gehören, falls mir nichts entgangen ist, die folgenden Fälle: I, 112 16, 126 9; II, 137 13, 158 22; III, 14 18, 22 13, 31 11, 53 9, 68 16, 74 1, 80 11 (wo Stein in kaum glaublicher Weise irrt, indem er τούτων von δεύτερα abhängen lässt, statt von dem folgenden οὐδέν), 135 17; IV, 76 19, 145 12 (τὸ δεύτερον); V, 36 19, 38 23; VII, 53 in., 136 6, 141 15 und 20, 209 fin.; IX, 42 5, 99 in. (wobei wir den prädicativen Gebrauch des Wortes von dem adverbialen nicht gesondert haben). Von Fällen der zweiten Art kenne ich nur I, 91 21 (δεύτερα δὲ τούτων καιομένῳ αὐτῷ ἐπήρκεσε) und VII, 112 in. (δεύτερα τούτων παραμείβετο τείχεα τὰ Πιέρων); zur letzteren Stelle mag man Krüger's Verweisungen vergleichen.

Rawlinson; ‚und that ihm die Sache kund' Stein;[1] ‚und sagt' es ihm an' Lange). Das Wort γενόμενα verdankt auch ein anderes Mal (VI, 75, 9, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1859, 828) dem gleichen Ergänzungsbestreben des Interpolators sein Dasein. So trefflich ferner der Artikel an seinem Platze ist Z. 5 ἄφασον αὐτοῦ τὰ ὦτα oder Z. 13 τὰ ὦτα ἀπέταμε, so unpassend dünkt er mir in dem Satzglied Z. 9, das ich im Uebrigen mit einem Theil der Handschriften (zum Theil nach Bekker) also schreiben möchte: εἰ γὰρ δὴ μὴ ἔχων τυγχάνει [τὰ] ὦτα —. (Der Vindobonensis hat εἰ mit SR, τυγχάνει mit Medic. und Pass., und die Wortstellung wie S und R.)

Wer nur Stein's Ausgabe benützt und einiges kritische Vermögen besitzt, der läuft fortwährend Gefahr, Emendationen zu finden und als neue vorzubringen, die bereits in einigen, in vielen oder auch in den meisten Ausgaben[2] verzeichnet sind. Mit genauer Noth bin ich dieser Fährlichkeit in Betreff des Schlusses von III, 73 entgangen. Gobryes endigt seine Rede mit dem Rathe, so lange beisammen zu bleiben, bis man darüber einig geworden ist, den Pseudo-Smerdis schnurstracks anzugreifen und zu tödten: μὴ διαλύεσθαι ἐκ τοῦ συλλόγου τοῦδε ἀλλ' ⟨ἢ⟩ ἰόντας ἐπὶ τὸν Μάγον ἰθέως. Diese vorzügliche, zu dem kraft- und schwungvollen Ton der Rede trefflich stimmende Lesart der ersten Handschriftenclasse (statt der Vulgata: ἄλλοθι ἰόντας ἢ) ist — sammt der selbstverständlichen kleinen Ergänzung — schon von Palm und von Dindorf angenommen worden; ich erwähne dies, weil nicht nur Stein gewohnter Weise darüber schweigt, sondern auch die anderen neuen Herausgeber die Besserung nicht zu kennen scheinen (vgl. IX, 109, 8: τοῦ ἔμελλε οὐδεὶς ἄρξειν ἀλλ' ἢ ἐκείνη. Empfiehlt sich nicht auch IV, 131, 10 die Schreibung:

---

[1] Stein's Deutung der Worte in der commentirten Ausgabe (‚den wahren Sachverhalt') wird durch die von ihm herbeigezogenen Stellen keineswegs ausreichend erhärtet.

[2] Dass selbst dies keine Uebertreibung ist, mag ein ergötzliches Beispiel lehren. Cobet, der nur Stein's Textausgabe vor Augen hat, glaubt (Mnemos.[2] XI, 88) die ‚vera lectio' μοῦνος μουνόθεν (I, 116, 4) zum ersten Male zu ermitteln. Dieselbe steht jedoch schon bei Jacob Gronov im Texte, desgleichen in fast all den Ausgaben, die mir zur Hand sind, so bei Gaisford, Bekker, Dindorf, Dietsch, Lhardy und (was nicht am mindesten bemerkenswerth ist) bei Stein selbst (Ausgabe m. deutsch. Anm., 1. Aufl.).—

ὁ δὲ οὐδὲν ἔφη οἱ ἐπεστάλθαι, ἀλλ' ἢ [codd. ἄλλο ἢ] δόντα τὴν ταχίστην ἀπαλλάσσεσθαι?).[1]

III, 97, 7 hat die Restitution der in Folge des missverstandenen Zwischensatzes (s. oben I, S. 172) arg geschädigten Stelle natürlich von der trefflichen Lesart der ersten Handschriftenclasse (δ' ἐτάξαντο SR, δὲ ἐτάξαντο V) auszugehen: Κόλχοι δὲ τὰ ἐτάξαντο [ἐς τὴν δωρεὴν] καὶ οἱ προσεχέες μέχρι Καυκάσιος ὄρεος (ἐς τοῦτο γὰρ τὸ ὄρος ὑπὸ Πέρσῃσι ἄρχεται, τὰ δὲ πρὸς βορέην ἄνεμον τοῦ Καυκάσιος Περσέων οὐδὲν ἔτι φροντίζει), οὗτοι ὦν δῶρα τὰ ἐτάξαντο ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ διὰ πεντετηρίδος ἀγίνεον κτέ. Sehr bemerkenswerth ist es, dass schon Reiske (von der nothwendigen Ausscheidung der drei interpolirten Worte[2] abgesehen) diese Herstellung fand, obgleich ihm nur die schlechte Lesart der zweiten Handschriftenclasse (δ' ἔταξάν οἱ) vor Augen lag. Die Phrase ἐς τὴν δωρεήν begegnet II, 140, 2, wo sie ganz wohl an ihrem Platze ist; hingegen erscheint sie III, 135 fin. in einem nicht nur völlig entbehrlichen, sondern durch den Widerspruch mit dem Vorangehenden auch verdächtigen Satzglied: τὴν μέντοι ὁλκάδα, τήν οἱ Δαρεῖος ἐπαγγέλλετο [ἐς τὴν δωρεὴν τοῖσι ἀδελφεοῖσι], δέκεσθαι ἔφη. Vorher heisst es: δῶρα δέ μιν τῷ πατρὶ καὶ τοῖσι ἀδελφεοῖσι ἐκέλευε πάντα τὰ ἐκείνου ἔπιπλα λαβόντα ἄγειν, φὰς ἄλλα οἱ πολλαπλήσια ἀντιδώσειν· πρὸς δὲ [ἐς τὰ δῶρα?] ὁλκάδα οἱ ἔφη συμβαλέεσθαι κτέ. Die Verbindung τάσσεσθαι εἰς τὴν δωρεήν müsste als grammatisch möglich erwiesen werden, wenn man sich bei Stein's Conjectur: Κόλχοι δὲ ταξάμενοι ἐς τὴν δωρεὴν beruhigen sollte.

Die Anschaulichkeit der Erzählung gewinnt allezeit durch scharfe Scheidung der auf einander folgenden Zeitmomente. Wie lässt es sich daher bezweifeln, dass III, 110 fin. mit

---

[1] Sollen wir übrigens in diesem kleinen Meisterstück der Redekunst, wo Alles Feuer, Ungestüm, kraftvolle Gedrungenheit ist, einen so matten und abschwächenden Zusatz dulden müssen, wie er uns sogleich in den Anfangsworten begegnet: ἄνδρες φίλοι, ἡμῖν κότε κάλλιον παρέξει ἀνασώσασθαι τὴν ἀρχήν, ἢ εἴ γε μὴ οἷοί τε ἐσόμεθα [αὐτὴν ἀναλαβεῖν], ἀποθανεῖν (III, 73 in.)? Die ‚Fülle des Ausdrucks' bei Herodot hat sehr weite Grenzen, aber doch Grenzen; ausserhalb derselben liegt, meines Erachtens, auch Ἑλλήνων IX, 72, 3 (vgl. IV, 53 in.) oder ἡμέρῃ I, 32, 4.

[2] ‚Als ihr pflichtmässiges Geschenk' erklärt Stein und verweist zugleich auf II, 140 wo er dieselben Worte ganz richtig und ganz anders (‚zu dieser Gabe') übersetzt hatte.

der ersten Handschriftenclasse zu schreiben ist: τὰ δεῖ ἀπαμυναμένους (SV statt ἀπαμυνομένους) ἀπὸ τῶν ὀφθαλμῶν οὕτω δρέπειν τὴν κασίην, und sogleich wieder 111, 15: τὰς δὲ ὄρνιθας καταπταμένας (SVR statt καταπετομένας αὐτῶν, das letzte Wort tilgt auch Stein mit Anderen) ἀναφορέειν ἐπὶ τὰς νεοσσιάς? Bin ich allzukühn, wenn ich auch die vollkommen entbehrlichen, in den zwei Handschriftenfamilien verschieden angeordneten, aus dem Vorangehenden wiederholten Worte τὰ τῶν ὑποζυγίων μέλεα oder τὰ μέλεα τῶν ὑποζυγίων ebenso für eine schon im Archetypus vorhandene Objectsergänzung halte, wie dies z. B. V, 92γ 15 sicherlich die in der ersten Classe fehlenden Worte τὸ παιδίον sind (τὸν πρῶτον αὐτῶν λαβόντα προσουδίσαι, vgl. dort Z. 11 und Z. 17)?

III, 113, 9: ἁμαξίδας γὰρ ποιεῦντες ὑποδέουσι αὐτὰς τῇσι οὐρῇσι, ἑνὸς ἑκάστου κτήνεος τὴν οὐρὴν ἐπ' ἁμαξίδα καταδέοντες. Hier bieten die sämmtlichen Handschriften den sinnwidrigen, aber bisher nicht angefochtenen Zusatz ἑκάστην nach ἁμαξίδα, etwa wie jene der zweiten Classe IV, 72, 6 das einfache ἐπ' ἵππον (so SVR) nicht geduldet haben in dem Satze: τῶν δὲ δὴ νεηνίσκων τῶν ἀποπεπνιγμένων τῶν πεντήκοντα ἕνα ἕκαστον ἀναβιβάζουσι ἐπὶ τὸν ἵππον· —. Denn gezwungen wäre die Erklärung ‚auf das zum Jüngling gehörige Pferd'; ist doch im Vorangehenden zwar von fünfzig Jünglingen und fünfzig Rossen, nicht aber von ihrer Zusammengehörigkeit die Rede gewesen, die eben mit diesen Worten ausgesprochen wird: ‚Von den fünfzig erdrosselten Jünglingen setzten sie je einen auf ein Pferd.'

III, 115 in.: Αὗται μέν νυν ἔν τε τῇ Ἀσίῃ ἐσχατιαί εἰσι καὶ ἐν τῇ Λιβύῃ· περὶ δὲ τῶν ἐν τῇ Εὐρώπῃ [τῶν πρὸς ἑσπέρην] ἐσχατιέων ἔχω μὲν οὐκ ἀτρεκέως λέγειν· οὔτε γὰρ ἔγωγε ἐνδέκομαι Ἠριδανόν τινα (add. SVR) καλέεσθαι πρὸς βαρβάρων ποταμὸν ἐκδιδόντα ἐς θάλασσαν τὴν πρὸς βορέην ἄνεμον, ἀπ' ὅτευ τὸ ἤλεκτρον φοιτᾶν λόγος ἐστί, οὔτε νήσους οἶδα Κασσιτερίδας ἐούσας [ἐκ τῶν ὁ κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ]. Diesmal hat der Interpolator seine Sache schlecht gemacht. So wenig Herodot bei Asien und Libyen blos an den Osten denkt und denken kann, sondern neben diesem (106 in. πρὸς τὴν ἠῶ) auch den Süden (107 in. πρὸς δ' αὖ μεσαμβρίης) und den Südwesten (114 in. ἀποκλινομένης δὲ μεσαμβρίης — πρὸς δύνοντα ἥλιον) im Auge hat, ebenso wenig kann er hier den Norden ignoriren. Und er ignorirt ihn auch thatsächlich nicht, da er ja sofort

vom Nordmeer und alsbald auch vom nordischen Festland spricht (116 in. πρὸς δὲ ἄρκτου τῆς Εὐρώπης κτέ.)! Genannt aber hat er an der Spitze des Capitels gewiss keine dieser Weltgegenden, sondern sich damit begnügt, den zwei schon behandelten Erdtheilen den dritten gegenüberzustellen, das Uebrige der Einsicht seiner Leser überlassend. Zu Ἠριδανόν τινα und οὔτε νήσους οἶδα Κασσιτερίδας ἐούσας vergleiche man den uns so wohlbekannten Satz: οὐ γάρ τινα ἔγωγε οἶδα ποταμὸν Ὠκεανὸν ἐόντα (II, 23), wo auch die Fortsetzung, der Hinweis auf den poetischen Ursprung des Wahnglaubens, zu dem hier Folgenden stimmt (ὑπὸ ποιητέω δέ τινος ποιηθέν). ‚Und was die Zinninseln betrifft, so weiss ich auch nichts von wirklichen Inseln dieses Namens‘ — wie kann sich hieran der von uns eingeklammerte Satz anschliessen, da doch aus dem Nicht-Seienden weder das Zinn, noch sonst etwas herstammen kann? Einen blossen Glauben oder eine Sage weiss aber Herodot sehr wohl auch sprachlich von der Wirklichkeit zu unterscheiden; warum sagte er nicht auch hier, falls er dies ausdrücken wollte, φοιτᾶν λόγος ἐστί, oder (wenn er vor der Wiederholung der soeben gebrauchten Wendung zurückscheute) φοιτᾶν φασι oder λέγουσι? Der Name der ‚Zinninseln‘ sprach eben deutlich genug und bedurfte keines Commentars; es genügte, wenige Zeilen nachher den realen Sachverhalt, von allem Problematischen geschieden, festzustellen: ἐξ ἐσχάτης δ᾽ ὦν ὅ τε κασσίτερος ἡμῖν φοιτᾷ καὶ τὸ ἤλεκτρον.

Seltsamer Weise scheint noch kein Herodot-Forscher bemerkt zu haben, dass die Schlussworte von III, 143 an ihre gegenwärtige Stelle passen wie die Faust auf das Auge. Maiandrios hat die namhaftesten seiner Widersacher in den Kerker geworfen; er erkrankt und schwebt in Lebensgefahr; sein Bruder Lykaretos tödtet die Gefangenen, um sich nach dem Ableben des Bruders der Herrschaft um so leichter bemächtigen zu können. Was soll da der begründende Satz: ‚Denn sie wollten eben, wie es scheint, ganz und gar nicht frei sein?‘ Hingegen wären diese Worte an einer früheren Stelle sehr wohl an ihrem Platze, dort wo dem Maiandrios, als er ‚der gerechteste der Menschen‘ sein und den Samiern ihre Freiheit wiedergeben will, statt freudigen Entgegenkommens und begeisterten Dankes nur Anklagen und Chicanen zu Theil werden und die Ausführung seines edlen Vorhabens vereiteln. Hier (143 in.) möchte ich

die wohl einst zufällig ausgelassenen, am Rande beigeschriebenen und am unrechten Orte eingesetzten Worte einschalten, wie folgt: Μαιάνδριος δὲ νόῳ λαβών, ὡς εἰ μετήσει τὴν ἀρχὴν ἄλλος τις ἀντ' αὐτοῦ τύραννος καταστήσεται (οὐ γὰρ δή, ὡς οἴκασι, ἐβούλοντο εἶναι ἐλεύθεροι), οὐδ' ἔτι[1] ἐν νόῳ εἶχε μετιέναι αὐτήν, ἀλλ' ὡς ἀνεχώρησε ἐς τὴν ἀκρόπολιν κτέ. —.

Viertes Buch.

Wer an den Rhythmus der herodoteischen Sprache gewohnt ist, der wird bei den Worten IV, 9, 4—5: ἐγὼ γὰρ ἐκ σεῦ τρεῖς παῖδας ἔχω sofort einen Anstoss empfinden. Denselben räumt die Lesart der ersten Handschriftenclasse (die Bekker aufnahm) aus dem Wege: ἔχω γὰρ ἐκ σέο παῖδας τρεῖς. Dass dies Stein nicht fühlt und nicht auch durch derartige, an sich kleine, aber durch ihre unaufhörliche Wiederkehr bedeutsame Mahnungen zu einer richtigeren Würdigung dieser Familie geführt ward, dünkt uns gar befremdlich — um so befremdlicher, da er, der Macht der Wahrheit widerwillig gehorchend, eben in diesen Partien nicht selten Lesarten von SV oder SVR annimmt, die wahrlich keinem noch so geschickten antiken Corrector ihr Dasein verdanken können, so διαλείπειν (statt διαλιπών) III, 155, 18, die Auslassung von τοῖς Πέρσῃσι III, 156, 15, von ἀρχόντων IV, 5, 20.

Ueber die so schwierige als vielbehandelte Stelle IV, 11 will ich (von den Abenteuerlichkeiten der neuesten Herausgeber absehend) nur so viel bemerken, dass selbstverständlich von der völlig sinngemässen Lesart der ersten Handschriftenclasse aus-

[1] Zur Rechtfertigung dieser trefflichen, wenngleich nur von S dargebotenen (von Schweighäuser, Gaisford, Bekker u. s. w. angenommenen, von Stein jedoch wieder verschmähten) Besserung (statt οὐ δή τι) genügt der Hinweis auf den Gedankenzusammenhang und allenfalls auf Stellen wie VI, 133, 2: οἱ δὲ Πάριοι ὅκως μέν τι δώσουσι Μιλτιάδῃ [ἀργυρίου secl. Krüger] οὐδὲ διενοεῦντο, οἱ δὲ ὅκως διαφυλάξουσι τὴν πόλιν [τοῦτο om. SV] ἐμηχανέοντο κτέ. Hier wie dort deutet οὐδέ auf die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Ausführung hin, neben dem Nichtvorhandensein (beziehungsweise Nichtmehrvorhandensein) der betreffenden Absicht. Dass diese allein sinngemässe Lesart (die an letzterer Stelle Stein's ABC und S darbieten) in VR durch οὐδέν verdrängt ward, sollte uns nicht hindern, sie in den Text zu setzen.

zugehen und das von Valckenaer so trefflich gefundene, durch die schlagendsten Parallelen gesicherte μένοντας anzunehmen ist (vgl. insbesondere VI, 22, 7—8; VII, 173, 9—11; VIII, 74, 20—22; IX, 55, 24), wodurch wir zu Bredow's (pag. 29) und Herold's (emend. herod. I, pag. 6) Schreibung gelangen: ὡς ἀπαλλάσσεσθαι πρῆγμα εἴη μηδὲ πρὸς πολλοὺς μένον⟨τας⟩ κινδυνεύειν. Und dabei könnte man sich beruhigen, wenn nicht einerseits die drei Buchstaben ΔΕΟ vor ΜΕΝΟΝ eine Erklärung, beziehungsweise Verwendung heischten, andererseits das blosse πρὸς πολλοὺς einen unzureichenden Gedanken enthielte. Denn sich mit ‚Vielen' schlechtweg zu schlagen, dies schliesst nicht nothwendig eine Gefahr, am wenigsten eine solche in sich, die man, ohne für feige zu gelten (ἐντόνους μὲν ἀμφοτέρας!), zu vermeiden für räthlich und geboten halten kann. Passend wäre πρὸς πολλαπλησίους oder πρὸς πολλοὺς ὀλίγους ἐόντας (vgl. I, 176 in.); allein wenn wir Gewaltsamkeiten scheuen und methodisch vorgehen wollen, so bleibt kaum etwas Anderes übrig, als in jenem Lautüberschuss die Deckung dieses Gedankenabganges zu suchen. Daher glaube ich auch Gebhardt's (emendat. herodot. III, pag. 9) διαμένοντας zurückweisen und vermuthen zu dürfen: — μηδὲ πρὸς πολλοὺς ὧδε μένον⟨τας⟩ κινδυνεύειν —. (Ueber Verwechslungen von ο und ω im Archetypus unseres Textes vgl. Herold a. a. O. pag. 5 und specim. pag. 9; die Nachstellung von ὧδε begegnet mehrfach, zum Mindesten bei den Tragikern.)

Sicherer ist es, dass wir IV, 18, 19 statt: ἤδη δὲ κατύπερθε τούτων ἡ ἔρημος ἐστὶ ἐπὶ πολλόν mit SVR (denen Gaisford und neuestens Abicht, nicht aber Stein und Krüger gefolgt sind) zu schreiben haben: ἡ δὲ κατύπερθε τούτων (sc. γῆ s. χώρη) ἔρημός ἐστι ἐπὶ πολλόν. Ich führe dies als einen weiteren Beleg für die seltsame Verblendung derjenigen an, welche die Ueberlegenheit der ersten Handschriftenclasse beharrlich leugnen.

IV, 36 in.: — τὸν γὰρ περὶ Ἀβάριος λόγον τοῦ λεγομένου εἶναι Ὑπερβορέω οὐ λέγω, λέγων ὡς τὸν ὀιστὸν περιέφερε κατὰ πᾶσαν γῆν, οὐδὲν σιτεόμενος. — Das durchschossene Wort lässt sich weder durch die von Wesseling angeführten, unzutreffenden Parallelen stützen, noch thut es Noth, dasselbe mit Reiske (dem Stein folgt) zu tilgen, noch endlich frommt die von Schweighäuser zweifelnd vorgebrachte, von Krüger angenommene Aenderung zu λέγοντα. Minder gewaltsam und zugleich sinngemässer scheint es, zu

schreiben: λέγω δὲ ὡς κτέ. Vgl. IV, 99, 24: λέγω δὲ ὡς εἶναι ταῦτα κτέ. Häufiger allerdings wird diese Phrase im Sinne von ,ich meine, ich will sagen' mit dem Accusativ verbunden; doch fehlt es auch nicht an Beispielen, die unserem Falle genau entsprechen, wie Aristot. Rhet. III, c. 11 (1413[a] 12): λέγω δ' ὅταν ἀποδιδῶσιν —.

IV, 46 in.: Ὁ δὲ Πόντος ὁ Εὔξεινος, ἐπ' ὃν ἐστρατεύετο ὁ Δαρεῖος, χωρέων πασέων παρέχεται ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ ἔθνεα ἀμαθέστατα. οὔτε γὰρ ἔθνος τῶν ἐντὸς τοῦ Πόντου οὐδὲν ἔχομεν προβαλέσθαι σοφίης πέρι οὔτε ἄνδρα λόγιον οἴδαμεν γενόμενον πάρεξ τοῦ τε (τε add. Herodian. π. μονήρ. λέξ. p. 88 Lehrs.) Σκυθικοῦ ἔθνεος καὶ Ἀναχάρσιος. τῷ δὲ Σκυθικῷ γένεϊ ἓν μὲν τὸ μέγιστον τῶν ἀνθρωπηίων πρηγμάτων σοφώτατα πάντων ἐξεύρηται τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, τὰ μέντοι ἄλλα οὐκ ἄγαμαι· τὸ [δὲ om. SVR und Flor.][1] μέγιστον ⟨τοῦτο⟩ οὕτω[2] σφι ἀνεύρηται, ὥστε κτέ.

Hatte es Herodot wirklich so eilig, den Skythen, unter denen er doch nur einen Weisen zu nennen und von denen er sonst blos zu rühmen weiss, dass sie sich gegen Eroberer besser als jedes andere Volk zu vertheidigen verstehen — konnte er es in der That so wenig erwarten, ihnen einen Platz unter den gebildeten Nationen anzuweisen, dass er darüber den logisch-grammatischen Faden aus der Hand verlor und es unterliess, sich so auszudrücken, wie jeder gute Schriftsteller sich in gleichem Falle ausdrücken würde: ,Die Pontusgestade, gegen welche jetzt Darius zu Felde zog, beherbergen unter allen Ländern die ungebildetsten Völker. Denn ich kenne kein Volk

---

[1] Unser Schriftsteller liebt es nämlich, an eine Ankündigung (und zwar nicht nur wenn diese durch ὅδε, ὧδε u. dgl. eingeführt wird, worüber Herold zu vergleichen ist, der jedoch die widerstrebenden Stellen nicht ändern durfte) den Gegenstand derselben asyndetisch anzureihen. So ist sicherlich III, 12 in. γάρ mit der ersten Handschriftenclasse, die auch in diesem Betracht so oft allein das Ursprüngliche bewahrt hat, zu tilgen in dem Satze: θῶυμα δὲ μέγα εἶδον πυθόμενος παρὰ τῶν ἐπιχωρίων· τῶν [γὰρ] ὀστέων περικεχυμένων κτέ. Dahin gehört es auch, dass IV, 47, 11 auf die Worte τούτους ὀνομανέω ohne weitere Vermittlung die Aufzählung beginnt: Ἴστρος μὲν πεντάστομος κτέ. (anders Stein, der den Ausfall eines Satzgliedes voraussetzt). Man vgl. IV, 119 in. ἐσχίσθησαν αἱ γνῶμαι· ὁ μὲν Γελωνὸς κτέ., wo man früher gleichfalls gegen das Zeugniss der Haupthandschriften beider Familien ὁ μὲν γὰρ las. Desgleichen tilge ich γάρ mit SV II, 161, 13.

[2] Vgl. VIII, 98 in.: οὕτω τοῖσι Πέρσῃσι ἐξεύρηται τοῦτο. Verschieden ist IV, 200 fin.: τοῦτο μὲν δὴ οὕτω (hoc modo) ἐξευρέθη.

ausser dem skythischen‘ u. s. w. Die Worte ἔξω τοῦ Σκυθικοῦ sind, wenn nicht Alles täuscht, eines jener ‚proleptischen‘ Embleme, die der Ungeduld, nicht des Autors, sondern eines vorwitzigen Lesers entsprungen sind, der hier Regel und Ausnahme durch einander wirft.

IV, 61, 14 haben, so viel ich sehen kann, sämmtliche neuere Herausgeber mit Reiz (nicht mit Gronov, wie Gaisford, Stein, Krüger irrig berichten) der nicht ganz regelmässigen Construction dadurch aufzuhelfen gesucht, dass sie zwischen τύχωσι ἔχοντες und λέβητας die Präposition ἐς einschoben. Ein Blick auf die in jedem Betracht vollständig analoge Stelle II, 39, 14 ff. genügt, um die Entbehrlichkeit dieser Aenderung zu erweisen. Wohl aber ist nach ἔπειτα (richtiger ἔπειτεν) mit R und V δὲ einzusetzen (S hat δ'). Dass Stein im Folgenden den sinnwidrigen Artikel in den Worten ἢν δὲ μή σφι παρῇ ὁ λέβης (ὁ om. SVR) aus den Handschriften der zweiten Classe eingeschaltet hat, gehört zu den Seltsamkeiten, die uns immer von Neuem in Erstaunen setzen.

IV, 88 in.: Δαρεῖος δὲ μετὰ ταῦτα ἡσθεὶς τῇ σχεδίῃ τὸν ἀρχιτέκτονα Μανδροκλέα τὸν Σάμιον ἐδωρήσατο πᾶσι δέκα· ἀπ' ὧν δὴ Μανδροκλέης ἀπαρχὴν —. So lange wir der Vernunft in kritischen Dingen nicht Valet sagen, wird es bei der (von uns Zeitschr. für österr. Gymn. 1859, 811 ff. eingehend begründeten,[1] vorher schon von Krüger [zur Stelle] und von Mehler, Mnemos. 1856, pag. 69 geäusserten) Meinung sein Bewenden haben, dass die Wortverbindung πᾶσι δέκα an dieser Stelle völlig unverständlich und darum unmöglich ist. So begreiflich nämlich diese Redeweise dort erscheint, wo es sich um ‚je zehn‘, ‚je hundert‘ u. s. w. B e u t e s t ü c k e, O p f e r t h i e r e, R i n d e r, S c h a f e u. dgl. handelt, so undenkbar ist die Anwendung einer Zahlenbestimmung in einem Zusammenhang, der uns über die Natur der zu zählenden Gegenstände vollständig im Unklaren lässt. Auch der Ausweg, dass es sich um eine uns unbekannte persische Sitte

[1] Dem dort zusammengestellten Materiale kann ich jetzt ein paar neue Belegstellen, wie πάντα χίλια bei Porphyr. de abstin. II, 60 (120, 27—28 Nauck) oder πάντα ἑκατόν bei Parthenius IX fin. (10, 23 Hercher), aber nichts hinzufügen, was das dort erzielte Ergebniss zu modificiren vermöchte.

handle, bleibt verschlossen, da der Geschichtschreiber seine Leser in solchen Dingen keineswegs für wohl unterrichtet hält und sie daher ausreichend zu belehren niemals verabsäumt. Somit erübrigt uns nichts als ein kritischer Eingriff, und schwerlich ein anderer als jener, den ich damals nur darum unausgesprochen liess, weil ich der Hoffnung nicht entsagte, ein gelinderes Heilmittel zu finden. Statt πᾶσι wird man ταλάντοισι zu schreiben und den Fehler durch ein Compendium wie TOICI oder TACI veranlasst glauben müssen (vgl. z. B. I, 50, 13 τάλαντα δέκα und Gardthausen S. 257, mittl. Col.).

IV, 176 lesen wir: ἣ δ' ἂν πλεῖστα ἔχῃ, αὕτη ἀρίστη δέδοκται εἶναι — und ähnlich I, 32: ἣ δὲ ἂν τὰ πλεῖστα ἔχῃ, ἀρίστη αὕτη. Nur IV, 64 heisst es mit einer Schwerfälligkeit, die schier als unerträglich gelten darf: ὃς γὰρ ἂν πλεῖστα δέρματα χειρόμακτρα ἔχῃ, ἀνὴρ ἄριστος οὗτος κέκριται εἶναι. Von dem ersten der beiden Worte befreit uns die bessere Handschriftenfamilie (om. SVR); von dem zweiten und noch weniger passenden dürfen wir uns wohl selbst befreien.[1]

Es wäre nicht schwer, jeden Unsinn und jede Fälschung der Ueberlieferung zu rechtfertigen, wenn es uns freistünde, den Worten und Phrasen jedesmal ad hoc besondere und unerhörte Bedeutungen beizulegen. Etwas Derartiges versuchen die Interpreten zu IV, 68, 7—8: ἀπιγμένον δὲ ἐλέγχουσι οἱ μάντιες ὡς ἐπιορκήσας φαίνεται ἐν τῇ μαντικῇ τὰς βασιληίας ἱστίας. Das Wort μαν-

---

[1] Nebenbei sei auch auf die kleine Interpolation hingewiesen IV, 65 in.: καὶ ἢν μὲν ᾖ πένης — ἢν δὲ [ᾖ om. SVR] πλούσιος. Vgl. 196, 6: καὶ ἢν μὲν φαίνηταί σφι ἄξιος ὁ χρυσὸς τῶν φορτίων — ἢν δὲ μὴ ἄξιος, wo Stein dieselbe Interpolation vielleicht gleichfalls angenommen hätte, wenn nicht seine ABC sich hier zwiefach vergriffen hätten: in der Wahl des Verbums (εἶναι statt φαίνεσθαι) und in der Wortform (εἴη statt ᾖ). Doch da jenes Blatt aufgeschlagen vor mir liegt, so will ich eine andere, durch fremde Zuthaten schwer entstellte Satzreihe zu ordnen versuchen (199, 11): πρῶτα μὲν γὰρ τὰ παραθαλάσσια [τῶν καρπῶν] ὀργᾷ ἀμᾶσθαί τε καὶ τρυγᾶσθαι· τούτων τε δὴ συγκεκομισμένων τὰ ὑπὲρ τῶν θαλασσιδίων χώρων [τὰ μέσα om. SVR] ὀργᾷ συγκομίζεσθαι, τὰ βουνοὺς καλέουσι· συγκεκόμισταί τε οὗτος ὁ μέσος καρπὸς κτέ. Dieselbe Sprachwidrigkeit, die hier in τὰ παραθαλάσσια τῶν καρπῶν (siehe den verunglückten Erklärungsversuch bei Krüger) begegnet, ist V, 58, 9 (τὰ πολλὰ τῶν χώρων) durch Wesseling's Conjectur (χωρίων statt χώρων) beseitigt worden; gerathener scheint es auch dort (mit Krüger[2]) zu schreiben: περιοίκεον δέ σφεας τὰ πολλὰ [τῶν χώρων] τοῦτον τὸν χρόνον Ἑλλήνων Ἴωνες.

τική sei hier ‚concret zu fassen‘ (Stein). Doch genügt diese Ausflucht nicht, um den sich unabweislich aufdrängenden Zweifel an der Echtheit dieses Zusatzes hinwegzuräumen. Es bedarf noch der weiteren, nicht minder gewagten Annahme, dass ἐπιορκήσας φαίνεται einen solchen Beisatz gestattet. Dies widerstreitet jedoch vollständig dem Sprachgebrauch Herodot's und enthält zugleich eine durch den Zusammenhang keineswegs nahegelegte Abschwächung des Gedankens. φαίνομαι mit einem Particip verbunden steht nämlich nach der bekannten, für unseren wie für jeden anderen griechischen Schriftsteller giltigen Regel völlig gleich einem δῆλός ἐστι, φανερὸς καθίσταται, wenn es nicht gar wie II, 97 in. αἱ πόλιες μοῦναι φαίνονται ὑπερέχουσαι (‚man sieht die Städte allein hervorragen‘) nur die Geltung einer Periphrase besitzt (φαίνονται ὑπερέχουσαι = ὑπερέχουσι). Man vergleiche beispielsweise: II, 79 φαίνονται δὲ αἰεί κοτε τοῦτον ἀείδοντες; III, 116 πολλῷ τε πλεῖστος φαίνεται χρυσὸς ἐών; IV, 12 φαίνονται — φεύγοντες und daneben ganz gleichwerthig φανεροὶ δέ εἰσι — διώξαντες; IV, 45 fin. ἐκ τῆς Ἀσίης τε φαίνεται ἐοῦσα; IV, 53 φαίνεται δὲ ῥέων δι' ἐρήμου; V, 9 in. ἔρημος χώρη φαίνεται ἐοῦσα; VI, 121 φαίνονται μισοτύραννοι ἐόντες; VIII, 120 in. μέγα δὲ — μαρτύριον· φαίνεται γὰρ Ξέρξης — ἀπικόμενος; VIII, 142 οἵτινες — φαίνεσθε πολλοὺς ἐλευθερώσαντες —. Der Process der Weissagung gilt den Wahrsagern als ein ebenso vollwichtiges Beweismittel wie dem Cyrus sein Traumgesicht, auf Grund dessen er zu Hystaspes spricht (I, 209): παῖς σὸς — ἐπιβουλεύων ἑάλωκε, gerade wie es von wirklich überführten Verschwörern heisst (VIII, 132): ἐπιβουλεύοντες δὲ ὡς φανεροὶ ἐγένοντο —. Der Zusatz ἐν τῇ μαντικῇ ist ganz ebenso auszuscheiden wie (mit Abicht) jenes ἐν τοῖσι ἔργοισι II, 126, wo weder Valckenaer's Vorschlag (über welchen gemeiniglich falsch berichtet wird) ἐν zu tilgen, noch Werfer's Conjectur ἐπὶ (statt ἐν) die rechte Hilfe bringen; denn auch ein ἐς τὰ ἔργα wäre unzulässig, da von den ἔργα im Vorhergehenden noch gar nicht die Rede war. Die Königstochter, so heisst es, wollte auch ihrerseits ein μνημόσυνον zurücklassen (was an sich ein ganz unbestimmter Ausdruck ist; man vergleiche, wenn es Noth thut, II, 135 oder IV, 81 fin.); darum bat sie jeden ihrer Besucher um einen Stein, und aus diesen Steinen hat sie eine Pyramide erbaut. (Stein freilich gibt die Worte deutsch so wenig sinngemäss wieder, wie sie griechisch lauten: ‚er möge

ihr bei ihrem Bau einen Stein schenken'.) — Von demselben Kaliber ist zweifelsohne auch der wenige Zeilen später folgende gleichartige Zusatz: καὶ ἢν μὲν καὶ οὗτοι ἐσορέοντες [ἐς τὴν μαντικὴν] καταδήσωσι ἐπιορκῆσαι, wo man nach der Analogie von ἐσιδὼν ἐς τὰ ἱρά (VII, 219 in.) im Gedanken ein ἐς τὰς ῥάβδους, ἐς τοὺς φακέλους ergänzen mag.[1]

Wenn Männer Frauenrollen spielen, so wählt man hiezu allezeit bartlose Jünglinge (ἄνδρας λειογενείους, wie es in ähnlichem Falle bei unserem Autor heisst V, 20); und wenn ein Amazonenheer irrthümlich für ein Männerheer gehalten ward, so konnte man in den streitbaren Frauen nur jugendliche, unbärtige Krieger erblicken. Dies muss nothwendig auch Herodot dort sagen wollen, wo ihn unsere Handschriften so verkehrt als möglich sprechen lassen (IV, 111): ἐδόκεον δ' αὐτὰς εἶναι ἄνδρας τὴν αὐτὴν ἡλικίην ἔχοντας, was die Interpreten einstimmig etwa also erklären: ‚alle von gleichem Alter, nämlich gleich jung und bartlos'. Ebenso gut könnte man sagen: wir hielten einen Trupp Zigeuner für Mulatten, denn sie waren insgesammt von gleicher (nämlich von dunkler) Farbe. Nicht die Gleichheit, die ja ebenso wohl die Gleichheit des Greisenalters sein könnte,

[1] In der Schilderung der skythischen Mantik bleibt nach allen Bemühungen der Kritiker und Exegeten noch manche Dunkelheit zurück. Dass Steins' Versuch, die Phrase ἐπὶ μίαν ἑκάστην ῥάβδον τιθέντες nach der Analogie taktischer Ausdrücke (gleichsam als einen Stab hoch) zu erklären, nicht geglückt ist, zeigen die von ihm selbst angeführten Parallelstellen deutlich genug; es müsste doch zum Mindesten heissen ἐπὶ μίαν τὰς ῥάβδους τιθέντες. Ob mit Krüger μίαν ἐπὶ μίαν oder nicht vielmehr (nach I, 9, 5 oder III, 11, 14) κατὰ μίαν ἑκάστην τῶν ῥάβδων zu schreiben sei, will ich nicht entscheiden. Für sicher halte ich jedoch, dass der Schluss des Satzes zu lauten hat: καὶ αὖτις κατὰ μίαν [συν]τιθεῖσι und dass der Zusatz aus dem vorangehenden συνειλέουσι gerade so mechanisch wiederholt ist, wie III, 36, 17 ἐλάμβανε in SVR durch Einwirkung des benachbarten ἐπιλαβέσθαι zu ἐπελάμβανε geworden ist. Und ist nicht eben dasselbe auch IV, 114 in. geschehen? Oder was ist wahrscheinlicher (denn so muss man die Frage stellen): dass Herodot den geschlechtlichen Verkehr, den er sonst immer durch μίσγεσθαι ausdrückt, an dieser einen Stelle durch das (bei anderen Autoren allerdings nachweisbare) συμμίσγεσθαι wiedergibt, oder dass die Präposition aus dem gerade hier vorangehenden συμμίξαντες (τὰ στρατόπεδα) den Schreibern unwillkürlich in die Feder kam und er auch diesmal geschrieben hatte: γυναῖκα ἔχων ἕκαστος ταύτην τῇ τὸ πρῶτον ἐμίχθη?

sondern die Jugendlichkeit muss hier zum Ausdruck gelangen. Man schreibe (wie, irre ich nicht, bereits Dietsch einmal irgendwo vorschlug) τὴν πρώτην ἡλικίην und denke sich die Corruptel aus einer Abbreviatur wie ΑΤΗΝ oder ΑΗΝ (s. Gardthausen, Palaeogr. 248 oder z. B. Hermes 17, 181) entstanden. Eine derartige Annahme hat bereits einmal einer trefflichen Verbesserung unseres Textes (I, 59 τριηκοσίους statt τούτους ‚nempe utrumque per τ scribebatur addita terminatione ους‘, Naber Mnemos. 1855, pag. 10)[1] zur Grundlage gedient. (Verwandte, minder überzeugende Vermuthungen desselben Kritikers und des scharfsinnigen Mehler sieh ibid. 1854, pag. 482 und 1856, pag. 72.) Dieselbe Schreibung von πρώτην mag die seltsame Variante der ersten Handschriftenclasse in II. 79 fin. veranlasst haben (αὐτὴν SVR statt ταύτην πρώτην.)[2] Und ist nicht endlich auch ein Zahlzeichen einzusetzen III, 11, 11: ἦσαν τῷ Φάνῃ παῖδες ἐν Αἰγύπτῳ καταλελειμμένοι ⟨ι⟩, wo mir wenigstens die Anschaulichkeit der Erzählung unter dem Mangel einer solchen Angabe erheblich zu leiden scheint? Man beachte, dass die Zahl jener Söhne des Phanes jedenfalls eine beträchtliche war (darauf weisen die Ausdrücke διὰ πάντων δὲ διεξελθόντες und κατὰ ἕνα ἕκαστον τῶν παίδων unverkennbar hin), und dass es sich um das Schicksal eines Halikarnassiers handelt, in Betreff dessen unserem

---

[1] VII, 205 5 ist meines Erachtens nothwendig zu lesen: ὃς τότε ἤιε ἐς Θερμοπύλας ἐπιλεξάμενος ἄνδρας τε [τοὺς] κατεστεῶτας τριηκοσίους καὶ τοῖσι ἐτύγχανον παῖδες ἐόντες, ‚dreihundert Männer von gesetztem Alter‘ (vgl. Thucyd. II, 36) ‚und die schon Kinder hatten‘, wie Lange vollkommen sachgemäss übersetzt. Sollte der Artikel, der jedenfalls weichen muss, weil er mit ἐπιλεξάμενος unbedingt unvereinbar ist (man müsste denn Krüger's gewundene Erklärung billigen: ‚die bestehende organisirte Schaar, die er sich wählte, nicht einzeln, sondern im Ganzen‘), vielleicht aus eben jenem Compendium entsprungen sein, welches diesmal seine richtige Auflösung gleichsam überlebt hätte?

[2] Täuscht mich nicht Alles, so hilft dieselbe Annahme eine auch vom jüngsten Herausgeber nicht geheilte Corruptel bei Marc Aurel (comment. IV, 33 fin.) beseitigen: — καὶ διάθεσις ἀσπαζομένη πᾶν τὸ συμβαῖνον, ὡς ἀναγκαῖον, ὡς γνώριμον, ὡς ἀπ' ἀρχῆς τοι πρώτης (statt τοιαύτης) καὶ πηγῆς ῥέον. Vgl. insbesondere VIII, 23: συμβαίνει τί μοι; δέχομαι, ἐπὶ τοὺς θεοὺς ἀναφέρων, καὶ τὴν πάντων πηγήν, ἀφ' ἧς πάντα τὰ γινόμενα συμμηρύεται. Oder auch VI, 36: πάντα ἐκεῖθεν ἔρχεται — καὶ τὸ χάσμα οὖν τὸ λέοντος — καὶ πᾶσα κακουργία — ἐκείνων ἐπιγεννήματα τῶν σεμνῶν καὶ καλῶν. μὴ οὖν αὐτα ἀλλότρια τούτου, οὗ σέβεις, φαντάζου· ἀλλὰ τὴν πάντων πηγὴν ἐπιλογίζου.

Historiker gewiss die genauesten Informationen zu Gebote standen. Durch den Ausfall eines oder mehrerer Zahlzeichen erklärt sich auch am leichtesten die Lücke, die ich (mit Dobree) IV, 153, 6 annehmen zu müssen glaube.

IV, 119, 14: ἢν μέντοι ἐπίῃ καὶ ἐπὶ τὴν ἡμετέρην ἄρξῃ τε ἀδικέων, καὶ ἡμεῖς οὐ πεισόμεθα —. Da die Conjecturenfluth, die sich von Alters her (schon der Sancroftianus, aber freilich weder V [der οὐ πεισώμεθα hat] noch R, bietet οὐκ οἰσόμεθα) über diese Worte ergossen hat, noch immer anschwillt, so scheint es nöthig darauf hinzuweisen, dass Letronne[1] (Journ. des sav. 1817, pag. 90) dieselben bereits vollkommen ausreichend erklärt hat als ‚une tournure négative qui équivaut . . . à une affirmation énergique', = ἐναντιωθησόμεθα oder μαχεσόμεθα. Ich verweise ausser auf die von Letronne angeführten schlagenden Parallelen im Heliasten-Eid bei Demosth. 24, 149; Xenoph. Cyropaed. IV, 5, 22; VII, 4, 1; VII, 4, 10 — auch auf die allbekannte analoge Gebrauchsweise von οὐκ ἐᾶν, οὐκ ἐπιτρέπειν (im Sinne von ‚verhindern, verbieten'), οὔ φημι = nego, οὐχ ὑποσχνοῦμαι ‚ich schlage ab' u. s. w. (s. Krüger 67, 1, 2).

Ich berühre im Folgenden nur mehr eine Anzahl wichtigerer Stellen aus den letzten drei Büchern.[2]

---

[1] Bähr hat bereits auf Letronne hingewiesen und seine Ansicht gebilligt. Da er jedoch die zuerst erwähnte, vielleicht überzeugendste Parallelstelle aus Xenophon (ἤτοι μαχουμένους γε ἢ πεισομένους) übergangen und jedenfalls keinerlei Wirkung erzielt hat, so schien es nöthig, dem eingewurzelten Irrthum von Neuem entgegenzutreten. Beiläufig, Eltz hat nicht, wie Stein berichtet, ‚vel οἱ ἐποισόμεθα vel ἐπεισόμεθα' zur Auswahl vorgelegt, sondern die letztere Conjectur nur als eine solche vorgebracht, ‚quae quidem in proclivis est, sed probari non potest'. Das πρῶτον ψεῦδος seiner langwierigen, aber diesmal unfruchtbaren Erörterung war die wohl von den meisten Kritikern stillschweigend getheilte Voraussetzung, dass πείσομαι hier das Futur von πάσχω, nicht von πείθομαι sei.

[2] Ueber die Bücher V und VI habe ich einst (Zeitschrift für österr. Gymn. 1859, 824—829) ausführlich gehandelt. An der grossen Mehrzahl meiner damaligen Vorschläge halte ich noch heute fest, obgleich die Herausgeber selbst die evidentesten derselben, wie zu V, 113 in.: μαχομένων δὲ καὶ τῶν ἄλλων ⟨εὖ⟩ Στησήνωρ κτέ. (vgl. auch II, 169 in.) nicht einmal einer Erwähnung werth erachtet haben. Die Jugend ist vertrauensvoll, und so

Xerxes spendet bei seinem Besuche von Akanthos den Bewohnern der Stadt Lob, Anerkennung und Geschenke, ὁρέων αὐτοὺς προθύμους ἐόντας ἐς τὸν πόλεμον καὶ τὸ ὄρυγμα ⟨σπεύδοντας⟩ ἀκούων (VII, 116). So glaube ich den Satz, dessen Lückenhaftigkeit schon von Valla erkannt ward, am leichtesten und sinngemässesten vervollständigen zu können. Krüger's Vorschlag, ἀκούων zu tilgen, macht die Rede μύουρος, während Stein (der, nebenbei, die treffliche Lesart αὐτοὺς [so SVR] in καὶ verwandelt, welches er aus dem καὶ τοὺς der anderen Handschriften entnimmt) der Ergänzungskraft des Lesers Unmögliches zumuthet. Dass uns dieses Supplement auch von einer völlig vereinzelten sprachlichen Singularität befreit, kann nur zu ihren Gunsten sprechen; die sämmtlichen angeblichen Parallelen zu τὸ ὄρυγμα ἀκούων, auf welche Stein verweist, sind nämlich unzutreffend;

glaubte ich damals, was mir nach reiflichster Ueberlegung als zweifellos sicher erschien, nicht erst weitläufig begründen zu müssen. Es schien mir genügend, die Aufmerksamkeit der Interpreten auf einen von denselben nicht wahrgenommenen Anstoss zu lenken und denselben in plausibler Weise zu beseitigen. Ebenso wenig ahnte ich zu jener Zeit, dass die selbstverständlichsten Besserungen seit Jahrhunderten gefunden und doch für moderne Herausgeber so gut als nicht vorhanden sein können. Gelang mir eine Emendation, von der die neueren Ausgaben, die ich zur Hand hatte, nichts wussten, so schloss ich eben hieraus, dass Niemand vor mir auf dieselbe verfallen war. So war denn meine damalige Literaturkenntniss eine recht unvollständige und benütze ich diesen Anlass gerne um zu bemerken, dass meine Athetese zu V, 55, 6 von Jacobs (nach Abicht's Angabe in letzter Auflage), ebenso mein Vorschlag VI, 35, 15 aus dem τέ der schlechteren Handschriftenfamilie γέ zu gewinnen, schon von Reiske vorweggenommen war, gleichwie derselbe das von mir aus dem Vindobonensis entnommene πρώτων statt πρῶτον (VI, 57, 3) bereits vermuthet und ebenso die Richtigkeit der Ueberlieferung in VI, 75 8—9 angezweifelt, aber die Stelle in anderer (ich denke, minder überzeugender Weise) zu ordnen versucht hatte. Ebenso übersah ich es, dass schon Jac. Gronov die Echtheit von VI, 98 4—6 bezweifelt und dass jedenfalls Kiepert (wenn nicht auch Andere) vor mir die Unhaltbarkeit des überlieferten Textes in V, 52, 1 erkannt und zum Mindesten in ähnlicher Weise zu berichtigen versucht hat (siehe Hermes VI 454). Mich von derartigen Versehen frei zu halten, ist mir Angesichts der Unübersehbarkeit insbesondere der Adversarien-Literatur, des Mangels einer neueren Ausgabe cum notis variorum und der in diesem Betracht wenig zulänglichen Beschaffenheit der Stein'schen Ausgabe auch diesmal schwerlich vollständig gelungen.

es sind ausnahmslos Verba des Fragens, Forschens, Nichtwissens, die mit derartigen Accusativen verbunden erscheinen.

Eine der merkwürdigsten Stellen unseres Werkes, die uns in die theologischen Ansichten des Geschichtschreibers den tiefsten und überraschendsten Einblick eröffnet, ist noch von einer kleinen interpolatorischen Zuthat zu befreien, die den im Uebrigen (was auch Stein sagen mag) sonnenhellen Gedanken in bedauerlichster Weise verdunkelt hat. Zwei vornehme Spartaner, Bulis und Sperthias, hatten sich als freiwillige Opfer dargeboten, um den einstmals an den Abgesandten des Darius verübten Frevel ihres Volkes zu sühnen und so endlich die unablässig fortwirkende μῆνις des Talthybios, des Ahnherrn der lacedämonischen Herolde, zu beschwichtigen. Xerxes weigerte sich das Sühnopfer anzunehmen und so die Spartaner von ihrer Schuld und deren nachwirkender Strafe zu erlösen. Allein die Söhne jener Männer erlitten im zweiten Jahre des peloponnesischen Krieges, in Folge des Verraths des thrakischen Königs Sitalkes, der sie an die Athener auslieferte, von der Hand der letzteren den schon von ihren Vätern erstrebten Opfertod. Hier zeigt sich, so ruft Herodot aus, das unverkennbare Walten der strafenden Gottheit! Er unterscheidet nämlich in der Gesammtheit dieser Vorgänge einen gewissermassen natürlichen und einen (wie er meint) zweifellos übernatürlichen Theil. Die göttliche Gerechtigkeit, die keinen Frevel ungeahnt lässt, gilt ihm als ein Bestandtheil der natürlichen Ordnung der Dinge, so sehr, dass er sich verwundert fragt, was denn den Athenern als Entgelt für die gleiche Missethat ‚Unerfreuliches zu Theil ward‘ (VII, 133). Gleichwie es dem Griechen in ähnlichen Fällen nur wie eine natürliche und unvermeidliche Wirkung der Uebelthat erscheint, dass die Opfer nicht gelingen, (c. 134), dass die Frauen, die Heerden, das Land selbst seine Fruchtbarkeit einbüsst, so findet auch unser Historiker es ‚nur recht und natürlich‘ (τὸ δίκαιον οὕτω ἔφερε), dass der Zorn des Talthybios nicht zur Ruhe kam, ehe er seine Opfer gefordert hatte, und desgleichen, dass er sich, da es einen an ‚Boten‘ begangenen Frevel zu rächen galt, wieder auf ‚Boten‘ entlud. Allein, dass dies gerade die Söhne jener zwei Männer waren, die ohne dem Geschlecht der Herolde anzugehören, freiwillig den Opfertod gesucht hatten, dass die Spartaner eben sie, Nikolas

und Aneristos, als ‚Boten‘ nach Asien sandten, dass der Thrakerkönig wieder eben sie an den Feind verrieth — darin, dass alle diese zu ganz anderen Zwecken unternommenen menschlichen Willenshandlungen sich als Glieder in der Kette des göttlichen Strafgerichtes erwiesen, in diesem wunderbaren Zusammentreffen (τὸ δὲ συμπεσεῖν), in dieser über die Massen kunst- und planvollen Veranstaltung nimmt der gläubige Sinn des Geschichtschreibers den ‚Finger der Vorsehung‘ so deutlich wahr wie nur in wenigen anderen Begebenheiten (τοῦτό μοι ἐν τοῖσι θειότατον φαίνεται γενέσθαι). (Man vergleiche den verwandten, wenn auch schwächeren Ausdruck bei ähnlichem Anlass IX, 100: δῆλα δὴ πολλοῖσι τεκμηρίοισί ἐστι τὰ θεῖα τῶν πρηγμάτων, εἰ καὶ τότε τῆς αὐτῆς ἡμέρης συμπίπτοντος [so, zweifellos richtig, Reiske] κτέ.) Und so fasst er denn schliesslich (VII, 137, 25) seinen Glauben an ein unmittelbares absichtliches Eingreifen der Gottheit in den Ausruf zusammen: δῆλον[1] ὦν μοι, ὅτι θεῖον τὸ πρῆγμα ἐγένετο. (Diese vortreffliche Wortstellung, statt ἐγένετο τὸ πρῆγμα, bieten V und S dar.) — Die nunmehr folgenden Worte ἐκ τῆς μήνιος aber tilge ich als ein sinnstörendes, den Gedanken gründlich verderbendes Einschiebsel; denn nicht der erst wenige Zeilen vorher (διὰ τὴν μῆνιν) erwähnte Zorn des Talthybios, der unserem Autor vielmehr als eine Art von Naturkraft gilt, kann ihm als das allwissende und allvermögende, jeder Berechnung spottende, menschliche Pläne und Absichten in seinen Dienst zwingende, strafende und rächende Princip erscheinen, dessen Walten er hier ehrfürchtend bewundert.

Den Orakelspruch von der ‚hölzernen Mauer‘ deuteten manche ältere Leute auf die athenische Akropolis, ἡ γὰρ ἀκρόπολις τὸ πάλαι τῶν Ἀθηνέων ῥηχῷ ἐπέφρακτο· οἱ μὲν δὴ [κατὰ τὸν φραγμὸν] συνεβάλλοντο τοῦτο τὸ ξύλινον τεῖχος εἶναι (VII, 142). Mir wenigstens erscheint diese Athetese ungleich weniger gewaltsam als die Interpretationskünste, welche hier Stein zur Anwendung bringt: ‚dieser Ausdruck, hölzerne Mauer, beziehe sich auf die Umzäunung‘. (Krüger und Abicht wollen nur κατά tilgen).

[1] Die leichte Anakoluthie erklärt sich vollständig aus der Gemüthsbewegung des Schriftstellers. Wer dieselbe mitempfindet, müsste es fast verwunderlich finden, wenn derselbe mit kahler und kalter Correctheit gesagt hätte: τὸ δὲ συμπεσεῖν — τεκμήριόν μοι κτέ.

Zwei Zeilen später heisst es: τοὺς ὦν δὴ τὰς νέας λέγοντας εἶναι τὸ ξύλινον τεῖχος.

VII, 143 fin. schreibe ich τὸ δὲ σύμπαν εἶπαι (statt εἶναι). Denn die nur hier erscheinende Phrase, in deren Auffassung die Erklärer weit auseinander gehen (vgl. z. B. Kühner's handgreiflich unmögliche Auslegung: ‚summam rei in eo verti aiebant'), lässt sich durch keinerlei zutreffende Analogien stützen, da die bekannten Verbindungen τὸ νῦν εἶναι, τὴν πρώτην εἶναι, ἑκὼν εἶναι, κατὰ τοῦτο εἶναι durchaus einschränkende Kraft besitzen (vgl. Ast lex. plat. I, 625 oder Dobree adv. 25). Der Gedankenzusammenhang heischt hier vielmehr einen Ausdruck wie ὡς συλλήβδην εἰπεῖν, ἑνὶ δὲ ἔπεϊ συλλαβόντα εἰπεῖν (dies III, 82, 6) u. dgl. Nun lesen wir II, 91 in.: τὸ δὲ σύμπαν εἰπεῖν, gerade wie bei Thucyd. I, 138 καὶ τὸ ξύμπαν εἰπεῖν. Ferner hat genau dieselbe Corruptel VI, 37, 22 (wo mir Abicht zuvorgekommen ist) in der Phrase τὸ θέλει τὸ ἔπος εἶπαι stattgefunden (vgl. Stein's Zusammenstellung zu VII, 162); und wenn endlich die Form εἶπαι in den Handschriften seltener begegnet — die sie jedoch mitunter, wie VII, 133, 14 oder VIII, 118, 13, fast einstimmig darbieten (gleich darauf Z. 16 zum Mindesten SR, und V zu εἶπε entstellt) — so mochte sie eben darum Irrungen veranlassen (s. unsere Erörterung zu I, 31 in.)

VII, 220, 12: ταύτῃ καὶ μᾶλλον τῇ γνώμῃ πλεῖστός εἰμι. — Valckenaer's Vorschlag, nach der Analogie von I, 120, 14: καὶ αὐτὸς ὦ Μάγοι ταύτῃ πλεῖστος γνώμην εἰμί, auch hier den Accusativ mit oder ohne Artikel an Stelle des Dativs zu setzen, hätte vielleicht überzeugender gewirkt, wäre man sich der in derartigen Fällen fast mit der Stärke eines Naturgesetzes waltenden Assimilirungs-Tendenz bewusst gewesen. Man vergleiche die Lesart der Aldina: τῇ γνώμῃ, auch an der zweitgenannten Stelle; desgleichen die handschriftliche Ueberlieferung von Sophocl. Philoct. 1448: κἀγὼ γνώμῃ ταύτῃ τίθεμαι, oder Aristoph. Eccles. 658: κἀγὼ ταύτην γνώμην τίθεμαι. Beide Male hat Toup das allein mögliche γνώμην ταύτῃ und ταύτῃ γνώμην hergestellt. S. die erschöpfende Erörterung des Gegenstandes bei Bonitz, ‚Beiträge zur Erklärung des Sophokles' (Wien, 1856), I, 66–68. Zu den daselbst angeführten elliptischen Wendungen ist noch hinzuzufügen Plato Theaet. 202 C: ἀρέσκει οὖν σε καὶ τίθεσαι ταύτῃ (sc. ψῆφον oder γνώμην), — eine Stelle, an welcher seltsamer

Weise auch Stallbaum's wortreicher Commentar stillschweigend vorübergeht, desgleichen Ast's lexic. Platonicum.[1]

VII, 237 fin.: οὕτω ὤν [περὶ] κακολογίης τῆς ἐς Δημάρητον, ἐόντος ἐμοῦ ξείνου πέρι, ἔχεσθαί τινα τοῦ λοιποῦ κελεύω. Die wunderbar krause Redeweise entstammt nur Stein's Wunsch, keinen Brosam von der Ueberlieferung der zweiten Handschriftenclasse unter den Tisch fallen zu lassen. Die treffliche, von Krüger adoptirte, Lesart ἔχεσθαι (in SVR, nicht in R allein!) sollte nicht angenommen werden, περιέχεσθαι war und blieb unverständlich; so kam es denn zu jener kritischen Missgeburt! Tiefer Sinn läge übrigens in Stein's Verweisung auf VIII, 77 fin. ἀντιλογίης χρησμῶν πέρι, wenn sie besagen sollte, dass hier wie dort die Hand eines Fälschers gewaltet hat. Angesichts der Langmuth jedoch, die der neueste Herodot-Herausgeber gegen jene von Krüger ausgeschiedenen Abschnitte: VII, 238, VIII, 77, IX, 83—84 an den Tag legt, will ich nur meine Ueberzeugung aussprechen, dass der letztgenannte Kritiker im Ganzen wie im Einzelnen vollkommen richtig geurtheilt hat, und dass die das herrliche Geschichtswerk geradezu schändenden, theils blödsinnigen, theils arglistigen Fälschungen schleunigst aus demselben zu entfernen sind. Auch an einer anderen Stelle ist die Präposition περί aus dem Texte auszuschliessen, VIII, 26 fin. in dem Satze: παπαὶ Μαρδόνιε, κοίους ἐπ' ἄνδρας ἡμέας ἤγαγες, οἳ οὐ περὶ χρημάτων τὸν ἀγῶνα ποιεῦνται ἀλλὰ περὶ ἀρετῆς. Denn obgleich diese Verbindung weder sinn- noch sprachwidrig ist (vgl. Thucyd. V, 101: οὐ γὰρ περὶ ἀνδραγαθίας ὁ ἀγὼν κτἑ.), so wird man doch der Autorität der ersten Handschriftenclasse Folge leisten müssen (περὶ om. SVR); zu dieser Wendung bieten die Verse der sophokleischen Elektra 1491—1492 eine genau zutreffende Parallele: λόγων γὰρ οὐ | νῦν ἐστιν ἀγών, ἀλλὰ σῆς ψυχῆς πέρι. Irre ich nicht, so ist einige Zeilen vorher das Wort αἰεί einzusetzen und zu schreiben: οἱ δ' εἶπον τῆς ἐλαίης τὸν ⟨αἰεὶ⟩ διδόμενον στέφανον. Den Ausfall desselben Wortes vor derselben Silbe hat Valckenaer (mit vollem Rechte, wie ich

[1] Ein schwer zu lösendes Räthsel gibt uns übrigens hier die Lesart der ersten Handschriftenclasse auf (ὄχλος nach εἰμί SVR). Sollte darin ein mit μᾶλλον zu verbindendes πολλός stecken, welches durch πλεῖστος verdrängt ward? Auch der Comparativ begegnet in derselben Redensart bei Lucian. Demosth. encom. §. 4: εἰ καὶ πλείων εἰμὶ τὴν γνώμην (worauf Valckenaer verwiesen hat).

denke) IV, 162, 4 vermuthet: ἡ δὲ λαμβάνουσα τὸ ⟨αἰεὶ⟩ διδόμενον καλὸν μὲν ἔφη κτέ.

VIII, 53 in.: — χρόνῳ δ' ἐκ τῶν ἀπόρων ἐφάνη δή τις ἔσοδος τοῖσι βαρβάροισι κτέ. Hier liegt, wenn mich nicht Alles täuscht, dieselbe uralte Buchstabenverwechslung vor (von Σ und Ξ), vermöge welcher VII, 130, 12 ἔσω, wie Schäfer erkannte, in ἔξω oder bei Sophokles Oed. R. 1483 (Nauck) προυσέλησαν in προυξένησαν verwandelt ward. Denn wenngleich im Folgenden die Entdeckung und Benützung eines unbewachten Zuganges zur Akropolis erzählt wird, so kann dies doch nicht mit einem ganz verschiedenen Gedanken: der Befreiung der Belagerer aus den Nöthen und Verlegenheiten, die sie ringsum wie ein Wall oder eine hemmende Fessel umgaben, in der Weise verschmolzen werden, wie es durch die gegenwärtige Textgestalt geschieht. Man vergleiche das unmittelbar Vorangehende: — Ξέρξην ἐπὶ χρόνον συχνὸν ἀπορίῃσι ἐνέχεσθαι, οὐ δυναμένου σφεας ἑλεῖν mit der unbildlichen Anwendung desselben Ausdrucks IV, 43, 22: τὸ πλοῖον τὸ πρόσω οὐ δυνατὸν ἔτι εἶναι προβαίνειν ἀλλ' ἐνίσχεσθαι, oder mit den verwandten Stellen: IV, 131 in.: τέλος Δαρεῖός τε ἐν ἀπορίῃσι εἴχετο und I, 190 fin.: Κῦρος δὲ ἀπορίῃσι ἐνείχετο χρόνου τε ἐγγινομένου συχνοῦ ἀνωτέρω τε οὐδὲν τῶν πρηγμάτων προκοπτομένων — (auch I, 24 8: ἀπειληθέντα δὲ τὸν Ἀρίονα ἐς ἀπορίην). Mit dem von uns vermutheten: — ἐκ τῶν ἀπόρων ἐφάνη δή τις ἔξοδος κτέ. vergleiche man aber Eurip. Helen. 1022 (Nauck): αὐτοὶ μὲν οὖν τιν' ἔξοδόν γ' εὑρίσκετε (= μηχανὴν σωτηρίας 1034) oder auch Aeschyl. Prometh. 59 (Dind.): δεινὸς γὰρ εὑρεῖν κἀξ ἀμηχάνων πόρους.

VIII, 83, 24 ff. glaube ich, wie folgt schreiben zu müssen: — προηγόρευε εὖ ἔχοντα μὲν ἐκ πάντων Θεμιστοκλέης. τὰ δὲ ἔπεα ἦν πάντα ⟨τὰ⟩ κρέσσω τοῖσι ἥσσοσι ἀντιτιθέμενα, ὅσα [δὴ][1] ἐν ἀνθρώπου φύσι καὶ καταστάσι ἐγγίνεται· παραινέσας δὴ τούτων τὰ κρέσσω αἱρέεσθαι κτέ.

---

[1] Die, von der zweiten Hand des Mediceus abgesehen, einstimmige Ueberlieferung der Handschriften bietet hier δέ, das aus falscher Auffassung des Zusammenhanges entsprungen scheint und mithin besser getilgt als verändert wird. Das δή nach παραινέσας aber mit dem Passion. und Florent. in δέ zu verwandeln und hierdurch das eng Verbundene zu trennen, scheint keineswegs räthlich. τὰ nach πάντα setzt, wie ich nachträglich sehe, auch Dobree ein (advers. 41), der im Uebrigen die Stelle meines Erachtens nicht richtig verstanden hat.

Den Inhalt der Rede bildete die erschöpfende Gegenüberstellung aller besseren und aller schlechteren Motive, die auf den zu fassenden Entschluss einzuwirken vermochten. Zum besseren Verständniss der vielfach (auch von Rawlinson, der ein αἰεὶ vor αἱρέεσθαι einschieben zu wollen scheint) nicht richtig gedeuteten Worte dient vielleicht die Anführung einer bisher nicht beachteten Parallele aus Demosthenes: ἐν δὲ τῇ τῶν καθημένων ὑμῶν ἑνὸς ἑκάστου γνώμῃ φιλανθρωπία πρὸς φθόνον καὶ δικαιοσύνη πρὸς κακίαν καὶ πάντα τὰ χρηστὰ πρὸς τὰ πονηρόταθ' ἀντιτάττεται. ὧν τοῖς βελτίοσι πειθόμενοι κτέ. (adv. Leptin. 165 und 166).

IX, 15, 16: ἐνθαῦτα δὲ τῶν Θηβαίων καίπερ μηδιζόντων ἔκειρε τοὺς χώρους, οὔτι κατὰ ἔχθος αὐτῶν ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης μεγάλης εχόμενος ἔρυμά τε τῷ στρατοπέδῳ ποιήσασθαι, καὶ ἢν συμβαλόντι οἱ μὴ ἐκβαίνῃ ὁκοῖόν τι ἐθέλοι, κρησφύγετον ⟨τωὐτὸ⟩ τοῦτο ἐποιέετο. Diese Ergänzung dürfte sich ohne weitere Befürwortung von selbst empfehlen.[1]

IX, 17, 10: — ἐμήδιζον γὰρ δὴ σφόδρα καὶ οὗτοι, οὐκ ἑκόντες ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης. Den Widersinn dieser Ueberlieferung, an sich und im Verhältniss zum Vorangehenden (μοῦνοι δὲ Φωκέες οὐ συνεσέβαλον) sowohl als zu dem, was c. 31 erzählt wird, hat bereits Schweighäuser gebührend hervorgehoben. Doch ist die Heilung des Schadens sicherlich nicht in der Tilgung von σφόδρα, sondern in der Beseitigung von ἑκόντες zu suchen: ἐμήδιζον γὰρ δὴ καὶ οὗτοι, οὐ[2] σφόδρα ἀλλ' ὑπ' ἀναγκαίης. Was man nothgedrungen thut, das geschieht eben mit Lässigkeit, nicht mit Eifer. So heisst es auch VII, 172: Θεσσαλοὶ δὲ ὑπ' ἀναγκαίης τὸ πρῶτον ἐμήδισαν, weiterhin aber (174): Θεσσαλοὶ δὲ ἐρημωθέντες συμμάχων οὕτω δὴ ἐμήδισαν προθύμως, οὐδ' ἔτι ἐνδοιαστῶς. — Was Wunder aber, dass ein pedantischer Corrector der, wie er denken mochte, unzureichenden logischen Strenge dieses Gegensatzes in seiner Weise zu Hilfe kam, wobei es ihm jedoch glücklicher Weise nicht gelungen ist, das Ursprüngliche (σφόδρα) ganz und gar aus dem Texte zu verdrängen.

---

[1] Aehnlich Krüger: ‚Oder τωὐτό ohne ἐποιέετο?'

[2] Die Verneinungspartikel vor σφόδρα einzusetzen, aber auch nur dies, empfahl schon Letronne (Journ. des sav. 1817, p. 92) mit dem Bemerken: ‚Ce dernier passage paroît inintelligible, si l'on n'insère pas la négation (οὐ); la ressemblance de ȣ̄ et de σ aura causé l'omission: οὐ σφόδρα est, à la lettre, notre pas beaucoup, qui signifie très-peu.' Doch ist damit weder die Stelle verständlich gemacht, noch die Entstehung der Corruptel in glaubhafter Weise erklärt.

IX, 79, 24 schreibe und interpungire man wie folgt: Λεωνίδῃ δέ, τῷ με κελεύεις τιμωρῆσαι, φημὶ μεγάλως τετιμωρῆσθαι· ψυχῇσί γε (τε die Hss.) τῇσι τῶνδε ἀναριθμήτοισι τετίμηται κτέ. Verwunderlicher Weise haben die Herausgeber, so viel ich sehen kann, an der überlieferten Fassung des Satzes keinen Anstoss genommen, die Uebersetzer hingegen die Verbindungspartikel entweder ignorirt (Stein), oder durch ,denn' ,nam', Rawlinson sogar durch ,surely' wiedergegeben. Ebenso ist IX, 42, 22 das von SVR dargebotene τέ in γέ zu verwandeln: αὐτός γε Μαρδόνιος ἔλεγε (vgl. was Eltz a. a. O. 128 und 129 zusammengestellt hat.)

IX, 82, 8: Παυσανίην ὧν ὁρέοντα κελεῦσαι τούς τε ἀρτοκόπους καὶ τοὺς ὀψοποιοὺς κατὰ ταὐτὰ [καθὼς] Μαρδονίῳ δεῖπνον παρασκευάζειν. Das der herodoteischen Sprache fremde καθώς haben Schäfer, Bredow, Stein in verschiedener Art zu emendiren versucht. Räthlicher scheint es, die Partikel (mit Abicht) zu tilgen und die Verbindung κατὰ ταὐτὰ Μαρδονίῳ in der bekannten brachylogischen Weise zu verstehen, in der man auch von einem δεῖπνον ὅμοιον Μαρδονίῳ oder κρεῖσσον Μαρδονίου sprechen konnte. Vgl. Krüger 48, 13, 9; 47, 27, 5 und 28, 7, wozu sich eben aus Herodot noch gar Manches beibringen liesse, wie z. B. IV, 46 in.: χωρέων πασέων παρέχεται ἔθνεα ἀμαθέστατα oder ebenda σοφώτατα πάντων ἐξεύρηται τῶν ἡμεῖς ἴδμεν. (Vgl. auch unsere Erklärung von III, 65, 15, oder Stein's Nachweise zu I, 172 und II, 127.)

IX 94, 8: — οἱ δὲ Ἀπολλωνιῆται ἀπόρρητα ποιησάμενοι προέθεσαν τῶν ἀστῶν ἀνδράσι ⟨τρισὶ⟩ διαπρῆξαι. — Eine quantitative Bestimmung ist hier schwerlich zu entbehren, während eine grössere Zahl durch den geheimen Betrieb der Angelegenheit unwahrscheinlich gemacht und durch den Fortgang der Erzählung (ἐλθόντες οἱ παρίζοντο und οἱ δὲ πάρεδροι) ausgeschlossen wird. Vgl. IV, 68 in. τῶν μαντίων ἄνδρας τρεῖς oder VIII, 135, 2—3: τῶν ἀστῶν αἱρετοὺς ἄνδρας τρεῖς —.

IX, 99, 14—15: ἐποίευν δὲ τούτου εἵνεκεν, ἵνα ἐκτὸς τοῦ στρατοπέδου ἔωσι. Der durch die Unvollständigkeit und Aermlichkeit des Ausdrucks gleichwie durch den ganz unmotivirten Subjectswechsel auffällige Satz erweist sich nicht nur als völlig entbehrlich (zwischen ὡς ἐπισταμένοισι δῆθεν μάλιστα τὴν χώρην und τούτους μὲν Ἰώνων — προεφυλάσσοντο οἱ Πέρσαι!), sondern er widerspricht auch dem, was cap. 104 gesagt wird: ἐτάχθησαν μέν νυν ἐπὶ τοῦτο τὸ πρῆγμα οἱ Μιλήσιοι τούτου τε εἵνεκεν καὶ ἵνα

μὴ παρεόντες τῷ στρατοπέδῳ τι νεοχμὸν ποιέοιεν. Ich halte ihn für einen erklärenden Zusatz, der aus dem Rande in den Text gedrungen ist.[1]

Ebendort (cap. 104) begegnet uns m. E. eine andere derartige Zuthat in dem Satze: καὶ τέλος αὐτοί σφι ἐγίνοντο [κτείνοντες] πολεμιώτατοι. Das eingeklammerte Wort ist, wenn es nur erklären soll, zu viel und, wenn es anschaulich schildern soll, zu wenig. Mich dünkt es räthlicher, dasselbe zu tilgen, als etwa (denn auch daran könnte man denken) zu schreiben: — πολεμιώτατοι κτείνοντες ⟨καὶ διώκοντες⟩.

Im Folgenden: μὴ καὶ πρὶν κατεικαζούσῃ (κατεικάζουσα die Hss.) τὰ γινόμενα οὕτω ἐπευρεθῇ πρήσσων, halte ich es nicht für zulässig, mit der Aldina und der Mehrzahl der neueren Herausgeber (worunter Bekker, Stein, Krüger, Abicht, Dindorf, aber nicht Gaisford) ein Anakoluth wegzuemendiren, welches nicht erstaunlicher ist als jenes, das III, 16, 6—7 von den Handschriften

[1] Im Beginn des folgenden Capitels ist die unpersönliche Construction ὡς δὲ ἄρα παρεσκεύαστο τοῖσι Ἕλλησι (so, wenngleich zweifelnd, Reiske und Bekker) vor Alters missverstanden und durch das zum Behufe der Erklärung beigeschriebene παρεσκευάδατο (sc. οἱ Ἕλληνες) verdrängt worden. Dass dies der thatsächliche Hergang war, erhellt aus der von keinem Herausgeber, wohl aber von Miklosich (Subjectlose Sätze, 61) angeführten Parallele aus Thucydides I, 46, 1 (siehe daselbst Krüger): ἐπειδὴ αὐτοῖς παρεσκεύαστο. Stein glaubt die Ueberlieferung dadurch retten zu können, dass er auf den Plural — nicht des Verbum, sondern der Adjectiva in ähnlicher Construction (Thucyd. II, 3 ἐπεὶ δὲ — ἑτοῖμα ἦν) hinweist! Wie oft subjectlose Sätze von den Interpreten noch heute missverstanden werden, dies können Stein's Anmerkungen zu III, 80 in. oder zu III, 113 in. lehren, wonach in dem Satze: ἀπόζει δὲ τῆς χώρης — θεσπέσιον ὡς ἡδύ das letzte Wort das Subject sein soll! — IX, 33 in. lesen wir: ὡς δὲ ἄρα πάντες οἱ ἐτετάχατο κατά (τε SVR) ἔθνεα καὶ τέλεα. In SVR fehlt jedoch πάντες, was den Gedanken nahe legt, es möge auch hier eine subjectlose Construction zuerst missverstanden, dann verdrängt und schliesslich in der zweiten Handschriftenclasse bis auf die letzte Spur verwischt worden sein, genau so, wie dies an der oben besprochenen Stelle geschehen wäre, wenn etwa Reiske's Alternativvorschlag, πάντα einzusetzen, von einem alten Corrector anticipirt und ausgeführt worden wäre. Ist diese Combination richtig, so fehlt dem also gewonnenen: ὡς δὲ ἄρα οἱ ἐτέτακτο auch nicht eine genau zutreffende Parallele in dem (gleichfalls von Miklosich ebendas. angeführten) Satze: ὡς δέ σφι διετέτακτο —. (VI, 112 in.) Man erinnere sich auch unseres Besserungsvorschlages zu III, 82.

dargeboten und von den Interpreten nicht mehr angefochten wird: Πέρσῃσι μὲν δι' ὅπερ εἴρηται, θεῷ οὐ δίκαιον εἶναι λέγοντες (wo die Aldina gleichfalls λέγουσι herstellte; vgl. daselbst Stein's und Krüger's Hinweise, insbesondere auf IV, 132, 15 und VIII, 74, 19–20).

Artayktes setzt sich durch betrügerische Vorspiegelungen in den Besitz des schätzereichen Heroon des Protesilaos (IX, 116, 19): λέγων δὲ τοιάδε Ξέρξην διεβάλετο. ‚δέσποτα, ἔστι οἶκος ἀνδρὸς Ἕλληνος ἐνθαῦτα, ὃς ἐπὶ γῆν σὴν στρατευσάμενος δίκης κυρήσας ἀπέθανε· τούτου μοι δὸς τὸν οἶκον, ἵνα καί τις μάθῃ ἐπὶ γῆν τὴν σὴν μὴ στρατεύεσθαι'. ταῦτα λέγων εὐπετέως ἔμελλε ἀναπείσειν Ξέρξην [δοῦναι ἀνδρὸς οἶκον], οὐδὲν ὑποτοπηθέντα τῶν ἐκεῖνος ἐφρόνεε. Wer den bisherigen Ausführungen nicht ohne Billigung gefolgt ist, für den bedarf es keines Beweises, dass dieser Stelle durch unsere Athetese und nicht durch irgend welche Anwendung kritischer Kleinkunst (‚δοῦναί οἱ τοῦ ἀνδρὸς?' Stein) aufzuhelfen ist.

IX, 119: Οἰόβαζον μέν νυν ἐκφεύγοντα (l. ἐκφυγόντα mit SVR, Schäfer u. A.) ἐς τὴν Θρηίκην Θρήικες Ἀψίνθιοι λαβόντες ἔθυσαν Πλειστώρῳ ἐπιχωρίῳ θεῷ τρόπῳ τῷ σφετέρῳ, τοὺς δὲ μετ' ἐκείνου ἄλλῳ τρόπῳ ἐφόνευσαν.

Man fragt sich hier zunächst, warum denn die Gefangenen, die nicht geopfert wurden, alle auf gleiche Weise sollen getödtet worden sein; und ferner, weshalb Herodot diese Art der Hinrichtung nicht, wenn sie kein besonderes Interesse darbot, unerwähnt liess, andernfalls aber, wenn sie durch ihre Grausamkeit oder irgend einen anderen Umstand bemerkenswerth war, nicht klar und deutlich bezeichnet hat (durch τοὺς δὲ μετ' ἐκείνου ἀνεσκολόπισαν oder etwas Aehnliches). Die zwei Worte entstammen meines Erachtens dem Ergänzungsbestreben eines Lesers, der den wahren Sinn der Stelle nicht verstand: ‚die Thraker opferten den persischen Flüchtling einem einheimischen Gotte, und zwar nach den Bräuchen ihres Volkes, seine Begleiter aber tödteten sie (schlechtweg)'.[1]

[1] Dass im Folgenden καὶ vor ὡς κατελαμβάνοντο zu tilgen ist, scheint mir selbstverständlich; der die Construction störende Zusatz ist hier eben bereits in den Archetypus eingedrungen, wie V, 87, 17 in den Stammcodex der schlechteren Familie, Zeitschr für österr. Gymn. 1859, 826. Auch bei Abicht fehlt die Partikel im Texte, man weiss nicht, ob absichtlich oder zufällig, da das Variantenverzeichniss darüber schweigt.

IX, 122 in. spricht Artembares zu Cyrus: ‚ἐπεὶ Ζεὺς Πέρσῃσι ἡγεμονίην διδοῖ, ἀνδρῶν δὲ σοὶ Κῦρε, κατελὼν Ἀστυάγην, φέρε, γῆν γὰρ ἐκτήμεθα ὀλίγην κτέ.‘ Der Schicksalsumschwung, welcher die Perser zum führenden und herrschenden Volk erhoben hat, wird begreiflicher Weise der Gottheit oder dem obersten Gotte zugeschrieben; dass aber auch der Sturz des Astyages nicht dem Cyrus als dem unmittelbaren Urheber dieses speciellen Ereignisses, sondern der entfernten obersten Ursache aller irdischen Vorgänge beigelegt wird, dünkt mich in hohem Masse befremdend. Dieser Anstoss würde beseitigt, wenn wir mit S und einem Palatinus (denen Abicht folgt) σὺ an die Stelle von σοὶ setzen dürften. Und in der That scheint uns nur die Wahl zu bleiben zwischen der Annahme dieser alten Conjectur (denn etwas Anderes ist sie nicht) und der Athetese jener zwei Worte, die sehr wohl von einem male sedulus lector (mit oder ohne Rücksicht auf VII, 8α: ἐπείτε παρελάβομεν τὴν ἡγεμονίην τήνδε παρὰ Μήδων, Κύρου κατελόντος Ἀστυάγην) an den Rand geschrieben sein können. Ich ziehe die letztere Alternative vor, weil es dem Sprechenden, der von Cyrus nichts Geringeres verlangt, als dass er den Persern neue Wohnsitze anweise, mehr darum zu thun sein muss, die Grösse seiner Macht als jene seines Verdienstes hervorzuheben.[1] Statt ἔχωμεν und σχόντες im Folgenden bieten SVR σχῶμεν und ἔχοντες dar, zwei sinngemässere Lesarten, von denen auffälliger Weise nur die erstere bisher (bei Krüger und vormals bei Stein) Billigung gefunden hat.

[1] Sprachlich ist die eine Auffassung und Schreibung so zulässig wie die andere; denn durch ἀνδρῶν können ebensowohl die Einzelnen im Gegensatze zur Nation wie die Menschen im Unterschiede von Göttern bezeichnet werden. Vgl. Herod. IV, 46, 19—20: οὔτε γὰρ ἔθνος — οὔτε ἄνδρα κτέ. VIII, 93 in.: — ἤκουσαν Ἑλλήνων ἄριστα Αἰγινῆται, ἐπὶ δὲ Ἀθηναῖοι, ἀνδρῶν δὲ Πολύκριτός τε κτέ. IX, 71 in.: Ἠρίστευσε δὲ τῶν βαρβάρων πεζὸς μὲν ὁ Περσέων, ἵππος δὲ Σακέων, ἀνὴρ δὲ λέγεται Μαρδόνιος. Hingegen Λ 761: πάντες δ᾽ εὐχετόωντο θεῶν Διί, Νέστορί τ᾽ ἀνδρῶν.

Excurs I.

Δέ in apodosi bei Homer.

Bei der Behandlung derartiger Probleme ist die sachgemässse Classificirung der Einzelfälle mehr als die halbe Lösung. Ich glaube, das bei Lahmeyer (s. oben S. 552) vollständig zusammengestellte Material nach grossentheils verschiedenen Gesichtspunkten wie folgt gruppiren zu müssen.

Ilias.

I. Δέ im Nachsatz als Wiederholung derselben oder einer anderen Adversativpartikel des Vordersatzes: A 58, 137, 324 (= 137); B 718; Δ 212 (vorher mittelst δέ angereihter Zwischensatz, nach Nikanor's wohl richtiger Auffassung); E 439; Z 475; H 149, 314; I 167 (gehört kaum hieher, wie denn Bekker die Stelle parataktisch auffasst und interpungirt; ist nicht ἄν in μέν zu verändern: εἰ δ' ἄγε, τοὺς μὲν ἐγὼν ἐπιόψομαι · οἱ δὲ πιθέσθων?), 301; Λ 268, 409, 714; M 145 (wenn nicht vielmehr ἀτάρ — als Wiederholung von αὐτάρ der Protasis — den Nachsatz beginnt); O 321 (vorher mit δέ angereihtes Satzglied), 745; Π 199, 264, 706; P 733; Σ 545; T 55; Υ 448; Φ 560; Ψ 858; Ω 15, 445 (vorher Zwischensatz mit δέ).

II. Temporale Perioden: A 194 (vorher mittelst δέ angereihter Schluss der Protasis); Δ 221 (wo Nauck in den Addend. ändern will); K 507 (nahezu = A 193—194 und P 106—107); M 375 (vorher Zwischensatz mit δέ); N 779 (wenn anders nicht τοῦδ' [Wolf, Nauck] zu lesen ist); O 343 (wo Nauck ändern will), 540; P 107 (106 = A 193 und 107 = Δ 221); Σ 258 (wo Nauck gleichfalls ändern will); Ψ 65 (nach längerem Zwischensatz).

III. Temporale und relative Doppelperioden: B 189; I 509, 511; K 419 (die Doppelperiode zwar verschrumpft, aber als einziger Fall einer Relativperiode doch wohl besser hieher, als unter II zu stellen), 490; M 12; Υ 42 (falls die Lesart τόφρα δ' die richtige ist), 48.

IV. Gleichnisse oder analoge Wendungen: Z 146;[1] Ψ 91 (wenn nicht etwa Bekker's Interpunction den Vorzug verdient).

---

[1] Die Schreibung τοίη δέ, welche Lahmeyer pag. 36 n. ‚pro vulgato hucusque τοιῆδε' empfiehlt, steht schon in Bekker's erster Ausgabe; es war, wie die Scholien lehren, Aristarch's Lesart. Befremdlich ist es, dass Lahmeyer ebendaselbst (pag. 37) die lange Reihe der mit αὐτὰρ ἐπεί beginnenden Stellen anführt, ohne zu erkennen, dass das apodotische δέ durch αὐτάρ bedingt ist.

V. Eigentliches Anakoluth, durch begrifflichen Gegensatz (δέ = ἀλλά) oder die Construction störende Zwischensätze veranlasst: Δ 161 (δέ = ἀλλά, nach εἴπερ, wenn anders die Conjectur δέ statt τέ begründet ist), 262 (gleichfalls nach εἴπερ, vgl. ἀλλά anakoluthisch nach εἰ oder εἴπερ, z. B. A 82 oder M 349); M 246 (desgleichen); Φ 53 (scheint eher hieher als unter I zu gehören); Ψ 463.

VI. Zweifelhafte oder doch völlig vereinzelte Fälle: B 322 (fällt weg, wenn Nauck 321 mit Recht athetirt hat); E 261 (mag reine Parataxis sein, nach αἰ); X 381 (gehört δ' jedenfalls nicht zum Nachsatz, auch wenn man es nicht mit uns für unerlässlich hält zu schreiben εἶα ἄγετ', wie δ 832, s. S. 551); Ψ 321 (würde unter III gehören, wenn nicht der Sinn, wie ich denke, Nauck's Aenderung: ἄλλος μὲν erheischte), 559 (s. ebend.).

Odyssee.

I. γ 474; ε 444 (falls nicht Bekker's und Nauck's Interpunction Billigung verdient); ζ 100 (wenn ταὶ δ' ἄρ — gegen Bekker und Nauck — zu lesen ist); η 47, 185, 341 (falls ὤτρυνον δ' — wieder gegen die zwei letzten Herausgeber — zu lesen ist); θ 25; ι 182, 311 = 344; κ 112, 366, 571; λ 35, 387 (falls die Stelle in Ordnung, s. S. 552); μ 54 (kann auch zu V gezogen werden), 164 (mit 54 fast identisch), 182; ν 144; ο 304, 439, 502; π 274 (lässt sich auch zu V ziehen); σ 60 (falls nicht mit Nauck und einem Theil der Handschriften δ' oder mit Bekker die Protasis zu tilgen ist); φ 255, 261, 274; χ 458 (wenn nicht δέ mit Nauck zu beseitigen ist; ich möchte den Nachsatz erst mit 461 beginnen lassen); ω 205, 422, 490.

II. γ 10 (nach δέ im letzten Theile der Protasis); δ 121 (120 = A 193); ε 366 (365 = A 193), 425 (424 = A 193); θ 540 (wenn nicht, mit Nauck, τοῦδ' zu schreiben ist); κ 126; ρ 359 (wenn die Verse nicht mit Nauck zu athetiren sind); υ 57 (υ 56 = Ψ 62; der Gegensatz der Personen und der Handlung kommen vielleicht gleichfalls in Betracht), 77 (wo auch der Zwischensatz nicht wirkungslos sein mag).

III. ι 57; λ 148, 149; τ 330 (wenn nicht τῷδε mit Nauck zu lesen ist).

IV. η 109.

V. λ 592 (Ausdruck getäuschter Erwartung); ξ 178 (desgleichen), 405; ο 546 (erinnert an die herodoteische Gebrauchsweise); σ 62; χ 187 (liesse sich auch unter II stellen, doch entscheidend wirkten wohl die Zwischensätze), 217.

VI. δ 832 (s. S. 551); μ 42 (vielleicht τῷδ' zu lesen, sonst τῷ δ' nach ὅστις, wie sonst nur in Doppelperioden.)

Man sieht, wie sehr nach Ausscheidung unserer Classe I die Zahl der Fälle zusammenschwindet, wie viel auch von dem Rest auf formelhaft wiederholte Wendungen fällt und wie zahlreich die speciellen Entschuldigungen, insbesondere bei den Instanzen unserer (vielleicht am wenigst feststehenden) Nr. II sind. Doch diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, liegt mir ferne. Nur gegenüber Lahmeyer's mir völlig unglaubhafter Annahme ‚δέ particulam in apodosi positam respondere particulae μέν in protasi' (pag. 13) möchte ich darauf hinweisen, dass in vier von den sechs Fällen, die derselbe

namhaft macht — über die zwei räthselhaften, auch durch die Verwendung anderer Partikeln aus dem Rahmen der Normalfälle heraustretenden Instanzen s. S. 551 — dem μέν der Protasis sicherlich nicht das δέ der Apodosis, sondern ein nachfolgendes ἀλλ' ὅτε δὴ (I 553), αὐτὰρ ἐπεὶ (M 13), νῦν δὲ (Σ 261) und ἦμος δ' (ι 57) entspricht. Dass dies sich wirklich so verhält und die Aufeinanderfolge keine zufällige ist, kann das Fehlen jenes μέν in den sonst genau analogen Temporalperioden lehren. Und verlangt endlich Jemand nach einer geradezu entscheidenden Crucialinstanz, so findet er auch diese in Λ 84 ff.:

ὄφρα μὲν ἠὼς ἦν καὶ ἀέξετο ἱερὸν ἦμαρ,
τόφρα μάλ' ἀμφοτέρων βέλε' ἥπτετο, πῖπτε δὲ λαός·
ἦμος δὲ δρυτόμος περ ἀνὴρ ὁπλίσσατο δεῖπνον κτέ.

verglichen mit ι 56 ff.:

ὄφρα μὲν ἠὼς ἦν καὶ ἀέξετο ἱερὸν ἦμαρ,
τόφρα δ' ἀλεξάμενοι μένομεν πλέονάς περ ἐόντας·
ἦμος δ' ἠέλιος μετενίσσετο βουλυτόνδε κτέ.

Von den zehn hesiodeischen Stellen, die Lahmeyer gesammelt hat, fallen sechs (θ 58, 609, 800; ἐκή 284, 333, 363) unter unsere Rubrik I, eine (θ 600) unter IV, eine (ἐκή 681) unter V — indem, wie ich meine, die zu einer Periode erweiterte Protasis das Fallenlassen der subordinirten Construction veranlasst hat — zwei endlich (θ 155 und ἐκή 323) sind in kritischer Beziehung ebenso anfechtbar wie angefochten. Die zwei gesicherten Instanzen aus Elegikern und Jambikern endlich vertheilen sich auf I (Tyrtaeus 12, 27) und IV (Theogn. 357 — wo die Wiederholung des δέ aus der Protasis gerade wie bei Hesiod die alterthümliche Kühnheit mildern hilft —); dahin gehört schliesslich auch Archiloch. 32, falls die Anführung bei Athenäus X 447[b] ein abgeschlossenes Satzgebilde darbietet.

Excurs II.

Ermangelt Herodot's Werk einer abschliessenden Redaction?[1]

Ueber diese im Laufe der letzten Jahre viel behandelte Controverse mögen hier noch einige kurze Bemerkungen Raum finden. Es kommen hierbei insbesondere die nachfolgenden Punkte in Frage:

1. Die Wiederholung von I, 75 in. in VIII, 104 (S. Rawlinson I[3], 33). Die meines Erachtens richtige und endgiltige Lösung dieser Schwierigkeit hat schon Valckenaer gegeben: die letztere Stelle ist interpolirt. Zu den diesmal wohlbegründeten Bemerkungen Stein's (zu VIII, 104 comm. Ausg.) tritt noch als vielleicht entscheidendstes Argument die Thatsache, dass die bessere Ueberlieferung (SVR) statt συμφέρεται das blosse φέρεται

---

[1] Ich fasse hier Kirchhoff's stillschweigende Voraussetzung, das nicht zum Abschluss gediehene Geschichtswerk entbehre auch der letzten stylistischen Feile, und Heinrich Stein's ungleich anspruchsvolleren Versuch, Spuren des ursprünglichen Werdeprocesses oder einer späteren Neubearbeitung des Werkes aufzuweisen, in eine Besprechung zusammen.

bietet (= fertur), eine Gebrauchsweise, die — nach dem Ausweis der Wörterbücher wenigstens und soweit auch meine Kenntniss reicht — der älteren Sprache durchaus fremd ist.

2. Kirchhoff's Folgerungen (Abfassungszeit [2], 3 ff.) aus I, 106 und I, 184: Herodot soll in Folge einer längeren Unterbrechung der Arbeit seine dort gegebenen Versprechungen einzulösen vergessen und — wie wir hinzufügen müssen — diesen Widerspruch niemals bemerkt und berichtigt haben. Hier wünschte man zu wissen, wie sich Kirchhoff mit einem Einwurf abgefunden hat, der viel zu naheliegend ist, als dass er einem so scharfsinnigen Forscher hätte entgehen können. Wenn wir eine liegen gelassene Arbeit wieder aufnehmen, pflegen wir doch zumeist das vorher Geschriebene durchzulesen; wie konnte der Verfasser eines Geschichtswerkes, dessen Composition eine so überaus verschlungene ist, dies zu thun unterlassen? Und wenn er sich wunderbarer Weise dieser Unterlassungssünde schuldig gemacht hatte, wie kann das noch grössere Wunder glaubhaft werden, dass er in seiner ganzen weiteren Lebenszeit nicht dazu gelangt ist, jene Partie seines Werkes anzusehen und sein voreilig gegebenes Versprechen mit einem Federstrich zu tilgen? Anstatt diese und andere kaum geringere Unwahrscheinlichkeiten hinzunehmen, glaube ich vielmehr mit Stein (Einleitung [4], S. XLV—XLVI) und Anderen, insbesondere mit Rawlinson (zu I, 106) an die Abfassung und selbständige Existenz der Ἀσσύριοι λόγοι.

3. Nicht haltbarer erscheinen mir die Consequenzen, die Kirchhoff a. a. O. aus I, 130 ableitet. Denn es heisst, wie ich meine, nicht, ‚den Geschichtschreiber . . einer thörichten und durch nichts gerechtfertigten Willkür zeihen‘, wenn wir annehmen, er habe den Aufstand der Meder gegen den ersten Darius zwar einer beiläufigen Erwähnung, nicht aber einer ausführlichen Schilderung werth erachtet. Beruht doch der ganze Plan seines Werkes auf einer fortwährend mit vollem Bewusstsein (vgl. VII, 96 und 99) geübten strengen Sonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen, auf sorgfältiger Auslese des Wichtigsten und Wissenswürdigsten aus der unübersehbaren Fülle des ihm unaufhörlich zuströmenden Stoffes. Hat er doch beispielsweise — und dies ist, wenn ich nicht irre, schon längst bemerkt worden — aus den vielen Kriegszügen des Cyrus nur drei zu eingehender Schilderung ausgewählt.

4. Weit berechtigter ist die Verwunderung darüber, dass der Historiker es unterlassen hat, die VII, 213 in Aussicht gestellte genauere Belehrung über die Tödtung des Ephialtes durch den Trachinier Athenades seinen Lesern zu ertheilen. Es ist dies, so viel ich sehen kann, der einzige Punkt, der die Aufwerfung jener Redactions- oder Revisionsfrage überhaupt ermöglicht. Allein ehe wir aus solch' einem ganz vereinzelten Vorkommnisse so weitgehende Folgerungen ziehen, werden wir gut daran thun, der Möglichkeit zu gedenken, dass eine Lücke des Geschichtswerkes jene wahrscheinlich sehr kurze Mittheilung verschlungen hat. Und eine solche Lücke zum Mindesten (im Ausmass von zwanzig Zeilen) ist VIII, 120 handschriftlich bezeugt, worauf Stein in diesem Zusammenhang verständiger Weise hingewiesen hat.

5. Dennoch hat eben derselbe Gelehrte — und nach ihm Andere, wie Röse in einem Giessener Gymnasial-Programm vom Jahre 1879: Hat Herodot

sein Werk selbst herausgegeben? — von jener auf so schwanker Grundlage ruhenden Hypothese einen Gebrauch gemacht, gegen den man nicht entschieden genug Einsprache erheben kann. Ich will mich die Mühe nicht verdriessen lassen, zum Mindesten die sämmtlichen von Stein selbst vorgebrachten und zu IX, 83 zusammengestellten Behauptungen einer, wenngleich summarischen, Beurtheilung zu unterziehen. Derselbe glaubt nämlich nachträgliche Zusätze Herodot's zu seinem Geschichtswerke an folgenden Stellen zu erkennen:

I, 18, 4 (comment. Ausg.), wo die Worte τὰ μέν νυν — προσεῖχε ἐντεταμένως einen ‚der nicht wenigen Zusätze' bilden sollen, ‚womit der Autor den fertigen Text seines Werkes nachträglich berichtigte oder ergänzte'. Der unbefangene Leser möge selbst entscheiden, ob meine in weit engere Grenzen eingeschlossene Athetese (s. I, 160) nicht ausreicht, jeden wirklichen Anstoss zu entfernen, und ob andererseits die von mir hervorgehobenen Anstösse durch Stein's Voraussetzung wirklich beseitigt werden. Ich frage hier nur: angenommen, jener Process habe wirklich stattgefunden, wie kann es möglich sein, ihn mit einiger Sicherheit zu erkennen? Denn Herodot wollte (falls Stein's Annahme überhaupt richtig ist) diesen Zusatz mit dem Texte verschmelzen — man beachte die Anfügung mit τὰ μέν νυν und ferner die Worte ὡς καὶ πρότερόν μοι δεδήλωται — und doch soll ihm das so wenig gelungen sein, dass der Kritiker seinen Finger auf jene Zuthaten legen und von ihnen sagen kann: sie ‚heben in überraschender Weise das bisher ... Erzählte zum Theil wieder auf und unterbrechen überdies' u. s. w. u. s. w. — Und damit haben wir wohl den wundesten Fleck dieser ganzen Hypothese berührt. In der That: blosse Marginalzusätze lassen sich oft genug als solche erkennen (und mögen in einzelnen, wenngleich seltenen Fällen auch ihren Urheber verrathen), desgleichen doppelte Recensionen und andererseits eigentliche, absichtliche Interpolationen. Doch von alle dem ist hier nicht die Rede; vielmehr gilt es in der Mehrzahl der Fälle, von der Hand des Verfassers herrührende Ueberarbeitungen herauszufinden, womit dem menschlichen Scharfsinn eine, so viel ich sehen kann, schier unlösbare Aufgabe zugemuthet wird. Müssten doch dergleichen Stücke des Befremdlichen eben genug enthalten, um nicht für ursprüngliche Aufzeichnungen des Autors, und nicht genug, um für Interpolationen zu gelten! Wo ist der Kritiker, dessen Luchsauge diese haarscharfe Linie mit Gewissheit oder auch nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit zu erspähen vermöchte? In Wahrheit entpuppen sich denn auch alle diese angeblich nachträglichen Zusätze zum Theil als verderbte und interpolirte Stellen, zum andern Theil aber als völlig unverdächtige Stücke, deren Verknüpfung mit dem Vorangehenden oder Nachfolgenden nur bisweilen einen Anstrich von Gewaltsamkeit besitzt, — ein Eindruck, der in der Gesammtanlage des herodoteischen Werkes tief begründet ist und bei der scheinbar absichtslosen Verbindung so vielartiger Stoffe nicht leicht ganz zu vermeiden war. Man erinnere sich doch der so häufig wiederkehrenden, auf Abschweifungen von dem ins Auge gefassten Ziele und auf die Rückkehr zu demselben bezüglichen Wendungen (ἐπάνειμι δὲ ἐπὶ τὸν πρότερον ᾔια λέξων

λόγον u. dgl. m.) und auch des principiellen Ausspruchs unseres Autors (IV, 30): προσθήκας γὰρ δή μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίζητο, den doch kaum irgend Jemand mit einem neueren Herodot-Forscher so verstehen wird, als wollte der Halikarnassier sagen: ich bin von Anfang an darauf ausgegangen, mein Werk durch nachträgliche Zusätze zu erweitern!

I, 125 hat Stein das Verdienst, die Stelle ἔστι δὲ Περσέων — Σαγάρτιοι als anstössig bezeichnet zu haben. Allein den bedeutendsten Anstoss, der für mich wenigstens in der Phrase ἔστι δὲ τάδε liegt (was heissen soll: die von Cyrus berufenen Stämme waren diese), insbesondere nach dem sprachlich so gleichartigen und sachlich so verschiedenen Satze ἔστι δὲ — γένεα, räumt die Vermuthung nicht hinweg, der Autor habe diese Bemerkungen ‚erst später‘, ‚ohne strenge Rücksicht auf den Zusammenhang des Textes‘ hinzugefügt. Auch der übel gewählte Aorist ἀνέπεισε — als ob der weiterhin erzählte Erfolg hier schon bekannt wäre — bleibt auf diese Weise unerklärt. Die Stelle gilt mir als das Machwerk eines nicht kenntnisslosen, aber wenig sprachkundigen Interpolators.

II, 58 wird zu IX, 83 mit aufgeführt; doch unterlässt es Stein, zur Stelle selbst etwas Derartiges zu bemerken. Man sieht: wenn nicht das Werk des Historikers, so scheint doch jenes seines Herausgebers einer endgiltigen und einheitlichen Redaction zu ermangeln.

II, 127 hätte schon das in jenem Fall ganz bezuglose γάρ in οὔτε γὰρ ὕπεστι Stein vor der Anwendung seiner Lieblingshypothese bewahren sollen. Nur die Annahme einer kleinen Lücke (mit Abicht), etwa ⟨ἄλλως δὲ ἐνδεεστέρην⟩, nach ταῦτα — ἐμετρήσαμεν, thut den Bedingungen des Falles ein volles Genüge.

II, 156 fin. wird das Zusammengehörige nicht erst ‚durch die später eingefügte Bemerkung über Aeschylos‘, sondern bereits durch die zwei, auf die Verwandtschaftsverhältnisse und Benennungen ägyptischer Gottheiten bezüglichen Sätze getrennt. Sollen auch diese auf späterer Zuthat beruhen? Man kann das Eine so gut wie das Andere behaupten; nur dürfte es einigermassen schwierig sein, auf dieser abschüssigen Bahn zu rechter Zeit inne zu halten.

III, 89 mag man einen Augenblick darüber stutzig werden, dass die Ankündigung κατὰ τάδε διεῖλε erst nach mehr als zehn Zeilen zu ihrem Rechte gelangt. Allein wie sollten die Mittheilungen über die Höhe der persischen Tribute dem griechischen Leser verständlich werden, ehe er über die Bedeutung der dabei angewandten Massgewichte aufgeklärt ist? Und da nun die Darstellung einmal — nothwendiger Weise, wie auch Stein anzuerkennen scheint — aus ihrem Geleise gekommen ist, was Wunder, dass der Geschichtschreiber nicht sofort wieder in die gerade Strasse einbiegt, sondern eine Bemerkung hier einschaltet, für die er sonst nicht leicht eine angemessene Stelle gefunden hätte? Das mag nicht übermässig kunstvoll sein, aber es ist der echte und rechte Herodot. Nicht viel anders steht es um

III, 98, eine Stelle, die auf den ersten Blick mehr als irgend eine andere zu Gunsten der Stein'schen Hypothese zu sprechen scheint. Hier wird die Ankündigung einer Schilderung (τρόπῳ τοιῷδε κτῶνται) von dieser

selbst durch nahezu fünfzig Zeilen getrennt. Aber der Uebergang von einem Thema zum anderen ist jedesmal ein völlig sach- und naturgemässer, und während der Historiker von seinem Gegenstande abzuschweifen scheint, liest er unterwegs alle Elemente seiner späteren Darstellung wie zufällig auf: die Sandwüste an den Grenzen Indiens, die ‚streitbarsten' Inder, welche eben die goldgewinnenden sind (im Unterschied von und im Zusammenhang mit den übrigen Stämmen des weiten Landes, ihren Sitten und Bräuchen), endlich jene Riesenameisen, welche bei der Gewinnung des Goldes in der Sandwüste eine so bedeutende Rolle spielen. Wer hier etwas als ‚späteren Zusatz' ausscheiden will, kann wieder nicht einfache Randbemerkungen ausschalten, sondern er muss eine vollständige Umarbeitung der Stelle voraussetzen, beziehungsweise vornehmen. Und welche unübersteigliche Hindernisse solch einem Beginnen entgegenstehen, glauben wir bereits sattsam gezeigt zu haben. Bei

III, 131, 12—15 brauchen wir uns um so weniger aufzuhalten, da Stein's eigene Bemerkungen: ‚eine gelehrte chronologische Notiz', ‚ohne klaren Bezug zum Vorhergehenden' (aber doch an dieses geknüpft, daher keine blosse Marginalglosse, können wir hinzufügen!), ‚eine unleidliche Tautologie' u. s. w., nur dazu dienen können, die Stelle als Interpolation zu kennzeichnen (so schon Abicht), womit wir von Herzen einverstanden sind. Zur Zeit, da Herodot, ‚jedenfalls erst nach Vollendung des Ganzen', diese und ähnliche Stellen seinem Werke einfügte (was übrigens Herr Stein diesmal nicht mit voller Zuversicht behaupten will), muss seine Geisteskraft bereits erheblich gelitten haben.

IV, 2 überhebt uns der Wortlaut von Stein's Anmerkung jeder Entgegnung. ‚Das sowohl seinem Inhalte nach sehr problematische, als in den Zusammenhang schlecht passende Capitel scheint erst nachträglich vom Verfasser eingesetzt zu sein.' Man lese: scheint interpolirt zu sein, und man hat aus den diesmal sehr wohlbegründeten Prämissen den allein angemessenen Schluss gezogen. (Krüger und Abicht halten die Stelle für lückenhaft.)

IV, 14 und 15 ‚werden erst nachträglich hinzugekommen sein', weil — nun, weil Herodot's Herausgeber es verwunderlich findet, dass dieser nach Abschluss einer Episode mittelst der in diesem Falle ganz gewöhnlichen Redewendungen (Ἀριστέω μέν νυν πέρι τοσαῦτα εἰρήσθω. τῆς δὲ γῆς τῆς πέρι ὅδε ὁ λόγος ὅρμηται λέγεσθαι κτέ. c. 15—16) zu seinem Hauptthema zurückkehrt. Die zuversichtliche Diagnose, vermöge welcher

IV, 86 fin. der parenthetische Satz παρέχεται δὲ καὶ — μήτηρ τοῦ Πόντου für ‚eine nachträglich zugefügte Notiz' erklärt wird, darf mit Fug unser Staunen erregen. Wieder handelt es sich nicht etwa um eine abgerissene, unverbundene Randbemerkung, sondern um einen Satz, der echt oder unecht sein mag, dem aber wahrlich Niemand die nachträgliche Hinzufügung vom Gesichte ablesen kann. Doch was soll man erst zu jener Musterleistung kritischer Mantik sagen, die uns zu

V, 27 begegnet? In dieser allerdings schwer beschädigten Stelle (die jedenfalls zugleich lückenhaft und interpolirt ist) erkennt Stein nicht weniger

als vier verschiedene Schichten: den ursprünglichen Text, eine nachträgliche ‚Randnote‘ des Autors, welche dieser ‚später mit dem Context zu verschmelzen‘ beabsichtigte, die aber eine ungeschickte Hand ‚unpassend‘ in den Text ‚eingefügt‘ hat, und endlich die Zuthat eines noch Späteren, der ‚den hierdurch zerstörten Zusammenhang‘ wieder ‚herzustellen‘ bemüht war. Thut es wirklich Noth, über diese Art von Textes-Geologie ein Wort zu verlieren?

VI, 59 und 60 (zwei auf die Uebereinstimmung einiger spartanischer mit persischen und ägyptischen Einrichtungen bezügliche Capitel) sollen, ‚wenn sie auch vom Verfasser herrühren, doch wohl erst nachträglich in den Text gekommen‘ sein. Warum? Weil sie ‚nebensächliche Bemerkungen‘ enthalten. Herr Stein scheint also von der nicht eben gewöhnlichen Voraussetzung auszugehen, dass ein Autor bei der ersten Abfassung seines Werkes kritischer und wählerischer verfährt als bei der Revision oder Neubearbeitung desselben. Nebenbei wird ein formales Bedenken, nicht gegen die beiden Abschnitte, sondern gegen die letzten zwei Zeilen des zweiten derselben erhoben, welches mir wenig begründet scheint. Es ist von der Erblichkeit gewisser Berufszweige in Sparta die Rede, und da scheint es denn Herodot besonders bemerkenswerth, dass über die Wahl von Herolden nicht, wie anderwärts, die Stimmbegabung, sondern nur die Abstammung entscheidet. Ich kann nicht im Entferntesten finden, dass in den Worten οὐ κατὰ λαμπροφωνίην ἐπιτιθέμενοι ἄλλοι σφέας παρακληίουσι, ἀλλὰ κατὰ τὰ πάτρια ἐπιτελέουσι ‚das Asyndeton‘ (an der Spitze des das Vorangehende weiter ausführenden Satzes) oder ‚der lose‘ (soll wohl heissen ausschliessliche) ‚Bezug auf den einen Stand der Herolde‘ (mit οἱ κήρυκες begann die Aufzählung jener Stände, mit κῆρυξ κήρυκος schliesst sie wieder ab) ‚den flüchtigen Anmerker verrathen. Die zwei Capitel geben meines Erachtens zu kritischen Anfechtungen irgend welcher Art nicht den allermindesten Anlass.

VI, 79. Die parenthetische, auf die Höhe des im Peloponnes üblichen Lösegeldes für Gefangene bezügliche Notiz mag man als nicht zur Sache gehörig immerhin beanstanden und demgemäss athetiren. Allein Stein's Lieblingsauskunft ist unbedingt unanwendbar; denn die Art der Anknüpfung ist die beste, welche die Sache irgend zuliess, und Herodot hätte die Notiz, falls er sie vom Rande in den Text zu verpflanzen beabsichtigte, wieder genau so fassen müssen, wie wir sie bereits jetzt in diesem lesen.

Zu VI, 98 fin. (dem Versuch einer Wiedergabe dreier persischer Königsnamen) lesen wir: ‚Die Stelle ist verdächtig, nicht ihres Inhaltes oder ihrer Sprache wegen, sondern weil sie nur einen zufälligen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden hat und wie eine gelehrte Randnote aussieht. Dennoch mag sie von Herodot herrühren.‘ Wenn freilich unser Historiker die leidige Gewohnheit hatte, den Rand seines Handexemplars mit allerhand ungehörigen Auslassungen anzufüllen, so ist die Aufgabe seiner Herausgeber eine recht missliche geworden. Weniger conservative und minder phantasievolle Kritiker werden allerdings Wesseling's Athetese mit beiden Händen unterschreiben und sich auch des Umstandes erinnern, dass die unmittelbar vorangehenden, in einem Theil der Handschriften fehlenden Zeilen einmüthig verurtheilt werden. Die Bemerkung zu

VII, 20, 5 scheint uns so vollständig aus der Luft gegriffen, dass man sich wohl der Mühe enthoben erachten kann, sie eingehend zu widerlegen. Wo konnte wohl Herodot diesen ‚Excurs über das Verhältniss des Xerxeszuges zu früheren Expeditionen' besser unterbringen, als an der Stelle, wo er von den riesigen, vier volle Jahre in Anspruch nehmenden Vorbereitungen zu diesem Kriegszuge gesprochen hatte? Wie man hier von einem ‚losen sachlichen Verbande' sprechen kann, ist mir ein Räthsel, und auch die sprachliche Anknüpfung: ‚Xerxes zog ingenti copiarum manu (Stein's eigene Uebertragung) ins Feld: denn fürwahr einen gewaltigeren Kriegszug hat es nie gegeben' u. s. w. bedarf keiner Rechtfertigung.

VII, 96 in. soll das Sätzchen ἐπεβάτευον — Σάκαι ‚später nachgefügt' sein. Dass eine auf die gesammte Flotte bezügliche Angabe nirgends besser am Platze ist als am Ende der Aufzählung der einzelnen Schiffscontingente, dürfte Niemand leugnen. Doch ist ein Mangel an Concinnität hier sowohl wie in den nächsten Sätzen (τούτων δὲ —. τούτοισι πᾶσι —.), die auch Stein nicht für spätere Zuthaten hält, nicht zu verkennen. Der Grund dieses stylistischen Mangels ist meines Erachtens ein sachlicher: er liegt in der Schwierigkeit, mehrere von einander unabhängige thatsächliche Einzelangaben in angemessener Weise zu verbinden.

VII, 106, 4. Die auf diese Stelle bezügliche Bemerkung (zu Z. 11) habe ich zu wiederholten Malen gelesen, ohne mich doch des Verständnisses völlig sicher zu fühlen. Es mag mir daher erlaubt sein, dies eine Mal, wo ein missbilligendes Urtheil so leicht einem Missverständniss entspringen könnte, Stillschweigen zu üben.

VII, 113, 4 nennt Stein die Worte ἔτι ζωός ἐών nicht mit Unrecht ‚für das Verständniss mehr als entbehrlich'. Da nun in demselben Satze auch eine sprachliche Absonderlichkeit sich findet: λόγον ποιεῖσθαι, wo Herodot sonst μνήμην ποιεῖσθαι zu sagen pflegt, so liegt die Annahme nahe, diese anstössigen Worte seien eingeschoben und des Geschichtschreibers einfache Angabe τῆς ἦρχε Βόγης sei von einem übereifrigen Leser, der sich des vorher erzählten Todes jenes Persers (c. 107) und zugleich einer ähnlichen, aber doch auch verschiedenen Wendung (IV, 16) erinnerte, zu dem wenig geschickten Satz erweitert worden, der uns jetzt vor Augen liegt. Warum aber der sein Werk revidirende Autor das an den Rand geschrieben haben soll, was ‚für das Verständniss mehr als entbehrlich ist', dies ist mir mindestens wenig begreiflich. Zu

VII, 137, 12 wird der den Aneristos, Sohn des Sperthias, näher bezeichnende Satz ὃς εἷλε — πλήρεϊ ἀνδρῶν als ein ‚überflüssiger, notizenartiger Zusatz' bezeichnet. Dieser Einwand kann sich nur gegen den Inhalt des Satzes richten und müsste, falls er (was meine Meinung nicht ist) begründet wäre, seine Tilgung zur Folge haben. Die Form ist völlig anstandslos; sie ist eben diejenige, in welcher Herodot ihn schliesslich in den Text zu setzen gewillt sein musste; wozu kann also die Muthmassung dienen, dass er ihn vorerst am Rand verzeichnet habe? Zu

VII, 162, 7 nennt Herr Stein die Worte τὸ ἐθέλει λέγειν (mit Eltz, p. 332—333) ‚die erklärende Randnote eines Lesers'. So hat denn

offenbar nur ein lapsus memoriae die Anführung dieser Stelle zu IX, 83 veranlasst und somit den Schein erzeugt, als halte Herr Stein den sein Werk revidirenden Autor selbst für eben den Leser, der die Worte οὗτος δὲ ὁ νόος τοῦ ῥήματος durch die am Rand verzeichnete Phrase τὸ ἐθέλει λέγειν zu glossiren für gut befunden hat. Bei

VII, 191 jedoch gibt es keine derartige Zweideutigkeit. Hier erfahren wir, dass die Sätze ursprünglich anders und besser zusammenhingen und dass — dies wird uns mit einer Zuversicht mitgetheilt, die uns füglich verblüffen darf — ‚erst nachträglich Herodot die Episode von Ameinokles eingeschoben und jenen Zusammenhang gelockert‘ hat. Mit anderen Worten: der Herausgeber findet eine Stelle nicht in wünschenswerther Ordnung und weiss dafür keine glaubhaftere Erklärung als die Annahme, dass der Verfasser sein eigenes Werk nachträglich verdorben hat! Warum freilich der treffliche Schriftsteller ein so linkischer Revisor gewesen sein soll, dieses Räthsel bleibt hier und anderwärts ungelöst. Denn, wohlgemerkt, nicht den Mangel einer letzten Redaction, sondern eine vom Autor selbst verschuldete Verballhornung seines Textes meint Herr Stein und muss er meinen; sieht doch jene Episode einem blossen vorläufigen Marginalzusatz so unähnlich, dass sie weit eher ein Zuviel als ein Zuwenig von Ausarbeitung aufweist und durch einen — von der Umgebung sich merklich abhebenden — eigenthümlich gespreizten und prätentiösen Ton den Verdacht einer, freilich uralten, Interpolation wachruft. Und dieser Argwohn wird allerdings dadurch erheblich verstärkt, dass die Ausscheidung des Stückes eng Zusammengehöriges näher aneinander rückt. Ganz ebenso wenig wird Herr Stein behaupten wollen, dass

VII, 193 der von ihm anstössig gefundene Participialsatz Ποσειδέωνος — νομίζοντες eine Randnotiz des Autors sei. ‚Der Zusatz ist wohl erst später vom Autor nachgetragen‘, — diese Bemerkung kann auch hier nur besagen wollen, dass Herodot sein Werk mit so beispiellosem Ungeschick revidirt hat, dass wir auf Schritt und Tritt seine nicht bessernde, sondern verschlechternde Hand erkennen. Wem der brachylogische Ausdruck für sprachwidrig gilt, dem bleibt nichts übrig als die Auskunft der Athetese; uns freilich scheint der Umstand, dass der Subjectbegriff des Participialsatzes ein einigermassen weiterer ist als jener des Hauptsatzes (‚sie benannten und man benennt noch heute‘), keinerlei kritischen Eingriff zu rechtfertigen (vgl. Krüger 57, 9, 1—2). — Zu

VII, 210 macht Stein mit vollem Recht darauf aufmerksam, dass der herbe Tadel über die Untüchtigkeit der persischen Truppen (δῆλον δ' ἐποίευν — ὀλίγοι δὲ ἄνδρες) zur ‚Schilderung des rastlosen Angriffs‘ derselben durchaus nicht stimmen will. Allein heisst es diese Schwierigkeit hinwegräumen, wenn wir annehmen, dass der Autor die Worte ‚wohl erst später eingefügt‘ hat, ‚an nicht eben passender Stelle‘? Ich kann nur mein Unvermögen eingestehen, dieser Bemerkung irgend einen verständlichen Sinn abzugewinnen; denn (so bemerkt dies eine Mal auch Herr Tournier, Exercices critiques pag. 140) ‚comment il a pu échapper à Hérodote que cette addition le mettait en contradiction avec lui-même, c'est ce qu'il n'eût pas

été superflu d'expliquer'. Das kritische Hilfsmittel, zu welchem wir immer dann greifen müssen, wenn ein an sich vortrefflicher Satz ,an nicht eben passender Stelle' erscheint, ist die Transposition; und so darf man wohl vermuthen, dass die Darstellung des erfolglosen Kampfes der feindlichen Ueberzahl mit dem wunderbar tapferen Häuflein der Griechen durch eben diesen emphatischen Ausspruch abgeschlossen wurde. Am Schluss des c. 212 (unmittelbar vor den Worten: ἀπορέοντος δὲ βασιλέος κτέ.) dürfte seine ursprüngliche Stelle gewesen sein. (Dazwischen liegen 29 Zeilen der Stein'schen Ausgabe, das Vierfache des Zwischenraumes, den wir bei der einzigen anderen von uns als nöthig erachteten Umstellung — III, 143 — annehmen mussten. Darf man hierin einen auf die Einrichtung des Archetypus bezüglichen Wink erblicken?)

VII, 223 liegt ohne Zweifel ein Textesschaden vor. Mit der Verlegung des Kampfplatzes auf den freieren Raum vor der Passenge (ἐς τὸ εὐρύτερον τοῦ αὐχένος) mussten die Verluste auf beiden Seiten wachsen. Allein während der Geschichtschreiber den Vorgang im Einzelnen auch thatsächlich so darstellt, so gilt doch seine darauf bezügliche allgemeine Bemerkung (ἔπιπτον πλήθεϊ πολλοὶ τῶν βαρβάρων) nur dem einen Theil, und zwar demjenigen, auf welchen dieselbe jedenfalls geringere Anwendung fand. Da nun ferner in den Worten πολλοὶ μὲν δὴ — ὑπ' ἀλλήλων noch von den Barbaren die Rede ist, die unmittelbar folgenden ἦν δὲ λόγος οὐδεὶς τοῦ ἀπολλυμένου aber (wie die Begründung ἅτε γὰρ κτέ. zeigt) sich auf die Griechen beziehen und es an jedem vermittelnden Uebergange fehlt, so lässt sich — wie Dobree (advers. pag. 40) einsah — kaum an dem Ausfall eines Sätzchens zweifeln, welches dieser zwiefachen Anforderung Genüge leistete, und das, wie der soeben genannte Kritiker vermuthet hat, etwa also lautete: ⟨ἔπιπτον δὲ κάρτα πολλοὶ καὶ τῶν Ἑλλήνων⟩. Diese Annahme erledigt alle Schwierigkeiten, denn in dem Subjectswechsel: τότε δὲ συμμίσγοντες — ἔπιπτον κτέ. vermag ich keine solche zu erblicken; bereits das Particip bezeichnet ja eine beiden Theilen gemeinsame Handlung, und ist es doch, als ob Herodot sagen wollte: τότε δὲ συμμίσγοντες — ἔπιπτον ἀμφότεροι πλήθεϊ πολλοί, eine Ausdrucksweise, die nur um des bequemeren Ueberganges zur Einzeldarstellung willen in ihre beiden einander folgenden Bestandtheile zerlegt wird. (Vgl. auch die Zusammenstellungen der Herausgeber zu I, 33 und was wir zu I, 31 bemerkt haben.) Stein's Vermuthung einer nachträglichen Abfassung von Z. 10—16 aber unterliegt nicht nur unseren nunmehr bereits so oft wiederholten Einwendungen, sondern überdies noch einem speciellen, an sich kaum abzuweisenden Einwurf: wie über alle Massen unwahrscheinlich ist es doch, dass der Historiker den integrirenden Theil eines Gesammtvorganges — und zwar an einem Höhepunkte seiner Geschichtsdarstellung! — erst nachträglich erfahren, oder wenn er ihn schon früher kannte, nicht sofort in die Erzählung verwoben hat! — Doch es ist nicht immer leicht, über diese Willkürannahmen mit ernster Miene zu verhandeln, am allerschwersten vielleicht zu

VII, 238. Xerxes lässt dem todten Leonidas den Kopf abschlagen und der Geschichtschreiber bemerkt dazu, dieser an einem Leichnam verübte Frevel sei wohl der stärkste Beweis dafür, dass der Perserkönig keinen an-

deren Menschen so sehr gehasst habe als den heldenhaften Vertheidiger der Thermopylen. Was kann wohl besser zusammenhängen? Weil aber nach δῆλα (in δῆλά μοι πολλοῖσι μὲν κτέ.) die zu erwartende Verbindungspartikel ὦν, νυν oder dgl. fehlt, — so soll — nicht etwa eine solche ausgefallen, (Krüger will δὲ einschalten) sondern ‚die Bemerkung wohl später nachgefügt sein‘! Wer, der nicht schon von der Wahrheit jener Hypothese überzeugt ist, wird sie auf solche Gründe hin annehmen wollen, und selbst welcher Adept der Lehre wird diese ihre Anwendung billigen können? Setzt dieselbe doch voraus, dass Herodot jenen Satz, der ganz und gar in seiner gewohnten Manier geschrieben ist (πολλοῖσι μὲν καὶ ἄλλοισι τεκμηρίοισι, ἐν δὲ καὶ τῷδε!) und einer provisorischen Randnotiz so wenig gleicht wie irgend ein Kunstproduct seinem Rohstoff, zur Aufnahme in sein Werk völlig fertig gestellt und nur eben die Einschaltung jener Partikel — wir müssen wohl sagen, einer zweiten Revision vorbehalten hat! — Zu

VII, 239 verwickelt sich Herr Stein in einen Widerspruch, dessen Auflösung wir ihm selbst überlassen müssen. Er findet ‚das Geschichtchen von Demaratos' Brief‘, welches den Inhalt des Capitels bildet, ‚hier um so passender untergebracht, als‘ u. s. w. Er erhebt auch gegen ‚die ganze Uebergangsformel‘, welche den Abschnitt an das früher Erzählte anknüpft und die er eingehend erläutert, nicht den mindesten Einspruch, ebensowenig gegen darin enthaltene sprachliche oder sachliche Einzelheiten. Dennoch wird derselbe zu IX, 83 unter den ‚Nachträgen‘ angeführt. Warum, wissen wir nicht; uns freilich gilt Krüger's Nachweis, dass ‚dies ganze Capitel ein ungehöriges Einschiebsel‘ ist, für vollständig gelungen und gesichert.

IX, 73 soll wieder Herodot den Satz: οὕτω ὥστε — ἀπέχεσθαι mit so argem Ungeschick interpolirt oder, wie Herr Stein dies ausdrückt ‚wohl erst nachträglich eingesetzt‘ haben, dass wir die Fuge ohne Weiteres als solche erkennen. Der Satz gewinnt jedoch alsbald den vermissten ‚passenden Anschluss an das Vorhergehende‘, wenn wir die Einzelvorstellungen der ‚Proedrie‘ und ‚Atelie‘ zum Gesammtbegriff der ‚ehrenden Auszeichnung‘ oder (wie der Zusammenhang es erheischt) der ‚Bethätigung der Dankbarkeit‘ erweitern. Doch wozu viele Worte? Wie mag nur Herr Stein selbst die Stelle übersetzen? ‚Von diesem Dienste her‘ (so lautet seine Uebertragung) ‚geniessen die Dekeleer in Sparta Freiheit von Steuern und Ehrensitz bei den Spielen noch bis auf diesen Tag, dergestalt, dass selbst noch in dem Kriege . . . die Lakedämonier . . . allein Dekeleas verschonten.‘ Eine Freiheit der Anknüpfung also, die der deutsche Uebersetzer sich unbedenklich gestattet, sollte dem Autor verwehrt sein, der griechisch schrieb, d. h. in einer Sprache, die von aller pedantischen Wortgerechtigkeit freier ist als vielleicht jede andere!! Herr Stein bemerkt freilich noch: ‚Wäre, wie vermuthet worden, dieser Abschnitt der Erzählung erst zur Zeit des Krieges geschrieben, so wäre die ganze Aufzählung der Ehrenrechte, die doch nur im Frieden galten, recht seltsam.‘ Was soll man, da es nicht als höflich gilt, ein gegnerisches Argument zu ignoriren, darauf erwidern? Doch wohl nur, dass der Ausbruch eines Krieges nicht jede Erinnerung an die vorhergegangene

Friedenszeit auszulöschen pflegt, und dass der Kriegszustand stets als eine zeitweilige Unterbrechung der normalen Friedensbeziehungen gegolten hat. Zu

IX, 83 endlich genügt es glücklicherweise, auf Krüger zu verweisen, mit dessen Verwerfungsurtheil ich vollständig übereinstimme. Stein's Annahme, dass der nichtssagende Notizenkram, der dieses Capitel ausfüllt, ‚nicht bei der ersten Verfassung geschrieben' sei, erscheint diesmal wie immer als ein ebenso beweisloser wie unzulänglicher Nothbehelf. Kann jener Kleinkram überhaupt von Herodot selbst herrühren, so mag er ihn ganz ebenso wohl sogleich in den Text, als vorerst an den Rand geschrieben haben (wenn letzteres Stein's Meinung ist); ja in solchem Falle wäre, wie wir schon einmal bemerken mussten, eine nachträgliche Ausmerzung weit eher zu erwarten als eine nachträgliche Hinzufügung. So darf man denn dieser ganzen, so unbegründeten als unergiebigen, kein Problem lösenden oder auch nur vereinfachenden, Schwierigkeiten nicht hinwegräumenden, sondern häufenden Hypothese gegenüber wohl an den alten Grundsatz der Scholastiker erinnern: entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem.

Nachtrag.

Zu VIII, 79, 15: So lange nicht Jemand den Beweis liefert, dass καιρός in alter Sprache genau so viel wie χρόνος bedeutet, wird man statt ἔν τε τῷ ἄλλῳ καιρῷ zu lesen haben: ἔν τέ τεῳ ἄλλῳ καιρῷ.

Hätte ich rechtzeitig bemerkt, dass Stein in der letzten Auflage des zweiten Heftes seiner comment. Ausgabe (1881) den S. 535 besprochenen Aenderungsvorschlag zu II, 65, 17 fallen gelassen hat, so wären meine hierauf bezüglichen Bemerkungen natürlich unterblieben. Ein gleichartiges Versehen hat es verschuldet, dass meine Aeusserung (S. 538) über Krüger's Anmerkung zu II, 84 fin. nicht einigermassen modificirt und jene über seine Erklärung von II, 86, 8—9 nicht getilgt worden ist.